3 3433 08173986 8

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche

Viertelsjahrs Schrift.

Erstes Heft.

1847.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Stuttgart und **Tübingen.**

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Die Heilkunde und der Staat	1
Das deutsche Postwesen und dessen künftige Gestaltung	41
Die Theurung, ihre Wirkung und Abwehr	60
Vorschläge zu Preisaufgaben	100
Fragen der nationalen Fortbildung des Zollvereins	116
Die Aufgabe der Sprachreinigung	195
Ueber Bildung und Stellung technischer Beamten	211
Die Naturwissenschaft und die Philosophie	234
Der Kornhandel	247
Der Religionsunterricht auf den Gymnasien	255
Die Persönlichkeit oder das Gepräge eines Volks, was man wohl Charakter zu nennen pflegt	279
Die Gefängnißreform	358
Pauperismus und Industrie	376
Kurze Notizen	389

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

Die Heilkunde und der Staat.

I.

In einer Zeit wie die unſrige, deren charakteriſtiſches Merkmal ein Streben nach Verjüngung aller Zuſtände, nach neuer zeitgemäßer Geſtaltung aller Lebensverhältniſſe, und deren Loſungswort Fortſchritt iſt, konnte es nicht fehlen, daß auch die Stellung des ärztlichen Standes ein Gegenſtand vielfacher Betrachtungen wurde. So reich aber die Literatur bereits an Schriften iſt, welche die Mängel und Schäden des Medicinalweſens im Allgemeinen oder in Bezug auf einzelne Länder aufdecken und Rathſchläge zur Abhülfe ertheilen, ſo kann ich mich doch nicht überzeugen, daß neue Beſprechungen dieſes wichtigen Stoffes bereits überflüſſig ſeyn ſollten. Vieles Reden über eine Sache wird erſt dann zum Ueberdruß, wenn dieſelbe kein wirkliches Intereſſe mehr bietet, wenn alſo das, was man als zerſtörungswerth hinſtellt, in der That nicht mehr exiſtirt, oder die Erreichung des als wünſchenswerth Geſchilderten dermalen als pure Unmöglichkeit erſcheint, ſo daß kein vernünftiger Menſch ſich damit befaſſen mag. Da nun aber keines von beiden in unſerm Falle Statt findet, ſo glaube ich auch nichts Vergebliches zu thun, wenn ich verſuche, dem Leſer meine Betrachtungsweiſe des fraglichen Gegenſtandes zur Beurtheilung vorzuführen, und hoffe, wenn auch meine Vorſchläge nicht verwirklicht werden ſollten, doch wenigſtens durch ihre Darlegung weder mir noch meinen Leſern unnützer Weiſe die Zeit zu verderben.

Das Medicinalweſen iſt einer derjenigen Punkte, in welchen wir Deutſche unläugbar dem geſammten Auslande voranſtehen. Es haben ſich mit demſelben nicht nur eine große Anzahl unſerer

Digitized by Google

namhafteſten Gelehrten beſchäftigt, ſondern auch unſere Regierungen haben ſich deſſelben mehr als irgend andere angenommen. Dieſe Anerkennung aber, weit entfernt, uns auf unſern Lorbeeren ruhen zu laſſen, ſoll uns nur ein um ſo größerer Sporn ſeyn, unſern alten Ruhm hierin nicht zu verlieren. Wir müſſen jede Stimme, die auf einen faulen Fleck der Organiſation hinweist, ſorgſam beachten, jede empfohlene Reform würdigen, und wenn ſie es verdient, auszuführen ſuchen und ſo dafür ſorgen, daß wir nicht nur in dem Gebäude, das wir aufführen, ſelbſt wohnlich hauſen, ſondern daſſelbe auch fortwährend unſern Nachbarn als Muſter bieten können.

Aber wie wird das möglich ſeyn, da der Grund, auf dem das ganze Gebäude ruht, ſchon ſelbſt nicht mehr feſt ſteht? In Deutſchland war das Prinzip, daß der Staat die Ausübung der Heilkunde zu überwachen und zu leiten habe, früher als in allen andern Ländern eingeführt worden, und während in Frankreich, noch mehr in England und am allermeiſten in Nordamerika die Medicin mehr oder weniger einer ſtaatlichen Regulirung und Geſetzgebung entbehrte, kam uns die Controlirung des Heilgeſchäftes von Seite des Staats längſt als etwas ganz Natürliches vor. Erſt die neuere Zeit hat an dieſem verjährten Glauben zu rütteln angefangen. Ueber die Befugniſſe der Afterärzte, Schäfer, Schmiede, Schinder u. ſ. f. hatte zwar auch ſchon früher mancher Laie ſeine eigenen, jenen günſtigen Anſichten gehabt, zu einer öffentlichen Vertheidigung derſelben konnte es aber niemals kommen, da diejenigen Gläubigen, welche allenfalls zur Führung derſelben geſchickt geweſen wären, es nicht thaten, entweder aus Beſorgniß ausgelacht zu werden, oder weil Thatſachen ſich nicht leicht anführen ließen, ohne jene Heilkünſtler den Gerichten auszuliefern. Das Recht des Staates, nur gewiſſen Individuen unter gewiſſen Bedingungen Erlaubniß zum Heilen zu ertheilen, fing erſt an zum Gegenſtand öffentlichen Zweifels zu werden, als die Aerzte ſelbſt ſich in zwei der Theorie und Praxis nach ſich feindlich entgegengeſetzte Lager trennten.

Es war die Homöopathie, die zu dieſem noch jetzt nicht ausgemachten Streit Anlaß gab. Sie mußte entweder nur für ſich völlig gleiche Berechtigung mit der bisherigen Kurmethode

Digitized by Google

oder eine völlige Freigebung der ärztlichen Praxis verlangen. Im ersteren Fall würde dasselbe Prinzip geltend gemacht, wonach in manchen Staaten nur zwei oder drei Confessionen förmlich anerkannt sind, im zweiten das Prinzip, welches im Religiösen absolute Freiheit will. Die Homöopathie steuerte zwar meist nur auf das Erstere los; da aber später auch die Wasserheilkunde mit gleichen Ansprüchen auftrat, und auch die sympathetischen Kuren noch keineswegs vergessen sind, so beschränkt sich die Frage nicht mehr auf so enge Grenzen, sondern sie will von Grund aus und nach allen Seiten hin gelöst werden. Man sieht aber leicht, daß die Grundsätze, auf die es bei ihrer Beantwortung ankommt, nicht bloß solche sind, die die Medicin allein angehen, sondern daß sie allgemeiner Natur sind. Es sind dieselben Grundsätze, die dem Streit über Gewerbfreiheit und gegenwärtig in Frankreich dem über die Freiheit des Unterrichts den Stoff geben. Der Geist der Zeit will für jedes Individuum die Möglichkeit, seine Kräfte nach Einsicht und Neigung ungehindert entwickeln und anwenden zu dürfen, und die Frage ist immer nur die, ob und wie weit eine solche Freiheit gestattet werden könne, ohne die Wohlfahrt des Ganzen zu gefährden.

Bei der Gewerbfreiheit ist der für das allgemeine Wohl wichtigste Punkt der, der die Nachtheile oder Vortheile betrifft, welche die Beschränkung der Anzahl der Gewerbtreibenden auf einem bestimmten Gebiet nach sich zieht. Dieser Punkt ist zwar auch in Bezug auf die Heilkunde sehr zu würdigen; uns interessirt er hier aber zunächst weniger als ein anderer Theil der Frage, nämlich der, ob und in wiefern der Staat über die Zulassung eines Individuums in Bezug auf seine Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit zu entscheiden haben dürfe? Ich fasse bei der Beantwortung derselben, um nicht zu weit abzuschweifen, sogleich unsern besondern Fall ins Auge.

Wollte man bei Erledigung des Gegenstandes lediglich abstract verfahren und ein entschiedenes Entweder — Oder aussprechen, so würde man entweder eine völlige Freiheit in der Ausübung der Heilkunst oder andererseits eine solche Organisation des ärztlichen Standes verlangen müssen, wonach der Arzt als Beamter erschiene, der in seinem Handeln an die bestimmtesten

Regulative gebunden wäre, dem aber auch die Laien in Gesundheitssachen gesetzlichen Gehorsam schuldig wären. Für beides ist schon gesprochen worden; für jenes waren hauptsächlich Laien, für dieses Aerzte. Wir wollen nun jeden dieser Vorschläge einzeln prüfen.

Das natürliche Freiheitsgefühl des Menschen, das schon so viele Kämpfe verursacht hat, sträubt sich auch gegen jeden Zwang in Bezug auf die Wahl ärztlicher Hülfe. Sie soll nur das Werk des Vertrauens seyn, und es wäre wirklich empörend, wenn ein Kranker, der die innigste Ueberzeugung hat, daß ihm nur eine homöopathische oder eine Wasserkur zuträglich sey, gezwungen werden sollte, diesen oder jenen allopathischen Arzt zu gebrauchen, aus keinem andern Grunde, als weil der Staat es wollte. Aber nicht nur in Bezug auf solche ärztliche Heilmethoden, sondern überhaupt in Bezug auf Hülfe aller Art wird Ungebundenheit verlangt. „Helfe, was helfen mag," hört man wohl sagen; „es ist besser von einem Hirten kurirt werden, als nach den Theorien der Aerzte sterben; darum, wer helfen kann, soll auch helfen dürfen." Solche und ähnliche Gedanken sind es, die selbst manchen gebildeten Laien bewegen, sein Heil bei diesem oder jenem Afterarzt zu suchen. Indeß geht es den Anhängern dieser Ansicht geradeso wie so vielen Leuten aus den niedern Ständen in ihren Ideen über Staatseinrichtungen. Wie weidlich wird z. B. nicht oft über die Forstgesetze geschimpft, daß sie das Holz vertheuern, und doch liegt es am Tage, daß ohne solche Gesetze in nicht ferner Zeit der Preis des Holzes gar nicht mehr zu erschwingen wäre. Ich will damit sagen, daß der Kurzsichtige immer nur den augenblicklichen Vortheil oder Nachtheil gewahr wird und nicht im Stande ist einzusehen, wie eine scheinbare Beeinträchtigung in einem einzelnen Fall ihm für die Zukunft gerade den größten Segen bringen kann, daß er somit auch sein eignes Wohl nicht im Wohle des Ganzen zu finden und daher auch sein Privatinteresse diesem nicht zu opfern vermag. Die oben dargestellte Ansicht würde, allgemein durchgeführt, die Gesammtheit und somit auch jeden Einzelnen in die größte Gefahr stürzen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß Fallmeister, Hirten, Bauern u. s. w. schon manche Kur gemacht haben; denn wenn ein Mittel paßt, so wird es heilsam wirken,

mag es verordnen wer da will, und der große Heim gestand ja selbst von solchen Individuen Vieles gelernt zu haben. Aber das ganze Können dieser Leute beschränkt sich meist darauf, daß sie ein oder zwei Mittel gegen eine oder zwei Krankheiten haben, und ihr Ansehen gründet sich zumeist auf den Schein des Wunderbaren, den sie durch die Geheimhaltung derselben zu erhalten wissen. Es ist leicht vorauszusehen, daß mit allgemeiner Freigebung der ärztlichen Praxis diese ganz denselben Charakter annehmen würde; das sich mit ihr befassende Personal würde zuletzt aus nichts als solchen Mittelwissern bestehen. Nun sieht aber jeder nur etwas helle Verstand ein, daß man, ehe man ein Mittel gegen eine bestimmte Krankheit anwendet, zuerst wissen muß, ob man denn auch wirklich die Krankheit, gegen die es helfen soll, vor sich habe; die Erkenntniß der Krankheit ist also die Hauptsache. Sie ist aber auch das schwierigste in dem ganzen ärztlichen Handeln; denn die Mittel (sofern solche überhaupt bekannt sind) finden sich verhältnißmäßig leicht, und es gibt wenig Laien, die, sobald man einmal sagt, es sey Lungenentzündung oder Wechselfieber vorhanden, nicht auch sogleich wissen, daß man Ader lassen oder China reichen müsse. Man muß also von jedem, der ärztlichen Rath ertheilt, vor Allem schlechterdings dies verlangen, daß er im Besitz aller Kenntnisse sey, welche ihm ein Unterscheiden der so ungemein verschiedenen Krankheitsspecies nicht nur im Allgemeinen, sondern auch in ihrer besondern Gestaltung im Individuum möglich machen. Daß hiezu außer Talent und Willen mühevolles Studium und lange Uebung gehören, braucht nicht erinnert zu werden, so wenig als dies, daß jeder, dem sich ein Kranker anvertraut, diese Garantien darbieten soll. Würde nun jeder die Heilkunde ausüben dürfen, ohne daß sich der Staat um seine Befähigung bekümmerte, so bliebe die Entscheidung über dieselbe lediglich dem Ermessen der Kranken oder seiner Angehörigen anheim gestellt. Auf die Frage also, ob es jedem Laien unter allen Umständen möglich sey, die medicinische Fähigkeit eines Individuums zu prüfen, kommt es nun bei der ganzen Entscheidung an; denn wenn es ausgemacht ist, daß er sich hierin zu seinem eigenen Schaden und nachfolgender großer Reue täuschen kann, so wird er offenbar gerne dem Staat das Recht zugestehen, daß

er ihm hiefür gewisse Versicherungen darbiete. Der Erfahrung zufolge ist nun das Publikum keineswegs ein competenter Richter über das Verdienst eines Arztes, selbst da nicht, wo es sich um die Wahl unter geprüften und approbirten Aerzten handelt. Wir sehen noch tagtäglich den Charlatanismus seine Triumphe feiern, und der schlechteste Kerl und unwissendste Mensch kann sich Jahre lang in großem Ruf erhalten, wenn er nur dreist auftritt und durch sein Selbstvertrauen eine hohe Meinung von sich zu erregen weiß. Man kann freilich sagen, das Publikum sehe doch den Erfolg, und der, der das meiste Glück habe, müsse wohl auch mit Recht das meiste Vertrauen verdienen, während der Schein sich bald dadurch verrathe, daß er weniger leiste als er verspreche. Allein hiegegen läßt sich fürs erste schon erwiedern, daß es immer eine mißliche Sache ist, wenn man erst durch Schaden klug wird, und daß, ehe man nach dem Erfolg schließen kann, schon vielfältige Thatsachen vorliegen müssen. Wenn also jeder bei der Wahl des Arztes bloß auf dessen bisheriges Glück oder Unglück sehen wollte, so könnte entweder gar kein Arzt je anfangen zu prakticiren oder es müßten in sehr vielen Fällen vorher eine große Menge Schlachtopfer fallen, bis das übrig bleibende Publikum zu einem festen Urtheil käme. Aber auch hievon abgesehen, so ist schon an und für sich das Urtheilen aus dem Erfolg gerade in unserm Falle ein höchst schwieriges Geschäft, das nur von sehr wenigen Menschen auf die rechte Weise und vorsichtig genug ausgeübt wird. Um zu einem sichern Ergebniß zu gelangen, müßten alle Fälle, die ein Arzt zu behandeln hätte, genau zergliedert und nachgewiesen werden, wie viel überall er und wie viel Glück oder Natur gethan hat. Nun kommt immer nur der bei weitem kleinste Theil der Kuren eines Arztes zur Kenntniß des Einzelnen; die neuere Statistik und namentlich die allmählig aufkommende numerische Methode in der Medicin hat aber nachgewiesen, daß in einer Menge von Wissenschaften, in welchen aus Beobachtungen von Erscheinungen, die ihrer Natur nach complicirt sind und aus einer Concurrenz verschiedener Verhältnisse entstehen, allgemeine Schlüsse gezogen werden, daß, sage ich, in solchen Wissenschaften, ganz besonders aber in der Lehre von dem Vorkommen, den Ursachen, den Erscheinungen und der richtigen Behandlung der Krankheiten man stets

in Gefahr ist, sich den größten Irrthümern auszusetzen, wenn man die Erfahrungsgesetze aus einer zu kleinen Anzahl von Beobachtungen ableitet. Für die thatsächliche Herstellung einer einzigen Regel genügen nicht bloß Hunderte, ja selbst nicht Tausende von Fällen, sondern oft nur Hunderttausende. So ist es denn auch hier mit der Theorie vom Erfolg. Jeder gewissenhafte Arzt, der das mundus vult decipi nicht zu seinem Wahlspruch gemacht hat, wird mit Hufeland der Ueberzeugung seyn, „daß von den geheilten Kranken der größte Theil zwar unter Beistand des Arztes, aber nur der bei weitem kleinste Theil derselben durch seinen Beistand allein genesen." In jener großen Anzahl von Fällen, wo das Leiden fieberhafter Art ist, kann das Verdienst des Arztes offenbar häufig in nichts anderem bestehen, als das Uebel abzukürzen, seinen Verlauf zu beschleunigen und zugleich während desselben das Leiden wo möglich zu lindern. Deutlicher stellt sich seine Wirksamkeit in chronischen Uebeln heraus; hier kann man schon öfter sagen, daß sich dieselben Jahre lang oder das ganze Leben durch fortgeschleppt hätten ohne seinen Eingriff. Eigentlicher Lebensretter ist er aber nur in den wenigsten Fällen, und ich wenigstens getraute mir unter hundert Fällen kaum von zwei oder drei zu sagen, daß der Kranke ohne meine Hülfe gestorben wäre, sowie mich andererseits die Todtenschau zu dem Resultate führte, daß, auf dem Lande wenigstens, zwar die meisten Gestorbenen keinen Arzt gehabt hatten, daß aber ebenfalls unter hundert derselben nur von drei oder vier mit Gewißheit gesagt werden kann, sie wären bei Gebrauch eines Arztes nicht gestorben. Und doch wird gerade von dem tödtlich oder nicht tödtlich Ablaufen der Fälle am allerhäufigsten der Schluß auf die Geschicklichkeit des Arztes gemacht. Da der Nichtarzt selbst über diejenigen Krankheitsfälle, die er selbst mit ansieht, in Hinsicht auf Gefährlichkeit oder Nichtgefährlichkeit selten etwas wissen kann, wie viel mehr muß dies nicht in Bezug auf jene der Fall seyn, die er nur vom Hörensagen kennt! Ein Charlatan kann also besonders das ungebildete Publikum leicht hintergehen und zu seinen Gunsten stimmen, wenn er möglichst vielen Krankheiten, die er behandelt, große Gefährlichkeit und Wichtigkeit zuschreibt und auf diese Weise eine erklecklichere Zahl Lebensrettungen aufzuweisen hat,

als ein aufrichtiger Arzt, der, wo er keine Gefahr sieht, auch von keiner spricht und somit weit seltener große Thaten verrichtet. Hat überdies ein Arzt durch erworbene Weltkenntniß und angeborne Tournüre oder durch sonstige Mittel sich einen großen Zulauf erworben, so hat er eben dadurch, daß er mehr Kranke hat, natürlich auch mehr Heilungen aufzuweisen als ein Anderer, weil zufolge dem oben angeführten Verhältniß nur ein sehr kleiner Theil der Kranken deßhalb stirbt, weil er keinen Arzt hatte, und einer schon sehr verkehrt handeln muß, wenn ihm trotzdem auffallend viele sterben sollten. Das Publikum nimmt sich aber selten die Mühe und ist auch gar nicht im Stande, den richtigen arithmetischen Maßstab anzulegen; statt daß es die Zahl der Heilungen zweier Aerzte relativ zur Zahl ihrer Fälle überhaupt erwägt, nimmt es dieselben absolut, woraus denn oft die größte Ungerechtigkeit und Täuschung entsteht. Nimmt man noch hinzu, daß der Arzt, wie dies gewiß jeder gestehen wird, der offen seyn will, sehr oft gerade von denjenigen Krankheiten, die an sich schon leicht zu erkennen und zu heben sind, den meisten Dank und Ehre hat, während er bei schwierigen Kuren, die ihm große Plage und viel geistige Anstrengung kosten, oft, und zumal wenn er keinen Erfolg zu Wege bringt, kaum einen andern Lohn hat als das Bewußtseyn der Pflichterfüllung, und daß gerade solche schwere Fälle, in welchen das Genie des Arztes sich am glänzendsten zeigen kann, in den Augen des Publikums, auch bei glücklichem Ausgang um nichts schwerer wiegen als die leichtesten Kuren eines Prahlers: so sieht man nur allzuwohl ein, wie wenig das angebliche Glück und der Ruf eines Arztes an und für sich allein über dessen Werth entscheiden kann, und daß der Laie, der sich lediglich darauf verlassen wollte, gar sehr oft eben in denjenigen Fällen, wo nicht die Natur, sondern der Arzt das Meiste zu thun hat, furchtbar getäuscht werden würde. Und doch haben wir bisher nur von den eigentlichen Aerzten gesprochen, die vom Staat geprüft sind; ist nun schon hier das Wählen eine so kitzliche Sache, um wie viel schwieriger und ungewisser würde es, wenn der Staat sich ganz und gar von seiner Oberaufsicht zurückzöge, das Heilgeschäft frei gäbe und so der Marktschreierei Thür und Thor öffnete! Die ganze Welt würde bald voll seyn von

Medicastern, die alle Wunderwerke von sich erzählen ließen, so daß der Laie zuletzt völlig rathlos würde und bei seiner Wahl lediglich in einen Glückskasten greifen müßte, in welchem ungleich mehr Nieten als Treffer wären. In keinem Fache des menschlichen Handels und Wandels ist aber Betrug und Täuschung von so schlimmen Folgen begleitet als gerade hier. Bei irgend einem Einkauf kann ich mich vorher von der Güte des Objekts überzeugen, oder wenn ich statt versprochener und garantirter guter Waare schlechte erhalten habe, diese zurückgeben oder Schadenersatz verlangen; eine ruinirte Gesundheit läßt sich aber nicht allemal wieder herstellen, noch weniger durch irgend ein Aequivalent ersetzen, und das verlorene Leben ohnehin nicht. Jedem Einzelnen muß also sehr daran liegen, daß durch allgemeine Einrichtungen, welche füglich Sache des Staates sind, die Ausübung der Heilkunde nur solchen Personen anvertraut werde, welche sich über eine gründliche Kenntniß unseres thatsächlichen Wissens von den Krankheiten ausweisen können.

Die lebhafte Ueberzeugung nun, daß der Staat in dieser Hinsicht eine Obervormundschaft zu führen habe, hat aber Einige zu einer Theorie geführt, welche wir gleichfalls nicht billigen können. Es sollte nicht mehr in dem Belieben eines Kranken stehen, ob er sich behandeln lassen wolle oder nicht, sondern Jeder sollte im Erkrankungsfalle sogleich unter die Aufsicht des Arztes gestellt werden. Dieser sollte deßhalb auch seinen Beruf nicht mehr als ein Gewerbe, sondern als ein ihm vom Staate übertragenes Amt betreiben, und daher auch kein Honorar von seinen Patienten verlangen dürfen, sondern vom Staat besoldet werden. Die Gründe, welche für diese Ansicht aufgeführt werden, sind sehr scheinbar, und außer den schon oben bezüglich der Unfähigkeit des Laien, die Gefährlichkeit seiner Krankheit, so wie den Werth eines Arztes zu schätzen angeführten, hauptsächlich folgende. Da der Wohlstand des Staates lediglich auf dem Wohl seiner einzelnen Glieder beruht, so hat er die Pflicht, für dieses auf alle mögliche Weise zu sorgen, und somit auch das Recht, gewisse dahin abzweckende Anordnungen zu treffen, zu deren Befolgung er den Einzelnen, der aus Unwissenheit oder Eigenwillen sich nicht fügen will, sogar zwingen kann. Nun ist die Gesundheit eines der Haupterfordernisse des Wohlbefindens;

der Staat muß also jeden seiner Unterthanen anhalten, daß er nicht nur Alles vermeide, was seine eigene oder seiner Mitbürger Gesundheit oder Leben beeinträchtigen könne, sondern auch im Erkrankungsfalle die geeigneten Mittel ergreife, damit er sobald als möglich wieder ein thätiges Glied der Gesellschaft werden und seine Pflichten gegen Familie und Staat erfüllen könne. Hierzu muß ihm natürlich der Staat die Mittel an die Hand geben durch Erziehung und geeignete Vertheilung tüchtiger Aerzte im Lande, welche verpflichtet wären, jedem ohne Unterschied beizuspringen, und dafür als Staatsbeamte eine bestimmte Besoldung aus Staatsmitteln erhielten. Eine solche Einrichtung brächte viele Vortheile und würde allerdings eine Menge Klagen, die von den Aerzten selbst fortwährend erhoben werden, beseitigen. Der ärztliche Beruf würde nun nicht mehr als bloßes Erwerbsmittel betrachtet werden können; die Gewinnsucht und der daraus entstehende Brodneid, die Eifersucht und gegenseitige Verleumdung würden den ärztlichen Stand nicht mehr entehren. So manches Talent, welches jetzt darbt, weil es ihm an der Gewandtheit, Kundschaft anzuziehen, fehlt, würde nicht nur eine sorgenfreie Lage, sondern auch den ihm gebührenden segensreichen Wirkungskreis erhalten. Die Unabhängigkeit des Arztes vom Publikum würde ihm mehr Achtung verschaffen und ihm öfter möglich machen, seine Anordnungen durchzusetzen und Kuren durchzuführen, die außerdem die Ungeduld des Patienten gar häufig vereitelt. Der weniger bemittelte Kranke würde nicht mehr, wie bisher oft, aller ärztlichen Hülfe entbehren, weil er die Kosten nicht bestreiten kann, und der Reiche würde den geringen Mehrbetrag einer allenfallsigen Steuer über das Honorar, das er sonst geben mußte, nicht empfinden und auch gern verschmerzen, wenn er dadurch so manches Elend um sich her, das ihm ja leicht selbst gefährlich werden könnte, verhindert sähe. Die Pfuscherei der Afterärzte, welche zum großen Theil dadurch forterhalten wird, daß die niederen Stände die ärztliche Hülfe scheuen, weil sie zu theuer ist, würde eine Hauptquelle ihrer Nahrung einbüßen, und überhaupt kräftiger verfolgt werden, weil sie dann nicht mehr, wie bisher leider fast immer, nur als ein Angriff auf die Privatrechte des Arztes, sondern als ein Eingriff in die Rechte des Staates erschiene. Der Staat könnte

durch verſchiedene Anordnungen ſich und das Publikum ſtets verſichern, daß die Aerzte in ihrem Wiſſen nicht ſtehen bleiben oder zurückſchreiten. Dadurch, daß jeder Kranke ſich behandeln laſſen müßte, käme jeder Krankheitsfall zur Kenntniß des Arztes, und wenn der Staat alle Aerzte zu fortdauernden genauen Berichten anhielte, ſo bekäme man die intereſſanteſten ſtatiſtiſchen Angaben über den jeweiligen Geſundheitsſtand, was ein ungemeiner Vortheil wäre, da man hiedurch gewiß den Urſachen und der Verbreitungsweiſe vieler Krankheiten ſicherer auf die Spur kommen, und demnach auch öffentliche Maßregeln zu ihrer Verhütung ergreifen könnte.

So reizend die Ausſichten ſind, welche uns die ſo eben mitgetheilten Plane eröffnen, ſo gewiß iſt es andererſeits, daß jeder Verſuch, dieſelben ſtrenge durchzuführen, mißlingen würde. Sie ſind Ideale, die an und für ſich zwar gut und wünſchenswerth ſind, zu deren Verwirklichung aber vor Allem gehörte, daß die empiriſchen Bedingungen, unter denen jede Idee in die Erſcheinung treten muß, keine Schranken und Hemmungen darböten, daß die Menſchen und die Verhältniſſe anders wären als ſie wirklich ſind. Die Lehre vom Staat ſelbſt gibt uns hier ein Beiſpiel. Das Ideal einer Republik läßt ſich recht ſchön ausmalen, ſo daß ein jeder wohl gerne in einem ſo vollkommenen Staate wohnen möchte; ſie wird aber niemals und am wenigſten jetzt ſchon mit Erfolg in ihrer Reinheit durchgeführt werden können, weil ſie eine Tugend des einzelnen Bürgers vorausſetzt, die ſelbſt ſchon idealiſch iſt. Eben ſo können uns Diejenigen, welche die Lehre vom göttlichen Recht der Monarchen vertheidigen, ſehr viel Schönes von einem Staat ſagen, in welchem Alles ſich einem einzigen Willen unterordnet, und die Kräfte ſich nie durch Disharmonie gegenſeitig ſelbſt aufreiben können. Daß aber deßhalb allenthalben die unbeſchränkte Monarchie einzuführen ſey, könnte immer nur unter der Bedingung zugegeben werden, wenn jeder Monarch eo ipso der Beſte, Weiſeſte und Kräftigſte im Volke wäre. So iſt es nun auch in unſerem Fall: die in der Idee ſchönen Plane ſcheitern an der Wirklichkeit. Die Idee und die wirklichen Verhältniſſe, in welchen ſie geltend gemacht werden ſoll, ſind zwei Faktoren, deren Produkt das zu verwirklichende Neue iſt; waren nun bei der erſten

Faſſung des Planes die Verhältniſſe anders vorgeſtellt worden als ſie ſind, ſo wird bei der Ausführung natürlich auch das wirkliche Produkt nicht dem gedachten entſprechen. Man hat dann die Unannehmlichkeiten, welche immer mit Neuerungen verbunden ſind, ohne den Zweck derſelben erreicht zu haben. So iſt denn auch eine Organiſation des Medicinalweſens nach der vorgeſchlagenen Weiſe mit ſolchen durch die Natur der Dinge ſelbſt herbeigeführten Mißſtänden verknüpft, welche den Erfolg derſelben nothwendig vereiteln. Ihre vollſtändige Durchführung wäre nämlich überhaupt nur möglich und könnte nur dann den vorgeſteckten Zweck erfüllen, wenn jedem Einzelnen unterſagt wäre, bei einem andern Arzt als dem vom Staate für ſeinen Bezirk angeſtellten Hülfe zu ſuchen, weil außerdem eine geregelte Aufſicht von Seiten des Staates unmöglich wäre, und ohnedies die Beſoldungen der Aerzte mit ihrem Wirken in beſtändige Disharmonie gerathen würden. Sollte aber aus einer ſolchen Anordnung nicht eine ſchreiende Ungerechtigkeit gegen einzelne Gebiete und Bevölkerungstheile hervorgehen, ſo müßte es vorher unmöglich gemacht werden, daß der Kranke mit dem einen Arzt ſchlechter führe als mit dem andern, man müßte ſicher ſeyn, daß jeder Arzt dem andern an Kenntniſſen, Talent und Gewiſſenhaftigkeit ganz gleich ſey, und hierin eben liegt die Hauptſchwierigkeit. Der Staat mag ſo ſtrenge Prüfungen anſtellen als er will, ſo liegt es doch ſchon in der Verſchiedenheit der menſchlichen Naturen, daß immer einer mehr Kenntniſſe haben wird als der andere. Aber ſelbſt dann, wenn ſich in dieſen ein Maß aufſtellen ließe, unter welchem Keiner bleiben dürfte, deſſen Ueberſchreitung aber auch keinen weitern Nutzen für die Patienten brächte, ſelbſt dann würde keine Gleichheit hergeſtellt werden können. Denn durch die Prüfungen kann man ſich zwar bis auf einen gewiſſen Grad von dem theoretiſchen Wiſſen, aber keineswegs in gleicher Weiſe von der praktiſchen Befähigung des Candidaten überzeugen. Ich erkläre mich näher. Man hat zu allen Zeiten viel, manchmal freilich auf Koſten des Wiſſens zu viel, auf das gehalten, was man den Takt und praktiſchen Blick des Arztes nannte. Obgleich dieſe immer nur etwas Zufälliges ſind und ſehr oft mehr nur in einem Gefühl des Rechten beſtehen, wovon ſich der Inhaber oft ſelbſt keine Rechenſchaft

geben kann, so liegt doch etwas Wahres in der Sache. So groß nämlich die Hülfsmittel sind, welche die neuere medicinische Wissenschaft zur Unterscheidung und Erkenntniß der Krankheiten ans Licht gefördert hat, und so unerläßlich die Kenntniß derselben für jeden Arzt ist, so bildet dies doch immer nur die eine Hälfte der Erfordernisse zu einer glücklichen Praxis. Es kommt nicht bloß darauf an, daß der Arzt die Beschreibung der Krankheiten und Heilmethoden im Kopfe habe, sondern auch darauf, daß er jene im concreten Fall zu finden und diese nach der Individualität anzuwenden verstehe. Dazu gehört aber namentlich Beobachtungsgeist, Einbildungskraft, Urtheilsvermögen und Scharfsinn, Gaben, welche anerkannter Maßen in sehr verschiedener Quantität an die Menschen vertheilt sind und deßhalb auch immer einen großen Unterschied in der Befähigung der Aerzte bedingen werden. Sie können zwar durch Uebung bedeutend geschärft und entwickelt werden, man sieht aber leicht, daß der weniger Begabte es nur dann dem Talentvolleren gleich thun würde, wenn dieser sein Pfund vergrübe und den Schatz verrosten ließe. Von dem guten Willen und der Lust zur Sache soll aber hier noch gar nicht die Rede seyn. Aber nicht bloß für die Erkenntniß der Krankheiten und der rechten Heilungsweise sind die positiven Kenntnisse allein nicht ausreichend; selbst da, wo es auf manuelle Hülfe ankommt, ist die Geschicklichkeit und Uebung in dieser nicht das einzige Erforderniß. Man kann z. B. am Leichnam in allen chirurgischen und am Fantom in allen geburtshülflichen Operationen trefflich eingeübt seyn, aber das Operiren am Lebendigen ist etwas anderes, und die Geistesgegenwart, vermöge deren man bei plötzlichem Eintritt unvorhergesehener gefahrvoller Zufälle die Besinnung nicht verliert und sogleich weiß, was zu thun sey, sowie die erforderliche Kaltblütigkeit, die den Kranken die Gefahr nicht merken läßt, damit nicht der Schrecken auf denselben nachtheilig einwirke, diese Eigenschaften kann man einem nicht einlernen und nicht darüber prüfen.

Durch alles dieses glaube ich nun erwiesen zu haben, daß eine völlig gleiche Befähigung und Geschicklichkeit der Aerzte in der Praxis einstweilen undenkbar ist. Der Staat kann also auch dem Unterthanen keineswegs garantiren, daß derselbe von jedem

Arzt werde gleich gut behandelt werden. Da aber, wie wir geſehen haben, die Organiſation des Medicinalweſens in der beantragten Weiſe überhaupt nur möglich iſt, wenn der Einzelne immer an einen beſtimmten Bezirksarzt gewieſen iſt, ſo würde derjenige Theil der Bevölkerung, der die ſchlechteren Aerzte hätte, offenbar zurückgeſetzt, eine Beeinträchtigung, die um ſo empfindlicher wäre, als ſie eben die koſtbarſten Güter, Leben und Geſundheit, betrifft. Nun kann nach vernünftigen und billigen ſtaatsrechtlichen Grundſätzen niemand zu irgend einem Opfer gezwungen werden, wenn daraus nicht ein überwiegender Vortheil oder aus ſeiner Unterlaſſung ein überwiegender Nachtheil für das allgemeine Wohl entſpringt. Durch die Einführung des beſprochenen Syſtems würde aber dem Einzelnen und ſomit auch dem Ganzen kein Nutzen geſchafft, während dieſer oder jener doch in Nachtheil verſetzt würde. Aber auch nicht einmal für die Aerzte ſelbſt würden alle die geprieſenen guten Folgen eintreten. Die Würde des ärztlichen Standes könnte vielleicht eher geſchwächt als erhöht werden. Abſolutes Vertrauen auf einen ſolchen ärztlichen Beamten würde nämlich nur dann Statt haben können, wenn wirklich im Volke die Ueberzeugung allgemein lebte, daß der Arzt, als vom Regenten angeſtellt, dieſen vertrete, daß ferner der Regent, unmittelbar von Gott eingeſetzt, ein Statthalter Gottes ſey, und daß ſomit alle Handlungen deſſelben, ſowie ſeiner Vertreter, hier in specie der ärztlichen Beamten, infallibel wären. Da jedoch die Lehre vom göttlichen Recht der Regenten nicht einmal in der Theorie jemals recht hat aufkommen können, vom Volk aber gar nie anerkannt und aufgenommen wurde, wohl auch niemals als wahre Ueberzeugung in daſſelbe eindringen wird, ſo wird daſſelbe auch nie wirklich und innerlich den Arzt bloß wegen dieſer ſeiner ſtaatlichen Stellung höher achten lernen. Es iſt vielmehr gerade das Gegentheil zu fürchten. Sowie es jedem Bürger freiſtehen muß, einen Vorgeſetzten, von welchem er ſich in ſeinem Rechte verletzt glaubt, bei deſſen höherer Behörde zu belangen, ſo müßte natürlich auch jeder Arzt, von dem man vermuthen könnte, daß er in irgend einem Falle unrecht gehandelt habe, angeklagt werden können. Es iſt mit Sicherheit zu erwarten, daß die Laien, um ſich für den Verluſt ihres perſönlichen Rechtes der freien Wahl einigen

Erſatz zu verſchaffen, dieſes Rechtsmittel ſehr häufig ergreifen würden. Was in juriſtiſchen und polizeilichen Dingen oft nur Appellation iſt, würde hier der Natur der Sache nach allemal zur Anklage werden und es würden ſomit eine Menge Proceſſe entſtehen, die an ſich ſchon ſehr bedauerliche Mißſtimmungen herbeiführen müßten. Sie möchten aber entſchieden werden wie ſie wollten, ſo wäre das Reſultat für den ärztlichen Stand kein erfreuliches. Geſetzt nämlich — was ich aber keineswegs glaube — die Ergebniſſe dieſer Proceſſe würden ſehr häufig dahin lauten, daß der Arzt wirklich an dem ihm zugeſchriebenen unglücklichen Ausgang eines Krankheitsfalles Schuld ſey, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß dadurch das Vertrauen und die Achtung vor den Aerzten nicht ſonderlich gedeihen würden. Indeß würde man dagegen doch nichts haben können, da die Wahrheit Wahrheit bleiben und ans Tageslicht kommen ſoll, ob ſie auch den Aerzten noch ſo bitter ſchmecke. Die Hauptſchwierigkeit iſt aber eine andere und beſteht darin, daß ſolche Verurtheilungen eben nur höchſt ſelten rechtlich möglich ſind. Ich will hier gar nicht von jenen Fällen ſprechen, wo der Arzt fälſchlich beſchuldigt wird und ſich herausſtellt, daß er Recht hatte. In den bei weitem meiſten Fällen aber, namentlich bei inneren Krankheiten, iſt hinterher durchaus auf keine Weiſe zu ermitteln, ob dem Arzte der Vorwurf eines unrichtigen Verfahrens gemacht werden könne oder nicht, ein Satz, welcher in der gerichtlichen Medicin bereits ſo allgemein anerkannt iſt, daß wir ihn hier nicht näher erörtern wollen. Ganz kategoriſch beſtimmte Urtheile über das Handeln eines Arztes ließen ſich nur dann häufiger fällen, wenn es möglich wäre, demſelben ein ganz beſtimmtes Regulativ vorzuſchreiben, das demſelben für alle mögliche Fälle genaue Anweiſung gäbe. Es iſt aber längſt anerkannt, daß dies eine reine Unmöglichkeit ſey, und wenn man es verſuchen wollte eine ſolche Inſtruktion und Regel zu entwerfen, über die niemand hinaus dürfte, es in kurzer Zeit um allen Fortſchritt in der Medicin geſchehen wäre. Ja ſelbſt dann, wenn der Erfolg und die Sektion deutlich nachweiſen, daß ein anderes Verfahren beſſer zum Ziele geführt haben würde, kommt es ja immer hauptſächlich auf die größere oder geringere Schwierigkeit an, ſowohl den Zuſtand im Leben zu erkennen, als auch die angezeigten

Mittel in der gehörigen Weise consequent anwenden zu können. Einer unbewußten Täuschung in der Erkenntniß eines dunkeln Falles ist jeder Arzt ausgesetzt, und selbst der tüchtigste wird sich gestehen müssen, daß er mehr als einmal sich geirrt und falsch gehandelt habe. Von den zufälligen Umständen, welche die richtig gedachte Kur erschweren oder gar vereiteln, hier gar nicht zu reden. Kurz wenn die entscheidende Behörde nur etwas gewissenhaft zu Werke gehen will, so wird sie in der überwiegenden Zahl der Klagefälle den Arzt wo nicht freisprechen, doch auch kein bestimmtes Urtheil fällen, sondern höchstens sich auf Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit beschränken, wonach aber natürlich keine Strafe ausgesprochen werden kann. Nur eine ganz augenfällige, grobe Fahrlässigkeit und Unachtsamkeit, sowie ein absichtliches Verbrechen wird zu einem Verdammungsurtheil berechtigen können, was aber den Arzt dann allemal nur als Individuum, als Menschen treffen könnte, und niemals irgendwie den ganzen ärztlichen Stand in Bezug auf sein Wissen und Können berühren würde. Was würden aber unter solchen Verhältnissen die Folgen beim Publikum seyn? Sie lassen sich leicht voraussehen. Da dasselbe die eigenthümliche Beschaffenheit des ärztlichen Wissens und Handelns im Gegensatz zu andern Wissenschaften, z. B. der Jurisprudenz, wo lauter bestimmt ausgesprochene positive Gesetze herrschen, nicht zu würdigen vermag, so werden die vielen theils freisprechenden, theils die Sache unbestimmt lassenden Urtheile es stutzig machen. Es wird sich die Meinung verbreiten, daß der Staat nur seine Beamten nicht sinken lassen wolle, und da die entscheidenden Behörden immer doch nur selbst Aerzte seyn könnten, so würde der ganze ärztliche Stand nur als eine vom Staat privilegirte Kaste erscheinen, welche unter sich fest zusammenhielte, um sich auf Kosten der Laien und durch deren Betrug zu erhalten. Die Laien würden sich für verrathen und verkauft halten und alle möglichen Mittel aufsuchen, um sich dem Einfluß eines Standes von so problematischer Wirksamkeit zu entziehen. Die Pfuscherei würde jetzt erst recht blühen, da sie an dem gekränkten Freiheitsgefühl einen willigen Fürsprecher und einen stets bereiten Hehler und Verheimlicher fände. Ihre Entdeckung und Aufspürung würde zu den gehässigsten polizeilichen Spionirmaßregeln und so zu einer

Kette von unſeligen Mißverhältniſſen führen. Der Geldpunkt, der oben zur Vertheidigung angeführt wurde, würde nur die ärmere Klaſſe und auch dieſe nicht immer beſtimmen, da, wo Leben und Geſundheit auf dem Spiele ſteht, man gern das ſchon als Steuer Gezahlte vergeſſen und den Pfuſcher, der Hülfe bringen ſoll, dennoch bezahlen würde.

Noch eine Menge anderer Uebelſtände, die ſich aus dem fraglichen Syſtem ergeben würden, will ich übergehen, um nur noch auf Eines aufmerkſam zu machen. In allen Staaten von nur einigermaßen politiſchem Leben werden ſich über kurz oder lang Parteien bilden. Trifft es ſich nun hiebei, wie ſo oft der Fall iſt, daß die Regierung nicht über denſelben ſteht, ſondern ſelbſt Partei wird, ſo wird auch der Arzt als Beamter, der auf Seite der Regierung ſtehen ſoll, zum Parteimann werden; wenigſtens wird er als ſolcher nothwendig erſcheinen, ſo lange er ſich nicht offen zur Gegenpartei bekennt, was aber in ſeiner Stellung ſehr üble Folgen für ihn haben kann. Das ſchöne Vorrecht des Arztes, daß auf ſeinen Beruf politiſche Verhältniſſe nie ſtörend einwirken können, ginge jedenfalls verloren, wenn man auch gar nicht in Anſchlag bringen wollte, daß bei ſolchen Zwiſtigkeiten, wo das Volk ſich mit Recht gegen Uebergriffe der Regierungen wehrt, der Volkspartei eine ganze anſehnliche Klaſſe von unabhängigen Staatsbürgern abginge. Der Oppoſition würde ſofort der ganze ärztliche Stand als eine furchtbare Waffe in den Händen der Regierung erſcheinen, mittelſt der dieſe ihre Gegner auf die treuloſeſte Weiſe bekämpfen könnte. Ich glaube zwar nicht, daß es den Regierungen jemals einfallen kann, die Aerzte zu ſo niedrigen Abſichten zu gebrauchen oder daß ſich dieſe dazu hergeben würden. Allein da es in jedem Stande Subjekte gibt, die in Zeiten bürgerlicher Zwiſtigkeiten ſich, um der einen Partei zu gefallen, gegen die andere alles erlauben zu dürfen glauben, ſo dürften nur ein oder zwei Fälle der Art ſich ereignen, um allen übrigen Verleumdungen des ganzen Standes Glauben zu verſchaffen und eine nie mehr zu vertilgende Saat des Mißtrauens zu ſtreuen. Denn es bleibt immer wahr: der, der geſcholten und dem Uebles nachgeredet wird, mag noch ſo rein ſeyn, es bleibt doch immer etwas hängen.

II.

Ich habe im Vorigen die beiden äußersten Ansichten nach ihren Vortheilen und Nachtheilen geschildert, und es ist nun meine Aufgabe, einen Weg zu finden, der möglichst viele von den ersten mit möglichst wenigen von den zweiten verbindet. Die deutsche Staatsarzneikunde hat diese Aufgabe bisher noch am glücklichsten gelöst. Sie vermied einerseits aus dem ärztlichen Stand eine Beamtenhierarchie zu bilden, ließ deßhalb den Laien in der Wahl der Aerzte völlige Freiheit und beschränkte die letzteren in der Ausdehnung ihrer Praxis nicht. Andererseits nahm sie aber doch das Medicinalwesen unter specielle Aufsicht, ließ nur geprüfte Aerzte zur Praxis und schuf sich in den Gerichtsärzten eine eigene Klasse von Beamten, durch welche der Staat seine Rechte in medicinischer Beziehung ausübt. Diese Trennung in Gerichts- und in praktische Aerzte hat ihren guten Grund. Man hat zwar in neuerer Zeit hie und da vorschlagen hören, man solle die Physikate aufheben und dafür den praktischen Aerzten für einige Besoldung die gerichtlichen Funktionen übertragen. Ich muß mich aber gegen ein solches Unternehmen durchaus erklären und behaupte sogar, daß im Gegentheil die Trennung noch viel entschiedener seyn sollte, als sie jetzt ist. Die Erfahrung lehrt jetzt schon, daß die Gerichtsärzte öfters einen sehr schlimmen Stand gegen die Bevölkerung haben. Es kommt gar nicht selten vor, daß wenn sie irgend eine nothwendige medicinisch-polizeiliche Maßregel durchführen, sie einen allgemeinen Haß auf sich laden und sich mit einer Menge Leute abwerfen, was sie sodann in ihrer Praxis sehr empfindlich wahrnehmen. Um wieviel schlimmere Folgen würde aber dieser Umstand haben, wenn die praktischen Aerzte zugleich Gerichtsärzte wären! Ihre Besoldung könnte sich auf keinen Fall so hoch belaufen, daß sie einen durch strenge rücksichtslose Pflichterfüllung bewirkten Ausfall in ihrer Kundschaft so leicht verschmerzen könnten. Es würde sonach nur zu häufig selbst in wichtigen Dingen durch die Finger geschaut werden, nicht zu gedenken der tausenderlei Versuchungen in Bezug auf ärztliche Zeugnisse u. dgl. Da ferner vom streng rechtlichen Standpunkte aus bei Verletzungsfällen, die Anlaß zu gerichtlichen Untersuchungen werden,

die Aussage des behandelnden Arztes allein niemals entscheidende Gültigkeit haben kann, weil, besonders wenn er Hausarzt ist, aus allerlei Rücksichten mehr oder weniger Parteilichkeit immer möglich ist, so müßte die erforderliche Controle und Revision wieder durch einen praktischen Arzt geschehen. Dieser kann aber, räumlichen und zeitlichen Bedingungen nach, stets nur sein Nachbar seyn, und wenn, wie dies nicht ausbleiben kann, die Meinungen beider manchmal differiren, so wird dadurch der Anlaß zu allerlei Gehässigkeiten gegeben, welche das Verschwinden des Sprichwortes: medicus medicum odit eben nicht sehr befördern dürften. Am allermeisten wäre dieses natürlich da der Fall, wo es sich um die richtige oder unrichtige Behandlung eines Kranken handelt.

Nach alle dem ist es durchaus nicht zu wünschen, daß der besondere Stand der Gerichtsärzte aufhöre, ja eben aus den angeführten Gründen sollten die Gerichtsärzte künftig auch ganz und gar aufhören zugleich praktische Aerzte zu seyn. Hiefür spricht außer den schon angegebenen noch ein ganz besonders triftiger Grund, welcher nicht in den äußeren Verhältnissen, sondern in der Natur der Sache selbst, in den wissenschaftlichen Anforderungen liegt, die man heutzutage an den Gerichtsarzt machen muß. Die Staatsarzneikunde ist gegenwärtig keineswegs mehr wie sonst eine Wissenschaft und Kunst, die sich bei jedem Arzt aus dessen sonstigen Kenntnissen von selbst ergibt und die derselbe daher nur so nebenbei betreiben kann. Sie ist zu einer selbstständigen Disciplin herangewachsen, die ihren Mann ganz verlangt. Der Gerichtsarzt muß nicht nur in der Medicin, sondern ganz besonders auch in ihren verschiedenen Hülfswissenschaften eine große Menge genauer und speciell auf sein Fach bezüglicher Kenntnisse und Fertigkeiten haben, deren Besitz zwar auch jeden Arzt zieren würde, die aber den eigentlichen Heilzwecken ziemlich ferne liegen und deren Erwerb so viel Zeit, Mühe und Aufmerksamkeit kostet, daß das eigentlich medicinische Studium und eine nur halbweg bedeutende Praxis unmöglich dabei bestehen können. Ich suche dies an einzelnen Beispielen zu erläutern.

Außer den medicinischen, chirurgischen und geburtshülflichen Kenntnissen, die von jedem Arzt verlangt werden, muß der

Gerichtsarzt auch noch folgende Fächer nicht etwa nur oberflächlich, sondern gründlich in seiner Gewalt haben:

1) Meteorologie, um seine Beiträge zur allgemeinen Witterungsstatistik liefern zu können; dieselbe darf sich aber nicht bloß auf ein tägliches Ansehen des Barometers und Thermometers beschränken, sondern erfordert noch vielfältige andere Beobachtungen (z. B. über Elektricität, Magnetismus, Winde, Wolkenbildung), zu denen aber Zeit und Geduld gehört.

2) Chemie. Während der praktische Arzt dieselbe für seine Praxis (von der Theorie ist hier nicht die Rede) nur in soweit nöthig hat, als er sie zur Krankheitsdiagnose und zum Verständniß der arzneilichen Präparate braucht, muß sie der Gerichtsarzt von Grund aus kennen. Die neueren Entdeckungen über die Ausmittlung der Gifte haben der gerichtlichen Giftlehre eine Ausdehnung gegeben, daß ein Arzt von nur gewöhnlichem chemischen Wissen hier durchaus rathlos ist und sich auf den Apotheker verlassen muß. Dasselbe gilt von der Untersuchung der im Handel vorkommenden Nahrungsmittel, Getränke und Gewürze aller Art, wenn über deren schlechte Beschaffenheit Aufschluß ertheilt werden soll. Der praktische Arzt kann ohne Erröthen gestehen, daß er von solchen Dingen nichts verstehe, denn dazu gehört lange Uebung, Anschauung und beständige Beschäftigung mit denselben, und ich glaube, ein Dupuytren würde sich höchlich bedankt haben, wenn ihm ein Orfila zugemuthet hätte, an seiner Statt einen Cadaver chemisch zu untersuchen. Aber von dem Gerichtsarzt soll man dies verlangen können, und er soll in dieser Beziehung den Apotheker oder Chemiker wenn nicht gerade übersehen, doch ihm völlig gleichstehen.

3) Mineralogie und Botanik, sowohl weil diese bei Erhebung des Thatbestandes einer Vergiftung von Wichtigkeit sind, als auch hauptsächlich, weil den Gerichtsärzten die Visitation der Apotheken, der Material- und der Viktualwaarenhandlungen obliegt. Der praktische Arzt kann ein schlechter Botaniker seyn, ohne dadurch an seiner Tüchtigkeit als Praktiker etwas einzubüßen, aber dem Gerichtsarzt ist eine ins Detail gehende Kunde aller für die Consumtion bestimmten Stoffe aus dem Mineral- und Pflanzenreich unerläßlich, wenn nicht z. B. eine Apotheken-

viſitation entweder zum bloßen Gaukelſpiel werden oder der Gerichtsarzt vor dem Apotheker ſich gefährliche Blößen geben ſoll. Die Fähigkeit, verfälſchte und ſchlechte Waaren von guten zu unterſcheiden, läßt ſich aber keineswegs nur ſo ſpielend erwerben.

4) Zoologie und Thierheilkunde, jene oft in gerichtlich mediciniſcher Beziehung, wenn es z. B. ſich um die Beſtimmung aufgegrabener Knochenfragmente handelt, dieſe in medicinalpolizeilicher Hinſicht.

5) Selbſt die mediciniſchen Kenntniſſe im engern Sinne muß der Gerichtsarzt meiſtens in einer ganz beſondern Richtung und Gruppirung inne haben, die dem praktiſchen Arzt mehr oder weniger gleichgültig iſt, z. B. die genaue Kenntniß des Alters der Leibesfrüchte, eine beſondere diagnoſtiſche Technik zur Ermittlung ſimulirter oder diſſimulirter Krankheiten, wobei die gewöhnliche diagnoſtiſche Fertigkeit keineswegs ausreicht, die Kenntniß der Verweſungsgrade der Leichen je nach der Zeit und dem Medium, in dem ſie lagen, die Diagnoſe der verſchiedenen Wundformen je nach Beſchaffenheit der verletzenden Werkzeuge, der Narben u. ſ. f.

Wenn man alles dieſes erwägt, ſo ſieht man wohl ein, daß hier eine Menge Kenntniſſe gefordert werden, welche in denen eines praktiſchen Arztes nicht ſchon enthalten ſind, und daß dieſelben nicht etwa bloß einmal gelernt zu werden brauchen, ſondern eine fortwährende Erneuerung und Erhaltung durch Studium und Uebung verlangen.[1] Der praktiſche Arzt iſt daher

---

[1] Ich kann es daher auch nicht billigen, daß in den neueren Verordnungen über das mediciniſche Studium in Bayern der eigentliche Staatsconcurs weg- und mit der gewöhnlichen Schlußprüfung zuſammengefallen iſt. Ein Examen, welches den Candidaten als den tüchtigſten mediciniſchen, chirurgiſchen und geburtshülflichen Praktiker zeigt, reicht noch lange nicht hin, uns zu überzeugen, daß er die angedeuteten mannigfachen gerichtsärztlichen Kenntniſſe habe. Zwar wird dabei auch aus letzteren geprüft; aber es iſt ja recht wohl möglich, daß mancher Candidat gar nicht im Sinn hat, ein Phyſikat zu übernehmen; er wird alſo, da er nur durch die Schlußprüfung die Approbation zur Praxis erhält, genöthigt, ſich in Fächern examiniren zu laſſen, mit denen er ſich ſpäter nie mehr befaſſen will, und die zu ſeiner Tüchtigkeit als Heilkünſtler nichts beitragen. Da die Prüfungsnoten nicht nach den einzelnen Fächern ausgeſprochen werden, ſondern eine Geſammtnote gebildet wird, ſo kann es ſehr leicht kommen, daß ein ganz

als ſolcher noch lange nicht zum Gerichtsarzt befähigt, ſowie andererſeits dieſer, wenn er ſeinem Amte treulich nachkommen will, Zeit und Kräfte tüchtig zuſammennehmen und ſich nicht durch Erwerb mittelſt Privatpraxis abziehen laſſen darf. Die Gerichtsärzte ſollen daher ein von den praktiſchen Aerzten ganz geſonderter Stand ſeyn. Ich will verſuchen, im Folgenden meine Anſichten hierüber des Näheren darzulegen.

Der Gerichtsarzt muß zuvörderſt in ſeiner Beſoldung ſo geſtellt ſeyn, daß er keine Vermehrung ſeiner Einkünfte durch Praxis nöthig hat. Das Zweckmäßigſte wäre vielleicht, eine Gehaltsſcala einzuführen, mit etwa 800 fl. anzufangen und alle 6 Jahre 200 fl. zuzulegen. Die Praxis darf ihm dabei zwar nicht förmlich verboten werden, denn da er im Beſitz aller ärztlichen Kenntniſſe ſeyn muß, ſo wäre es abgeſchmackt, irgend jemand zu hindern, ſich von ihm Raths zu erholen, und er würde, wenn er Vertrauen hat, öfters in das widerliche Dilemma gerathen, entweder die Verſagung ſeiner Hülfe durch ein Verbot rechtfertigen zu müſſen oder dem Andringen der Leute nachzugeben und ſodann mit ſeinen Vorgeſetzten ſowie mit den praktiſchen Aerzten in die unangenehmſten Colliſionen zu kommen. Aber das Recht muß ihm geſtattet ſeyn, jeden Kranken, den er nicht behandeln will und kann, zurückzuweiſen. Hiezu wird ſich

---

tüchtiger Mediciner dadurch, daß er in der Staatsarzneikunde (ſelbſt vielleicht nur in einem einzelnen Zweig derſelben, z. B. den verſchiedenen Methoden, Arſenik aufzufinden) nicht viel verſteht, eine ſchlechtere Note erhalten. Es iſt daher bei dieſer Einrichtung, wenn man nicht in Bezug auf das Uebrige höchſt ungerecht werden will, völlig unmöglich, eine ſo ſtrenge und ausführliche Prüfung in der Staatsarzneikunde anzuſtellen, wie es die Wichtigkeit des gerichtsärztlichen Amtes erfordert. Denn freilich, ſo wie früher die Staatsconcurſe abgehalten wurden, waren ſie um nichts mehr als irgend ein praktiſches Examen. Da nach der gegenwärtigen Einrichtung jeder Arzt auch das Recht hat, ſich zu Phyſikaten zu melden, ſo erſcheinen dieſe als das allgemeine goldene Ziel, auf das Jeder losſteuert. Man will Gerichtsarzt werden, nicht um des Berufes willen, ſondern weil es ſo ſchön iſt, neben der aurea praxis auch noch eine „fixe Beſoldung" zu haben, damit man ſorgenfrei in die Zukunft ſchauen könne. Das konnte aber auch nicht anders kommen, und wenn dieſes Jagen und Haſchen nach Stellen ein Ende nehmen ſoll, ſo muß ſich zuerſt die Organiſation ändern.

bei den vielen amtlichen Geschäften, die nach unsern Anforderungen dem Gerichtsarzt obliegen sollen, sehr häufig Gelegenheit finden, und das Publikum würde dies nach und nach von selbst entwöhnen, sich an ihn zu wenden. Nun erst, wenn ihn keine Sorge für Patienten und Gelderwerb mehr abzieht, kann der Gerichtsarzt seiner wichtigen Stellung ganz entsprechen und ungestört dem allgemeinen Besten die zahlreichen Dienste leisten, welche die Staatsarzneikunde in ihrer Vollendung demselben zu bieten im Stande ist, Dienste, welche bei dem bisherigen Stand der Sachen immer eine Menge Hindernisse fanden. Ich will die Pflichten des Gerichtsarztes, wie sie sich nach meiner Idee gestalten, kurz erörtern, und es wird sich zeigen, daß ihm dieselben so viel zu thun machen, daß eine nur etwas zahlreiche Clientel und überhaupt die Praxis sich durchaus nicht damit vertragen würde.

1) In gerichtlich-medicinischer Beziehung hat er alle Fälle zu untersuchen, die zu Rechtsstreitigkeiten oder strafrechtlichen Untersuchungen Anlaß geben. Ein Verwundeter oder sonst Beschädigter soll zwar nicht genöthigt werden sich von ihm behandeln zu lassen, aber der Gerichtsarzt soll das Recht und die Pflicht haben, ihn während der Kur öfter zu besuchen und sich so selbst vom jeweiligen Stand der Sachen zu überzeugen. Hiedurch erwächst ihm schon eine bedeutende Vermehrung seines Wirkungskreises.

2) Da dem Staat daran gelegen seyn muß, allmählig den Ursachen der endemischen und epidemischen Krankheiten auf die Spur zu kommen, um ihre Quelle verstopfen zu können, so müssen die Gerichtsärzte gehalten seyn, wie bisher alljährliche Berichte über den Krankheitsstand in ihrem Bezirk einzusenden. Den Stoff dazu können sie natürlich nur von den praktischen Aerzten erhalten, welche deßhalb verbunden seyn sollen, eine Uebersicht der Krankheitsfälle, nicht blos derer, die sie behandelt haben, sondern auch derer, von denen sie sonst bestimmtere Kunde erhalten haben, nach Ort und Zeit ihm mitzutheilen. Diese Anordnung konnte bisher niemals zur gehörigen Ausführung kommen, was lediglich darin seinen Grund hatte, daß der Gerichtsarzt selbst praktischer Arzt ist, und kein Arzt es sich gefallen lassen wollte, sich auf diese Weise von seinem Collegen

in die Karten ſehen zu laſſen. Nach unſerem Vorſchlage würde dieſer Grund wegfallen, und jeder Arzt gewiß gern bereit ſeyn, ſeinen Beitrag zur allgemeinen mediciniſchen Statiſtik zu liefern. Aber freilich dürften dieſe Berichte dann nicht wie bisher an ihrem letzten Beſtimmungsort unter dem Staub der Regiſtraturen todt und vergeſſen liegen bleiben, ſondern die oberſte Medicinalbehörde müßte das Reſultat alljährlich veröffentlichen. In dieſen Berichten ſoll der Gerichtsarzt auch ſeine meteorologiſchen Beobachtungen in Bezug auf Thermometer- und Barometerſtand, Winde, Witterung, elektriſche, hygrometriſche und andere Verhältniſſe der Atmoſphäre, die Veränderungen, die ſich in der Bodenkultur, in dem Anbau von Gewächſen u. ſ. f., ſelbſt die auf den Geſundheitsſtand ebenfalls Einfluß habenden auffallenden Abweichungen im Preiſe der einzelnen Lebensmittel, und die Lebensweiſe des Volkes überhaupt aufzeichnen.

3) Er ſoll das Mittelglied zwiſchen dem ärztlichen Perſonal überhaupt und den oberen Medicinalbehörden bilden. Alle Wünſche, Anträge, Anzeigen des erſteren und alle Erlaſſe der zweiten ſollen durch ſeine Hand gehen.

4) Er ſoll die Aufſicht über die Apotheken, die Bader und die Hebammen haben, jene wenigſtens alle Jahre viſitiren (wozu er, wenn es genau geſchehen ſoll, mehrere Tage nöthig haben wird) und ſich über die Inſtrumente und das Verhalten dieſer, ſo wie ihre etwaigen Uebergriffe unterrichten und die geeigneten Maßregeln ergreifen. Es würden nicht mehr wie bisher ſo viele Klagen praktiſcher Aerzte über das Medicaſtern der Bader erfolglos bleiben, weil der Gerichtsarzt keinen Grund mehr hätte, ſich der Praxis wegen mit dem Chirurgen oder Bader zu „halten".

5) Ueberhaupt hat der Gerichtsarzt ein ſtrenges Auge auf die Pfuſcherei Unberechtigter zu richten, und alle deßfallſigen Klagen ſind zunächſt ihm zu übergeben, und er hat das Geeignete ſelbſt zu verfügen. Denn man weiß, wie wenig geſchieht, wenn man dergleichen erſt durch die Gerichte betreiben muß. Aber freilich dürfte der Gerichtsarzt dann nicht als bloßer ſachverſtändiger Beiſitzer des Gerichts erſcheinen, ſondern er müßte ſelbſt Gerichtsperſon und mit Polizeigewalt begleitet ſeyn.

6) Als ſolcher muß ihm auch die Aufſicht über die Viktualien zuſtehen, in wiefern dieſelben der Geſundheit zuträglich ſind

oder nicht. Er muß daher z. B. öfter bei den Bäckern das Brod und bei den Mehlhändlern das Mehl untersuchen. Die verpflichteten Fleischbeschauer hat er streng zu controliren, weil bei der bisherigen Anordnung dieses ganze Geschäft nichts als Schein und Trug ist; er muß zum öftern selbst nachsehen und jede Nachlässigkeit und Nachsicht bestrafen. Gleichergestalt kommen ihm und nicht wie bisher bloß den gewöhnlichen Polizeibeamten die Biervisitationen zu. Denn diese können höchstens beurtheilen, ob das Bier hell, von gutem Geschmack und von nicht zu geringem Gehalt ist; die genauere Bestimmung des letzteren, so wie die Frage der Gesundheitszuträglichkeit ist aber ihre Sache nicht; hier kann nur eine chemische Untersuchung den gehörigen Aufschluß geben. Auch die Weinhandlungen, Branntweinbrennereien u. dgl. gehören hierher.

7) Der Gerichtsarzt hat überall, wo öffentliche Gebäude errichtet werden sollen, darauf zu sehen, daß dieselben ihren künftigen Bewohnern keinen Nachtheil für die Gesundheit bringen. Aber auch bei Errichtung von Privatgebäuden, namentlich Fabriken und Gebäuden für Gewerbe, die mit gewissen Ausdünstungen verbunden sind, oder wo viel unbrauchbare Stoffe abfallen, die durch Liegenbleiben in Fäulniß gerathen, hat er sein Gutachten über die Oertlichkeit des Baues abzugeben. Desgleichen bei neuen großen Anpflanzungen an bisher öden Orten, Wasserleitungen u. s. f.

8) Bei jeder auftretenden Epidemie sowohl unter Thieren als Menschen hat er die durch das Gesetz vorgeschriebenen Maßregeln in Anwendung zu bringen.

9) Die Untersuchung der Militärpflichtigen liegt ihm ob.

10) Er hat ganz allein das Geschäft der Impfung zu vollziehen. Die Privatimpfungen müssen wegfallen, weil dieselben eines der Hindernisse sind, um endlich zu festen Resultaten über die immer noch streitige Dauer der Schutzkraft der Kuhpocke zu gelangen. Aber freilich dürfen dann die Impfstationen nicht, wie bisher an manchen Orten, einen so ungeheuren Umfang haben, daß die Leute ihre Kinder oft mehrere Stunden weit tragen müssen, was schon für die Eltern eine bei weitem größere Last ist als man denkt, und ohnedies oft den guten Erfolg der Impfung vereitelt. Die Impfstationen müssen so zahlreich seyn,

daß kein Kind weiter als eine Viertelstunde getragen zu werden braucht. Dann kann man auch den Leuten zumuthen, auch bei einer zweiten Controle zu erscheinen. Denn es ist heut zu Tage in der Wissenschaft als entschieden zu betrachten, daß bei einer einzigen Controle über den Erfolg der Impfung noch keineswegs genau geurtheilt werden kann; auch läßt sich dann überall die Probeimpfung machen. Durch solche Veränderungen in der Impfordnung würde der Gerichtsarzt mehr als dreimal so viel zu thun bekommen, aber das Impfgeschäft würde dann auch erst seinem Zwecke entsprechen. Wer sein Kind durchaus im Haus impfen lassen wollte, könnte dies thun, aber auch nur durch den Gerichtsarzt und gegen angemessene Entschädigung.

11) Endlich hat er die Aufsicht über die Todtenschau (die überhaupt anders eingerichtet werden muß, wenn sie nicht blos auf dem Papier stehen soll). Er soll so oft als möglich die verschiedenen Todtenschaubezirke selbst besuchen, bei den Todtenschauern, Gemeindevorstehern und Pfarrämtern Erkundigungen über den Vollzug der betreffenden Gesetze einziehen, und überall, wo sich zur Zeit seiner Anwesenheit eben ein Todesfall kurz vorher ereignet hat, die Todtenschau im Beiseyn des gewöhnlichen Leichenschauers vornehmen, und dabei die Kenntnisse des letztern in seinem Amte prüfen.

Wenn man alle diese verschiedenen Zweige des gerichtsärztlichen Wirkungskreises zusammen nimmt, so sieht man wohl, daß zu einer genauen und ihrem Zweck entsprechenden Ausführung aller dieser Obliegenheiten der Mann sich ganz hingeben muß, daß er nur diesem Beruf leben und durch nichts anderes zerstreut und abgezogen werden darf. Ich glaube also die Nothwendigkeit, den Stand des Gerichtsarztes von dem des praktischen zu trennen, hinreichend erwiesen zu haben. Es bleiben uns nur noch einige Winke übrig über die Art und Weise, wie diese Einrichtung ins Leben zu führen seyn möchte.

Die Hauptschwierigkeit liegt darin, die nöthige praktisch medicinische Ausbildung mit möglichst großem Umfang gerichtsärztlichen Wissens zu verbinden. Man könnte zu diesem Zwecke anordnen, daß jeder, der sich zu einem Physikatsdienste melden will, vorher eine gewisse Anzahl von Jahren praktischer Arzt gewesen seyn müsse. Dies hätte allerdings den Vortheil, daß

derselbe einerseits die erforderliche praktische Gewandtheit in der Beurtheilung und Behandlung der Krankheiten, die er nothwendig besitzen muß, erhielte, und andererseits die verschiedenen Lebensverhältnisse und Beziehungen, in welche er späterhin zum ärztlichen Personal und zum Publikum tritt, aus eigener Anschauung kennen lernte. Aber es würde daraus ein anderer Nachtheil entstehen. Als praktischer Arzt würde er nämlich weder hinreichende Zeit noch Gelegenheit haben, sich in der Staatsarzneikunde theoretisch oder praktisch auszubilden. Er müßte entweder, um allen von uns gestellten Anforderungen zu genügen, hierauf alle seine Mühe verwenden, worüber aber seine Praxis und die für dieselbe nöthigen Studien leiden würden, oder er würde der Praxis leben, und dann könnte er nicht in den Besitz der umfassenden Kenntnisse gelangen, die bei der Staatsprüfung von ihm verlangt werden sollen. Ohnedies würde er gar keine oder nur sehr seltene Gelegenheit haben, sich in gerichtsärztlichen Leichenuntersuchungen, chemischen Experimenten u. s. f. zu üben.

Ich würde daher folgende Anordnung vorschlagen. Die medicinischen Universitätsstudien müßten ganz dieselben seyn, wie die für jeden Arzt vorgeschriebenen, doch müßte besondere Wichtigkeit auf das Hören von Vorlesungen über gerichtliche Medicin, medicinische Polizei, Thierheilkunde, pharmaceutische Waarenkunde und Experimentalchemie gelegt werden. Nach zurückgelegten akademischen Jahren wäre die Abiturientenprüfung ganz so wie für die praktischen Aerzte, hierauf das Biennium und sodann die praktische Schlußprüfung zu erstehen.[1] Nach Bestehung dieser sollte sich nun jeder erklären, welchem Beruf er sich künftig zu widmen gedenke, dem eines praktischen oder

[1] Ich kann nicht umhin, hiebei gelegentlich den schon von Mehreren angeregten Wunsch zu wiederholen, daß die Doktorpromotionen nicht mehr unerläßliche Pflicht seyn möchten. Sie sind ja doch nur eine theure Ceremonie, die ohne Zweck ist und sehr leicht den Nachtheil haben kann, manchen talentvollen Kopf von dem ohnehin so kostspieligen medicinischen Studium abzuhalten. Man überlasse die Erwerbung des Doktortitels, wie bei den übrigen Fakultäten, der freien Wahl der Einzelnen (in Baden ist es, so viel ich weiß, bereits so). Die durch die plötzliche Aufhebung des Promotionszwanges in ihren Einkünften beeinträchtigten Professoren ließen sich auf Lebenszeit wohl entschädigen.

dem eines Gerichtsarztes. Diejenigen, welche das letztere erwählen, sollen sich mit Zeugnissen über die oben angeführten Vorlesungen ausweisen, oder, wenn sie sich erst später entschlossen haben, dieselben noch hören. Sie erhalten sodann die Erlaubniß und die Weisung, sich als gerichtsärztliche Praktikanten entweder zu einem Gerichtsarzt zu begeben, oder abwechselnd bald bei einer medicinischen Fakultät (welche, wie schon in vielen Ländern der Fall ist, die medicinischen Spruchkollegien bilden sollen), bald bei einem Medicinalrath als Gehülfen zu assistiren. Da man aber billigerweise nicht verlangen kann, daß sie dieses umsonst thun und nach so vielen Opfern auch jetzt noch aus eigenen Mitteln leben sollen, so müßten sie eine gewisse Entschädigung erhalten. Sie werden dann zu allen vorkommenden Geschäften zugezogen, unterrichtet, geübt und treiben dabei stets die auf ihr Fach bezüglichen Studien fort, wozu sie hinreichende Gelegenheit haben. Damit sie aber auch im eigentlich medicinischen Wissen und Können nicht zurückbleiben, so sollte man das gesammte Spital- und Armenkrankenwesen an jedem Gerichtssitze und dessen nächsten Umgebung (die Orte natürlich ausgenommen, wo dasselbe zu Unterrichtsanstalten verwendet wird) in die Hände der Gerichtsärzte legen. Dies würde zwar in Collision mit den Rechten der größern Städte treten, ihre Armenärzte selbst zu wählen; ich glaube aber, dieselben würden dieses Recht wohl opfern, da sie dann die Besoldungen für die Armenärzte ersparen würden (die Gerichtsärzte müßten diese Funktionen ex officio erfüllen), welche Summen sie sodann auf andere nöthige Zwecke verwenden könnten. Auch diejenigen praktischen Aerzte, welche bisher zugleich Armenärzte waren, würden sich wohl zufrieden stellen, wenn sie bedenken, daß ihnen nun ebenso viel andere Praxis zuwächst, da die Gerichtsärzte möglichst wenig von dieser ausüben können und sollen. So würden denn Gerichtsärzte und Praktikanten in steter ärztlicher Uebung bleiben. Nachdem nun der Praktikant zwei oder auch mehr Jahre lang seiner theoretischen und praktischen Ausbildung gelebt hat, soll er zur Concursprüfung zugelassen werden. Diese muß nun aber lediglich die einzelnen Theile der Staatsarzneikunde betreffen, daher zwar auch Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe umfassen, aber immer nur in

specieller Anwendung auf jene. Eben wegen dieser Beschränkung kann und muß sie aber auch um so gründlicher und ausführlicher seyn. Nach bestandener Prüfung hätte dann der Candidat noch so lange zu prakticiren, bis sich eine Stelle für ihn eröffnete.

Dieses wäre denn nach meiner Ansicht die Gestaltung, welche der Stand der Gerichtsärzte bekommen soll. Damit wäre zugleich auch der größte Theil der Beziehungen des Staates zu den Aerzten überhaupt festgestellt. Denn was die praktischen Aerzte betrifft, so haben wir schon im Früheren gesehen, welche gewichtige Gründe dagegen sprechen, sie zu Staatsbeamten zu machen. Indeß haben wir doch auch gefunden, daß eine gänzliche Freigebung der medicinischen Praxis ebenfalls unmöglich gestattet werden kann, daß daher der Staat für die Qualifikation der Individuen, welche sich mit dem Heilgeschäft abgeben, Sorge tragen müsse. Und hierin bestehen so ziemlich alle Beziehungen, in denen die praktischen Aerzte als solche zum Staat zu stehen haben werden. Dieser hat für die geeigneten Bildungsanstalten zu sorgen und die Prüfungen zu veranstalten, auf deren Grund hin er die Erlaubniß zur Ausübung der Heilkunst ertheilen oder verweigern kann.

Demjenigen, der auch hier das Prinzip der völligen Freiheit durchgeführt wissen will, wird hiedurch allerdings zu viel Macht und Gewalt in die Hände des Staats gelegt zu seyn scheinen. Er wird an die vielen nichtstudirten Heilverständigen erinnern, die, man möge sagen was man wolle, eben doch oft Kuren gemacht hätten, wo kein Arzt mehr etwas vermochte, und die hiedurch zum Nachtheile des Publikums ganz ausgeschlossen werden würden, während andererseits, wenn der Staat sich allen Unterricht und alle Würdigkeitserklärung vorbehalte, der Stand der Aerzte selbst eine einseitige Bildung zu erhalten drohe, so daß der Kranke zuletzt nicht mehr die Segnungen der ächten freien Heilwissenschaft, sondern bloß die zweideutigen Einflüsse einer k. k. österreichischen oder k. preußischen oder k. bayerischen u. s. w. Medicin erfahre. Diese Besorgnisse sind eben so leicht zu heben als sie ausgesprochen werden. Was das erste, die kurirenden Laien betrifft, so kann man vollkommen zugeben (und diejenigen Mediciner, welche sich auf weiter nichts als auf

die sogenannte Erfahrung stützen, schlagen sich selber ins Gesicht, wenn sie es nicht thun), daß einige derselben in der That etwas vermögen. Allein wir haben schon früher gesehen, daß dieses Vermögen immer nur ein auf ein oder zwei Punkte sich beschränkendes ist. Selbst die Vertheidiger dieser Klasse von Heilkünstlern können es nun nicht anders als billig finden, daß, falls man ihr die Ausübung ihres Wissens gestatten wollte, dies nur unter der Bedingung geschehen kann, daß sie sich einer Prüfung desselben unterziehen. Es kommt nun darauf an, von welcher Art hiebei die Mittel gefunden werden, deren sie sich bedienen.

Sind es einfache oder nur wenig gemischte Arzneistoffe, wie sie in den Apotheken vorhanden sind oder wie die Aerzte selbst, wenn auch vielleicht etwas seltener, sie verschreiben, oder sind es chirurgische Manipulationen, wie sie jeder Arzt auch macht, so erscheint jenes Kuriren als eine nackte Pfuscherei, ein Gewerbsübergriff, und wird niemand behaupten wollen, daß es geduldet werden dürfe, da sich ohnedies davon gar kein Vortheil für das Publikum herausstellt.

Haben sie hingegen ein Geheimmittel, welches so künstlich gemischt ist, daß es sich nicht wohl nachmachen läßt, so entsteht zuerst die Frage, ob es wirklich hilft. Wenn dergleichen Arcana nicht lediglich auf Marktschreierei beruhen, so dienen sie immer nur gegen eine bestimmte Krankheit, z. B. Wechselfieber, Epilepsie, Frostbeulen; denn an eine Panacee wird heutzutage kein vernünftiger Mensch mehr glauben. Hier wird nun nach meiner Ansicht der Staat sowohl die Würde des ärztlichen Berufes als auch die Interessen des Publikums sehr leicht auf folgende Weise wahren können. Die Inhaber der Geheimmittel sollen auf ihr Gewissen befragt werden, gegen welche bestimmte Krankheiten sie dieselben bisher angewendet haben und künftig noch anwenden wollen. Haben sie darauf entsprechend geantwortet, so sind durch eine Commission, an welcher der Unparteilichkeit wegen auch Laien Theil nehmen sollen, die bisherigen sowie die in einer gewissen Zeit noch vorkommenden Fälle, wo das Mittel angewendet wurde, mittelst einer öffentlichen Enquete genau zu erheben, und wenn hinreichendes Material vorhanden ist, daraus die Heilkraft des Arcanums zu ermitteln. Wenn sich nun

herausstellt, daß dasselbe die Wirkungen, die von ihm gerühmt werden, in der That habe, so sehe ich durchaus keinen Grund ein, warum man dem Inhaber verbieten will es anzuwenden. Durch eine solche Erlaubniß wird der ärztliche Stand keineswegs herabgewürdigt; ich glaube im Gegentheil, daß sie demselben zur Ehre gereichen wird. Ständen die Aerzte z. B. in den Augen des Publikums besser, wenn ein Verbot gegen den Wahlerischen Frostbalsam existirte und derselbe doch hinterrücks begierig gekauft würde, weil er so trefflich hilft? Ich glaube nicht und das Publikum würde sonderbare Gedanken darüber haben. Ueberdies wurden ja seit lange und werden noch immer solche Geheimmittel ihren Besitzern von den Regierungen abgekauft und ein großer Theil unserer schätzbarsten pharmaceutischen Präparate ist auf diese Weise erworben worden. Da man aber niemand zwingen kann, sich ein für ihn vortheilhaftes und dem Ganzen nicht schädliches Geheimniß abkaufen zu lassen, so muß es dem Besitzer überlassen bleiben, es dadurch gewinnbringend zu machen, daß er es behält. Der Staat sichert die Rechte des Publikums, sich Hülfe da zu suchen, wo es sie wirklich findet; er schützt aber auch den Arzt, indem er dem Besitzer des Geheimmittels unter den strengsten Strafen verbietet, dasselbe in andern Krankheiten, als für welche es patentirt ist, oder überhaupt auch noch andere Mittel anzuwenden. Wenn diesem demnach der Vertrieb desselben gestattet ist, er aber fürchten muß, bestraft oder desselben beraubt zu werden, sobald er diese Befugniß überschreitet, so wird er sich sicherlich auch streng innerhalb derselben halten, und wo er zweifelhaft seyn kann, ob er wirklich die fragliche Krankheit vor sich habe, sehr gerne einen Arzt darüber zu Rathe ziehen. Ja es steht sogar mit Sicherheit zu erwarten, daß durch eine solche Einrichtung, wo Alles offen vor sich geht, der Zauber, der durch den Reiz der Heimlichkeit die Afterärzte umgibt, allmählig schwinden wird, und ich bin fest überzeugt, daß durch kein anderes Mittel das Ansehen derselben besser untergraben werden kann. Jeder andere Versuch, sie zu unterdrücken, ruft bei dem Publikum unausbleiblich die Meinung hervor, daß die Aerzte die Concurrenz derselben zu fürchten hätten, in ganz ähnlicher Weise, wie dies die Censur in Bezug auf das Gewissen der Regierungen thut. Dasselbe Verfahren

müßte nun aber auch bei denjenigen eingeschlagen werden, welche ihre Kuren nicht durch Arzneimittel, sondern auf andere Art, durch Wasser oder durch Magnetismus oder Sympathie u. dgl. machen. Es ist kein anderes Mittel, den verjährten und von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzenden Glauben daran bei dem Volk in seine Schranken zurückzuführen, als die vollständigste Oeffentlichkeit. Denn man bilde sich nur ja nicht ein, einen solchen Glauben, und wenn er auch ein Aberglauben ist, etwa durch den Schulunterricht oder durch Volksschriften oder von der Kanzel herab ausrotten zu können; mit Verstandesdemonstrationen ist hier nicht gedient. Der Bauer bleibt dabei: ihr könnt mir sagen was ihr wollt, ich glaube was ich sehe. Hier nun ziemt es den Aerzten, ihren Nebenbuhlern offen entgegen zu treten und zu sagen: laßt sehen, was ihr könnt. Es soll ganz dasselbe Verfahren eingeschlagen werden, wie ich schon oben angegeben habe, und wenn sich dann herausstellt, daß jemand in der That eine besondere Kraft besitzt, die Andern abgeht (was in Bezug auf den Magnetismus wohl nicht geläugnet werden kann), so soll man ihn für diese besondern Fälle gewähren lassen. Der Betreffende könnte sodann gleichsam selbst als ein Heilmittel angesehen werden, welches auch der Arzt verordnen könnte, wenn es ihm gut dünkte. In kurzer Zeit würde sich deutlich zeigen, wie viel oder wie wenig an diesen Dingen ist. Eine Menge von Geheimmitteln hat ihren Ruf verloren, sobald die Regierungen sie angekauft und ihre Zusammensetzung publicirt hatten.

Gegen das hier Dargelegte ist mir hie und da schon mündlich eingewendet worden, das von mir empfohlene Verfahren werde wohl schwer ausführbar seyn, indem sich die Quacksalber nicht immer dazu verstehen würden, ihre Geheimnisse einer Prüfung zu unterwerfen; wenn ihnen sodann auf diese Weigerung hin die Praxis verboten würde, so würden sie dieselbe dennoch forttreiben und man hätte dann wieder das Alte. Hierauf erwiedere ich: dem wird sich leicht abhelfen lassen, sobald wir nur Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens haben. Wird nämlich dann ein solcher, der sich geweigert hat, öffentlich wegen unbefugten Kurirens angeklagt, so erscheint das Unrecht ganz auf seiner Seite; denn er hat sich dem Gesetz, das ihm, wenn

ſeine Sache nicht bloß Schein iſt, kein Hinderniß in den Weg legt, nicht gefügt. Das Mißtrauen, welches bei dem geheimen Verfahren in ſolchen Dingen immer auf dem Staat und den ihre Privilegien ſchützenden Aerzten ruht, wendet ſich ſodann augenblicklich gegen den Quackſalber, weil dieſer die Oeffentlichkeit fürchtet, und es iſt von Stunde an um ſeinen ganzen Ruf geſchehen. Ueberhaupt wäre die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens ein höchſt wichtiges Mittel, das Vertrauen des Volkes in die wiſſenſchaftlichen Aerzte im Gegenſatz zu den Afterärzten zu erhöhen. Wenn der Arzt in Criminalſachen öffentlich wiſſenſchaftliche Thatſachen genau erörtert oder ſeine Diagnoſen und Behandlungsweiſen rechtfertigt, ſo ſieht das Publikum mehr und mehr, was zum ärztlichen Wiſſen gehöre, und lernt daſſelbe achten; es ſieht, daß, um ein Arzt zu ſeyn, gar Vieles erfordert wird, wovon es keine Ahnung hatte, und wie leichtgläubig es iſt, wenn es jedem prahlenden Charlatan vertraut. Die ſchlimmen Folgen, welche die Kuren von Afterärzten haben, würden weit häufiger zur allgemeinen Kenntniß kommen und die gerechte Entrüſtung erregen; während bei der jetzigen Heimlichkeit, wenn auch hie und da, freilich ſelten genug, einer geſtraft wird, das Publikum munkelt, man gönne es ihm eben nicht, man wolle ihn unterdrücken.

Was den zweiten oben berührten Einwand betrifft, daß nämlich, wenn der Staat die Bildung und Prüfung der Aerzte übernehme, die Medicin die Freiheit der Bewegung einbüßen und einſeitige Richtungen annehmen könnte, ſo läßt ſich dieſer auch leicht beſeitigen. Aber freilich darf der Staat dann kein ſo kleiner ſeyn, daß die Prüfungen nur vor einem einzigen Collegium ſtattfinden könnten. Es wäre auch in dieſer Beziehung eine wahrhafte Einheit von ganz Deutſchland dringend zu wünſchen; dann könnte jeder Deutſche, gleichviel aus welchem Stammlande, auf einer der deutſchen Univerſitäten, auf welcher er wollte, ſeine Prüfung beſtehen und die Erlaubniß zur Praxis holen. Freilich müßten dann, um gewiſſe Verſuchungen und dadurch herbeigeführte Ungleichheiten unmöglich zu machen, auch ſchon deßhalb die Promotionsgelder überall abgeſchafft werden. Wenn ſodann dafür geſorgt iſt, daß die Fakultäten ſämmtlicher Univerſitäten mit tüchtigen Männern beſetzt ſind und der

Entwicklung der Wissenschaft der freieste Spielraum gelassen wird, so kann wohl schwerlich jemand im Ernste fürchten, daß die Mediciner alle über einen Leisten gebildet werden würden. Gegen eine solche Besorgniß spricht die Geschichte der Wissenschaft und der Genius unseres Volkes laut genug.

Also unter solchen Voraussetzungen sage ich nochmals: der Stand der Gerichtsärzte sey ein Beamtenstand, aber für die übrigen Aerzte soll die Praxis und die Wahl des Orts eine vollkommen freie seyn und sie sollen als solche zum Staate in keiner andern Beziehung stehen als höchstens in der, daß sie dem Gerichtsarzt zu seinen Statistiken Materialien zu liefern verpflichtet wären; hierin wären sie aber jedem Bürger gleichgestellt, der als Sachverständiger über irgend etwas Auskunft zu geben aufgefordert, diese, sobald es das Staatswohl angeht, nicht verweigern darf.

Indessen ist es doch gerade die ganz freie Praxis, welche selbst den Aerzten manchen Anstoß gibt, so daß sie von Vielen sogar als die Quelle aller Uebel, welche ihren Stand treffen, angesehen wird. Sie wollen die Zahl der Aerzte, wenn nicht überhaupt, doch in Bezug auf gewisse Gegenden und Lokalitäten beschränkt wissen. Die Gründe, welche dafür sprechen, sind allerdings auch sehr triftig und zum Theil schon im ersten Abschnitt dieser Abhandlung angeführt. Wenn ich aber auch ebenfalls dringend wünsche, daß den angedeuteten Mißständen abgeholfen werde, so kann ich doch aus hinreichend erörterten Gründen nicht dafür seyn, daß dieses vermittelst einer Anstellung durch den Staat geschehe. Es müßte ein Mittel gefunden werden, den Aerzten die Vortheile einer festeren, den Wechselfällen des Glücks und den Launen des Publikums weniger ausgesetzten Stellung zu verschaffen, ohne doch andererseits dieses in der Wahl der Aerzte zu sehr zu beschränken und letztere zu Staatsdienern zu machen. Dieses Mittel finde ich nun in der Berufung und Anstellung von Aerzten durch die Gemeinden.[1]

[1] Mein Freund Dr. Ries in Nürnberg, welchem ich diese Idee verdanke, wird mir wohl erlauben, daß ich, nachdem ich sie adoptirt, sie hier nach meiner Weise weiter auszuführen suche.

Es ist in der That auffallend, daß man bisher noch nicht in diese Idee eingegangen ist und daß, da doch z. B. die Städte ihre sämmtlichen Diener aus den übrigen Fakultäten, die Verwaltungsbeamten, die rechtskundigen Räthe, die Geistlichen, die Lehrer selbst wählen und anstellen, nur die Aerzte diese eigenthümliche, ganz freie, einem Gewerbe gleiche Stellung beibehielten. Ich dächte, so gut man diejenigen, welche für das geistige Wohl zu sorgen haben, aus öffentlichen Kassen besoldet und es nicht dem Individuum überläßt, wo es etwa religiöse Belehrung und Erbauung finden möge; wie man für den Unterricht der Kinder bestimmte Personen anstellt und denselben nicht bloß auf Privatunternehmungen gegründet wissen will, so könnte man wohl auch Gesundheit und Krankheit des Bürgers in solcher Weise durch angestellte Personen überwachen und pflegen lassen. Es wäre ja damit kein Zwang in der Wahl verbunden, da die anzustellenden Aerzte von der Gemeinde selbst gewählt würden und überdies es keinem verwehrt wäre, bei andern Aerzten, die sich nicht anstellen lassen wollten, sondern die freie Praxis vorzögen, Hülfe zu suchen.

Durch eine solche Einrichtung wäre nun aber sowohl den Aerzten als dem Publikum geholfen.

Den Aerzten, weil hiemit der größte Theil der Uebelstände, die gegenwärtig ihren Stand drücken, wegfiele. Alle übeln Folgen der Concurrenz, alle Anwandlungen des Brodneides, alle Ränke der Charlatanerie, alle Hemmnisse, welche die Rücksicht auf den Broderwerb ihrem Handeln in den Weg wirft, würden wegfallen und sie könnten sorgenfrei in die Zukunft schauen. Nur eine Besorgniß könnte sich erheben, die nämlich, daß sodann der Arzt wohl der geplagteste Mann von der Welt seyn würde, indem jeder, wenn er ihn nicht mehr besonders zu bezahlen brauchte, von ihm alle mögliche Aufopferung verlangen, ihn bei allen Kleinigkeiten und so oft es ihm beliebte, rufen lassen könnte. Diese Folgen lassen sich indeß leicht vermeiden, wenn man bei der fraglichen Anordnung nur von dem Prinzip ausgeht, den Arzt nicht bloß als Diener, sondern auch als Gemeindebeamten anzusehen, dem ebenso wie Pflichten, so auch gewisse Befugnisse und Rechte dem Einzelnen gegenüber zukommen. Er müßte natürlich zwar verbunden seyn, jeden

unentgeldlich zu behandeln, der seine Hülfe in Anspruch nimmt, und jedem Ruf, dem ersten wenigstens, augenblicklich Folge zu leisten. Er müßte aber auch zu entscheiden haben, ob ein fortgesetztes ärztliches Einwirken nöthig sey oder nicht, und jedes Herbeiholen desselben, von dem sich nachweisen ließe, daß es muthwillig und ohne Grund geschehen sey, müßte als Beleidigung der Amtsehre streng gestraft werden. Betreffs der Anzahl der Besuche müßte der Kranke schlechterdings gar nichts zu bestimmen und zu verlangen haben, sondern dieses lediglich dem Arzt überlassen bleiben, sowie dieser auch das Recht haben sollte, dem Kranken fernere Behandlung zu verweigern, wenn ihm derselbe nicht gehörig Folge leistet. Hingegen müßte es dem Kranken freistehen, entweder eine Consultation oder einen andern Arzt zu verlangen und den Arzt zur Verantwortung zu ziehen, wenn er sich oder seine Anhörigen durch ihn falsch behandelt oder zu seinem Schaden vernachlässigt glaubte. Darüber würden dann in erster Instanz ein oder zwei Gerichtsärzte und in zweiter eine Fakultät ihr Gutachten abgeben, worauf erst die Sache an die Gerichte zur Aburtheilung käme. Auf diese Art wäre der Arzt vor Zudringlichkeiten und unnöthigen Plackereien geschützt, ohne daß das Publikum etwas von seinen Rechten verlöre. Uebrigens ist nicht zu fürchten, daß solche Anklagen gegen Aerzte, die von den Gemeinden selbst gewählt sind, sehr häufig vorkommen würden, zumal wenn, wie vorausgesetzt, es dabei immer auch noch solche Aerzte gibt, welche freie Praxis treiben. Dasjenige Mißtrauen, welches zu häufigen Processen führt, würde nur eintreten, wenn sämmtliche Aerzte Beamte des Staats und von diesem ohne Zuthun der Gemeinden eingesetzt wären.

Ebenso große Vortheile als für die Aerzte würde die vorgeschlagene Einrichtung für das Publikum haben. Es hätte künftig Jeder ärztliche Hülfe, wann und so lang er sie braucht, ohne daß er sich erst lange bedenken müßte, ob er sie auch benützen solle. Solche Bedenken kommen aber nicht etwa nur bei den Armen vor, ja bei diesen fallen sie sogar weg, weil für sie ohnehin schon durch Armenärzte gesorgt ist. Es ist vielmehr der bei weitem größere Theil der Mittelklasse, welcher eben gerade sein Auskommen hat, aber nichts zurücklegen kann auf böse Tage. Für solche ist ein eintretender Krankheitsfall von doppelt schlimmen

Folgen, weil der Erkrankte erſtens nicht arbeiten kann und zweitens unterdeſſen entweder das wenige Erſparte daran ſetzt oder Schulden machen muß. Jeder Arzt weiß es, wie häufig die Zuziehung ſeiner Hülfe lange verſchoben oder wohl gar ganz verſäumt wird, weil man ſich vor den Koſten fürchtet. Und wenn ſie nun wirklich auch begehrt wird, wie ſchwer ſind die Opfer, mit welchen manche Familie ſie erkauft! Welche Erleichterung muß es aber für ſolche ſeyn, die Hülfe unentgeldlich haben zu können! Sage man ja nicht, wenn die Aerzte fix angeſtellt wären, ſo könnte es leicht geſchehen, daß ſie auf ihren Lorbeeren ruhten, ſich nicht weiter ausbildeten und überhaupt ihren Kranken weniger Sorgfalt zuwenden würden, als wenn ſie dieſelben privatim gegen Bezahlung behandelten. Gehen etwa die Spital- und kliniſchen Aerzte ſorgloſer mit ihren Kranken um als die praktiſchen? Oder um ein Beiſpiel von einem andern Stande herzunehmen, zieht die Jugend von Privatlehrern und Hofmeiſtern mehr Gewinn als von öffentlich angeſtellten Lehrern? Ich glaube es bedurfte bloß dieſe zwei Fragen, um eine ſolche Beſorgniß in ihrer Nichtigkeit zu zeigen. Im Gegentheil, der Arzt wird gewiß mit bei weitem mehr Luſt und Liebe ſeinem Beruf obliegen, wenn ihn der Gedanke nicht mehr drückt, daß er den Kranken für deſſen Geld behandle, ein Gedanke, der freilich zuletzt durch die Gewohnheit ſeine verwundende Spitze verliert und ſich bei manchem gar nicht mehr einſtellt, aber im Anfang bei jedem, der eine etwas höhere Meinung von ſeinem Stand hat, ein höchſt peinliches Gefühl hervorruft. Ich wenigſtens weiß noch ſehr genau, mit welchem innern Widerſtreben ich die erſte Rechnung ſchrieb. So lange endlich der Arzt bloß auf den freien Erwerb angewieſen iſt, wird er ſtets in den ſehr natürlichen Widerſpruch verfallen, daß er, der für die Erhaltung der Geſundheit da iſt, den Leuten Krankheiten an den Hals wünſchen muß, um ſein eigenes Leben zu erhalten. Ein ſataniſcher Wunſch, von dem aber bis jetzt gewiß jeder Arzt eingeſtehen muß, daß er ihn, wenn auch nur im Allgemeinen, hegt, welcher aber wegfällt, ſo wie der Arzt feſt angeſtellt iſt, wo ſich dann dieſer über einen allgemeinen guten Geſundheitszuſtand ſelbſt von Herzen mit freuen kann.

Ich glaube durch das Geſagte meinen Vorſchlag hinreichend begründet und empfohlen zu haben. Damit er jedoch nicht

bloß als ein frommer Wunsch erscheine, der sehr schwer zu verwirklichen sey, so will ich noch Einiges über die Art und Weise bemerken, wie derselbe ins Leben zu führen wäre.

Jede Stadt und jeder Landbezirk sollte ermitteln, wie viel Aerzte ihnen Bedürfniß sind, und dann die gehörige Anzahl durch freie Wahl aus den geprüften Candidaten wählen und berufen, wie es der Fall bei Bürgermeistern, rechtskundigen Räthen, zum Theil auch Lehrern und Geistlichen ist. Die Gewählten würden entweder sogleich für immer angestellt oder zuerst nur auf einige Jahre, und dann einer neuen Wahl unterworfen, nach welcher sie erst definitiv angestellt würden. Welches von beiden Verfahren den Vorzug verdiene, will ich hier unentschieden lassen. Wenn aber die Aerzte einmal definitiv angestellt sind, so sollen sie nicht mehr nach Willkür, sondern bloß, wenn sie sich Pflichtverletzungen zu Schulden kommen lassen, und auch da nur in Folge eines Richterspruchs entfernt werden können. Die Gehalte der Aerzte müßten natürlich ihrem Stande gemäß festgesetzt und ihnen außerdem noch für die Landpraxis eine entsprechende Summe als Fouragegeld bewilligt werden. Auch hier müßte der Gehalt mit der Dienstzeit steigen. Wird ein Arzt im Alter gebrechlich und mehr oder weniger dienstunfähig, so soll ihm gestattet seyn, sich durch einen Praktikanten unterstützen zu lassen, wobei es auf einen besondern Vertrag ankäme, ob dieser auch einen Gehalt entweder vom Arzt selbst oder von der Gemeinde erhalten soll. Letztere hätte dabei zugleich den Vortheil, diese und jene ärztliche Candidaten in ihrer Wirksamkeit kennen zu lernen und bei einer späteren Wahl daran einen Anhaltspunkt zu haben.

Aber nun kommt die Hauptsache; man wird fragen: woher das Geld dazu nehmen? Die standesgemäße Unterhaltung der Aerzte ist für die Gemeinden keine Kleinigkeit! Dagegen erwiedere ich: leben denn die Aerzte nicht jetzt schon von dem Seckel der Leute? Der Unterschied wäre nur der, daß gegenwärtig der Einzelne nur zahlt, wenn er krank ist, und dann eine größere Summe, während er nach meinem Vorschlag auch als Gesunder zahlt, aber weniger auf einmal. Freilich würde dann mancher im Ganzen mehr entrichten müssen als er sonst bezahlt hätte, weil er gesunder ist als andere. Aber dies kann wohl kaum im Ernste ein Gegengrund seyn. Denn hat denn der

Einzelne auch von allen den Staatseinrichtungen, für die er direkte oder indirekte Steuern gibt, einen Nutzen? Hat man nicht schon vorgeschlagen, daß gerade die Junggesellen am meisten für Schulen hergeben sollten? Ueberdies liegt ja gerade die Association, vielleicht das einzige Gute, was der Communismus hat, ganz im Geiste der Zeit. Schon längst ist dieses Prinzip bei den Gesellen- und Dienstbotenvereinen eingeführt und hier bezweifelt niemand seine Nützlichkeit. Dasselbe ist der Fall mit den Hagel- und Brandversicherungsgesellschaften. Warum sollen denn nun die Gemeinden nicht ähnliche Associationen bilden können zum Behufe wechselseitiger Unterstützung in Krankheitsfällen? Aber freilich dürfte man dergleichen nicht zwangsweise von oben her einführen wollen. Man überlasse die Anregung der freien Presse, die Entscheidung der öffentlichen Berathung, und ich bin gewiß, in Kurzem würde man sich so sehr von der Nützlichkeit unseres Vorschlags überzeugen, daß die Einzelnen sich willig zu einer deßfallsigen Steuer verstehen und eine Stadt, ein Landbezirk um den andern die neue Einrichtung ins Leben treten lassen würde. Es würde mich zu weit führen, wenn ich auch erörtern wollte, wie eine solche Steuer auszuschlagen sey; ich bemerke nur noch, daß sich Mittel finden ließen, durch welche dieselbe um ein Bedeutendes verringert werden würde. Man könnte nämlich den Aerzten aus städtischen oder Gemeindemitteln eine jährliche Quantität an Naturalien, an Getreide und Holz verabreichen, eine Abgabe, welche die Wälder und Kornböden nicht sehr empfinden würden, welche man aber zu einem gewissen Preis dem Gehalt in Rechnung bringen könnte. Ferner dürfte nur ein für allemal eine gewisse Summe aufgewendet werden, um dem Arzt auch eine eigene Wohnung zu verschaffen, welche sich wieder entsprechend den jeweiligen Miethpreisen anrechnen ließe und wobei man, namentlich in etwas größeren Städten, die Wohnungen der Aerzte geeignet in die einzelnen Stadtgegenden vertheilen könnte. Durch diese Mittel würde der jährliche Beitrag des Einzelnen zur Unterhaltung des Arztes um ein Merkliches verringert werden.

Was endlich die Arzneien betrifft, so bietet deren Bestreitung aus öffentlichen Mitteln allerdings größere Schwierigkeiten dar. Denn erstens ließe sich für dieselben kein bestimmter Etat

feſtſtellen, da die Jahre in Bezug auf Häufigkeit der Krankheiten ſo verſchieden ſind, und zweitens würde die Reviſion der Rechnungen über dieſelben zu einer Menge Unannehmlichkeiten führen. Es würde gemäckelt werden, daß dieſer und jener Arzt nicht wohlfeil genug oder daß er unnöthig verſchrieben habe; einzelne Kranke können Arzneien durchaus nur in ſolchen Formen und mit ſolchen Zuſätzen nehmen, die ſie theurer machen; endlich gibt es ſo viele Fälle ſelbſtverſchuldeter Krankheit, in welchen man der Allgemeinheit nicht zumuthen kann, daß ſie die Koſten trage, ein Anſtand, welcher in Bezug auf den Arzt, der ohnedies angeſtellt iſt und für den beſondern Fall nichts erhält, wegfällt. Sollte hier allemal erſt eine weitläufige Unterſuchung gepflogen werden, ob der Kranke der Arzneien würdig ſey oder nicht? Aus dieſen Gründen wäre ich dafür, daß einſtweilen die Arzneikoſten noch von dem Einzelnen zu tragen wären, welcher dann ſicherlich vom Arzt eben nicht ſehr häufig unnöthiges Verſchreiben verlangen würde.

Ich könnte noch Vieles für die Unterſtützung meiner Anſicht ſagen und mir ſelbſt Einwürfe machen und beantworten; aber ich würde mich dadurch nur in die Möglichkeiten ſpezieller Fälle verlieren, was ich für unnöthig halte, da nach den aufgeſtellten Prinzipien und bei einiger Menſchenkenntniß ſich Jeder etwaige Fragen, die ſich noch ergeben möchten, ſelbſt löſen kann. Eines aber bin ich feſt überzeugt, dies nämlich: daß die Frage, wie die nöthige Aufſicht des Staats über die Heilkunde und das phyſiſche Wohl des Bürgers mit der Unabhängigkeit und Würde des Arztes und der freien Wahl des Publikums zu verbinden ſey, nur auf die Weiſe gelöst werden könne, welche ich angegeben habe. Sollte daher dieſer Aufſatz Leſer finden, welche in der Lage ſind, in dieſer Sache etwas thun zu können, und ſollten dieſe Leſer mir ihren Beifall ſchenken, ſo ſind ſie herzlichſt gebeten, es nicht bloß bei der Lektüre bewenden zu laſſen, ſondern ſich aufzumachen und zu handeln.

Das deutsche Postwesen und dessen künftige Gestaltung.

Es dürfte wenig staatliche Einrichtungen geben, welche alle Klassen der Bevölkerung so nahe berühren und mit allen ihren Interessen so innig verflochten sind als das Postwesen. Durch Vermittlung der Postanstalten vertraut der Freund dem Freunde, der Bruder dem Bruder, die Schwester der Schwester die geheimsten Gedanken und Empfindungen. Die große Schaar der Verliebten und Geliebten würde ganz unglücklich seyn, fände sie nicht einigen Ersatz in dem brieflichen Verkehr. Der Mann muß hinaus auf den Tummelplatz seiner Berufspflichten und seiner sonstigen Thätigkeit; ein Raum von vielen Meilen trennt ihn von Frau und Kindern, von seinen Geschäftsfreunden und andern Angehörigen; Wochen und Monate vergehen, bevor er sie wieder sehen, seinen häuslichen Angelegenheiten sich widmen kann. Aber durch Hülfe der Postanstalten kann er Nachrichten empfangen und geben, die geistige Verbindung wird durch Zeiten und Räume nicht unterbrochen. Waaren, Gelder und andere Kostbarkeiten werden auf diesem ebenso bequemen als sicheren Wege versendet. Der Buchhandel vertheilt seine neuesten Erscheinungen mit großer Schnelligkeit in alle Länder, und gäbe es keine so geregelten Postverbindungen, so würde man von den immer mehr Umfang und Bedeutung gewinnenden Zeitungsanstalten nicht viel zu sagen wissen. Wohin der forschende Blick sich wenden mag, überall zeigt sich der wohlthätige Einfluß dieses wichtigen Verkehrsmittels, ohne welches die Buchdruckerkunst nur einen geringen Theil ihres Nutzens an den Tag legen

könnte. Auch der persönliche Verkehr ist durch die postalischen Einrichtungen wesentlich befördert worden, und obwohl die Eisenbahnen in neuerer Zeit mit dem Postwesen in starke Concurrenz getreten sind, würden die auf der Eisenbahn beförderten Reisenden, Briefe und Packete den Ort ihrer Bestimmung doch nur in wenigen Richtungen schneller erreichen können, wenn nicht die Postanstalten unermüdlich beflissen wären, den Verkehr auch in jeder andern Richtung nach Kräften zu erleichtern und zu beschleunigen.

Daß eine so gemeinnützige Anstalt wie das Postwesen die regste Theilnahme aller denkenden, fühlenden und schreibenden Menschen erweckt, liegt sonach ganz in der Natur der Sache. Aber wie dankbar auch die vielen Verbesserungen erkannt werden mögen, deren das gesammte Postwesen in den letzten Jahrzehnten sich zu erfreuen gehabt hat, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß dem mit jedem Jahre sich steigernden Bedürfnisse einer noch größern Verkehrserleichterung immer noch nicht genug Vorschub geleistet worden ist. Bereits haben Männer vom Fach in Zeitschriften und Brochüren darauf hingedeutet, daß die nächste Zukunft noch andere Forderungen an das Postwesen stellen werde, als die Verbesserungen der jüngsten Vergangenheit darbieten, und wir bezweifeln auch gar nicht, daß die Regierungen ganz ernstlich sich mit diesem Gegenstande beschäftigen. Bei einer in das innerste Leben der Bevölkerung so tief eingreifenden Angelegenheit kann es indeß nur von Nutzen seyn, wenn recht viele Stimmen sich darüber vernehmen lassen, und so möge man auch dem Laien gestatten, über einige Modalitäten der Verkehrserleichterung sich aussprechen, seine Ansichten der weitern Prüfung vorurtheilsfreier und erfahrener Postbeamten vorlegen zu dürfen.

Die unabweisbare Nothwendigkeit weiterer Verbesserungen im Postwesen, vielleicht sogar einer gänzlichen Umgestaltung desselben ist einzig und allein in den immer stärker hervortretenden Wirkungen des durch die Eisenbahnen in einzelnen Richtungen ganz außerordentlich beschleunigten Verkehrs zu suchen. Dieser beschleunigte Verkehr ist ein klar vor Augen liegendes Faktum; sollen aber alle Klassen der Bevölkerung von den — zum Theil doch auf ihre Kosten erbauten — Eisenbahnen

denjenigen Nutzen ernten, der möglicherweiſe daraus gezogen werden kann, ſo muß das Poſtweſen mit dem Eiſenbahnweſen in die innigſte Verbindung treten. Wie das am zweckmäßigſten zu bewirken ſeyn dürfte und welche poſtaliſche Einrichtungen dadurch nothwendig werden, ſoll der Gegenſtand nachfolgender Erörterungen ſeyn.

Bei Gelegenheit der Entſchädigungsanſprüche, welche das fürſtliche Haus Thurn und Taxis an die deſſen Poſtbezirk durchziehenden Eiſenbahnen erhoben hat, iſt zwar von einigen Publiciſten behauptet worden, daß die Poſtanſtalt ganz für ſich beſtehend ſey, indem der Begriff einer Poſtanſtalt durch die mittelſt ſtationsweiſe wechſelnder Pferde bewirkte Fortſchaffung von Briefen, Packeten und Reiſenden feſtgeſtellt werde. Dieſe Definition des Wortes „Poſten" iſt aber — wenn auch gewiſſermaßen geſchichtlich begründet — ebenſo einſeitig als beſchränkt, und hat wohl nur dazu dienen ſollen, die Ungültigkeit der Entſchädigungsanſprüche von Thurn und Taxis darzuthun. Ganz abgeſehen von dieſem ſpeziellen Verhältniſſe, deſſen Beleuchtung nicht unſere Sache iſt, müſſen wir bemerklich machen, daß man ſich zu poſtaliſchen Zwecken keineswegs immer und überall nur der Pferde bedient habe. Zur regelmäßigen Beförderung von Briefen ſind Tauben, zu der von Briefen und Packeten Kamele benutzt worden. Zur regelmäßigen Beförderung von Perſonen bedient man ſich in verſchiedenen Welttheilen und Ländern der Elephanten, Büffel, Kamele, Maulthiere, Pferde und Hunde. Wenn es nun ſeit Jahrhunderten ſo vielerlei Poſten gegeben hat, die keineswegs ausſchließlich durch Pferde befördert worden ſind, warum ſoll es nicht auch Dampfpoſten geben? Und wenn die Benutzung einer Dampfmaſchine, als Bewegungsmittel, mit dem Begriffe der „Poſten" ſich nicht vereinbaren, dagegen aber jede Aufſtellung von regelmäßigen Pferderelais zur Beförderung von Perſonen ꝛc. eine „Poſtanſtalt" genannt werden ſollte, müßten denn nicht die ſogenannten Pferdeeiſenbahnen ausſchließlich den poſtaliſchen Einrichtungen angehören?

Sobald eine Sache an Umfang und Bedeutung gewinnt, muß auch der Begriff ſich erweitern, der ja nur ihr Schatten iſt. Ob die Locomotiven und Wagen auf den Stationen gewechſelt werden oder nicht, das iſt vollkommen gleichgültig.

Die Postwagen werden auf den Stationen auch nicht mehr so oft wie sonst gewechselt und gehen auf allen Hauptkursen bis an den Endpunkt. Der Wechsel der Postpferde ist aber in der Natur ihres beschränkten Leistungsvermögens und nicht in der Natur der Posten begründet. Die Posten sind Anstalten zur regelmäßigen Beförderung von Briefen, Packeten, Geldern und Reisenden, verbunden mit einer gewissen Garantie der Unternehmer. Die bewegende Kraft, deren man sich hierzu bedient, ändert im Wesentlichen nichts. Wollte man aber beiderlei Anstalten als völlig getrennt betrachten, so würden, bei der schnellen Ausbreitung des deutschen Eisenbahnnetzes, die Postanstalten schon nach wenigen Jahren zu den unterthänigen Dienern der Eisenbahnen herabsinken, indem letztere die stärkere Macht bilden, welche jederzeit über die schwächere faktisch gebietet. In der Wirklichkeit wird das Sachverhältniß auch so angesehen, und überall, wo die Eisenbahnen in einer Art Selbstständigkeit sind, suchen die Postanstalten ihre Kurse nach dem Betriebe der Eisenbahnen zu regeln. Aus diesem Grunde wird man es ganz in der Ordnung finden, wenn wir unsere Aufmerksamkeit zuerst den Eisenbahnen- oder Dampfposten zuwenden, indem sie, obwohl ganz neuern Ursprungs, ein größeres und schnelleres Fortschaffungsvermögen besitzen, folglich dem ganzen Verkehrswesen als Regulator dienen.

Unter einer Dampfpost verstehen wir diejenige Anstalt, welche sich der regelmäßigen Beförderung von Reisenden, Briefen, Geldern, Packeten und andern Sachen von Werth unter Vermittelung einer Eisenbahn unterzieht und für jeden durch eigene Schuld entstehenden Schaden möglichsten Ersatz leistet. Ob diese Eisenbahn dem Staate oder einer Privatgesellschaft angehört und welche Art von Vergütung im letztern Falle für die Fortschaffung der Personen und Sachen geleistet wird, ist im Wesentlichen vollkommen gleichgültig. Auch die Postpferde und der größere Theil der Postwagen gehören Privatpersonen an, die mit der Regierung in contraktlichem Verhältnisse stehen. Wir halten uns demnach ausschließlich an das Wesen der Sache, wobei die regelmäßige und möglichst sichere Beförderung der Personen und Sachen als Hauptbedingung erscheint.

Daß zur Beschleunigung des allgemeinen Verkehrs die

poſtaliſche Benutzung der Eiſenbahnen unerläßlich iſt, bedarf kaum einer Auseinanderſetzung. Jede Eiſenbahn iſt als ein großer Strom zu betrachten, der nicht bloß Menſchen, ſondern auch Sachen von verſchiedenem Werthe mit ſich führt. Wäre dieſer Strom durch Verhältniſſe dergeſtalt eingedämmt, daß er ſeine Fluthen nur in die an den Haupt- und Endpunkten gelegenen volkreichen Städte ergießen könnte, ſo würde das nach wenigen Jahrzehnten zur Folge haben, daß Reichthum und Armuth daſelbſt in bedenklicher Weiſe zunehmen, die entfernteren Orte aber verarmen und mithin entvölkert werden dürften. Die Erleichterung des Verkehrs in einzelnen Richtungen führt ganz von ſelbſt zu einer Art von Centraliſirung der Kräfte. Dieſe Centraliſirung kann in mancher Hinſicht ſehr erſprießlich ſeyn, überſchreitet ſie aber das richtige Maß, dann werden die Nachtheile größer als die Vortheile und ihre Beſeitigung hat mit jedem Jahre größere Schwierigkeiten. Ueberall, wo ein ſtärkerer Verkehr iſt, häuft ſich auch der Reichthum, welcher den Luxus, die Vergnügungsſucht und Immoralität in ſeinem Gefolge zu haben pflegt. Wo man in kürzerer Zeit mehr Geld und Anſehen erwerben kann als anderwärts, dahin wenden ſich nicht bloß die Arbeitſamen, Induſtriellen und Talentvollen, ſondern auch die Müßiggänger und Talentloſen; es wird der Tummelplatz der Gauner jeder Art. Paris (vielleicht auch Berlin) liefert hierzu warnende Beiſpiele. Die materielle und ſelbſt die moraliſche Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts dürfte aber mehr durch angemeſſene Vertheilung der Arbeitskräfte und ihrer Früchte, als durch eine ungemeſſene Anhäufung derſelben auf wenigen Punkten befördert werden. Wir glauben deßhalb, daß es eine der wichtigſten Aufgaben der deutſchen Regierungen ſey, Vorkehrungen zu treffen, durch welche die Strömungen der Eiſenbahnen rechts und links in zahlreiche Kanäle abgeleitet werden, um auch die entfernteren Orte und Gegenden befruchten zu können. Erwägt man, daß in ſolchen Ländern, wo der Staat die Eiſenbahnen auf eigene Koſten anlegen läßt oder wenigſtens durch anſehnliche Summen ſich dabei betheiligt, alle ſteuer- und abgabepflichtige Bewohner deſſelben zur Herſtellung der Eiſenbahnen beitragen müſſen, ſo ſcheint es der Billigkeit angemeſſen, daß ihnen auch einige Vortheile der Eiſenbahnen

zufließen, wenn sie derselben wegen größerer Entfernung von diesen wichtigen Verkehrs- und Handelsstraßen nicht unmittelbar theilhaftig werden können.

Wie eine solche Ausgleichung der verschiedenartigsten Interessen einzurichten sey, haben wir hier nicht zu erörtern. Was aber die schnellere Beförderung von Personen und Sachen betrifft, so glauben wir, daß das Postwesen, als Staatsanstalt betrachtet, ganz besonders berufen sey, eine solche Ausgleichung zu bewirken, und daß es den vornehmsten Theil seiner nächsten Aufgabe hauptsächlich darin zu erblicken habe. Wir werden uns demnach mit Beantwortung der Frage beschäftigen: welche Verbesserungen im Postwesen nothwendig und wünschenswerth erscheinen, um den gesteigerten Anforderungen der Gegenwart und Zukunft nach Kräften entsprechen zu können.

Es wurde bereits in Vorstehendem angedeutet, daß man vornehmlich darnach trachten müsse, die Eisenbahnen, soweit die Verhältnisse es nur immer gestatten mögen, zu postalischen Zwecken zu benutzen und wirkliche Dampfposten in das Leben treten zu lassen. Da die Beförderung von Personen und Gütern auf der Eisenbahn bereits ganz postmäßig bewirkt wird, haben wir uns vorerst nur mit dem Correspondenzverkehr zu beschäftigen, der aber auch von der allergrößten Wichtigkeit ist und deßhalb besondere Aufmerksamkeit verdient. Die erste Erforderniß ist die Anschaffung von Dampfpostwagen, welche sich zum leichten Betriebe der Expeditionsgeschäfte auf der Eisenbahn eignen, sowohl unterwegs als bei der Ankunft auf den Haltepunkten. Ein Anfang dazu ist bereits gemacht. Auf dem Postkurse von Berlin nach Braunschweig ist ein solcher Wagen schon längere Zeit in Gebrauch. Seine Construktion und äußere Beschaffenheit gleicht den gewöhnlichen Eisenbahnwagen. Die Länge desselben beträgt 25, die Breite 8, die Höhe 6 Fuß. Er hat auf jeder Seite drei Thüren, durch welche der Zutritt zu ebenso vielen abgesonderten Räumen im Wagenkasten vermittelt wird. Die mittlere Abtheilung dient hauptsächlich zum Aufenthalt der Posterpedienten; sie ist mit einem Armsessel, Schreibtische und Schubladen zur Aufbewahrung der Geldpackete versehen. Durch verschiebbare Thüren gelangt man von da in die vordere und

hintere Abtheilung des Wagens, wo in abgeſonderten Fächern die Briefbeutel und Briefpackete in zweckmäßiger Ordnung aufbewahrt werden. Auf den k. ſächſiſchen Eiſenbahnen befinden ſich ähnliche Poſtwagen. Die größte poſtaliſche Zweckmäßigkeit wird jedoch der Einrichtung der franzöſiſchen Poſtwagen nachgerühmt, welche die Eiſenbahn von Paris über Douai nach Brüſſel und Oſtende zu befahren haben; weniger empfehlungswerth dürfte aber deren nächtliche Erleuchtung, durch Lampen mit tragbarem Gaſe gefüllt, genannt werden, indem der Wagen dadurch leicht in Brand gerathen kann. Auch die belgiſchen Dampfpoſtwagen werden gerühmt, wie ſich das kaum anders erwarten läßt.

Ein Anfang zur Beſchleunigung des Correſpondenzverkehrs durch erweiterte Benutzung der Eiſenbahnen iſt alſo ſchon gemacht. Will man aber nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben, ſo muß man ſich gleich im Anfang ein großes Ziel ſtecken und mit Beharrlichkeit nach deſſen Erreichung ſtreben, ohne durch augenblickliche in den dermaligen Verhältniſſen noch begründete Schwierigkeiten ſich abſchrecken zu laſſen. Wer nur von einem Jahre zum andern auf Verbeſſerungen ſinnen wollte, ohne dabei ein feſtes Ziel im Auge zu haben, würde mit einem Arzte zu vergleichen ſeyn, der für jedes einzelne Leiden ſeiner Kranken ein beſonderes Linderungsmittelchen verordnet, die Quelle dieſer Leiden aber nicht zu erforſchen bemüht iſt. Bei Aufſtellung einer Grundidee iſt es erlaubt — und ſogar nothwendig — der Gegenwart voraus zu eilen. Kommt es zur Ausführung, dann iſt freilich jede Uebereilung ſorgfältig zu vermeiden, denn gründliche Verbeſſerungen bedürfen ſtets einer ſyſtematiſchen Vorbereitung.

Das Ziel, welches wir in Bezug auf die Beſchleunigung des Correſpondenzverkehrs durch Eiſenbahnen im Auge haben, iſt kein geringeres als die Einrichtung fahrender Briefpoſtexpeditionen, die ihre Geſchäfte während der Fahrt auf der Eiſenbahn beſorgen und bei der Ankunft auf den Haltpunkten ſowohl die Abgabe als die Annahme von Briefen, Geldern, Zeitungen und Packeten bis zu einem gewiſſen Gewichte ohne erheblichen Zeitverluſt bewirken.

Es liegt in der Natur der Sache, daß man ſich dieſem

Digitized by Google

Ziele nur Schritt vor Schritt nähern darf, weil eine solche Einrichtung viel schwieriger ist als es im ersten Hinblicke scheint. Die bloße Abgabe und Annahme von Briefbeuteln auf solchen Haltpunkten der Eisenbahn, welche mit Postkursen in Verbindung stehen, ist allerdings ein sehr einfaches Geschäft, wozu die Geschäftskenntniß eines Condukteurs oder Schaffners ausreicht. Eine solche Manipulation findet wohl bereits auf allen Eisenbahnen statt, gewährt aber doch sehr wenig Vortheile in Vergleich mit dem, was möglicherweise geleistet werden kann. Eine Stufe höher steht die Annahme von unfrankirten Briefen, Geldern und Packeten auf allen Zwischenstationen, wozu — der richtigen Spedirung wegen — schon ein geübter Postsekretär erforderlich ist. Will man aber auch frankirte Briefe und Packete annehmen und weiter spediren, so würde der Beistand eines zweiten Sekretärs, Controleurs oder Einnehmers erforderlich seyn. Bevor jedoch eine solche Einrichtung in das Leben treten kann, ist die möglichste Vereinfachung der Expeditionsgeschäfte sowohl hinsichtlich der Chartirung als der Portoberechnung eine ganz unerläßliche Bedingung, die aber auch schon dadurch unabweisbar geworden seyn dürfte, daß die bisher fast allgemein übliche Expeditionsweise der Briefe erfahrungsmäßig ebenso viele Stunden in Anspruch nimmt als die Beförderung dieser Briefe auf eine Entfernung von 20—25 Meilen, was doch offenbar ein großes Mißverhältniß ist. Sobald diese Expeditionsgeschäfte jeder zulässigen Vereinfachung sich zu erfreuen haben, wird man in den Hauptpostämtern jedes Landes auch so viele Expedienten entbehren können, als zum Postdienste auf den Eisenbahnen erforderlich sind. Es dürfte mithin durch die beantragte postalische Einrichtung nicht einmal ein Mehraufwand erwachsen, indem die dadurch vermehrte Benutzung der Briefpost auch die Einkünfte vermehrt.

Bei der Eigenthümlichkeit der Dampfwagen und des Eisenbahnbetriebes scheint das Postwesen manche besondere Rücksicht nehmen zu müssen. Jeder Aufenthalt, der nicht durch Einnahme von Wasser und Brennstoffen nothwendig gemacht wird, verursacht nicht bloß einen Verlust an Zeit, sondern auch an Kraft. Nächstdem erleiden die Schienen, Räder, Zug- und Stoßfedern der Eisenbahnwagen durch öfteres Anhalten eine so starke

Abnutzung, und es kommen dabei ſo viele kleine Beſchädigungen vor, daß die große Vermehrung der Anhaltpunkte auf einer Eiſenbahn in ökonomiſcher Hinſicht als ein Uebelſtand bezeichnet werden muß. Wenn man in einer Stunde 5 Meilen zurückzulegen pflegt, iſt das oft wiederkehrende Anhalten auf einer Eiſenbahnfahrt von 25—30 Meilen, ſollte der Aufenthalt auch nur wenige Minuten dauern, ſchon ein ſehr weſentliches Objekt. Auf längeren Bahnen hat man deßhalb in England, Belgien und Frankreich bei den ſogenannten Eiſenbahnpoſtzügen, welche in einer Stunde 6—7 deutſche Meilen durchlaufen, den Aufenthalt unterwegs auf den nothwendigſten Bedarf herabgeſetzt, und beſondere Züge (Packzüge) eingeführt, deren langſamere Bewegung ein öfteres Anhalten minder nachtheilig macht. — Dieſe Verhältniſſe ſtehen mit dem Poſtweſen in ſehr naher Beziehung. Die Eilzüge würden demnach nur zur Mitnahme von Briefbeuteln geeignet ſeyn, deren Spedition am Endpunkte oder auf den Hauptſtationen der Eiſenbahn ſtattfindet. Die Güter- oder Packzüge hingegen würden die Mitnahme und Weiterbeförderung der einzelnen Briefe, der kleineren Briefbeutel, Gelder und Packereien zu beſorgen haben, und deßhalb mit den weiter oben erwähnten Poſterpedienten zu beſetzen ſeyn.

Da eine Nachricht faſt immer an Wichtigkeit oder Intereſſe gewinnt, je früher man ſie erhält oder mittheilen kann, ſo iſt die größtmöglichſte Schnelligkeit der Briefbeförderung, verbunden mit geringem Koſtenbetrage und ausreichender Sicherheit, gewiß ein Gegenſtand von ſo hoher Bedeutung, daß man ſeinen ganzen Scharfſinn aufbieten ſollte, die Correſpondenz zu erleichtern, ganz abgeſehen davon, daß dadurch auch manchem Aktienſpekulanten in die Hände gearbeitet werden könnte. Auch die Sonne erwärmt durch ihre Strahlen alle Menſchen ohne Unterſchied. Warum ſollten die Wohlthaten poſtaliſcher Verbeſſerungen nicht ebenfalls allen Menſchen zu Theil werden?

Indem wir uns vorbehalten, unſere Anſichten über die Mittel zu größerer Beſchleunigung der Brieferpedition ein andermal mitzutheilen, gehen wir nunmehr zu einer Betrachtung über das Fahrpoſtweſen über.

Das gesammte Fahrpostwesen hat im Verlaufe der letzten fünfundzwanzig Jahre riesenhafte Fortschritte gemacht und eine gänzliche Umwandlung erlitten. Vor dieser Periode gehörte es eben nicht zu den Seltenheiten, daß die Posten auf manchen Kursen nicht nur mehrere Stunden, sondern selbst um ganze Tage später ankamen, weil die Postreisenden — zu deren Bequemlichkeit die ganze Anstalt in das Leben getreten zu seyn schien — es angenehm gefunden hatten, in irgend einem Dorfe zu übernachten, um an einer Kirmes oder sonstigem Vergnügen Theil nehmen zu können, wogegen weder der Postillon noch der Schirrmeister oder Schaffner etwas einzuwenden hatte, da eine solche Abwechselung im einförmigen Postleben gar nicht unangenehm war. Nach Beendigung des Krieges gab es aber in allen deutschen Ländern so viel zu thun, um die traurigen Spuren desselben zu vertilgen, daß die Zeit gewaltig im Preise stieg, und man damit besser als jemals zu ökonomisiren suchte. Das amerikanische Sprichwort: „Zeit ist Geld" erhielt auch in Deutschland Geltung, und indem man darauf bedacht war, Zeit zu gewinnen, um mehr arbeiten und dadurch Geld verdienen zu können, suchte man zuvörderst den nutzlosen Aufenthalt auf der Landstraße zu beschränken. Die Poststraßen wurden chaussirt, die Postwagen erleichtert und mit Pferden bespannt, die nicht mehr wie sonst zum Stichblatte des Witzes dienten. Die allmählige Folge davon war eine wesentliche Verkürzung der Fahrzeit, ein immer pünktlicheres Eintreffen auf den Stationen, schnellere Weiterbeförderung, in einigen Ländern sogar die Feststellung von Geldstrafen für verschuldete Versäumnisse. Dieser Verbesserungen ungeachtet wollten die Reisenden, wenigstens auf den wichtigeren Verkehrsstraßen, immer noch schneller befördert seyn. Man errichtete deßhalb besondere Eilposten, schloß alles schwere Gepäck davon aus, verkürzte den Aufenthalt auf den Stationen, und legte mit diesen Postwagen die Meile durchschnittlich in 50 Minuten zurück. Die übrigen Personenposten, bei welchen die Mitnahme schweren Gepäcks gestattet war, begnügten sich mit weit geringerer Schnelligkeit. Die Packposten nahmen auf die Meile ihre vollen zwei Stunden in Anspruch.

So stand es in Deutschland mit dem Fahrpostwesen, als die Eisenbahnen in Wirksamkeit traten, und mit diesem

Zeitpunkte beginnt für daſſelbe gleichſam eine neue Zeitrechnung. Die Dampfwagenzüge ſetzten auf den Stationen eine ungleich größere Anzahl Reiſender ab, welche, wenn auch nicht mit derſelben Schnelligkeit, doch ſchneller als ſonſt weiter befördert zu werden begehrten, und ihr mehr in das Gewicht fallende Reiſegepäck natürlich auch mitnehmen wollten. Die bisherigen Eilpoſten waren darauf nicht eingerichtet, und obſchon man der Perſonenbeförderung durch Vermehrung und Vergrößerung der Beichaiſen möglichſt zu entſprechen ſuchte, war die gleichzeitige Fortſchaffung ſo anſehnlichen Reiſegepäcks doch kaum zu ermöglichen. Die meiſten Poſten wurden deßhalb in vereinte Perſonen- und Packpoſten umgewandelt, und dadurch wenigſtens einem Bedürfniſſe abgeholfen. Nach den Anſichten der Poſtverſtändigen ſoll dieſe Art Poſten gegenwärtig die zweckmäßigſte ſeyn. Doch hat man auch einige Packpoſten mit geringer Perſonenbeförderung beibehalten, die Eilpoſten hingegen nur auf die wenigen Hauptſtraßen beſchränkt, welche zur Zeit noch mit keiner Eiſenbahn concurriren.

Dieſen neuen Verbeſſerungen zum Trotz kann dem Bedürfniſſe der Reiſenden immer noch nicht überall Genüge geleiſtet werden. Ein Blick in die Organiſation des Poſtfuhrweſens wird uns die Urſachen dieſer Mangelhaftigkeit kennen lehren. Auf allen Poſtkurſen von einiger Bedeutung findet jetzt eine unbeſchränkte Perſonenbeförderung Statt, während ſonſt jeder Reiſende, der im Poſtwagen keinen Platz erhalten konnte, für ſein weiteres Fortkommen ſelbſt zu ſorgen hatte, wenn er nicht bis zur Ankunft der nächſten Poſt warten wollte. Die Zahl der auf den Stationen zu haltenden Poſtpferde iſt aber ſeit Einführung der Eiſenbahnen und Aufhebung des früheren Fahrpoſtenmonopols, eine ſehr beſchränkte geworden, und richtet ſich nach dem Pferdebedarf für die zu befördernden regelmäßigen Poſten. Die Zahl der Poſtpferde ſteht alſo mit der Zahl der Poſtreiſenden gegenwärtig in umgekehrtem Verhältniſſe, und die früheren Zwangsmaßregeln zur Stellung von Poſthilfspferden und Knechten haben, wenigſtens in conſtitutionellen Staaten, ihre Anwendbarkeit zum großen Theil verloren. Man iſt geneigt, hierin einen Organiſationsfehler zu erblicken; doch hüten wir uns, einen Tadel darauf begründen zu wollen. Dieſer

vermeintliche Fehler entspringt ganz einfach aus den Verhältnissen, die wir folglich etwas schärfer in das Auge zu fassen haben.

Die Eisenbahnen haben in allen Verkehrsverhältnissen wichtige Aenderungen herbeigeführt. Die hierdurch entstandene größere Bewegung in allen Klassen des Volks verlangt auch größeren Spielraum in verschiedenen Richtungen. So lange ein Staat sein Fahrpostwesen nicht ganz aufgeben will, und die Concurrenz in der Personenbeförderung gewissen Beschränkungen zu unterwerfen für nöthig erachtet, hat er auch eine Art Verpflichtung, für die regelmäßige Weiterbeförderung der Reisenden und ihres Gepäckes Sorge zu tragen. Man wird ihm aber ebenso wenig zumuthen können, durch beträchtliche Vermehrung des Pferdebestandes auf allen Stationen einem möglichen Bedürfnisse der Reisenden zu genügen, wofür die Posthaltereien angemessen entschädigt werden müßten, als man den letzteren zumuthen kann, dies auf eigene Rechnung und Gefahr zu thun. Denn während vielleicht in einzelnen Wochen die dreifache Zahl des gewöhnlichen Pferdebestandes auf einer Station kaum ausreichen würde, allen Wünschen der Reisenden zu entsprechen, ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß den größeren Theil des Jahres hindurch die Hälfte dieser Pferde müßig im Stalle stehen dürfte. Die Unterhaltungskosten für Pferde, Postillone, Ställe, Wagenschuppen, Futterräume, die laufenden Zinsen für das Anlage- und Betriebskapital der Posthalter bleiben aber auch bei vermindertem Personenverkehr immer dieselben, und treten so hohe Futterpreise ein wie in den letzten Jahren, dann müßten alle Posthalter zu Grunde gehen. Mehrseitigen Versicherungen zufolge sollen die Posthalter auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen eher Verluste als Gewinn haben, denn bei der großen Verminderung des Personengeldes können die Fahrtlöhne begreiflich nicht verbessert werden. Geschähe nun die Personenbeförderung ganz auf Rechnung des Staates, so würde der Staat diese unvermeidlichen und sehr ansehnlichen Verluste zu tragen haben. Die Nichtreisenden würden mithin einen Theil der Reisekosten Anderer decken müssen, wozu sie wohl schwerlich verpflichtet sind.

Dieſe Darlegung der Verhältniſſe des Poſtfuhrweſens führt ganz natürlich auf die Frage: Ob es nicht zweckmäßiger ſey, dem Beiſpiele Englands und Frankreichs zu folgen und nur die Briefpoſten als Staatspoſten zu betrachten? In manchen öffentlichen Blättern hat man ſich unbedingt für eine ſolche Trennung ausgeſprochen, bei näherer Betrachtung wird man aber ſehen, daß das kein Fortſchritt, ſondern ein Rückſchritt ſeyn würde. Eine Privatgeſellſchaft wird bei ihren Unternehmungen jederzeit nur ihr Privatintereſſe im Auge haben, und niemals im Intereſſe des Staats ein namhaftes Opfer bringen. Nun iſt es zwar auch im Intereſſe der Unternehmer einer ſolchen poſtmäßigen Perſonen- und Güterbeförderung, daß ſie das Reiſen und Verſenden von Packereien möglichſt zu erleichtern trachten; ſie werden das aber nur auf ſolchen Straßen thun, wo ſich ein ſtarker Verkehr befindet, wo es alſo viel zu verdienen gibt, hingegen diejenigen Straßen vernachläſſigen, wo Gewinn und Verluſt im Gleichgewicht ſtehen oder nicht viel zu verdienen iſt. Wir wollen hier nicht alle die Prellereien und Plackereien anführen, denen Diejenigen ausgeſetzt ſind, welche in Frankreich mit den Meſſagerien reiſen; ebenſo wenig wollen wir an die Nutzloſigkeit der Beſchwerden erinnern, die ein Reiſender oder Abſender eines Pakets anzubringen haben könnte. Es genüge hier die Bemerkung, daß Jeder, der in Frankreich und Deutſchland gereist iſt, dem deutſchen Fahrpoſtweſen unbedingt den Vorzug gibt. Eine rühmliche Ausnahme machen allerdings die königlichen Malleposten, welche zur Briefbeförderung beſtimmt ſind, und außer dem Condukteur nur einen oder zwei Reiſende (im Cabriolet) aufnehmen. Ein ſolcher Reiſender findet aber nicht viel mehr Berückſichtigung als ein Briefbeutel, und hat unterwegs kaum Zeit, die allernöthigſten Bedürfniſſe zu befriedigen. Von Bequemlichkeit iſt alſo nicht die Rede. Die engliſchen Perſonenpoſten ſind zwar beſſer als die Meſſagerien, das Perſonengeld richtet ſich aber ebenfalls nach der zufällig ſtattfindenden Concurrenz.

Eine vollſtändige Trennung der Briefpoſten von den Perſonen- und Packpoſten würde im geſammten Poſtweſen jene Halbheit erzeugen, die jeder großartigen Entwickelung einer Staatspoſt hindernd in den Weg tritt. Das Beiſpiel von England

und Frankreich kann für Deutschland nicht maßgebend seyn, denn die geographischen Verhältnisse sind wesentlich verschieden. Zahllose Reisende, vom Auslande kommend, durchstreifen Deutschland in allen Richtungen. Ihr möglichst gesichertes und bequemes Fortkommen, sowie nicht minder die Erleichterung des Correspondenzverkehrs, kann nur durch zweckmäßig ineinander greifende Fahrpostverbindungen bewirkt werden. Das ist aber das Resultat vieler Verträge mit den verschiedenen Nachbarstaaten, ein Mittel, das Privatgesellschaften nicht zu Gebote steht.

Was die Zulassung der Concurrenz bei der Personenbeförderung ohne anderweitige Verpflichtungen betrifft, so erscheint dieselbe aus dem Grunde nicht ganz gerecht zu seyn, weil diese Concurrenz, wie gesagt, nur auf solchen Straßen eintreten würde, wo die Personenbeförderung wirklich einen Gewinn abwirft. Wo das nicht der Fall ist, würde die ganze Last der Personenbeförderung den Posthaltereien allein obliegen, und diese um so größeren Verlusten aussetzen, oder der Staat genöthigt seyn, ihnen namhafte Entschädigungen zu bewilligen.

Da nun aber das deutsche Fahrpostwesen den durch das hinzugetretene Eisenbahnwesen gesteigerten Forderungen der Gegenwart nicht mehr entsprechen will, indem die Mitnahme einer unbeschränkten Personenzahl und des vermehrten Reisegepäcks, sowie das rechtzeitige Eintreffen auf den Eisenbahnstationen, bei dem verminderten Pferdebestande der Posthaltereien nicht mehr zu ermöglichen ist, so muß allerdings auf Abhilfe des Mangels an regelmäßigen Beförderungsmitteln gedacht werden. In einer Beziehung glauben wir ein Auskunftsmittel darin gefunden zu haben, daß die Beförderung einer unbeschränkten Personenzahl zwar beibehalten wird, die Postanstalten aber nur zur Annahme einer bestimmten Personenzahl verpflichtet sind, die Ueberzahl hingegen durch Privatunternehmer befördert wird. Um jedoch die Personenbeförderung postalisch zu regeln und für alle Fälle zu sichern, gestatten wir uns folgendes Verfahren vorzuschlagen. Angenommen, eine Station sey nur verpflichtet, acht Reisende mit ihrem Gepäck zu befördern, es melden sich aber doppelt so viele, so empfängt derjenige Privatkutscher, welcher die Beförderung der Ueberzahl zu besorgen hat, das ganze Personengeld für dieselben, ohne daß ihm daran irgend etwas vorenthalten

wird. Dafür iſt er aber auch verpflichtet, nicht nur jeden einzelnen überzähligen Reiſenden für das gewöhnliche Perſonengeld poſtmäßig zu befördern, ſondern er muß auch bei höheren Futterpreiſen, überhaupt unter allen Umſtänden, dieſelben Fahrdienſte leiſten, ohne weitere Vergütung beanſpruchen zu dürfen. Er tritt alſo ganz in das Verhältniß eines Hilfspoſthalters, nur mit dem Unterſchiede, daß er keine andern Poſtſtücke zu befördern hat, aber auch keinen regelmäßigen Fahrtlohn erhält. Sein ganzes Unternehmen iſt alſo auf Gewinn und Verluſt berechnet, und wer Rechte oder Freiheiten beanſprucht, muß auch unangenehme Pflichten mit übernehmen. — Wird der Contrakt mit einem ſolchen Unternehmer nach billigen Grundſätzen abgeſchloſſen, d. h. beſchränkt die Poſtanſtalt die durch eigene Pferde zu befördernden Reiſenden auf eine geringe Zahl, was aus mehr als einem Grunde in ihrem Intereſſe ſeyn dürfte und den Uebelſtand der Beichaiſenvergütung gänzlich beſeitigt, ſo werden ſich gewiß Unternehmer finden, denen es nicht an Mitteln gebricht, hinreichende Sicherheit für die zu leiſtenden Dienſte zu gewähren. Sollte aber ein ſolcher Hilfspoſthalter aus dieſem oder jenem Grunde einmal den Dienſt verſagen, und lieber die geleiſtete Kaution verlieren, als durch Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeit ſich größeren Verluſten ausſetzen wollen, ſo würde die poſtaliſche Perſonenbeförderung auf dem betreffenden Poſtkurſe nur in ſofern eine Störung erleiden, daß man die unbeſchränkte Perſonenannahme bis zu Abſchließung eines neuen Contrakts entweder in eine beſchränkte verwandelte, oder die Beförderung der überzähligen Reiſenden nur gegen ein angemeſſen erhöhtes Perſonengeld garantirte. — Allerdings dürfte in manchen Zeiten der Gewinn der eigentlichen Poſthalter durch eine ſolche Einrichtung geſchmälert werden. Dafür erſparen ſie ſich aber auch größere Verluſte, welche mit einer bedeutend ſtärkeren Pferdehaltung, als die regelmäßigen Fahrdienſte erfordern, unausbleiblich verbunden ſind. Die Einnahmen und Ausgaben ſind dann nicht mehr ſo großen Schwankungen unterworfen wie bisher, und werden die zu leiſtenden regelmäßigen Fahrdienſte angemeſſen vergütet, ſo fällt der Ertrag des Extrapoſtdienſtes als reiner Gewinn in die Taſche der Poſthalter.

Aus dem hier Geſagten ließe ſich vielleicht folgern, daß

unter solchen Umständen sich nicht leicht Männer finden würden, die zur Uebernahme der Weiterbeförderung von überzähligen Postreisenden unter obgenannten Bedingungen geneigt wären. Allein wir befürchten das nicht. Ein solcher Unternehmer würde jedenfalls Gutsbesitzer seyn oder nebenbei ein Stadt- und Landfuhrwesen organisiren, das seinen Pferden jederzeit hinlängliche Beschäftigung gibt und ansehnlichen Gewinn abwirft. Er wird also zeitweise Verluste um so leichter, und gewiß leichter als ein Posthalter ertragen können, dessen Verhältnisse die Uebernahme von Privatfuhren nicht in so ausgedehntem Maße gestatten. Nächstdem steht es immer noch in der Macht des Staates, einem solchen Unternehmer durch Verminderung oder zeitweisen Erlaß der Gewerbsteuer manche Erleichterung zu gewähren. So weit wir von der Sache Kenntniß haben, dürfte es nur diesen einzigen Ausweg geben, unter Beibehaltung unbeschränkter Personenannahme auf den bedeutendern Postkursen, die regelmäßige Weiterbeförderung der von den Eisenbahnen kommenden oder diese wieder zu erreichen suchenden vielen Reisenden überhaupt zu ermöglichen, ohne die bestehenden Posthaltereien zu Grunde zu richten oder durch angemessene Entschädigung derselben den Postkassen Ausgaben aufzubürden, welche durch entsprechende Einnahmen nicht gedeckt werden möchten. Man hat zwar anderwärts bemerklich gemacht, daß der Gewinn, welchen die Briefposten abwerfen, zur Deckung des Verlustes beim Postfuhrwesen verwendet werden könne. Wir sind aber vielmehr der Meinung, daß der Gewinn an der Briefbeförderung besser zu einer weiteren Herabsetzung des Portos, sowie zu Einrichtungen zu verwenden sey, durch welche der Correspondenzverkehr mehr als bisher erleichtert würde. Dies sey nur im Vorbeigehen gesagt, weil dieser wichtige Zweig des Postwesens einer besondern Beleuchtung bedarf.

Ein anderer nicht minder wichtiger Gegenstand bei der Personenbeförderung sind die Postwagen. Wollte man eine Musterkarte von den seit etwa dreißig Jahren in Gebrauch gewesenen Postwagen zusammenstellen, so würde man erstaunen, wie groß der Unterschied zwischen sonst und jetzt ist. Die

bewegende Mechanik hat in dieſem verhältnißmäßig ſehr kurzen Zeitraume außerordentliche Fortſchritte gemacht, iſt aber noch lange nicht am Ende zuläſſiger Verbeſſerungen. Das Druckfederſyſtem bildet in der Geſchichte des Wagenbaues einen wichtigen Abſchnitt, indem dadurch das Schwanken des Wagenkaſtens nach der Seite vermieden, die Gefahr des Umſtürzens vermindert wird. Aber die Conſtruktion der Druckfedern iſt noch mancher Verbeſſerung fähig und namentlich möchten die Vollblattfedern häufigere Anwendung finden. Die Langbäume fangen an immer ſeltener zu werden. Die Achſen haben bereits einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Den Rädern ſteht aber noch eine große Veränderung bevor. Wie verlautet werden zu Gratz in Steiermark von dem um das Transportweſen vielfach verdienten k. k. Hauptmann Guggenberger Verſuche mit einem neuen Räderſyſteme gemacht, deſſen Vorzüge bei Laſtfuhrwerken ſich bereits ſehr vortheilhaft bewährt haben, nun aber auch bei Schnellfuhren erprobt werden ſollen, indem die umſichtige öſterreichiſche Regierung alles aufbietet, um in der bekannten Wettfahrt mit Frankreich, bei Beförderung der indiſchen Poſt nach England, den Sieg zu erringen. Bewährt ſich dieſes neue Räderſyſtem, dann dürfte das Leiſtungsvermögen der Perſonenpackpoſten um ein Beträchtliches geſteigert werden. Welches aber auch das Reſultat dieſer Verſuche ſeyn möge, ſo bleibt es für die Wagenbauer immer eine ſehr wichtige Aufgabe, den Poſtwagen bei möglichſter Dauerhaftigkeit die zuläſſigſte Leichtigkeit zu verſchaffen, damit die Nettolaſt vergrößert werden könne. Wenn Poſtwagen, die zu eilpoſtmäßiger Beförderung von Perſonen beſtimmt ſind, ein Gewicht von 35—40 Centnern haben, gleichwohl aber neun und noch mehr Perſonen mit ihrem Reiſegepäck nebſt Ueberfracht, und außerdem noch manches ſchwere Poſtſtück aufnehmen ſollen, dann findet ein offenbares Mißverhältniß ſtatt. Nicht ohne Grund beſchwert man ſich über die langſame Fahrt der meiſten deutſchen Perſonenpoſten. Aber die Schuld liegt weniger an den Poſthaltern, ihren Leuten und Pferden, als an der Schwerfälligkeit der Wagen. Eine ſehr rühmliche Ausnahme hiervon macht die Frankfurter Generalpoſtdirektion, welche in neueſter Zeit 9ſitzige Wagen mit Coupé von 21 Centnern, 6ſitzige von 18 und 15 Ctrn. Gewicht zum

Postdienste eingestellt hat, die auch ihrer Wohlfeilheit wegen allen auswärtigen Postanstalten empfohlen werden können. Auch für den einfachen Packpostdienst ist eine neue Gattung Wagen daselbst im Bau. Diese Wagen bestehen aus einem Coupé mit zwei Plätzen, einem zweisitzigen Bocke, beträchtlichem Packraume, sollen nur 8 Ctr. wiegen und gegen 700 fl. kosten. Die schwerfällige Langsamkeit der bisherigen Packposten, die ja ebenfalls zur Briefbeförderung dienen, stehen mit dem überall vorherrschenden Beschleunigungsprinzip des Postwesens im schreiendsten Widerspruche. Aber der altdeutsche Zopf scheint auch unter den Postbeamten noch manchen Verehrer zu zählen, und was der „ordinären Post" oder wohl gar der „Packpost" angehört, hat sich besonderer Berücksichtigung wohl selten zu erfreuen.

Bevor wir von dem Postfuhrwesen Abschied nehmen, sey es uns vergönnt noch ein paar Worte über die deutschen Postillone und ihre Fahrkunst zu sagen. Daß im ganzen Postwesen eine strengmilitärische Disciplin herrschen müsse, wird so ziemlich allgemein anerkannt; wo das nicht der Fall ist, liegt das Postwesen auch im Argen. Zu dieser militärischen Strenge, ohne welche Ordnung und Pünktlichkeit im Postdienste nicht zu erlangen seyn dürften, hat sich in neuerer Zeit auch die Humanität gesellt und die sonst häufigen Klagen über Grobheit der niedern Postdiener und Postillone sind so ziemlich verstummt. Das ist allerdings ein sehr erfreulicher Fortschritt im Postwesen. Aber die Fahrkunst hat in gleichem Grade sich nicht vervollkommt. Seit die Poststraßen besser unterhalten werden, die Postillone seltener betrunken sind, werden die Postreisenden zwar auch seltener in einen Straßengraben geworfen. Der Umsturz eines Postwagens gehört aber gleichwohl nicht zu den allerseltensten Fällen und ist meist eine Folge der Ungeschicklichkeit im Fahren. Es ist wirklich zum Verwundern, wie mancher Posthalter seine Pferde und Wagen, die er zu hohen Preisen angeschafft hat — von der Sicherheit der Reisenden gar nicht zu sprechen — ungeübten Postillonen anvertrauen kann, die vom Fahren nicht viel mehr verstehen als jeder gewöhnliche Bauernknecht, der in seinem Leben keine Kreuzzügel in den Händen gehabt hat und gar nicht zu beurtheilen vermag, wie die Kräfte seiner Pferde gebraucht und geschont werden müssen, um, mit Berücksichtigung

der Wegbeſchaffenheit, die vorgeſchriebene Fahrzeit einzuhalten. Man kann mit völliger Gewißheit annehmen, daß von allen Unfällen, welche die Poſthalter an ihren Pferden und Wagen erleben, mindeſtens die Hälfte auf Rechnung der Ungeſchicklichkeit ihrer Poſtillone zu ſetzen iſt. Dieſer Umſtand dünkt uns ſo wichtig, daß wir ihn hier nicht mit Stillſchweigen übergehen durften. Da wir aber keine Abhandlung über die Fahrkunſt zu ſchreiben haben, enthalten wir uns weiterer Erörterungen und wollen nur noch in ſtaatsökonomiſcher Berückſichtigung die Bemerkung hinzufügen, daß es jedenfalls als ein großer Vortheil zu betrachten wäre, wenn das Poſtfuhrweſen zu einer Art Muſterſchule für das geſammte Landfuhrweſen, den Feldbau mit eingeſchloſſen, und für die Pferdebehandlung erhoben werden könnte.

Schließlich haben wir noch zu erwähnen, daß es im Intereſſe der Staatsverwaltung liegt, der Ausführung neuer und Unterhaltung älterer Poſtſtraßen alle nur erdenkliche Sorgfalt zu widmen. Die Grundſätze, welche man bei Anlegung der Eiſenbahnen befolgt, ſollten in einem gewiſſen Verhältniſſe auch auf die Poſtſtraßen übergetragen werden. Eine möglichſt feſte, leicht trocken zu erhaltende, geebnete Chauſſirung der Straße, mit Vermeidung von Steigungen über 3 — 4 Grad Böſchungswinkel in nicht gebirgigten Gegenden, gewährt die Mittel zu ſchnellerem Fortkommen, ſobald die fortzuſchaffende Laſt mit der zuläſſigen Beſpannung in keinem Mißverhältniſſe ſteht, und die Poſtillone ihre Pferde zur rechten Zeit anzuſtrengen und wiederum zu ſchonen wiſſen. Aber die Bedingungen ſchnelleren Fortkommens dürfen nicht vereinzelt erfüllt werden, ſie zeigen nur in ihrer ſteten Vereinigung ſich wirkſam. Man ſorge alſo für gute Poſtſtraßen, leichte Wagen, dauerhafte Pferde, geſchickte Poſtillone, und alle Klagen über langſames Fahren werden bald verſtummen.

Pz.

Die Theurung, ihre Wirkung und Abwehr.

Vom ärztlichen Standpunkte.

Das Maß eines Unglücks berechnet sich nach seiner Ausdehnung und seinen Folgen.

Eine allgemeine und anhaltende Steigerung der Preise von Nahrungsmitteln berührt aber unmittelbar die größere Hälfte der Bevölkerung durch Entbehrungen aller Art und Schwächung der Lebenskraft, und mittelbar die kleinere Hälfte durch die Rückwirkung der allgemeinen Noth auf die Freudigkeit, Sicherheit und Gesundheit des Lebens. Die Zufriedenheit des Menschen, das Gedeihen aller seiner Unternehmungen ist zunächst bedingt durch Gesundheit, durch das Gefühl und Bewußtseyn ungetrübter physischer Existenz. Alle Herrlichkeit des Lebens hat keine Bedeutung ohne dieses Wohlgefühl.

Soviel Mannigfaltigkeit und Entfremdung vom Urzustande die Geschichte und die Cultur des Menschen in sein ursprüngliches Verhältniß zur äußern Natur, zu den Elementen des physischen Seyns gebracht hat, so ist und bleibt der Mensch doch immer abhängig im Bedarf der täglichen Nahrung von der Mutter Erde.

Wie die gasförmige Luft für die Lungen, ist auch die consistentere irdische Nahrung für den Magen dem Menschen tägliches Bedürfniß; Eines bedingt das Andere. Die Menge und Art der Nahrungsmittel wird vorzugsweise regulirt durch die eingeathmete Luft. In unserem Klima athmet ein erwachsener Mensch bei mäßiger Bewegung in 24 Stunden ungefähr 2 Pfund

Sauerstoff ein, welche als solche in der ausgeathmeten Luft nicht mehr vorkommen. Dagegen athmet er das gleiche Volumen, aber schwereres kohlensaures Gas aus, welches er nicht eingeathmet hat, und wofür er die betreffende Kohlenstoffmenge, circa 20 Loth, auf anderem Wege, durch kohlenstoffhaltige Nahrung hat gewinnen müssen. So nothwendig der Mensch also athmen muß, so nothwendig muß er auch Kohlenstoffnahrung aufnehmen, und ohne Rücksicht auf Verluste durch andere Austrittsorgane, wenigstens 20 Loth Kohle für das Ausathmen, welche er nach der Elementaranalyse etwa gewinnen kann durch 2 Pfund Brod, oder 8 Pfund Kartoffeln, oder 25 Loth fettes Fleisch, oder 38 Loth Alkohol, oder 45 Loth Zucker.

Die größere Hälfte der eingenommenen Nahrungsstoffe des Menschen ist bei der Elementaranalyse — abgesehen von der eingenommenen Luft und des eingenommenen reinen Wassers — Kohlenstoff; $^{10}/_{11}$ dieses durch den Magen eingenommenen Kohlenstoffs gehen unmerklich durch die Lungenathmung und die Haut wieder aus dem Körper, mit all dem geathmeten Sauer- und Stickstoff der Luft und nebst einer bedeutenden Menge Wasser in Gasform und einer unbedeutenden Menge thierischer Stoffe. Sowie wir unsern Athmungsprozeß nicht unterbrechen dürfen und können, so auch nicht unsere Nahrungsaufnahme. Eine momentane Verminderung und ein Vergessen der Nahrung ist nur deßwegen möglich, weil der Mensch und alle Thiere in dem nie fehlenden Fette Reservevorräthe für die Verbrennung des eingeathmeten Sauerstoffs haben, welche bei fehlender Nahrung das Material zur Kohlensäure hergeben. Doch hat dieses eine sehr bestimmte Beschränkung.

In der Qualität der eingeathmeten Luft und in der Menge und Tiefe der Athemzüge ist geradezu der Regulator für die Menge und Art der Nahrung gegeben. In kalter, dichterer Luft (im Winter), wo im gleichen Volumen mehr Sauerstoff enthalten ist als in warmer dünner Luft, ist auch das Nahrungsbedürfniß größer, ebenso auch auf Hochebenen, wo zwar die Luft dünner, aber wasserarmer und bewegter ist und die Athemzüge häufiger sind; auf dem flachen tiefen Marschboden Berlins ist das Nahrungsbedürfniß geringer, als auf der Hochebene des südlichen Bayerns, in München. Bewegung in freier

Luft, körperliche Arbeit, Muskelanstrengung vermehrt die Zahl und Tiefe der Athemzüge und damit auch den Appetit und Verbrauch der Nahrungsmittel. Die arbeitende Menschenklasse bedarf ein Plus der Nahrungsmenge des mittleren Menschen.

Uebt auch Gewohnheit, Individualität, Lebensart, Qualität der Nahrung vielfachen Einfluß auf die Menge derselben, so darf doch diese äußerste Gränze des Bedarfs dadurch nicht berührt werden. Schwächung der Lebens- und Körperkräfte wäre davon die naturnothwendige, unausbleibliche Folge. Häufig genug begegnet man in allen Ständen körperlich dahinsiechenden Individuen, entweder aus falsch verstandener, freiwillig aufgelegter, sparsamer Diät, oder aus unfreiwilligem Mangel. Im Ganzen wird viel häufiger gesündigt durch zu große Mäßigkeit in der Sorge für die Leibesbedürfnisse, als durch Unmäßigkeit. Die Abzehrungen werden immer häufiger, und die Krankheiten aus Ueberfülle (Apoplexien) immer seltener.[1]

Zu einem gesunden nnd gesicherten Leben genügt aber nicht blos die nothdürftige Nahrungsmenge, sondern eine etwas reichliche. Schon Hippokrates sagt, daß für Gesunde eine allzumagere Diät gefährlich sey, weil dieselben dann ein jedes Versehen übler ertragen. Um wie vielmehr für unsere besitzlose Taglöhnerbevölkerung, welche sich neben der Entbehrung des täglichen Brodes auch noch allen Schädlichkeiten, schlechter Bekleidung, Wohnung und den nagenden Sorgen für eine brodlose, zahlreiche Familie ausgesetzt sieht.

So allgemein die Erscheinung mangelhafter und spärlicher Ernährung unter unserer armen Proletarierbevölkerung selbst bei mäßigen und normalen Brodpreisen ist, so allgemein muß auch

---

[1] Daß im Allgemeinen die durchschnittliche Verkehrungsmenge von Nahrungsmitteln auf den Kopf alljährlich abnimmt, beweisen die vergleichenden Consumtionsstatistiken der größeren Städte Paris, Wien, München, Berlin schon des letzten Jahrzehents. In Prag hat die Bevölkerung von 1836 bis 1846 um 13,395 Seelen zugenommen, der Fleischverbrauch aber absolut abgenommen und die Consumtion aus dem Pflanzenreich nur unbedeutend zugenommen (Allg. Zeitung v. 7. Okt. 1846). Ebenso hat die Fleischconsumtion im Königreiche Sachsen allmählig abgenommen; sie war 1836 = 39 Pfd.; 1837 = 36½ Pfd.; 1838 = 35½ Pfd. (Mitthlgn. des statist. Vereins des Königr. Sachsen, Heft IX. S. 67).

die Rückwirkung auf ihr phyſiſches Wohlbefinden ſeyn. Körperliche Schwäche und eine anomal verkürzte Lebensdauer ſind daher Gemeingut unſerer armen, beſitzloſen Bevölkerung. Quetelet [1] weist nach, daß die körperliche Entwicklung nach ſtatiſtiſchen Ziffern durchſchnittlich viel ausgezeichneter iſt bei Wohlhabenden als bei Dürftigen, und Dr. Casper, daß bei einer gleichen Anzahl reicher Perſonen und Berliner Stadtarmen die mittlere Lebensdauer bei erſteren 50 Jahre, bei den Armen nur 32 Jahre iſt. Villermé ſtellt zur Vergleichung der Sterblichkeit nach dem Wohlſtande die zwei der zwölf Pariſer Arrondiſſements nebeneinander, die in dieſer Beziehung die Extreme bilden.

Arrondiſſements.	Einwohnerzahl.	Es ſtarben in Privatwohnungen.				
		1817.	1818.	1819.	1820.	1821.
I.	54,854	778	787	904	863	985
XII.	66,894	1492	1679	1611	1633	1865

Während die mittlere Lebensdauer für die Pariſer im Allgemeinen nach Villermé 32 Jahre iſt, iſt die des zwölften Arrondiſſements insbeſondere nur 24 Jahre. Ebenſo vergleicht Villermé die Sterblichkeit der zwei reichen Departements du Calvados und de l'Orne mit den armen Departements de l'Indre und du Cher. In jenen ſtirbt kaum ¼ einer gegebenen Zahl von Neugebornen vor dem 5. Jahre, die Hälfte ſtirbt bis zum 45. Jahre, und ¾ bis zum 70. Lebensjahre. In den zwei armen Departements dagegen erliegt ¼ ſchon vor dem erſten Lebensjahre, die Hälfte bis zum 20. und ¾ im 50. Jahre. Am meiſten müſſen unter dieſen Umſtänden die Kinder leiden, welche den Verdienſt hindern und ſchmälern, und deßhalb als eine koſtſpielige Laſt bei der Unkultur der Leute weniger gepflegt werden. Kinder haben die geringſte Lebenselaſticität und Energie und können, wenn auch nur vorübergehende Entbehrungen oder Schädlichkeiten ohne Gefahr oder Verluſt des Lebens nicht ertragen.

In der That iſt auch die Sterblichkeit der Kinder bei der beſitzloſen, armen Bevölkerung doppelt ſo groß, als bei den Wohlhabenden. Bei einem Vergleich der gleichen Zahl Kinder

[1] Ueber den Menſchen S. 389.

aus den nur von Wohlhabenden bewohnten Straßen du Roule und Saint Honoré zu Paris mit denen der armen Straße Mouffetard findet man die Sterblichkeit der Kinder in letzterer doppelt so groß als in den beiden ersten. Ja es starben hier in dem ersten Lebensjahre so viele, als dort in den ersten zehn Jahren.[1] Ebenso sagt Lichtenstädt:[2] in dem Maße als Dürftigkeit selten ist, werden Säuglinge am Leben erhalten.

Zeigt sich die Verkümmerung der Lebenssicherheit und Lebensdauer der arm Gebornen schon bei normalen, mäßigen Brodpreisen, wie vielmehr bei anomalen, um die Hälfte und mehr erhöhten Preisen aller Nahrungsmittel. Die Zahl der bedürftigen Armen wird dann um Vieles vermehrt, und die Rückwirkung der Verkümmerung des Lebens durch die Armuth erstreckt sich auf einen noch größeren Bruchtheil der Gesellschaft. Extensive und intensive Steigerung der Armuth mit all ihren physischen, moralischen und politischen Gefahren ist die nothwendige Folge. Sterben auch wenige durch absoluten Nahrungsmangel, so verkümmern doch Millionen durch relativen Mangel, oder durch schlechte Nahrung, oder durch Vernachlässigung anderer diätetischer Gebote für Reinlichkeit, Kleidung und Wohnung wegen des überwiegenden Aufwands für die Nahrungsbedürfnisse.

Dieser langsame Tod durch Siechthum und Krankheiten, oft erst nach Jahren und Jahrzehnten, ist bemitleidenswerther als der kürzere Hungertod. Die Nothjahre 1816 und 1817 verspürte man deutlich in den entsprechenden Militärconscriptionsjahren. Die Zahl der Conscribirten war um 25 Procent unter dem Durchschnitte, und ihre Körpergröße und körperliche Entwicklung war in noch größerem Verhältnisse unter dem Mittelmaße zurückgeblieben.

Alle Theurungsjahre sind durch vermehrte Krankheiten und Todesfälle ausgezeichnet. F. Melier hat darüber einen belehrenden Vortrag gehalten in der Sitzung der Pariser Académie royale de Médecine vom 7. September 1841. In den zehn theuren der zwanzig Jahre von 1724 bis 1743 starben volle

---

[1] Bossuet Hawkins Elements of medical Statistics 1829.

[2] Ursache der großen Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre, St. Petersburg 1837. S. 88.

17 Procent Menſchen mehr, als in den zehn Jahren jener Periode, in denen das Brod billiger war. Der Unterſchied der Brodpreiſe war wie 21,10 zu 17,75 geweſen; daſſelbe ſah man in London. 1736, 1737, 1740 und 1741 war der Preis des Quarters Korns daſelbſt durchſchnittlich 2 Pf. Sterling 12 Schill. 6 Pence. Es ſtarben in jenen vier Jahren 118,384 Menſchen; dagegen ſtarben nur 83,415 in den vier Jahren 1744, 1745, 1751, 1752, in welchen das Korn nur 1 Pf. Sterl. 12 Schill. und 10 Pence koſtete.

Zur Unterſtützung dieſer Thatſachen folgen hier einige ſtatiſtiſche Ziffern aus den Etudes sur les subsistances, envisagées dans leurs rapports avec les maladies et la mortalité, wo dieſe Fluktuation der Krankheiten und der Mortalität conſtant wieder zu finden iſt.

Zahl der Kranken und Todten bei hohen und niederen Preiſen im Hotel Dieu.

Jahre.	Kranke.	Todte.	Theure Preiſe. Liv.	Sol.	Den.	Jahre.	Kranke.	Todte.	Billige Preiſe. Liv.	Sol.	Den.
1739	25,626	5,837	20	7	6	1728	19,015	3,918	13	6	3
1740	27,088	7,894	25	12	6	1734	16,849	3,148	12	2	6
1741	27,361	7,191	37	—	—	1735	18,521	3,767	12	16	3
1742	23,944	5,893	21	7	6	1743	17,335	4,064	12	16	3
In Allem	104,319	26,815	104	7	6	In Allem	71,720	14,907	51	1	3
Im Jahresdurchſchnitt	26,080	6,704	26	1	11	Im Jahresdurchſchnitt	17,930	3,727	12	15	4
1749	21,082	4,281	18	12	6	1744	15,819	3,543	11	15	—
1752	22,519	4,505	24	15	—	1745	16,654	3,688	12	1	3
1753	24,379	5,292	20	3	9	1746	17,728	4,208	14	17	6
1754	22,554	5,442	19	5	—	1747	17,958	4,261	15	10	6
1757	21,112	4,674	22	—	—	1748	19,691	4,794	19	15	—
1759	21,085	4,384	20	—	—	1750	20 590	4,559	18	—	—
1760	23,417	4,911	19	16	3	1751	19,672	4,026	19	13	9
1761	21,719	4,652	15	18	—	1755	20,367	4,858	14	16	3
1762	21,219	4,917	16	1	3	1756	19,487	4,042	16	3	9
1763	24,438	5,352	15	17	6	1758	20,430	4,652	18	17	6
In Allem	223,321	48,410	192	9	3	In Allem	188,396	42,631	161	10	6
Im Jahresdurchſchnitt	22,352	4,841	19	4	11	Im Jahresdurchſchnitt	18,839	4,263	16	3	—
1753	24,376	5,292	20	3	9	1744	15,819	3,543	11	15	—
1754	22,554	5,442	19	5	—	1745	16,654	3,688	12	1	—
1760	23,417	4,911	19	16	3	1746	17,728	4,208	14	17	—
1763	24,438	4,917	15	17	6	1747	17,959	4,261	15	10	—
In Allem	94,785	20,562	75	2	6	In Allem	68,160	15,700	54	3	—
Im Jahresdurchſchnitt	23,696	5,140	18	15	7	Im Jahresdurchſchnitt	17,040	3,700	13	10	9

Digitized by Google

Brodpreis- und Mortalitätsverhältnisse zu Paris nach der Revolution.

Jahre.	Brod theuer.	Todesfälle.	Jahre.	Brod billig.	Todesfälle.
	Cent.			Cent.	
1801	68,78	20,767	1803	63,87	25,791
1802	82,64	20,582	1804	53,81	20,870
1807	69,80	20,587	1805	60	18,460
1811	70,93	16,029	1806	64,25	19,752
1812	88,74	19,952	1808	63,20	17,352
1813	80,12	19,761	1809	60	16,718
1816	82,25	19 124	1810	61,81	17,705
1817	96,41	21,124	1814	62,48	19,972
1818	77,78	22,421	1815	59,53	20,429
1820	72,53	22,464	1819	61,20	22,671
In Allem	789,40	202,811	In Allem	609,35	199,720
Im Jahresdurchschnitt	78,94	20,281	Im Jahresdurchschnitt	60,94	19,972
1829	91,46	25,600	1824	56,95	22,617
1828	82,92	24,057	1822	56,89	23,282
1839	79,96	25,027	1836	56,00	24,057
1831	79,37	25,996	1834	54,90	22,991
In Allem	332,75	101,180	In Allem	224,74	92,947
Im Jahresdurchschnitt	83,19	25,245	Im Jahresdurchschnitt	56,18	23,277

Getreidepreise und Todesfälle in England.[1]

Jahre.	Preise.	Todte.
1801	118 Schilling 3 Den.	55,965
1804	60 „ 1 „	44,794
1807	73 „ 3 „	48,108
1810	106 „ 2 „	54,864

Verhältnisse der Sterbfälle zu Mailand in den Jahren des Mangels 1815 bis 1817.[2]

Im Jahre	Galt die Moggio Weizen.	Es wurden in die Anstalten zu Mailand aufgenommen.		Es starben zu Mailand		
		Findlinge.	Kranke.	in Hospitälern.	in Privatwohnungen.	Zusammen.
	Lire.					
1815	59	2,280	17,974	2,680	3,824	6,504
1816	75	2,625	20,993	3,085	3,966	7,051
1817	63	3,082	23,350	4,620	3,806	8,426
1818—1825 mittleres Verhältniß	25	1,750	14,010	2,028	3,305	5,338

[1] John Barton Observat. on the condition of the labouring classes.

[2] Melchior Gioja Filosofia della Statistica.

Nicht immer ſind es die Nothjahre ſelbſt, wo die größte Sterblichkeit zu finden iſt; die nachfolgenden Jahre äußern oft erſt die ganze Größe der zerſtörenden Wirkung auf das Menſchengeſchlecht. So war in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Jahr 1771 ausgezeichnet durch allgemeinen Mißwachs; im Jahre 1772 überſtieg die Sterblichkeit des Jahres die mittlere um $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$. So betrug die Zahl der Geſtorbenen vor und nach 1771 und 1772. 1771. 1772.[1]

in Berlin	4 — 5,000	6,000	8,500
in Leipzig	11 — 1,200	1,180	1,840
in Weſtpreußen . .	8 — 9,000	9,200	11,300
im Baireuthiſchen .	4 — 5,000	7,000	9,200
in Augsburg . . .	— 1,400	1,740	2,600
in Erfurt	— 550	700	1,110
in London	— 21,000	—	26,000

Im Königreich Württemberg[2] war im Durchſchnitte der Jahre 1815—29 die jährliche Sterbezahl 43,490, im Jahre 1817 aber 50,680.

Ob die durch die Noth erhöhte Krankheitsopportunität eine epidemiſche Geſtaltung annehmen wird, hängt von nicht vorherzuſagenden Ereigniſſen ab. Gewiß iſt, daß bei ſolcher allgemeinen Landeskalamität jede Epidemie eine extenſive und intenſive Steigerung gewinnt. Und dann nehmen nicht blos die dürftigen und hungernden Menſchen daran Theil, ſondern ebenſo unmittelbar auch die Wohlhabenden und Sorgloſen. Der ſeit Herbſt 1845 in Südweſtdeutſchland wieder an vielen Orten epidemiſch auftauchende Typhus (Schleim- oder Nervenfieber) iſt zum Theil Effekt der Theurung ſelbſt, durch die ganz anomale Witterung des Jahres 1845 hervorgerufen. Der Typhus iſt das durch das Prisma der Civiliſation in verſchiedenen Nüancen gebrochene und gemilderte Bild der Peſt des Mittelalters und noch früherer Zeit. Wie damals ſo auch heute noch wird er vorzugsweiſe durch Anomalien elementarer Erſcheinungen erzeugt und epidemiſch, nur heute in ſehr gemildertem Grade, nie mehr jenen ſchnellen und gefährlichen Lauf annehmend wie früher. Welche

---

[1] Aus Süßmilchs göttlicher Ordnung, Theil III.

[2] Bernoulli Populationsſtatiſtik S. 168.

zahllose Opfer hat diese Pest unseres Jahrhunderts schon hingerafft und wie groß sind die Besorgnisse weiterer Ausdehnung bei dieser durch die Theurung erhöhten Krankheitsopportunität! Wie viele Aufforderung auch in den höchsten Ständen, praktischen Vorschlägen zur Milderung der Noth Gehör zu geben!

Doch nicht blos das Gesundheitswohl Aller ist gefährdet. Armuth und Noth erhöhen auch die Disposition zu moralischen Gebrechen. „Bei theurem Brode stehlen, erkranken und sterben mehr Menschen," sagt Melier und er hat darüber nachfolgende Zusammenstellung über den Einfluß der Getreide- und Brodpreise auf die Zahl der Diebstähle mitgetheilt:

In ganz Frankreich.

Theure Preise.				Billige Preise.			
Jahre.	Getreidepreise.		Bestrafte Diebe.	Jahre.	Getreidepreise.		Bestrafte Diebe
	Fr.	Cent.			Fr.	Cent.	
1828	22	03	17,481	1826	15	85	15,156
1829	22	59	18,238	1827	18	21	15,868
1830	22	39	18,719	1833	16	62	19,354
1831	22	10	19,589	1834	15	25	18,902
1832	21	85	21,783	1835	15	25	19,071
In Allem	110	96	95,810	In Allem	81	18	88,351
Im Jahresdurchschnitt	22	19	18,162	Im Jahresdurchschnitt	16	24	17,670

Im Seinedepartement.

Theure Preise.			Billige Preise.		
Jahre.	2 Kilogr. Brod kosten	Diebe wurden verurtheilt.	Jahre.	2 Kilogr. Brod kosten	Diebe wurden verurtheilt.
	Cent.			Cent.	
1828	82,02	1,859	1826	58,95	1,731
1826	91,46	2,085	1827	64,79	1,747
1830	78,65	1,833	1833	57,52	1,842
1831	79,37	2,054	1834	54,90	2,121
1832	75,23	1,984	1835	57,27	2,035
1838	69,06	2,730	1836	56,00	2,267
1839	79,90	2,817	1837	58,85	2,616
In Allem	555,69	15,362	In Allem	408,18	14,359
Im Jahresdurchschnitt	79,38	2,195	Im Jahresdurchschnitt	58,31	2,051

Gegenwärtig (Ende September 1846) haben die Brodpreise noch größere Höhe, als die höchsten der obigen theuren Jahre (zwischen 86 und 120 Centimes für 2 Kilogramme Brod), und

die Wirkung auf Gesundheit und Moralität muß auch in demselben Grade größer seyn. In der That sind schon Arbeiteraufstände in verschiedenen Städten Frankreichs an der Tagesordnung.

Also nicht blos Aerzte, auch Juristen und andere Staatsbeamte werden jetzt schon und noch mehr im Laufe des Jahres und des bevorstehenden Winters die Wirkung der gesteigerten Armuth verspüren. Bis in die entferntesten und höchsten Kreise erzeugt dieser Zustand Unbehaglichkeit und Besorgniß. Kein Stand, kein Beruf, keine Familie, welche nicht einigermaßen an dieser Landesnoth participirt. Und Glück genug, wenn nicht allgemeine Reaktionen, heftigere Convulsionen des kranken Organismus entstehen. Die Geschichte gibt betrübende Beispiele davon. Der nordamerikanische Freiheitskrieg fand seine erste Veranlassung in der ungebührlichen Besteuerung eines angewöhnten Lebensbedürfnisses. Heute sehen wir dieselben drohenden Symptome in Irland und die angestrengtesten Bemühungen der brittischen Regierung denselben zuvorzukommen. Ununterbrochene Schiffsladungen von Mais und Zwieback, selbst Geldsendungen an die Banken gehen von Großbritannien nach Irland.

Bei Gefährdung so vieler Privat- und öffentlichen Interessen durch die gegenwärtige Theurung sind alle Anstrengungen und Vorschläge zur Abwehr gerechtfertigt. Alle solche allgemeine Calamitäten haben neue polizeiliche Maßregeln ins Leben gerufen. Die Noth macht gelehrig und willig, was man in besseren Zeiten nicht immer in gleichem Grade ist. Hat doch die Kartoffelnoth die Hochtories in England gelehrig und nachgiebig gemacht, und das verjährte Monopol der Grundbesitzer auf ein unentbehrliches Lebensmittel zum Falle gebracht. Vielleicht daß die Noth bei uns ein noch älteres und noch nachtheiligeres Monopol auf das unentbehrlichste Lebensmittel wenigstens erschüttert.

Die Ursache indicirt das Heilmittel. Die nächste Begründung hat diese anhaltende und steigende Theurung in der weit unter dem Durchschnitte bleibenden Ernte des Jahres 1845 und in der allgemeinen Verderbniß der Kartoffeln, ihre weitere Begründung in Anomalien gesellschaftlicher Zustände; sie ist Symptom socialer Mißstände.

Die durchaus anomale Witterung des Jahres 1845 veranlaßte nicht blos eine an Menge und Güte geringe Ernte der Cerealien, auch die Handelsgewächse, die Obstfrüchte und der Weinstock gaben nur sehr geringe oder ganz ausfallende Erträgnisse. Das Kapital der Landbebauer trug nur spärliche Zinsen, veranlaßte oft mehr Ausgaben als Einnahmen, die Nahrungsmittel wurden spärlicher, deßhalb theurer. Hierzu kam das größere Unglück der Kartoffelfäule, eine Erscheinung, die bei uns durchaus neu, und in ihren Wirkungen um so empfindlicher war, als gerade die Reichlichkeit, Sicherheit und Leichtigkeit ihrer Produktion den Verbrauch derselben außerordentlich gesteigert und am meisten zur raschen Vermehrung des Menschengeschlechtes beigetragen hat. Ein Ausfall dieses billigsten Nahrungsmittels kann durch kein anderes corrigirt werden, am wenigsten für den massenhaften Bedarf unserer Proletarier, welche außerdem die allgemeine Theurung auch in den Störungen des regelmäßigen Verdienstes spüren mußten. Die ganze Größe der Gefahr und die Schwankungen unseres Nahrungsstandes durch die Zunahme des Kartoffelbaues kommen erst jetzt zu vollem Bewußtseyn, wo neben ergiebiger Fruchternte nur das Gerücht der fortdauernden Kartoffelkrankheit die Fruchtpreise im September 1846 kurz nach der Ernte auf eine Höhe schnellte, wie sie selbst im Augenblicke des empfindlichsten Mangels, im Frühjahr 1846, nicht waren. Nicht mehr die Fruchternte, sondern die Kartoffelernte ist maßgebend für die Billigkeit des Brodes. Die Rückwirkung dieses besorgten Kartoffelausfalles ist so allgemein auf ganz Europa, daß selbst dort, wo Kartoffeln von jeher ein untergeordneter Nahrungsstoff waren, in Altbayern, Oesterreich, am mittelländischen Meere, die Fruchtpreise eine größere Steigerung erfuhren, als in Norddeutschland, Sachsen, am Rhein, wo die Kartoffel ein tägliches und beliebtes Gericht aller Stände ist. Es ist deßhalb bei der Wahrnehmung so gefährlicher Schwankungen der Kartoffelernte der ernstesten Betrachtung werth, diesen Chancen unserer Brodpreise zuvorzukommen und Surrogate für die Kartoffel populär zu machen. Es kann nicht gemeint seyn den Kartoffelbau aufzuheben, denn er ist durch Gewohnheit und die eigenthümlichen Vorzüge des Gedeihens auf jedem Boden, die Reichlichkeit der Ernte und vielfache Benützung landwirthschaftliches

Bedürfniß geworden; die größere Hälfte der Ernte wird zur Viehfütterung und Brennerei benutzt. Nur sollte man der zu großen Ausdehnung der Kartoffel als fast ausschließliches und die Brodpreise bestimmendes Nahrungsmittel aus diätetischen und politischen Gründen entgegenarbeiten durch Einführung entsprechender Surrogate. Als solche können wir einheimische und Kolonialprodukte vorschlagen. So weit historische Notizen über die Kartoffelkrankheit bekannt wurden, zeigte sie sich zuerst 1831 in den vereinigten Staaten und Canada, 1840 auf der Insel St. Helena, 1843 in der Rheinpfalz, 1845 und 1846 über ganz Europa. Wo sie einmal aufgetreten war, hörten ihre alljährlichen Verheerungen nie auf und selbst frische Samen aus dem spanisch-amerikanischen Festlande wurden gleich im ersten Jahre mehr befallen, als selbst die Ernte von gelegten kranken Kartoffeln.[1]

Die vorzuschlagenden einheimischen Surrogate für die Kartoffel dürfen die Erträgnisse des Getreides nicht beeinträchtigen, als der bei weitem vortheilhaftesten und wichtigsten Nahrung für unser Klima, und müssen in Rücksicht der Bodenverhältnisse, Arbeitsmühe, der Erträgnisse und Nahrungseffekte der Kartoffel möglichst gleich stehen, mit ihr concurriren können. Als solche im Großen ausführbare Surrogate können gelten der Mais und die Hülsenfrüchte; beide verlangen wie die Kartoffel einen leichten Boden, welcher für die edleren Getreidesorten wenigstens nicht vortheilhaft ist, keinen größeren Aufwand und Arbeitsmühe und kommen in den Nahrungseffekten denselben nahe, ja übertreffen sie.

Der Mais (Welschkorn, türkischer Weizen) ist eine tropische Frucht wie die Kartoffel und wird in seiner Heimath Mexiko (wo jährlich bei einer Bevölkerung von 5 Mill. 16 Mill. Centner, also über 3 Centner auf den Kopf gewonnen werden), im südlichen Europa, Italien und der Türkei oft als einzige Mehlfrucht benutzt. Die Frucht ist ausgezeichnet stärkmehlhaltig (80% Stärkmehl), hat aber wenig bindende, die Gährung befördernde Stickstoffbestandtheile (Albumin 2%) und bedarf deßhalb einer eigenen Behandlung; mit geringer Beimischung jedoch von

[1] Allgemeine Zeitung vom 7. Okt. 1846.

Getreidemehl wird das Maismehl wie unser gewöhnliches Mehl behandelt und benützt. Der Maisbau hat noch den landwirthschaftlichen Vortheil, daß er als Sommerfrucht den Boden weniger erschöpft, unter allen Getreidearten den bei weitem größten Ertrag an Körnern (das Hundertfache und mehr der Aussaat) und Stroh liefert, und ohne den Körnerertrag zu mindern, gleichzeitig ein ausgezeichnetes Viehfutter abgibt in den grünen zuckerreichen Stengeln und Blättern. Selbst wenn die Körner gar nicht gedeihen, ist der Maisbau als Viehfutter noch sehr ökonomisch.[1]

Der Mais gedeiht überall wo Wein, Hopfen und Tabak mit Vortheil gebaut werden, und kann somit in Deutschland große Ausdehnung gewinnen. Er kann selbst noch unter 52° nördl. Breite mit Vortheil kultivirt werden. Die trockenen, heißen Sommer sind dieser Frucht am günstigsten, wodurch gerade die Kartoffelernte geschmälert ist. Durch Theilung der Grundstücke in Kartoffel- und Maisfeld würde bei sehr trockenen und feuchten Sommern der Mehrertrag des einen den Ausfall des andern decken. Die Nahrungsgüte des Maises übertrifft weit jene der Kartoffel und steht jener des Weizens gleich. Als Futter für alle Hausthiere und alle Zwecke der Nutzung (Mastung, Milcherzeugung) übertrifft der Mais alle andern Körnerfrüchte.

Der Vorschlag zu größerem Anbaue des Maises als Surrogat der Kartoffel ist so wichtig und praktisch, daß man selbst in Irland angefangen hat, lohnende Versuche mit dem Maisbau zu machen, und daß die einzige und ausreichendste Hülfe der Regierung ist, daß sie in Westindien, Italien und der Türkei große Vorräthe Mais aufkaufen und nach Irland bringen läßt. Die Produktion in den südlichen Gegenden ist enorm, das Vielfache der übrigen Körnerfrüchte. So ist der Ertrag des Maises in den Vereinigten Staaten Nordamerikas nach sorgfältigen Schätzungen des Büreaus zu Washington für 1846 417¾ Mill. Scheffel, während die reiche Weizenernte nur 106½ Mill. Scheffel beträgt.[2] Der Nahrungswerth des Maises und der Kartoffel nach

---

[1] Dieses wird selbst in einer Thesis ausgesprochen für die zehnte Versammlung der Land- und Forstwirthe in Gratz.

[2] Allgemeine Zeitung vom 8. Okt. 1846.

dem Stärkmehlgehalt verhält sich wie 80 : 15 und der Preis des Maises ist nur halb so hoch als der des Weizens.

Es ist nur Mangel an Einsicht, Unbekanntschaft mit der Behandlung des Maismehls, Schlendrian unserer Landwirthe, daß der Maisbau keine größere Ausdehnung gewinnt, und der Mais bei uns nur als Futter benutzt wird. Mußte doch auch vor noch nicht hundert Jahren Friedrich der Große durch Landdragoner vigiliren und die Bauern der Mark zwingen lassen, die Kartoffeln zu bauen. Doch auch hier wird die Noth die beste Lehrmeisterin seyn.

Die Hülsenfrüchte (Bohnen, Erbsen, Linsen) haben zwar nicht den Vortheil so großer Erträgnisse wie der Mais, aber sie können auch weitere Ausdehnung gewinnen auf schlechtem Boden, in kälteren, hochgelegenen Gegenden, wo kaum noch der Haber fortkommt; ferner sind sie Brachfrucht, erschöpfen den Boden nicht und geben im Stroh ein gutes Viehfutter. Die Hülsenfrüchte sind ausgezeichnet durch ihren geringen Wassergehalt (12%), reichlichen Stärkmehl- (20—38%) und vor allen durch vielen Caseïngehalt (10—20%); sie sind viel nahrhafter als die Kartoffeln, welche 78% Wasser, 15% Stärkmehl und nur 1% Albumin (Stickstoffbestandtheile) haben. Die Stickstoffverbindungen, das Caseïn der Hülsenfrüchte, sind es eben vorzugsweise, welche für die Stoffmetamorphose und Kräftigung des Körpers so wichtig sind und sie deßhalb für die Kindheit bis zur entwickelten Pubertät so zuträglich machen. Der eben so große Arzt wie Landwirth Dr. Albrecht Thaer[1] sagt: „Instinkt und Erfahrung hat die Menschen gelehrt, daß sie nichts nahrhafteres, der Natur des thierischen Körpers angemesseneres und zugleich ergiebigeres bauen können, als die Hülsenfrüchte. Sie besitzen eine mehr nährende Kraft als die Getreidearten. Man hat es längst nach allgemeiner, auf Empfindung beruhender Erfahrung gewußt, daß Erbsen, Linsen, Bohnen weit sättigender sind, länger vorhalten, dem Körper mehr Kraft geben, als alle andern vegetabilischen Produkte; sie ersetzen dem armen Manne das Fleisch, welches er nicht oft genießen kann, und es ist, als wenn ein besonderer Trieb denselben aufforderte, dem Körper durch ihren Genuß das

[1] Rationelle Landwirthschaft, 4r Band, S. 78.

zu ersetzen, was besonders Roggen und Kartoffeln ihm nicht geben können. Deßhalb sind sie dem starkarbeitenden Manne bei uns ein unentbehrliches Bedürfniß." Das hat aber seit Thaer sich geändert; die Kartoffelnahrung hat die Hülsenfrüchte zu großem Nachtheile verdrängt und diese sind jetzt als eine ungesunde, schwer verdauliche Nahrung verdächtigt und äußerst beschränkt worden. Wir sehen mit welchem Unrechte. Vor Einführung der Kartoffeln waren die Hülsenfrüchte populärer und die Menschen körperlich viel kräftiger als jetzt. Es ist geradezu ein Nachtheil der jetzt vorherrschenden, oft ausschließlichen Kartoffelnahrung, daß sie wegen zu wenig Stickstoffbestandtheilen den Stoffansatz, die Consolidirung der Muskelfaser, der thierischen Gebilde nicht genügend vermittelt. Es ist nichts häufiger als Kinder und Erwachsene durch übermäßige Kartoffelnahrung schwach an Muskeln und Knochen und von bleicher Gesichtsfarbe zu sehen, während die Aerzte wissen, wie spezifisch die Hülsenfrüchte bei Knochenbrüchen auf Knochen und Callusbildung begünstigend einwirken. Will man sich des Weichwerdens und der Verdaulichkeit der Hülsenfrüchte mehr versichern, so mische man dem kochenden Wasser (¼ Loth auf 2 Pfund Wasser) krystallisirte Soda (kohlensaures Natron) bei, dann werden sie bei jedem Wasser weich.

Für die Darstellung des landwirthschaftlichen Nutzens und der Nahrungspotenz der genannten landwirthschaftlichen Produkte gibt es überzeugende Ziffern in den durchschnittlichen Erträgnissen der einzelnen Früchte und in den chemischen Analysen ihrer nährenden Bestandtheile. Wir benutzen zu diesem Zwecke die Uebersicht der landwirthschaftlichen Erträgnisse auf einen bayerischen Morgen (=1,33 pr. Morgen = 34,07 franz. Ares) in dem landwirthschaftlichen Centralblatte für Bayern 1843 März und April, überall die mittlern Erträgnisse und Aussaat festhaltend, und die Uebersicht der procentigen Bestandtheile der pflanzlichen Nahrungsmittel in Henry Ancell's Commentar zu Liebigs Thierchemie, übersetzt von Kouz. Pesth 1844. — Es sind hier Aussaat und Ernte nach Pfunden berechnet, und ebenso der Gehalt an Stärke- und Stickstoffbestandtheilen nach den procentigen Mengen der Frucht und in Pfunderträgnissen auf den ganzen Morgen mit Abzug der Aussaat, endlich die Nebennutzung von Stroh in Centnern.

Uebersicht der Aussaat und Erträgnisse auf einen bayrischen Morgen in Pfunden.

Fruchtgattung.	Aussaat.	Ernte.	Stärkemehlgehalt nach Abzug der Ernte.	Stickstoffbestandtheile nach Abzug der Ernte.	Nebennutzung.
	℔	℔	℔	℔	Centner.
Weizen . . .	100	900	486	203	20
Roggen . . .	139	701	343	70	22
Mais	25	2,700	2,320	54	35
Bohnen . . .	92	1,120	359	215	15
Erbsen	65	990	348	175	18
Linsen	50	600	176	222	10
Kartoffeln . .	602	12,000	1,860	120	36

An Masse erträgt die Kartoffel bei weitem am meisten, und im Verhältnisse der Aussaat gibt sie nach Mais am meisten; aber an nährenden Stoffen wird sie von andern weit übertroffen, namentlich vom Mais, und an Stickstoffbestandtheilen ist sie relativ die ärmste, während gerade die Hülsenfrüchte daran so reich und deßhalb so kräftigend sind.

Nicht blos einheimische Produkte, auch überseeische sind geeignet einen Nothstand des Vaterlandes zu mildern. In den tropischen Gegenden ist der Boden unerschöpft und die Produktion so überschwenglich, daß sie leicht von ihrem Ueberflusse einen ganzen Welttheil ernähren könnten. Der Reis gibt im Süden 100fältige, der Mais 400fältige Früchte, und der Handel ist so geschäftig und rührig, daß er um billige Preise jede verlangte Menge aller Orten hinbringt. Jetzt schon kostet der Reis in Hülsen in London weniger als das beste Weizenmehl.

Unter den ausländischen Nahrungsfrüchten steht der Reis oben an. Seine Verbreitung und Benutzung ist ausgedehnter als die des Weizens und Roggens, seine Produktion und Consumtion größer als jene aller andern Körnerfrüchte zusammengenommen. Die Bewohner von Ost- und Westindien, China, Japan, Persien, Aegypten, Italien, Spanien, Portugal haben in dem Reis ihre oft ausschließliche vegetabilische Nahrung. Er kann ohne Vorbereitung transportirt und roh genossen werden, was ein großer Vorzug vor den andern Mehlfrüchten ist. Der häufigen Benutzung bei uns steht entgegen, daß sein diätischer Werth als eine ausgezeichnet stärkmehlhaltige, wenig hitzende Nahrung, namentlich im Sommer, noch nicht genug bekannt ist, und mehr noch die Vertheurung des Reises durch den Eingangszoll im Zollverein. Es beträgt derselbe 2 Thlr. vom Centner

oder 25% des Ankaufwerthes auf den europäischen Colonialmärkten, während in Großbritannien durch die Zollreformen im Februar 1845 der Reis in Hülsen zollfrei eingeht, in Frankreich der deutsche Zollcentner 13 Gr. Eingangszoll, in Oesterreich 16 Gr. und in Rußland 1 Thlr. 29 Gr. kostet.[1] Der deutsche Zollverein hat somit die höchste Eingangssteuer auf dieses vorzügliche Nahrungsmittel, welches immer ergiebig und billig zugeführt werden kann, und einen Ausfall der Mehlfrüchte bei uns am leichtesten und billigsten ergänzen würde. Die holländische Regierung hat im Herbste 1845 eine Frachtprämie ihren Rhedern zugesichert, welche im Frühjahr 1846 Reis von ihren Kolonien bringen würden. Sie that es, um den vorhergesehenen Mangel an Mehlfrüchten in diesem Jahre auszugleichen. Nach neuesten Nachrichten hat sie diese Prämie bis auf 1847 ausgedehnt.

Es ist somit ein wohl motivirter Vorschlag, daß der Eingangszoll auf Reis ganz erlassen, oder doch wenigstens um 70% ermäßigt werde. Der Reis käme dann ziemlich auf den Preis des Weizens und dadurch in das Consumo des Volkes, während derselbe jetzt nur von den wohlhabenden Ständen genossen wird. Der Reis kann übrigens die Getreidefrüchte nicht ganz ersetzen, weil derselbe zu wenig Stickstoffbestandtheile enthält und deßhalb für unser kälteres Klima weniger zuträglich ist, als in den Tropengegenden, wie dieses schon einmal in diesen Blättern[2] näher ausgeführt wurde.

Auch von anderer Seite wurde schon daran gedacht, die Cultur des Reises als Surrogat der Kartoffel mehr in Aufnahme zu bringen. Der wissenschaftliche Congreß Frankreichs, für 1846 in Marseille versammelt, hat beschlossen, bei der Regierung darauf anzutragen, bei dem Mißfalle der Kartoffel das bewässerungsfähige Rhonedelta zum Reisbau herrichten zu lassen, was nach einem Versuche auf 25 Hectaren mit 50% Gewinn gelungen ist. Es würden dann 20,000 Hectare bis jetzt unbenutztes Land nutzbar gemacht, das Grundeigenthum des Departements um 120

---

[1] Zusammenstellung der Tarife des Zollvereins, Oesterreichs, Großbritanniens, Frankreichs und Rußlands in der außerordentl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1844, Nr. 180.

[2] Deutsche Vierteljahrsschrift, Heft XXXII, S. 98.

Mill. Francs werthvoller und ein durchschnittlicher Jahresertrag von 30 Mill. Kilogr. Reis, mit einem Reingewinn von 5 Mill. Francs erzielt werden.[1]

Unter den überseeischen Produkten ist der Kaffee der wichtigste und unentbehrlichste Verzehrungsartikel geworden. Kaum seit hundert Jahren in Europa bekannt, ist er nach dem Zucker der bedeutendste überseeische Consumtionsartikel. Der europäische Verbrauch war 1750 66 Mill. Pfd., und jetzt ist er über 300 Mill. Pfd. Den größten Antheil an dieser Kaffeeconsumtion hat Deutschland, welches unter allen europäischen Nationen die größte Verbrauchsziffer hat (2,9 Pfd. jährlich und ¼ Loth täglich auf den Kopf). Und hier sind es die niederen Stände, die Proletarier und Juden, welche sich dieses Getränkes vorzugsweise bemächtigt haben. Bei allen andern Entbehrungen halten sie sich durch diesen braunen Trank neben den Kartoffeln für entschädigt. Es ward in diesen Blättern schon erwähnt, daß dieser hier auftretende Volksinstinkt wahrscheinlich seine Begründung hat in einem dem Kaffee eigenthümlichen Bestandtheile, dem Caffeïn, welches unter allen vegetabilischen und organischen Stoffen bei weitem der reichste an Stickstoff ist, daß also der Kaffee bei den niederen Ständen deßhalb so beliebt sey, weil diese bei ihrer vorzugsweise vegetabilischen und Kartoffelnahrung den fehlenden Stickstoff derselben durch den stickstoffreichsten Körper, das Caffeïn ersetzen wollten. Es ist eine auf unbewußter Empfindung begründete Erfahrung des Volkes, daß ihnen der Kaffee bei ihrer an Stickstoff armen Nahrung zuträglich ist. Dieses sollte erkannt und gepflegt werden. In der That wäre nicht schneller und leichter der Noth geholfen, als wenn man unserer hungernden Taglöhnerbevölkerung den Kaffee und Zucker wohlfeiler und zugänglicher machte. Unter allen möglichen obrigkeitlichen Fürsorgen würde diese Maßregel den aufrichtigsten Dank aus jeder Hütte und in jedem Gebete der armen Kinder und Greise erfahren; denn nichts ist populärer bei den Armen als der Kaffee. Deßhalb verarmt, drückt und schadet auch keine Zollsteuer empfindlicher als die erhöhte auf Kaffee. Denn bei dieser unbezwinglichen, alles überbietenden Vorliebe unserer Proletarierbevölkerung

[1] Allgemeine Zeitung vom 28. Sept. 1846.

für diese Frucht wird eher alles vergessen und vernachlässigt, als die Besorgung des Kaffees; dabei sind sie eben gezwungen, ihn so schlecht, mit so vielen unpassenden Surrogaten und Zusätzen zu machen, daß er nebenbei die Gesundheit untergräbt und das Unglück der Armuth noch steigert. Wenn Kühne[1] sagt, eine Minderung des Eingangszolles auf Kaffee könne bei anerkanntem Bedürfnisse desselben für die ärmste Menschenklasse so lange nicht Platz greifen, als unentbehrlichere Lebensmittel, wie das Salz, noch viel höher besteuert seyen, so geben wir zu bedenken, daß der Bestand des einen Fehlers nicht das Fortbestehen eines weitern rechtfertigt, daß die Salzsteuer keine Zollvereinsmaßregel ist, und daß, wenn auch in Wahrheit die Salzsteuer eine noch ungerechtere und schädlichere Steuer ist, diese Last im Volke doch nicht so empfunden wird, weil sie mehr gewohnt, das Salz kreuzerweis geholt wird, der Kaffee aber in größeren Summen. Auch sind die Armen durch diese Steuer doppelt belastet, nicht nach der Kopfzahl, wie man glaubt, erstlich, weil sie bekanntermaßen durch ihre Armuth zu einem Plus des Kaffeeconsumos über den Durchschnittsverbrauch aller Stände genöthigt sind, und weil die von ihnen bezogene billigste Sorte nahezu 100% Eingangssteuer bezahlt, während für die bessern Sorten der höhern Stände die Preiserhöhung durch die Eingangssteuer kaum 30—40% beträgt, somit also die höhern Stände das Privilegium einer Steuerbegünstigung genießen. — Die Schweiz, welche für ihre starke Bevölkerung die wenigsten Getreidefrüchte producirt, dagegen viel Kartoffeln als Hauptnahrung des Volkes baut, empfand die diesjährige Theurung viel weniger, hatte niedrigere Brodpreise, als die Orte, von wo sie ihre Brodfrüchte herholte (Oberbayern und Schwaben). Sie hatte Ersatz für das Brod in dem billigeren und vermehrten Verbrauch des Kaffees und Zuckers. Das Pfund Kaffee und ebenso das Pfund Zucker kosten jedes 3 Batzen (12 kr.); die Schweizer haben nur den unbesteuerten Handelspreis ohne Aufschlag eines Zolles oder einer Consumtionssteuer. Der Ausfall und die Theurung der Getreidefrüchte wird bei ihnen wegen des Ersatzes durch billige Kolonialprodukte viel weniger empfunden.

---

[1] Ueber den Zollverein 1846.

Man stelle sich einen Augenblick vor, welche Wohlthat, welche Erleichterung beim theuern Brod für unsere Armen es wäre, wenn sie das Pfund Kaffee und Zucker für 12 kr. erhalten könnten!

Hierher gehört auch eine ärztliche Erfahrung. Iphofen[1] und Fodéré[2], zwei ärztliche Autoritäten durch ihre klassischen Schriften über Cretinismus, wollen die Erfahrung gemacht haben, daß durch Zunahme des Kaffeeverbrauches der endemische Cretinismus seltener werde, und Referent hat schon einmal[3] in diesen Blättern dargestellt, daß der Kaffee die Geistesthätigkeiten besonders anrege und belebe, das Wahrnehmungsvermögen erhöhe, das Gedächtniß stärke und besonders zum Nachdenken geneigt mache, freilich neben schädlichen Einflüssen auf die Muskelthätigkeit und Willenskraft. Wenn nun der Kaffee diese auszeichnenden Eigenschaften der Belebung und Stärkung der Geisteskräfte bei dieser traurigsten Entartung der menschlichen Psyche hat, so wird er in dieser Richtung auch bei den geistig verwahrlosten Proletariern wirken. Wenigstens wie die Ernährungsverhältnisse unseres Volkes jetzt stehen, müssen wir dringend wünschen, daß der Eingangszoll auf Kaffee vermindert werde. Sollte es diesen hülflosen Armen jemals möglich werden, mehr Weizenbrod und Fleisch genießen zu können, so wird sich dieser Instinkt, diese Vorliebe derselben für Kaffee von selbst verlieren.

Der Zollvereinstarif besteuert den Centner Kaffee bei seinem Eingange mit 6 Thlr. 15 Gr.; Oesterreich den deutschen Zollcentner mit 13 Thlr. 4 Gr.; Großbritannien mit 24 Thlr. 20 Gr.; Frankreich mit 14 Thlr.; Rußland mit 20 Thlr. 5 Gr. Deutschland hat somit die niederste Eingangssteuer, aber hier ist auch das Bedürfniß dieses Surrogates für Getreidenahrung am größten, denn wie eine schon gegebene statistische Uebersicht in diesen Blättern[4] gezeigt hat, ist der Verbrauch an Cerealien in Deutschland am geringsten unter den genannten Ländern, die

---

[1] Der Cretinismus philos. und mediz. II. S. 405.
[2] Ueber Kropf und Cretinismus.
[3] Deutsche Vierteljahrsschrift, Bd. 32, S. 123.
[4] Band 32, S. 149.

Kartoffelnahrung am größten und die Fleiſchnahrung am ſpärlichſten. In Deutſchland unterſcheiden ſich wieder in dieſer Beziehung ſehr beſtimmt Süd- und Norddeutſchland. Auch wird dem deutſchen Volke der Hang zur Unmäßigkeit und Völlerei vorgeworfen; in der Popularität des Kaffees iſt eine ſichere Ableitung dieſer ſchädlichen Neigungen gegeben.

Der Antrag auf Ermäßigung des Eingangszolles auf den Kaffee iſt demnach ein wohlbegründeter.

Was von dem Kaffee geſagt wurde, gilt von dem Zucker in noch erhöhtem Maße, weil derſelbe noch weitere diätiſche Anwendung als der Kaffee hat. Der Zucker iſt ein Nahrungsmittel; Kinder und Greiſe können bei reichlichem Zucker und Waſſer neben einem Minimum von Stickſtoffnahrung lange und geſund leben. Er hat dieſelben chemiſchen Beſtandtheile und Zuſammenſetzung wie das Stärkmehl und man muß deßhalb ähnliche Ernährungseffekte von ihm vermuthen. Reichlicher Zuckergenuß macht beleibt, fett, befördert die Darmausleerungen und wirkt ſomit gerade dem Kaffee und Thee entgegen, welche im Uebermaße und ohne Zucker genoſſen, Magerkeit und Abzehrung veranlaſſen und wegen der gerbeſtoffhaltigen Beſtandtheile Verſtopfung; außerdem wirkt der Zucker kühlend, beſänftigend auf Gefäß- und Nervenaufregung, ſomit geradezu den aufregenden geiſtigen und warmen Getränken entgegengeſetzt. Wer viel Zucker genießt, verliert den Geſchmack für geiſtige Getränke. In dem geſteigerten Zuckerverbrauche wäre eine Gegenwehr gegen die Unſitte des Uebermaßes der geiſtigen Getränke und die nachtheiligen phyſiſchen Wirkungen des Kaffees und Thees gegeben. Der Volksinſtinkt hat auch hier das Gegengift gegen die möglichen Nachtheile des Kaffees gefunden, ohne es ſich ſelbſt bewußt zu werden. Der theoretiſche Erklärungsverſuch hinkt nach. Der Inſtinkt in ſeinen Aeußerungen iſt unfehlbar und geſetzgebend, während die Theorie in ihrer Anwendung auf Lebensfragen immer unſicher, nur analytiſch, erklärend, niemals geſetzgebend iſt. Wie es in diätetiſcher Beziehung für den Einzelnen nicht ungerächt bleibt, wenn er gegen die Vorſchrift, gegen den Inſtinkt den Kaffee nur ohne Zuckerbeimiſchung trinkt, ſo muß ſich dieſes auch im Großen zeigen, wenn für die niederen Klaſſen bei dem enorm progreſſiven Kaffeeverbrauch die wohl-

wohlthätige Einwirkung der Zuckerbeimischung verkümmert wird durch dessen Kostspieligkeit. Der Zollverein besteuert den Zollcentner rohen Zuckers für Siedereien mit 5 Thlr., das Zuckermehl für Consumenten mit 8 Thlr., den raffinirten Zucker mit 10 Thlr. Man kann annehmen, daß unsere Zuckerpreise durch die Eingangssteuer um 80% vertheuert werden. Während in Deutschland die Kaffeeconsumtion bei weitem die größte unter allen europäischen Staaten ist, bleibt der Zuckerverbrauch in Deutschland fast der geringste unter allen. Er ist nach der neuesten statistischen Uebersicht des europäischen Zuckerverbrauchs[1] per Kopf im Zollvereine $6\frac{1}{8}$ Pfd., in den andern deutschen Staaten, mit Ausnahme Oesterreichs, 12 Pfd., in Rußland $\frac{11}{16}$ Pfd., in Frankreich $8\frac{2}{10}$ Pfd., in Portugal $6\frac{8}{10}$ Pfd., in Spanien $5\frac{5}{8}$ Pfd., in Scandinavien $4\frac{1}{16}$ Pfd., in Großbritannien 19 Pfd., in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 18 Pfd. Diese Anomalie des unverhältnißmäßig geringen Zuckerverbrauchs bei dem relativ größten Kaffeeconsumo, wodurch eben das Consumo des Zuckers im Volke auch entsprechend groß seyn sollte, beweist, daß unter solchen Umständen der vermehrte Verbrauch von Kaffee nachtheilig, die Gesundheit gefährdend seyn muß. Die Staatspolizei muß davon Kenntniß nehmen und es abändern. Sache der Aerzte ist es, dieses zu beantragen, denn bis heute wird die Zuckersteuer als eine der ergiebigsten und unbedenklichsten Revenüenquellen des Zollvereins betrachtet.

Die Medicin überhaupt sollte sich mehr auf das Volksleben ausdehnen und eine sociale Wissenschaft werden, deren Hauptzweck nicht sowohl Heilung der Krankheiten, als das öffentliche Wohl wäre. Sie umfaßt in ihren einzelnen Doktrinen den ganzen Menschen in allen seinen physischen und moralischen Bedingungen. Ihre Bedeutung und Wichtigkeit wächst mit der Größe und Ausdehnung des Objektes. Die Anwendung ihrer Lehren auf das Volkswohl ist deßhalb die ärztliche Wissenschaft in ihrer erhabensten und wichtigsten Erscheinung. Sie sollte in dem Grade ihrer Wichtigkeit auch erkannt und kultivirt werden.

[1] Allgemeines Organ für Handel und Gewerbe vom 10. Januar 1846.

Aber die meisten Aerzte haben weder Zeit noch Lust zu so undankbaren Studien, bei ihrer von aller Staatsadministration so entfernten Stellung. Die den höheren Verwaltungen beigegebenen Medicinalreferenten können mit ihrer Einzelstimme nicht durchdringen, oder es sind bequeme, alte Herren, denen die Thatkraft zu einer Initiative oder zu Reformen fehlt. Gegenüber der Allweisheit unserer Büreaukratie findet die vereinzelte Stimme eines Arztes kein Gehör, zumal wenn sie reformiren will. In Deutschland wenigstens ist alle Staatsweisheit Monopol der Juristen, und keine höhere, einflußreiche Stelle ohne Absolutorium der juridischen Fakultät zu erlangen. Wenn es aber irgend eine Methode gibt, den menschlichen Geist von der Betrachtung großartiger Erscheinungen des Natur- und Völkerlebens, von dem Verständnisse der Natur und der natürlichen Erscheinungen abzulenken, so sind es die eigentlichen juridischen Studien, jene Formulirung der menschlichen Verhältnisse in reine Verstandeskategorien, jene Abstraktion und Gleichgültigkeit gegen alle Erscheinungen, die keine rechtliche Bedeutung haben. Eine Wissenschaft, in welcher die Sentenz: quod non in actis, non in mundo, Praxis geworden, bildet gewiß keine Vorbildung für die so objektive, vielseitige Staatswissenschaft, für welche es wohl eine Fakultät, aber ohne juridische Impfung keine einflußreiche Staatsstelle gibt. Sind doch unsere ausgezeichnetsten Staatsmänner, wie Nebenius, und die jüngste Germanistenversammlung in Frankfurt darüber einig geworden, daß gerade die juridische Bildung, die nothwendig daraus resultirende Einseitigkeit und Befangenheit in den Schulbegriffen, den Beweistheorien, die Juristen dem Leben entfremde und sie durch diese Eigenschaft geradezu untauglich zur Jury mache, weil diese nicht blos die Rechtsfrage, sondern auch die Thatfrage zu beantworten hat. Zum Glück ist das Leben mächtiger als die Schule und ein kräftiger Geist wird nicht gefesselt von den Schulmethoden. Nicht parceque, sondern quoique, muß man ausrufen, kommen zuweilen aus dieser Fakultät doch tüchtige Staatsmänner. Immer und überall sollte aber keine Gesetzgebung, keine allgemeine, das Gemeinwesen betreffende Verordnung ohne ärztlichen Beirath zu Stande kommen. Viele Mißgriffe würden vermieden und eine Bürgschaft mehr gegeben,

daß das Gemeinwohl nicht gefährdet werde. Wem fiele es aber ein, bei der Zollgesetzgebung Aerzte zu hören? und doch werden hier Gegenstände verhandelt, bei welchen nur ärztliche Wissenschaft Aufklärung und Entscheidung geben kann, wie wir oben zeigten.

Außer der Ursache der Noth durch Mißernte und Kartoffelkrankheit ist diese anhaltende und steigende Theurung auch Symptom eines socialen Uebels. Schon lange vorbereitet, die Gesundheit, die Norm des socialen Organismus untergrabend, aber für die Erscheinung noch latent, ist die Theurung die Gelegenheitsursache, welche die allmählig gewordene Anomalie plötzlich zu krankhafter, schwer heilbarer Erscheinung bringt. Die Disharmonie der Glieder, die Anhäufung der Kapitalien und Lebenskräfte bei einzelnen Wenigen, und daneben die Vermehrung und Isolirung der Besitzlosen, ist das Wesen der socialen Krankheit. Wie man es auch betrachten mag, die Anhäufung, Concentrirung der Kapitalien, der flüssigen Geldmittel, des nervus rerum, im gesellschaftlichen Organismus in immer kleinere Kreise, und daneben die immer wachsende Isolirung und Zunahme der Besitzlosen, die Monopolisirung der Geldkräfte und des Wohlstandes zu Ungunsten der großen Mehrzahl, ist ein krankhafter Zustand. Wie jede Krankheit beeinträchtigt sie die Lebenskraft, die freie Bewegung des ganzen Organismus, und wird sie nicht früh erkannt und richtig behandelt, so wächst sie, lähmt den Körper und verlangt endlich eine das ganze System erschütternde Krise.

Diese weitgehende Anomalie ist Folge der übermäßig herangewachsenen Industrie und des Privatvermögens Einzelner, und ferner der durch die Kartoffeln wohlfeil gemachten Ernährung, frühzeitiger Heirathen und Güterzerstücklung. Nur in den vorzugsweise industriellen Ländergebieten finden sich jene enormen Privatvermögen, und wo die frühzeitigen Heirathen, Güterzerstückelungen und die Kartoffelnahrung gewöhnlich sind, dort besteht die größere Hälfte der Bevölkerung aus besitzlosen Armen. In England besitzen $^4/_5$ der Bevölkerung kein Immobiliarvermögen und $^2/_3$ kein Kapitalvermögen.[1] Zehn Fabrikdistrikte Englands

[1] Bernoulli Populationistik, S. 542.

sind bei ursprünglich ziemlich gleicher Bevölkerung mit 19 Landbaudistrikten in den 30 Jahren von 1801—1831 um 74,1%, letztere nur um 39,6% gestiegen (Bernoulli). Einzelne Fabrikstädte Englands und Schottlands sind in 30 Jahren um 400%, Haddersfield und Halifax um mehr als 1000% gestiegen.[1] Irland ohne bedeutende Industrie, aber bei vorherrschender Kartoffelnahrung und kleinster Güterzerstücklung (auf 14½ Mill. Acres kommen 1,130,000 Bebauer in Irland, während in Großbritannien auf 34 Mill. Acres nur 1,060,000 Feldbebauer kommen, Bernoulli) hatte ungeachtet beispielloser Auswanderung in den 30 Jahren von 1801—1831 eine Volkszunahme von 55,3%[2], also über die Hälfte. Die Armuth und das Elend dieses Volkes ist sprüchwörtlich geworden. Aehnliche Verhältnisse finden sich auch auf dem Continente ohne die paraten statistischen Ziffern. Die kommunistischen Bestrebungen, die wiederholten Arbeiteraufstände in Frankreich, Schlesien und Böhmen sind nur zu bestimmte Symptome derselben Anomalie auch diesseits des Kanals.

Das ursprüngliche Verhältniß und Gebot, daß sich der Mensch von seiner Scholle ernähren soll, hat sich verrückt. Es ist eine neue Nahrungsquelle aufgegangen durch das Handwerk, die Handarbeit, den Verdienst. Die Zunahme der Bevölkerung hat nicht stattgefunden nach der Ertragsfähigkeit des Bodens, sondern nach der Ermöglichung momentanen und längere Zeit gesicherten Verdienstes. So bietet Großbritannien ein großartiges Beispiel eines abgeschlossenen Inselandes, welches sich durch seine eigenen Bodenerträgnisse nicht genügend ernähren kann. Auf dem Continente und in Deutschland finden sich auch solche größere Provinzen. Wenn keine Störung eintreten soll, muß der Verdienst, der Arbeitslohn ein Aequivalent für den Aufwand des Lebensunterhaltes seyn, denn der letzte Grund der Arbeit ist, sich dadurch die Mittel für den Lebensunterhalt zu verschaffen. Der Arbeitslohn und die Kosten des Lebensunterhaltes müssen immer unter gleichen Bedingungen der Aneignung seyn. Dieses ist aber nicht der Fall. Die besitzlosen Arbeiter verarmen, weil der Verdienst der Arbeit nicht mehr zureicht zur Anschaffung der

[1] Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 31. Dezember 1841.
[2] Bernoulli Populationistik, S. 548.

Lebensbedürfnisse. Sie können nicht mehr wählen zwischen Handwerk und Landbau, wie die ersten Handwerker, denn alles Land ist bereits vergeben. Sie müssen sich ihrem Schicksale ergeben und die Calamität solcher socialen Anomalien allein tragen. Der Verdienst wird regulirt durch den Preis der Arbeit auf dem Weltmarkt in freier Concurrenz aller Nationen, der Bezug ihrer Lebensbedürfnisse wird aber durch allerhand Beläſtigungen, Monopole, Regale, Steuern, Zölle, Octroi, beschränkt und durch lokale Mißernte immer wechselnden Fluktuationen unterworfen. Es ist kein Heil zu hoffen als durch Aufhebung aller Beschränkungen im Bezuge der Lebensbedürfnisse und Regulirung der Preise derselben durch den gleichen freien Handel und Bezug, welcher auch den Preis der industriellen Arbeit bestimmt.

Der Weltmarkt selbst aber wird theilweise wenigstens oft von Geldmännern in egoistischer Gemeinschaft beherrscht. So haben sich gegenwärtig die Spekulationen und Kapitalien vorzugsweise dem Getreide- und Mehlhandel zugewendet. Die Geldmänner niederen und hohen Ranges, wohlhabende Bauern und Großhändler erstreben die höchsten Preise, wie sie nicht durch die natürlichen Verhältnisse des Vorrathes und Bedarfes, sondern nur durch die von ihnen beherrschten Verhältnisse möglich sind. Sie halten mit den Waaren zurück, da sie die Noth nicht drängt, und sie bilden so zusammen eine unverabredete, unbewußte Association zu egoistischen Zwecken. Diese Alleinherrschaft der Geldmänner, diese Association zu egoistischen Zwecken kann nur auf redliche Art und ohne Verletzung der Rechte Dritter gebrochen werden durch die Concurrenz einer andern Association in humaner Absicht. Eine vielvermögende moralische Person, eine Association, sey es der Staat oder reiche Magistrate, oder ein Verein von Privaten, muß als Geldmacht auf dem Weltmarkt erscheinen, große Aufkäufe machen und schnell und billig vertheilen. Die Concurrenz ist auch hier das einzig Sichere und Ausführbare. Wo die Concurrenz durch die Geldmacht Einzelner erschwert wird, die größere und am meisten interessirte Masse des Volkes nicht mit concurriren kann, da muß eine Association oder der Staat als Vertreter desselben auftreten. Aus- und Einfuhrverbote, Prämien ꝛc. sind immer ungerechte, unsichere und veratorische Maßregeln; auch Magazine nützen nichts, weil sie zu kostspielig sind,

im Nothfalle doch nicht ausreichen, die Schätzung der Getreidevorräthe erschweren und die kaufmännische Spekulation, die freie umsichtige Handelsthätigkeit lähmen. Alle solche Vorschläge wären ein Anachronismus für unser Jahrzehnt, zumal nach den Vorgängen in Großbritannien. Nachdem sich der Mensch durch sein Wirken und Bedürfen den großen Erdkreis zinsbar gemacht hat, kann er sich nur wohlbefinden durch stete Beziehungen mit allen Erdtheilen. Es wäre böotische Weisheit, welche den Menschen in die Einfachheit seines Urzustandes zurückführen und ihn allen Bedürfnissen ausländischer Erzeugnisse entkleiden wollte. Mit steigender individueller und nationeller Ausbildung emancipirt sich der Mensch und das Volk immer mehr von der Scholle, wachsen die Lebensbedürfnisse. Diese dürfen nicht unterdrückt, sondern müssen als Bürgschaften und Symptome steigender Kultur sorgfältig gepflegt werden. Die Bedürfnisse und die Existenz stellen sich demnach in einem civilisirten Staate immer höher, und deßhalb müssen die Mittel des Lebensunterhaltes, der Verdienst, entweder steigen, oder die Lebensmittel müssen wohlfeiler werden. Beides wird bei ungestörter Entwickelung der Fall seyn.

Der Handel übernimmt die Vermittlung und Ausgleichung, die Regulirung zwischen Erzeugniß und Bedürfniß, zwischen Verdienst und Verbrauch. Er hat die wichtige Sorge, daß nirgends Stockung, Ueberfluß oder Mangel, daß keine Arbeit unbelohnt und kein Bedürfniß unbefriedigt bleibt; er erfüllt auch dieses Bedürfniß sicher und billig, wenn nicht durch verkehrte Gesetze und Beschränkung seine Thätigkeit gehemmt wird. Möglichst freier und ausgedehnter Handel ist daher die sicherste Bürgschaft, daß der Comfort des Lebens unter allen Umständen und Ständen immer allgemeiner werde.

Es soll damit nicht gesagt seyn, daß nicht Ausnahmsfälle auch Ausnahmsgebote nothwendig machen, daß die schwache Industrie nicht eines momentanen Schutzes bedarf, aber das Prinzip kann und muß dabei fortbestehen. Beschränkungen und Abweichungen davon müssen immer durch Ausnahmsverhältnisse gerechtfertigt erscheinen, dürfen nur ephemer seyn, wie diese Ursachen.

Die natürliche Gestaltung der Vermögensverhältnisse, der

Kräfte des gesellschaftlichen Organismus, erleiden aber eine unnatürliche Störung, wenn ein einzelner Staat durch unzeitige, oder unmäßige Emittirung und Zwangsannahme eines eingebildeten Vermögens, eines Schein- oder Papiergeldes den Werth des reellen Vermögens alterirt.

Diese plötzliche Ueberfluthung mit neuem Gelde muß den Geldwerth herabdrücken und den Werth der unveränderlichen Waare erhöhen. Steigerung der Lebensmittelpreise ist die nothwendige Folge, und kein unwichtiges Moment bei der anhaltenden Theurung.

Ebenso ist es keine natürliche Gestaltung, keine ökonomische Bewahrung der Lebenskräfte, wenn an irgend einem entfernten Gliede ein sehr kräftig ziehendes Zugpflaster aufgelegt wird, welches an den extremen Körpertheilen die wenigen Kräfte und Säfte herauszieht, und diese äußersten Glieder des Lebensgefühles der organischen Wärme immer mehr beraubt. Zu dem natürlichen, unabänderlichen Nachtheile, daß die Extremitäten alle äußeren Störungen zuerst empfinden, die organische Wärme immerhin Schwankung erleidet, leicht zurücktritt, auch jede innere Fieberbewegung mit dem Frostgefühl, der Temperaturschwankung der Haut beginnt, kömmt nun ein neues künstliches Zugpflaster, welches die wenigen Säfte dieser blutarmen Theile ohne organische Benützung wegzieht, und eine noch vermehrte und beschleunigte Entkräftung und Abzehrung der Glieder veranlaßt. Ein solches künstliches Zugpflaster ist die Zahlenlotterie für die niederen und niedersten Stände. Sie ist in ihrem ganzen Plane nur berechnet auf die Geistes- und Geldarmuth der niedersten Klassen; es sind nur die Kreuzer unserer Proletarier, welche alljährlich die vielen Millionen Gulden Bruttoeinnahme dieses Staatsinstituts bilden. Eine unversiegbare Quelle der Verarmung auch ohne Theurung ist diese Lotterie, und nicht blos die Geldkräfte consumirend, sondern auch jede bessere Geistes- und Gemüthsregung unterdrückend; denn nichts beherrscht die menschliche Psyche mehr, als das stete Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, diese wiederholten Täuschungen in den heißesten Wünschen. Es befördert den Aberglauben, die Trägheit, den Stumpfsinn, und zieht ab von dem regelmäßigen täglichen Erwerb. Man muß unter dem armen

Volke leben, um zu sehen, wie selbst fleißige Leute und Familien verelenden durch diese Verführung eines ungleichen Glücksspieles mit dem Staate. Je größer die Noth, desto größer die verzweifelte Begierde Alles zu wagen. Man kann dieses Institut in der öffentlichen Presse nicht laut genug brandmarken, als eine privilegirte Staatsanstalt zu körperlicher und geistiger Prostitution in der ärmeren und ärmsten Klasse. Jede Steuer zur Deckung dieses Ausfalles wäre willkommen, und Jahresüberschüsse könnten keine bessere Verwendung finden. Die Klassenlotterien, die Spielhöllen der deutschen Bäder lassen eine viel mildere Beurtheilung zu, weil hier nur Reiche und Gebildete concurriren können.

Die andere Quelle der Verarmung, Kartoffelnahrung, frühzeitige Ehen, Güterzerstücklung, kann nur durch eine bessere Erziehung, durch Angewöhnung an eine bessere Existenz corrigirt werden. Der einzig sichere und naturgemäße Weg zur Hebung und Verminderung dieser verwahrlosten Klasse ist ihnen selbst durch Unterricht und Beispiele ihre halb thierische Existenz zum Bewußtseyn zu bringen, sie ihnen zu verleiden, bei ihnen den Sinn und das Bedürfniß für bessere Genüsse, die edleren Zwecke der Menschheit zu erwecken, sie an die Bedürfnisse eines geordneten Haushalts und Familienlebens, an die Interessen des geselligen Fortschrittes zu gewöhnen, kurz sie aus dem Schmutze der Rohheit und Unkultur herauszureißen. Gelingt es, ihnen die Bedürfnisse besserer Ernährung, größerer Reinlichkeit und gesunder Wohnung anzugewöhnen, dann hört von selbst jene unglückliche Menschenklasse auf, welche nur von der niedersten Handarbeit lebt und zufrieden ist, sich mit Kartoffeln zu nähren, auf feuchtem schmutzigem Boden zu liegen, und die Familie dem Zufall des Elends preiszugeben, in welchem sie aufgewachsen ist. Für diese geht der höhere Menschheits- und Gesellschaftszweck ganz verloren. Gelänge es den Irländer mehr für das Wohlbefinden seiner Familie zu interessiren, ihn von leichtsinnigen Ehen zurückzuhalten, so würde sich nach und nach sein Zustand von selbst verbessern. Mit der gesteigerten Anforderung an das Leben, mit größerer Bildung muß auch der Werth der Arbeit, der Verdienst sich steigern, weil der letzte Grund der Arbeit, die Existenz, Bedingung ist.

Großbritannien, das durch die neuesten Zollreformen von allen Beschränkungen in Bezug der unentbehrlichen Lebensmittel befreit ist, das weder Salzsteuer, noch Accise, noch Octrois kennt, sein Brod uud Fleisch vom wohlfeilsten Markte auf die billigste Weise beziehen kann, wird sich nicht des wachsenden Proletariats erwehren können, wenn es nicht die intellektuelle Bildung und moralische Erziehung der Masse ins Auge faßt. Der Unterricht ist dort nicht Sache des Staates, und bei der drückenden Armuth der Eltern drängt vielmehr die Sorge für die physische Existenz, als für die geistige und moralische Entwicklung. Die Kinder, statt in Schulen, werden in die Fabriken, Manufakturen und Kohlengruben geschickt, oft schon im vierten Lebensjahre, und dort zu ganz unwissenden und willenlosen Werkzeugen in der Hand Anderer für das ganze Leben hergerichtet. Sie kommen nie zum Bewußtseyn ihrer eigentlichen menschlichen Bestimmung und nie über den mechanischen Handgriff hinaus, den sie von Kindheit an geübt haben. Sie können sich daher nie erheben von der Entwürdigung ihrer thierischen Existenz und von den Fesseln unbewußter Sklaverei. Nach den Registrar's Reports waren in fünfzehn Grafschaften Englands in Nord- und Südwallis unter hundert Ehepaaren, welche sich eben trauen ließen, durchschnittlich 40 Männer des Schreibens unkundig; in neunzehn Grafschaften Englands in Wales und Yorkshire unter hundert neuen Ehepaaren über die Hälfte der Frauen. So ferner konnten in ganz England und Wales unter 121,000 Ehepaaren 40,000 Männer nicht schreiben.[1] Wie mag es nun erst in Irland mit dem Unterricht aussehen? Diese Thatsachen für sich geben einen tiefen Blick in den Bildungszustand des Volkes, wenn man den damit nothwendig verbundenen Mangel anderer Kenntnisse erwägt. Wie es die Aufgabe Robert Peels war, bei der allgemeinen Noth die physische Existenz zu erleichtern, so ist es jetzt die Aufgabe John Russels, die Volkserziehung und Bildung zu heben, was auch als allgemeinstes und dringendes Bedürfniß von dem Ministerium schon ausgesprochen und vorbereitet ist.

---

[1] Dr. Sigmund Mittheilungen aus England und Irland in der österreichisch medic. Wochenschrift 1845, Nr. 50.

Ein warnendes Beispiel der Rückwirkung unmäßiger Besteuerung der Lebensbedürfnisse auf das Wohlseyn der Bevölkerung und der unheilbaren Consequenzen solcher unklugen Finanzmaßregeln gibt die Betrachtung der Octrois der französischen und belgischen Städte. Sie trugen in Belgien 1843 für 71 Orte mit circa 1 Mill. Bewohner 8,985,755 Franken, und für Frankreich in 1431 Orten mit circa 12 Mill. Seelen 80 Mill. Franken; für Paris allein ist die Jahreseinnahme 36 Mill. Also bei einer Million Bevölkerung eine Communalsteuer von 36 Franken auf den Kopf. Diese Steuer wurde unter den unschuldigsten und humansten Titeln in viel geringerer Quote eingeführt, zur Errichtung und Erhaltung von Wohlthätigkeitsanstalten und Spitälern. In der That finden sich aller Orten große palastähnliche Spitäler mit luxuriöser Einrichtung und immer steigender Frequenz und dringender Nothwendigkeit der Erweiterung, aber inmitten der Stadt noch größere Steigerung des Elends. Ist es nicht eine Ironie des menschlichen Verstandes, daß man Steuer für Spitäler verlangt, durch die Steuer aber das Volk erst krank und spitalbedürftig macht? Die volle Hälfte der jährlichen Leichen in Paris kommt aus den öffentlichen Spitälern und Wohlthätigkeitshäusern (hospices), und $^2/_3$ aller Leichen dieser glorioſen Metropole müssen von der Stadtkasse bezahlt werden. Ist dieses nicht Zeugniß genug für den Einfluß der muthwilligen Vertheurung der Lebensmittel? In den 1318 Spitälern Frankreichs wurden von 1833 bis 1841 aufgenommen 3,555,460 Kranke, und mit einem Aufwande von 474,371,711 Franken verpflegt; um wie viel hätte man die Zahl der Kranken und die Kosten ihrer Pflege verringern können, würde die Last der Octrois den Städten abgenommen! Nach Angabe der Statistique officielle war das mittlere Sterblichkeitsverhältniß 1835 und 1836 für ganz Frankreich 1 : 42, für sämmtliche Chef-lieux d'Arondissements (mit Paris) 1 : 33, für Paris speziell 1 : 30. England für sich hat eine Sterblichkeit von 1:45. Die Hälfte dieser Bevölkerung ist eine städtische, aber ohne Octroibelästigung.

Die Vermehrung und Ausdehnung der Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten für Kranke und Gebrechliche erscheint als ein so wohl begründeter, unzweideutiger Ruhm des Jahrhunderts;

aber wenn auf ſolche Koſten, dann wäre es wahrlich verdienſtlicher und weniger koſtſpielig, den Armen nicht die Nahrung zu vertheuern, ſie vor den nothwendigen Folgen des äußerſten Mangels zu bewahren, als ſie in einem Krankenhauſe zu heilen und zu verpflegen.

Ebenſo ſchlimm als die Wirkung auf das phyſiſche Wohl iſt die moraliſche und die finanzielle. Die unmäßige Octroiſteuer iſt eine Prämie auf den Betrug und die Verfälſchung. In der Hauptſtadt des weinreichſten Landes hält es ſchwer unverfälſchten Wein zu erhalten, und es wird ebenſoviel, vielleicht mehr Wein dort aus Alkohol und fremden Beſtandtheilen fabricirt, als unverfälſchter Wein eingeführt. Selbſt das Salz wurde dort bei einer polizeilichen Unterſuchung verfälſcht gefunden.

Außerdem liegt es in der Natur dieſer wie jeder indirekten Steuer, daß ſie unmerklich immer weiter greift und den natürlichen Stand der Verhältniſſe und Preiſe ganz verrückt, ſo daß ihre Aufhebung endlich ganz unmöglich wird. Die Leichtigkeit und Bequemlichkeit ihrer Einnahme reizt zu immer höherer Steigerung, womit die Bedürfniſſe und die Ausgaben wachſen, ſo daß man in Paris eine Weinhalle baute, die 23 Millionen Franken koſtete, ein Präfekturgebäude für 10 Mill. Franken und die Spitäler zu Paläſten umwandelte. Ein geiſtvoller Schriftſteller ſagt daher: „Krankheit macht die Armen vornehm, es öffnen ſich ihnen die Pforten der Paläſte, und Wärter und Wärterinnen ſtehn ihnen zu Gebote.“ — Dieſes Octroi iſt ein Abhang, auf dem man leicht und angenehm immer tiefer ſinkt, aus dem man ſich aber nicht mehr emporarbeitet, ſelbſt wenn ſich die nachtheiligen Folgen der neuen Verhältniſſe entwickelt haben.

Was von dieſem Octroi der franzöſiſchen und belgiſchen Städten geſagt wurde, gilt auch in kleinerem Maßſtabe von jeder Belaſtung der unentbehrlichen Lebensbedürfniſſe unter anderem Titel durch den Staat oder die Communen. Das Leben hat ein unbedingtes Recht ſeines Daſeyns, hinlänglich vertheidigt und gerechtfertigt durch den Selbſterhaltungstrieb. Nur wo neben der phyſiſchen Exiſtenz noch andere Zwecke, Geſellſchaft, Staat, Kultur ꝛc. gewollt werden, da erſt beginnt für dieſe beſondern Zwecke ein neues Recht, beſondere Pflichten und Mittel, welche

aber immer innerhalb dieser neuen Rechtsverhältnisse ihre Befriedigung finden müssen, welche wechseln und sich ändern können, wie die gesellschaftlichen Zwecke. Nie aber darf die physische Existenz dadurch berührt oder verkümmert werden.

Die Unentbehrlichkeit eines Lebensmittels ist nun freilich ein sehr relativer Begriff; er erleidet dieselben Schwankungen, wie unsere Lebenszustände, die Kultur selbst. Die Seife ist nur den kultivirten Völkern unentbehrlich, und ebenso vermehrte und mannigfaltige Kleidungsstoffe. Der Kaffee scheint den ärmeren Klassen durch die zunehmende Kartoffelnahrung unentbehrlich werden zu wollen; und so könnte man bei näherer Betrachtung darauf kommen, daß alle Verbrauchsartikel mehr oder weniger unentbehrlich sind. Doch sind dabei sehr bestimmte und weit auseinanderliegende Gränzen.

Es kann kein Zweifel seyn, daß Salz ein unentbehrliches Lebensmittel ist, und doch ist dasselbe auf dem ganzen Continente besteuert. Es beginnt hier die ärztliche Berechtigung und Verpflichtung, die Folgen und Nachtheile dieser Steuer nachzuweisen. Alle Aerzte sollten sich gegen diese drückendste und der Gesundheit schädlichste Last unserer Armen vereinigen. Die gegenwärtige Noth und Theurung gibt dazu die dringendste Veranlassung.

Es gibt nicht leicht eine andere gleich wohlbegründete diätetische Erfahrung, als die Nothwendigkeit und Wohlthat der Salzwürze zu unsern Speisen. Die Zuträglichkeit des Salzes für alle Constitutionen, Alter und Geschlechter ist eine Regel ohne Ausnahme, es macht die mageren, trockenen Constitutionen beleibter, feuchter, und die feuchten, fetten Constitutionen trocken und mager. Es ist gleichgültig, ob man das Salz als Nahrungs- oder Reizmittel darstellen will, gewiß ist seine Unentbehrlichkeit und Wichtigkeit für Regelung der Verdauung und Ernährung. Es gibt kein anderes so sicheres und erprobtes Mittel, die Ernährung zu befördern, als richtigen Zusatz von Salz. Thierische Nahrung bedarf weniger Salz als Pflanzennahrung, weil dem Muskelfleisch immer Salze adhäriren. Die Pflanzennahrung bedarf die Salzwürze mehr in dem Grade, als dieselbe erst gekocht und nach künstlicher Zubereitung genossen wird. Mehl und wasserhaltige Wurzeln und Kräuter sind es vorzugsweise, welche

nur durch reichliche Salzzugabe verdaulich und zuträglich gemacht werden. Die Kartoffeln bedürfen es unter allen Mehlfrüchten am meisten, weil sie am wenigsten Salze und das meiste Wasser (78 Procent) enthalten. Außerdem wird Salz verlangt bei jeder dürftigen und schlechten Kost, weil die Salzwürze einen Theil der Menge ersetzt, und durch das Salz auch sonst Unschmackhaftes, Unverdauliches und wenig Nahrhaftes schmackhaft, verdaulich und nahrhaft gemacht wird. Ebenso versichern die Viehzüchter, daß ein Drittheil bis zur Hälfte der Nahrungsmenge durch reichlichen Zusatz von Salz erspart werde, und was noch wohlthätiger ist, daß schlechte, verdorbene, an nährenden Stoffen arme Nahrungsmittel durch reichliche Salzbeimischung zuträglich und nahrhaft gemacht werden. Außerdem wird das Vieh dadurch viel kräftiger, munterer, die Milch reichlicher, das Fleisch fester und nahrhafter, und Krankheiten, sowohl sporadische als epizootische, werden fern gehalten, es verbürgt mehr als alles andere Gesundheit, Brauchbarkeit und Stärke des Thieres.

Die größere Hälfte der Bevölkerung, die zahlreiche Klasse der Proletarier, die conscribirten und nicht conscribirten Armen leben vorzugsweise, oft einzig von Pflanzenstoffen. Wie bei den Hausthieren würde bei ihnen durch reichlichere Salzbeimischung ein geringeres Maß der Nahrung genügen und schlechte, an Nahrungsstoffen arme Kost schmackhaft, verdaulich und nahrhaft werden. Sie bedürfen also in dem Grade als ihre Kost Pflanzennahrung und dürftig und schlecht ist, eine vermehrte Zugabe von Salz. Ist die Durchschnittsmenge des jährlichen Consumos auf den Kopf 20 Pfund, so sollte für die ärmere Bevölkerung bei ihrer dürftigen, schlechten Kost die jährliche Consumtionsziffer das Doppelte oder 40 Pfund auf den Kopf seyn, und, auf die Familie durchschnittlich fünf Köpfe gerechnet, 200 Pfund für die Familie; es wäre dieses im Kleinankaufe ein Jahresaufwand von 12 bis 15 fl.

Da das Salz nur gegen Baarzahlung abgegeben wird, diese Baarschaften aber den Armen oft fehlen, und für andere dringende Lebensbedürfnisse lange vorausberechnet sind, auch die Einsicht in die Vortheile der Salzwürze fehlt, so sind sie gezwungen, an diesem unentbehrlichen Lebensmittel wenigstens zu sparen. Wochenlang müssen oft die Kinder die Grundbirnen,

ihre einzige und tägliche Koſt, ohne Salz genießen, während nur die armen Eltern ſich ſelbſt eine ſpärliche Salzzugabe gönnen. Iſt es dann zu verwundern, wenn frühe Sterblichkeit, Krankheit und Siechthum, Skropheln und Würmer die ſteten Begleiter der Armuth ſind! Während die Salzſteuern jährlich einige Millionen eintragen, erleidet der Staat den Verluſt der unſchätzbarſten Kapitalien: Geſundheit und Wohlfahrt werden durch die Salzbeſteurung verkümmert. Der Staat iſt gezwungen, das Vielfache der Salzrevenüe unter andern Titeln zu verausgaben, und entbehrt eine geſunde, kräftige und zufriedene Bevölkerung.

Großbritannien, das einzige Land Europas, welches ſeit 1823 ſeine Salzſteuer aufgegeben hat, iſt dadurch in einem ausnahmweiſe günſtigen Zuſtand gegen alle Continentalſtaaten. Nicht blos — alle andern Lebenszuſtände gleich geſetzt — daß dieſe Inſulaner dadurch um den Betrag der Salzſteuer auf dem Continente billiger leben und mehr verdienen können, ſind ſie durch wohlfeileren vermehrten Salzgenuß auch ein geſünderes kräftigeres Volk, haben eine geringere Sterblichkeit in der Kindheit, und eine längere, ja die längſte europäiſche mittlere Lebensdauer. (Für England iſt die mittlere Lebensdauer 38 Jahre, für Preußen 30 Jahre, für Sachſen 29 Jahre, für Württemberg 30 Jahre, für Frankreich 36 Jahre.[1]) Geſundheit und lange Dauer des Lebens iſt dort bei weitem mehr geſichert, als überall auf dem Continente, und gewiß großentheils in Folge des billigeren, vermehrten Salzgenuſſes. Die Tonne Salz zu 2000 Pfd. koſtet dort 14 bis 16 Schilling,[2] d. i. der Centner 27 kr., das Pfund noch nicht ⅓ kr. Unter allen nothwendigen Reformen des Steuerweſens iſt keine nothwendiger und dringender, in ihren Folgen ſicherer und wohlthätiger als Ermäßigung oder Erlaß der Salzſteuer; jetzt um ſo mehr, wo durch die Theurung die Armuth allgemeiner und der Mangel an guten Nahrungsſtoffen immer empfindlicher wird. Die Noth und ihre Folgen, die Nachtheile einer dürftigen und ſchlechten Pflanzennahrung könnten

[1] Bernoulli Populationiſtik, S. 433.

[2] Mac-Culloch Handbuch für Kaufleute, überſetzt von Richter II., S. 594.

nicht ſicherer gemildert und theilweiſe ausgeglichen werden, als wenn durch Preisminderung ein reichlicherer Salzgenuß möglich gemacht würde. Haben doch einzelne Regierungen bei der allgemeinen Futternoth i. J. 1842 eine Ermäßigung der Viehſalzpreiſe um 25 Procent geſtattet; warum nicht bei der größeren Noth unſerer armen Leute durch Nahrungsmangel, auch nur ephemer und unter Kautelen gegen den Mißbrauch von andern Ständen, den Salzpreis herabſetzen? Es iſt dieſes kein unbegründeter oder unpraktiſcher Vorſchlag. Jede Proletarierfamilie ſollte nach der Kopfzahl monatlich 3 Pfund per Kopf mit 70 Proc. Ermäßigung beziehen können. Die Gewinnungskoſten wären gedeckt, denn 70 Proc. beträgt ohngefähr die Steueraufl age.

Doch nicht blos direkt würden ermäßigte oder abgabenfreie Salzpreiſe dem Menſchenwohle zu gute kommen, ſondern auch indirekt durch die Vortheile für die Landwirthſchaft, das Gedeihen der Viehzucht und dadurch häufigere Fleiſchnahrung. Wo das Viehſalz abgabenfrei oder ſehr billig iſt, dort iſt der Verbrauch deſſelben enorm und dort zeigen ſich auch ebenſo ausgezeichnete Effekte der Viehzucht. Die Unterſchiede der Viehſalzpreiſe, des Salzconſumos und der Erfolge der Viehzucht correſpondiren genau miteinander. In Großbritannien, wo das Viehſalz gewiß noch billiger iſt als das Kochſalz, iſt das Durchſchnittsgewicht der Thiere gerade das Doppelte von jenem auf dem Continent, nämlich für den Ochſen 800 Pfund, für das Kalb 140 Pfund, für den Hammel 112 Pfund, für Schafe 35 Pfund und für Schweine 84 Pfund.[1] Es iſt dort die durchſchnittliche tägliche Salzconſumtion eines Pferdes 170 Grammen (= 10 Loth bayr.), für einen Maſtochſen 170 Grammen (= 10 Loth), für eine Milchkuh 114 Grammes (= 6½ Loth), für einen Eſel 85 Gram. (= 5 Loth), für ein Schaf 14 Gram. (= ⅘ Loth); in der Schweiz bei abgabenfreiem Viehſalze die tägliche Conſumtion für einen Maſtochſen 150 Gram. (= 8¾ Loth); in Belgien bei herabgeſetzten Viehſalzpreiſen die tägliche Conſumtion für Hornvieh 64 Gram. (= 3½ Loth), für Schweine 20 Gram. (= 1¼ Loth) für Schafe 16 Gram. (= ⁹⁄₁₀ Loth).[2] Württemberg bei herabgeſetzten

[1] Deutſche Vierteljahrsſchrift 1845, April — Juni, S. 69.
[2] Zollvereinsblatt 1845, Nr. 28.

Viehsalzpreisen (den Centner zu 2 fl. 14 kr. aller Orten ohne Zuschlag der Transportkosten) hat eine ausgezeichnete Viehzucht und eine reichlich fließende Einnahmsquelle dadurch; wöchentlich werden gegen 2000 Stück Mastochsen in die benachbarten Staaten ausgeführt im durchschnittlichen Ankaufspreise von 250 fl. das Paar, was sich für das Jahr auf 13 Millionen Gulden berechnet. Welch ein Gewinn für ein Königreich von $1\frac{1}{2}$ Mill. Bevölkerung, einzig durch Gewährung und Herbeischaffung billigen Viehsalzes!

Im Gegenhalt hat Bayern die geringste Erzeugung und Verbrauch des Viehsalzes und dem entsprechend auch geringe Erfolge der Viehzucht. In den bayrischen Salinen wurden bis jetzt kaum 14,000 Centner Viehsalz erzeugt und noch weniger wurde verbraucht; in den Verwaltungsjahren $18^{32}/_{35}$ im Jahresdurchschnitte 11,507 Centner und in den Verwaltungsjahren $18^{37}/_{41}$ noch weniger.[1] Eine Vermehrung des Viehsalzes wurde im jüngsten Landtagsabschnitte zugesagt; der Preis ist aber immer noch über 3 fl. der Centner und es kann nur zu $\frac{1}{4}$ Centner abgegeben werden. Wollte man einen Maßstab des Bedarfes an Viehsalz für Bayern nach dem Muster englischer Landwirthe, wie oben als durchschnittliche Verbrauchsziffer angegeben ist, angeben, so wäre dieses für ein Pferd täglich 10 Loth, jährlich 114 Pfund und für die 349,689 Pferde in Bayern[2] 398,645 Centner; für ein Stück Rindvieh (ohne weitere Unterscheidung zwischen Jungvieh, Milchkühe und Mastvieh) 6 Loth täglich oder 68 Pfund jährlich, bei 2,625,294 Stück = 1,785,200 Centner; für ein Schaf täglich $\frac{3}{4}$ Loth oder 8 Centner jährlich, bei 1,900,000 Stück = 152,000 Centner; für ein Schwein täglich 1 Loth, jährlich 11 Pfund, bei 842,851 Stück = 92,713 Centner, zusammen 2,428,358 Centner. Kaum $\frac{1}{211}$ dieses nach dem Muster englischer Landwirthe gegebenen Bedarfs von Viehsalz haben die Viehzüchter Bayerns verbraucht, und dies wird nur dadurch einigermaßen ausgeglichen, daß in Bayern viel Kochsalz verfüttert wird, weil das Vieh das bayrische Viehsalz

[1] Ständeverhandlungen von 1837, Bd. IV., S. 167, und vom Jahre 1843, Bd. III., S. 506.

[2] Hauptübersicht des Viehstandes in Bayern im April 1840, Landwirthschaftliches Centralblatt für Bayern, 1843, März und April.

nicht freſſen will. Aber die Preiſe des Kochſalzes erſchweren ſeine Benutzung für die Viehzucht.

Hier ein Beiſpiel, in welchen Breiten und Schwankungen des Salzgenuſſes das thieriſche Leben beſtehen kann. Ein Minimum des Salzes, wie es in allen Nahrungsſtoffen und jedem Waſſer vorkommt, genügt zu nothdürftigem Fortkommen und Beſtehen; kräftige Entwicklung und frohes Leben gedeiht aber nur bei einem Maximum des Salzgenuſſes, welches das Tauſendfache des Minimums ſeyn kann. Die gleichen Viehgattungen in England wiegen doppelt ſo viel und mehr als in Bayern. Der relativ gute Stand des Viehes im bayriſchen Gebirge erklärt ſich durch die guten, kräftigen Weiden und das viele grüne Futter, welches weniger Salz bedarf; aber im Grade der Zunahme der Stallfütterung ſollte auch das Salzconſumo ſteigen.

Eben ſo verhält es ſich mit unſerer armen auf Pflanzennahrung vorzugsweiſe angewieſenen Bevölkerung. Ihr Beſtehen und Fortkommen beweist nichts gegen die Theſis, daß ſie das Doppelte und Dreifache zu beſſerem Gedeihen verbrauchen ſollten, vielmehr ihr kümmerliches Ausſehen und verkürzte Lebensdauer beweiſen, daß ihre Ernährung mangelhaft iſt, des kräftigſten Verdauungsmittels entbehrend. Wie ſehr dieſer ärmeren Menſchenklaſſe reichlicher Salzgenuß zuträglich iſt, beweist ihre Vorliebe, ihr Inſtinkt für Sauerkraut, welches ſie als ihre beſte Koſt, ihren höchſten Genuß für die Feſt- und Sonntage aufbewahrt haben. Und dieſe billige Koſt, dieſe Nothdurft des Lebens verkümmert der Menſch ſeinem Nebenmenſchen. Statt einer gleichen Beſteuerung wird die Salzſteuer durch die entgegengeſetzten Nahrungsverhältniſſe in den verſchiedenen Geſellſchaftsklaſſen zu einer höchſt ungleichen und für die ärmere Bevölkerung nicht relativ, ſondern *abſolut doppelt beläſtigend*. Zu dem Drucke der Armuth, der Unkultur und des Unverſtandes drückt ſie noch doppelt ſchwer die Beſteuerung des unentbehrlichſten Lebensmittels.

Wohlthuend iſt es, wenn man bei dieſem Hülferuf humaner Nothwehr gegen die Folgen der Salzſteuer ſich auf einen Mann berufen kann, der ebenſoweit entfernt iſt von unbegründetem Tadel als vom eitlen Streben nach Liberalität durch unziemliche Oppoſition. Der große franzöſiſche Gelehrte, Landwirth

und Staatsmann Graf Chaptal sagt in seinem Handbuche der Agrikulturchemie: „Die Salzauflage ist ein wahres Unglück für den Ackerbau; sie hat die Quellen seines Gedeihens verstopft und kostet ihn unendlich mehr, als sie dem Staatsschatze einträgt. Ich weiß wohl, daß in einem wohlorganisirten Staate die Einnahmen die Ausgaben decken müssen, und daß man nicht eine Einnahme aufheben kann, ohne eine andere an die Stelle treten zu lassen. Allein man muß keine solche Abgaben erheben, welche die Produktion unterdrücken und die Entwicklung der Industrie hemmen. Dieselbe Abgabe, welche dem Staate 10 Mill. einträgt, kann die Nation um 50 Mill. verarmen. Eine solche Abgabe ist eine Geißel für alle. Auf welche Weise man immer die Salzauflage decken würde, so zweifle ich, ob man eine verderblichere finden könnte."

Wenn nun ein Landwirth solche Urtheile über die Salzsteuer im Interesse der Landwirthschaft aussprechen mußte, um wie vielmehr der Arzt im Interesse der viel unmittelbarer betheiligten armen Menschenklasse, zumal jetzt Nahrungsmangel und Theurung, Hunger und Kummer die Gesundheit und Wohlfahrt der ganzen Menschheit gefährden. Das Salzregal wird und muß fallen, sobald nur einmal die Einsicht seiner Nachtheile allgemeines Bewußtseyn geworden ist, und Pflicht des humanen Arztes ist es, die Dringlichkeit der Abschaffung dieser Steuer immer von Neuem wieder geltend zu machen. Die Salzreform bereitet sich vor in Frankreich und Deutschland; nur wer ihre Bedeutung frühzeitig erkennt, sichert sich auch die Vortheile derselben gegen seine Nachbarn. — Wir wollen nicht Schmälerung der Staatseinnahmen, wir erblicken auch nicht in niedriger Besteuerung das Glück eines Landes; aber wir verlangen richtige Grundsätze der Besteuerung, und vor Allem Ermöglichung einer gesunden lebensfrohen Existenz. Dann erst können reichlichere Steuern auf die Rente des Besitzes und des Arbeitskapitals ohne Nachtheil gelegt werden. Warum nicht das Beispiel Großbritanniens in seinen neuesten Zollreformen nachahmen, welches keine Steuer auf seine unentbehrlichen Lebensmittel hat, kein Regal, keine Zölle, keine Accise und Octroi dafür. Es kauft sein Brod und Fleisch auf dem billigsten Markte der Welt und kann daher auch am billigsten leben und arbeiten. Die freie

Concurrenz der Arbeit und des Verdienstes ist bei uns gestört und wir bleiben so lange in einem selbstgeschaffenen unnatürlichen Nachtheile, bis wir die gleiche Liberalität der Gesetzgebung adoptirt haben.

Bildung und sittliche Erhebung aller Gesellschaftsklassen zur moralischen Erstarkung; möglichst billige, reichliche und sichere Zufuhr aller Lebensbedürfnisse als Mittel zur physischen Erstarkung; möglichst billige, reichliche und sichere Zufuhr von Arbeitsgelegenheit, von Rohstoffen, Hebung der Industrie als Mittel zum Wohlstand, zur sozialen Erstarkung; Freigebung und Ausdehnung des Handels zur Verhütung jeder Stockung; Aufhebung aller indirekten Steuern und Cumulirung aller Steuern auf das Kapital des Besitzes und Erwerbes ist das einzig sichere uud ferne Ziel jedes staatswirthschaftlichen Fortschrittes. Sind die Mittel zur moralischen, physischen und sozialen Erstarkung gegeben, so fallen die übrigen Güter des Lebens, Freiheit, Gesundheit und Comfort, von selbst zu.

Vorschläge zu Preisaufgaben.

Frankreich, dessen wissenschaftliche und gesellschaftliche Zustände wir bespötteln, hier mit Recht, dort mit Unrecht, hat an seinem Montyon, das materielle England an seinen Wandervereinen Gründer von Preisaufgaben, welche wir nicht ohne einigen Neid betrachten können. Mag es auch mehr zur Befriedigung kleiner Eitelkeiten dienen, mögen auch die Tugendpreise dem wahrhaft Würdigen die Schamröthe in die Wangen treiben und in England der beste Theil der reichlichen Geldbeiträge in Besoldungen und Nebenkosten aufgehen, es geschieht dennoch Etwas, und wenigstens zeigen beide Völker, daß sie es für nothwendig und nützlich halten, die Aufmerksamkeit befugter Fachmänner auf Lösung wichtiger wissenschaftlicher Zeitfragen zu richten, und besonders auf Anwendung des wissenschaftlichen Erwerbs der Zeiten auf das praktische tägliche Leben. Wir müssen beschämt gestehen, daß unsere Reichen weder die Thätigkeit für das gemeine Beste zeigen, noch die Eitelkeit besitzen, für Beförderer der Wissenschaft gelten zu wollen, welche bei unsern Nachbarn wirklichen Gewinn für Wissen und Leben hervorgebracht haben. Sie sprechen, berathen und tafeln in den vielen Vereinen, aber von großen Geldbeiträgen ist noch nichts vernommen worden.

Je mehr aber alles Wissen und Wirken sich ins Besondere vertiefen muß, je schwieriger es wird, die allgemeinen Grundsätze einer Fachwissenschaft bis in die kleinsten Veräſtungen zur Befruchtung zu bringen, desto unabweislicher ist eine kräftige Unterstützung der Männer, welche mit solchen Besonderheiten

sich befassen können und befassen wollen. Und gerade diese Besonderheiten thun uns, bei dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft, der Gewerbe und der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, vor Allem Noth. Wenn man nicht voraus tüchtige Arbeiter anwerben kann, so muß die Aussicht auf genügenden Lohn im Falle glücklicher Lösungen der aufgeworfenen Fragen zu der Wagniß anspornen, Zeit und Geldkräfte für Etwas zu verwenden, was nur zweifelhaften Ersatz durch Buchhändlerhonorare verspricht. Wer den Grundstock unseres Wissens mit Einer nützlichen Wahrheit vermehrt, sollte doch wenigstens eines gesicherten Daseyns sich erfreuen dürfen. Wie Gaukler, Mimen und Clavierspieler ihn zu belohnen, wäre freilich bei der Bildung derer zu viel gefordert, welche durch ihre Stellung verpflichtet wären, für das Gesammtwohl kräftig zu sorgen, vor Allem aber die Langweile ihres täglichen Lebens loswerden wollen. Je blasirter sie sind, desto stärkere Reize suchen sie auf und desto reichlicher bezahlen sie dieselben. Nicht einmal eine elegante Druckschrift wird bei Vermählungen in vornehmen Häusern, in würdiger Ausstattung, in wenigen Exemplaren vertheilt, wie dieses in England und in Italien häufig vorkömmt. Wenn auch bei solcher Veranlassung oft nur ein Aktenstück aus dem Familienarchive veröffentlicht wird, so ist dieses wenigstens Etwas, und schon darum wichtig, weil es ein Zeichen der Anerkennung des Werths des Wissens von Seiten der Reichen und Vornehmen ist.

Sey es nun, daß der Knechtssinn der studirten Beamten oder das kleinlich wichtige Wesen der Universitätsprofessoren, bei welchen die hohen Herrschaften Privatissima hören mußten, eine Verachtung des Wissens bei den höchsten Ständen erzeugt, oder frühere Liebe zum Studium zur Gleichgültigkeit erkaltet habe, genug, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen besteht diese leidige Stimmung in Deutschland und man nennt sogar einen Fürsten, welcher gesagt haben soll: „Gelehrte und Tänzerinnen könne man stets um Geld haben."

Diese Sachlage ist nun allerdings keineswegs eine erfreuliche. Wir leiden, so weit die deutsche Sprache gesprochen wird, am Gefühle, daß wir als Volk, als Gesammtheit beinahe nichts sind, daß das Größte und Schönste, dessen wir uns

rühmen können, aus Kleinem und Einzelnem entsprungen sey, und nie allgemeine Anerkennung, ja oft feindliches Widerstreben gefunden habe. Desto dringender scheint es, bei der steigenden Großartigkeit der Fragen unserer Gegenwart, bei der inneren Kräftigung unseres Volksbewußtseyns die Leitung der naturnothwendigen Entwicklung nicht aus den Händen zu geben. Sollen Vereine ergänzen und nachholen, was die Regierungen hätten thun müssen, wenn sie dem in Deutschland seit Langem geltenden Grundsatze treu bleiben wollten, Alles zu beaufsichtigen, Alles zu leiten, überall den Gesammtverstand, die Gesammttugend und Sittlichkeit darzustellen? Wollen Fürsten eine stets steigende Intelligenz und ein keilförmig vordringendes Eingreifen in alle Theile des geistigen Lebens unabhängigen Kräften überlassen? Man wähne ja nicht, daß es gleichgültig sey, wenn ein Volk anfängt, die Staatsgewalt nur als eine Last anzusehen und jede Verbesserung anderswo zu suchen als bei jener!

Es scheint vollkommen überflüssig, vorzurechnen, welchen kaum merklichen Bruchtheil ihrer Einkünfte Landesherrn und Börsenkönige einem Unternehmen zu widmen brauchten, welches in manchen Richtungen ihre Ruhe, ja ihren Bestand sichern würde, ohne in Rechnung zu nehmen, wie viel sie gewinnen würden, der öffentlichen Meinung gegenüber, welche sie denn doch nachgerade für eine stets stärker vordringende Macht werden erkennen müssen.

Es scheint also wahrlich nicht zu frühe, sondern eher zu spät zu seyn, wenn der so schmerzlich fühlbare Mangel an nationaler Geltung durch einen großartigen Verein für Preisaufgaben einigermaßen getröstet und dem deutschen Volke gezeigt wird, daß die Befugten und Verpflichteten sich um die großen Fragen des Ganzen bekümmern; daß dieses im Einzelnen geschieht, sey dankbar anerkannt, aber gerade weil es hier thätig und vernünftig, dort schläfrig und philisterhaft, hie und da auch gar nicht geschieht, fühlen wir die Zerstücklung nur um so schmerzlicher; daß die zu lösenden Fragen von ungewöhnlicher Wichtigkeit seyen, daß zu Beurtheilung der Antworten tüchtige Richter aus allen Landen deutscher Zunge zusammentreten könnten, wird wohl Niemand in Frage stellen.

Seyen wir ehrlich und offen, wie es sich vorzüglich geziemt

im Angesichte gemeinschaftlicher Gefahr! Die Kunst, sich selbst und Andern das Mißliche unserer politischen, religiösen und socialen Zustände zu verbergen, ist nur zu lange, und mit großer Virtuosität geübt worden, hält aber nicht mehr Stich. Hunger, allgemeine Unruhe, Auswanderungen in Massen, weit verbreiteter Communismus, Entsittlichung und Verachtung alles geschichtlich und rechtlich Begründeten liegen zu offen vor Augen, es ist zuviel geschehen, als daß das alte Gebäude noch länger fortbestehen könnte, viel zu wenig für dessen Erhaltung, zeitgemäße Erneuerung und Verschönerung. Wenn nicht bald kräftige Stützen aufgerichtet werden, so wird es die Bewohner in furchtbarem Sturze begraben. Staatswille und Volkswille, öffentliche Meinung und der Gang der Regierungen, Symbol der Kirchen und Glaube der Gebildeten, Staatsbedürfniß und Credit, kurz jede Beziehung des öffentlichen Lebens geben uns nur das Bild eines Auseinanderklaffens, eines Zustands, welchen der erste Stoß, er mag kommen von welcher Seite er wolle, in einen Ruin verwandeln kann, zu welchem die Geschichten vergangener Zeiten kein Gegenstück bieten dürften.

Die Franzosen haben für derartige Fragen ein sehr bezeichnendes Beiwort, sie nennen dieselben palpitant, um das Herzklopfen, die Beklemmung zu bezeichnen, welche sie im Körper des Volks hervorbringen. Nun haben uns aber die Staatsgewalten daran gewöhnt, sie als die ausschließlichen Aerzte, Vormunde und Krankenwärter dieser Körper anzusehen, und dieses am meisten im zerstückelten Deutschland, wo neben Domänenwirthschaft, allseitiger Controle und Scheu vor Oeffentlichkeit doch noch einige Ueberbleibsel des alten patriarchalen Verhältnisses bestehen, obwohl sie zuweilen seltsam abstechen den Forderungen der Neuzeit gegenüber.

Es erscheint daher als dringende Nothwendigkeit, daß die deutschen Staatsgewalten eben so vollständig sich in einem Congresse repräsentiren lassen, welcher die Lösung der großen socialen Fragen sich zur Aufgabe zu machen hätte, als sie für politische Einheit den Bundestag, für ihre Mauthgesetzgebung den Zollkongreß beschicken. Es wäre eine verbessernde Nachahmung der Académie des sciences politiques Ludwig Philipps. Dieser Congreß hätte die Preisaufgaben zu stellen, die Preise zuzuer-

kennen, Vorschläge für sich zu machen, und den Machtgebern zur Annahme zu unterbreiten.

Wir wollen von den vielen wichtigen Fragen, deren gründliche Erörterung und Lösung uns dringend nothwendig scheint, nur einige hier anführen, um zu belegen, was wir früher gesagt haben, und was hart scheinen dürfte, wenn es nicht erläutert würde.

Vernünftiger Socialismus. Dieser ist wahrhaft konservativ, und verhält sich zum Communismus, dem drohenden Gespenste unserer Zeit, wie Reform zu Revolution. Wie sind die Zünfte, jene angestammte Schule bürgerlicher Ordnung, Freiheit und Unabhängigkeit durch Anstalten zu ersetzen, welche bei der allgemein werdenden Fabrikation im Großen, bei dem Uebergewichte der Kapitale der monopolisirenden oder propolisirenden Gesellschaften die Einzelnen vor dem Schicksale der Plantagennegern oder der noch unglücklicheren Proletarier zu schützen vermögen? Wie kann durch Zusammenlegen der Geld- und Arbeitskräfte, durch Verein von Landbau und Fabrikarbeit das Loos so vieler Familien gebessert, ihr Leben gefristet werden, welche fleißig, gesittet, der Regierung ergeben, aber durch neue Erfindungen, Wechsel der Moden, veränderten Gang des Verkehrs brodlos ohne ihre Schuld geworden sind? Wie kann Häuslichkeit und Familienleben neben dem Arbeitsbetrieb in Fabriken, neben gemeinschaftlichem Einkaufe der Lebensmittel erhalten werden?

Organisation der Auswanderungen. Nicht genug, daß die lange Friedenszeit und das Aufhören der geworbenen Heere uns eine Ueberzahl besitzloser Familien gebracht, uns die eben erwähnten Verlegenheiten bereitet haben, es hat auch die Kartoffelseuche die übervolle und von mehreren Seiten her gegen Besitz und Gewalt aufgereizte Masse der Verzweiflung nahe gebracht. Es scheint, daß die neue Welt mit der Gabe dieses Knollengewächses die beispiellose Vermehrung der Bevölkerung der alten Welt, und somit die Nothwendigkeit habe herbeiführen wollen, das Ueberschießende der weißen Race zum Ersatze der aussterbenden Rothhäute an Amerika abzugeben. Hiebei drängt sich nun die Frage auf: wie können wir ohne Flotten und Kolonien unsere Auswanderer dem Mutterlande und dessen Fabrikationen nützlich machen, wie können wir am zweckmäßigsten für

das Wohlergehen der Ausscheidenden sorgen, wie Sprache und Sitten des Vaterlands ihnen erhalten? Vielleicht könnte England in seinen Canadas durch deutsche Gränzregimenter sich für viele Jahre gegen Uebergriffe der vereinigten Staaten schützen. Die Gränzregimenter Oesterreichs stehen nebst den Siebenbürger Sachsen als bis jetzt einzige Muster militärisch-nationaler Einrichtung da, aber nirgends hat man es verstanden, sie zweckmäßig nachzuahmen, und den Oertlichkeiten, dem Volkscharakter der Nachbarschaft anzupassen. Das Gegenstück erblicken wir in Algerien!

Vielleicht wird der unselige Polenaufstand und das Ergebniß des Prozesses, welcher in Berlin deßhalb eingeleitet ist, der preußischen Regierung die Ueberzeugung aufdringen, daß sie eine freie, evangelische und deutsche Bauerschaft im Großherzogthum Posen gründen müsse, um den ruhigen Besitz eines Landes zu sichern, welches ihr nothwendig ist, wegen der Lage zwischen drei ihrer älteren Provinzen. In welcher Weise nun der in die Verschwörung verwickelte polnische Adel unschädlich gemacht, in die übrigen Provinzen vertheilt, und für die Einkünfte aus seinen Gütern auswärts in Geld entschädigt werden könnte, wie neben Errichtung von Bauernmajoraten verbesserte Landwirthschaft dem Großherzogthume gebracht werden könnte, das verdient wahrlich eine sorgfältige Erwägung, und das Aufrufen aller Meinungen und Vorschläge von Seite der Stimmbefähigten. Es handelt sich hier einerseits von einer zwar traurigen, aber unabwendbaren Nothwendigkeit, andererseits von dem Gerechtigkeitsgefühle einer Regierung, welche altes Unrecht durch neue Wohlthaten wieder gut zu machen, für den herbsten Verlust wo möglich genügende Entschädigung zu geben hat.

Auch die Errichtung kleiner, an bestehende Ortschaften anzufügender Armenkolonien, wo noch bebaubarer Boden verfüglich ist, verdiente jetzt alle Beachtung, da die niederländischen, in eigens dazu erbauten neuen Dörfern, sich als zu kostspielig und nicht ganz zweckmäßig erwiesen haben.

Verbesserung des physischen Zustandes der untersten Volksklassen. Diese sind so zahlreich, so unsicher rücksichtlich ihrer Beschäftigung, folglich ihres Unterhalts geworden, daß man die Beendigung der vielen Bauten an Eisenbahnen

und Bundesfestungen nicht ohne Beängstigung erwarten muß. An dieser Klasse verwirklicht sich am schauerlichsten und unabwendbarsten jede Störung des gewerblichen Lebens, welche der Besitzende durch Ersparnisse und Einschränkungen übertragen kann. Der Tagelöhner aber kann nichts Genügendes zurücklegen, nicht sparen, an ihm aber wird gespart.

Und dennoch würde auch sein Schicksal sehr gemildert werden können, wenn der menschliche Geist sich nur halb so viel mit Verbesserung der Zustände der Mehrzahl befassen wollte, als er sich jetzt mit der fortbewegenden Mechanik beschäftigt.

Beginnen wir bei der Wohnung. Unzählige Programme von großen Gebäuden aller Art sind von den Kunstakademien seit einem Jahrhundert schon ausgeschrieben, und nicht Einer von tausend belohnten Plänen mag ausgeführt worden seyn. Aber an die wesentlichen und nothwendigen Verbesserungen der Wohnung des Gärtners, Winzers, Tagelöhners, an vernünftige Eintheilung, an Vertheilung von Luft, Wärme und Licht im Bauerhause hat noch Niemand, und an den Sonnenbau erst kürzlich Einer (Oberbaurath Vorherr in München) gedacht.

Je nach dem landwirthschaftlichen Betriebe der Gegend, nach klimatischen und Bodenverhältnissen, nach dem Materiale, mit welchem gebaut wird, müssen bekanntlich derartige Fragen aufgestellt und gelöst werden, aber zwei Rücksichten werden allen gemeinsam seyn, Gesundheit und Schönheit, d. h. Zweckmäßigkeit durch die einfachsten Mittel erreicht. Daß der Landmann, ohne sich der übeln Witterung auszusetzen, sein Vieh warten, nach seinen Vorräthen sehen könne, daß er so lange als möglich in freier Luft, aber geschützt vor Sonne, Wind und Regen mit seiner Familie den häuslichen Geschäften obliegen könne, daß Feuchtigkeit, üble Gerüche, scharfer Luftzug von seinem Winteraufenthalt abgehalten werden, das scheint wichtiger für die bürgerliche Gesellschaft als Mausoleen oder Börsenhallen. Die vernünftige, man könnte sagen, witzige Einrichtung eines schweizerischen, oberbayrischen oder westphälischen Bauernhauses, sein Verhältniß zur näheren und entfernteren Umgebung, wird einen wahren Künstler gewiß zu einer Composition begeistern, welche neben Befriedigung der Forderungen des Wohlbefindens und der Wohnlichkeit auch dem Auge wohlthun wird. Besonders aber wäre

möglichſte Sparſamkeit und die Einfachheit der Formen im Programm vorzuſchreiben, welche von ländlichen Handwerkern zweckmäßig und dauerhaft hergeſtellt werden kann.

Ferner die Kleidung der Erwachſenen ſowohl als der Kinder. Wo Farbe und Schnitt befohlen werden kann, wie bei den Heeren und Kanzleien, haben wir Zweckwidrigkeit und Geſchmackloſigkeit häufig gar ſehr zu beklagen. Wenn auch das Schönheitsgefühl in den Hintergrund treten muß, wo von Wohlfeilheit, Bequemlichkeit und Zuträglichkeit für die Geſundheit vorzugsweiſe die Rede ſeyn ſoll, ſo wird es dennoch am Ende ebenfalls befriedigt werden, wenn den vorangeſtellten Bedingungen völlige Genüge wird geſchehen ſeyn. Durch die Bekleidung der Landwehren würde eine männliche Nationaltracht leicht allgemein gemacht werden können. Schwerer, jedoch nicht unmöglich wird es bei dem ſchönen Geſchlechte gehen. Jedenfalls aber ſollten vernünftige Aerzte ſich dieſes Gegenſtandes mit mehr Eindringlichkeit annehmen, als bis jetzt geſchehen iſt, und jedenfalls die erſte Stimme bei Beurtheilung der Preisaufgabe abzugeben haben.

Bei den Heeren läßt ſich die Erſparniß an Menſchenleben und Lazarethkoſten gar nicht berechnen, welche durch vernünftigere Kleidung, beſonders Kopfbedeckung und Beſchuhung, und durch Erleichterung der Bepackung erreicht werden könnte, wenn mehr auf Zweckmäßigkeit geſehen würde als auf das, was man ſo gewöhnlich Schönheit und Augenfälligkeit nennt.

Ein weiterer Gegenſtand, über welchen die Behörden Unterſuchungen und Vorſchläge hervorrufen ſollten, iſt die Abkürzung der täglich vorkommenden Arbeiten, oder was eben ſo vielen Werth hat, die Verminderung der Mühe und des Kraftaufwands bei denſelben. Spaten und Pflug, Holzſäge und Schubkarren, alle die vielen Werkzeuge, mit welchen getragen, gehoben, geſchoben wird, haben, wie es ſcheint, noch lange nicht die Theilnahme der Sachverſtändigen erfahren, welche ſie ſo ſehr verdienen. Dieſe überſpringen ſie lieber, um überhaupt Handarbeit möglichſt durch Maſchinen entbehrlich zu machen. Bei der Nachfrage nach Arbeit, welche ſich mit der Zunahme der Bevölkerung täglich ſteigern muß, wird von den Unternehmern begreiflicherweiſe der möglichſt niedere Lohn gegeben,

und die möglichst große Kraftanstrengung gefordert. Wer also diesen Unglücklichen, zu Werkzeugen Mißbrauchten eine Viertelstunde Ruhe, einen Bruchtheil von Arbeitskräften, eine Gefahr durch neue Vorrichtungen zu ersparen vermag, der hat dem gemeinen Wesen einen großen Dienst geleistet, wenn auch dieser sich in Tabellen nicht herausstellen, sondern in die Minusausgaben für Hospital- und Krankenkosten verstecken sollte.

Nahrung, Trank sowohl als Speise wird nur zu lange schon den weiblichen Sorgen und ihren Kochbüchern überlassen, ohne die Vorschritte der Wissenschaft, besonders der Chemie hiefür zu benützen. Forschungen im Geiste des Grafen Rumford, Vorschläge wie durch gemeinschaftliche Anschaffung und Bereitung einzelner Speisen ohne Nachtheil für die Häuslichkeit der Arme reichlichere und gesündere Nahrung erhalten könnte, sind in Zeiten wie die jetzigen nicht nur sehr willkommen, sie sind ein dringendes Bedürfniß.

Es würde zwar sehr erfreulich seyn, wenn es den Mäßigkeitsvereinen gelingen sollte, wenigstens das tägliche Branntweintrinken den arbeitenden Klassen der Bevölkerung abzugewöhnen. Aber ganz wird dieses schwerlich gelingen, bevor diese nicht nahrhaftere, leichter verdauliche Speisen und einen eben so wohlfeilen wohlschmeckenden Trunk um dasselbe Geld erhalten können, welches jetzt in Kneipe und Garküche geht. Wir glauben, daß dieses nur durch vielfache und sorgfältig durchgeprüfte wissenschaftliche Forschungen möglich gemacht werden kann, wir zweifeln aber nicht an der Möglichkeit. Vorzüglich wäre für die so häufig bei uns eintretende feuchtkalte Witterung der in Straßen und auf Plätzen ausbietende Verkauf warmer Getränke anzurathen, den Gegenstücken zum Eiswasser der Südeuropäer. Der Bereitung des Biers ist ebenfalls, besonders im wissenschaftlichen Norden Deutschlands, noch nicht die gehörige Aufmerksamkeit zu Theil geworden.

Mit den Gemeindebackösen könnten und sollten Gemeindebäder überall verbunden werden. Ueberhaupt könnte an sie manche Befriedigung der Zeitbedürfnisse angeschlossen werden.

Ein eben so dringendes Bedürfniß der Armen ist wohlfeilere Feuerung und Heizung, besonders bequeme Verbindung des Kochens mit der Heizung, ohne daß das verschlossene

Wohnzimmer vom Rauche beläſtigt wird. Bekanntlich ſind hierüber unzählige Vorſchläge und Riſſe ſeit Langem veröffentlicht. Es will uns aber bedünken, daß bis jetzt keiner derſelben ſeinen Zweck ſo vollſtändig erfüllen könne, daß er ſich dem allgemeinen Gebrauche aufgedrungen habe. Das Volk nimmt Neues ſehr langſam auf, hat es aber einmal geſehen, daß das Neue zweckmäßiger iſt, als das Alte, ſo zögert es nicht jenes ſich zuzueignen. Hiebei wären die Fragen je nach dem Brennmaterial zu theilen, es wäre die Erneuerung der Luft in den enge eingeſchloſſenen Wohnzimmern zu berückſichtigen, und dafür Sorge zu tragen, daß die Hitze des Herds, welche karg genährten Menſchen durch viele Monate ein dem Reicheren kaum begreifliches Bedürfniß iſt, in den Sommermonaten nicht unerträglich werde.

Eine der ſchwierigſten Aufgaben der Staatsgewalten iſt die Kräftigung des Volks, deſſen Stamm durch zwanzigjährige Aushebungen, Noth, Elend, Uebervölkerung und beſonders durch Uebertreibung des Unterrichts und der Arbeit ſo auffallend gelitten hat, daß die Zahl derer von Jahr zu Jahr ſteigt, welche die zum Soldatenſtand mindeſtens erforderliche Körpergröße nicht erreichen. Was bei Einreihung der Jünglinge bemerkt worden iſt, deren Zeugungs- und Geburtsjahr 1816 oder 1817 war, wird ſich beſtimmt in ſteigendem Verhältniß wiederholen, ſo bald irgend ein ungewöhnliches Ereigniß, eine Kartoffelſeuche z. B. die tägliche Koſt der ſtets zahlreicheren Proletarier ſchmälern wird.

Es iſt daher erfreulich, daß dem zu lange verpönten Turnen endlich wieder ſein Recht wiederfahren iſt. Es wird vielen ſchädlichen Einflüſſen entgegenwirken, aber Alles iſt mit demſelben noch nicht geſchehen für einen Zweck, welchen jede Regierung als hochwichtig anſehen muß, mag ſie auch immer die Menſchen als Arbeits- oder als Streitkräfte anſehen. Vorzüglich muß man hier an möglichſte Abkürzung des Schulunterrichts denken, ſo weit ſie mit der Erlernung des Nothwendigen nur irgend vereinbar iſt. Auf dem Wege, welchen man jetzt mit Vervielfachung der Schulſtunden und der Aufgaben nach Hauſe einſchlägt, muß jede Freudigkeit des Knabenlebens untergehen, und dem heranwachſenden Jüngling nur ein trüber Hintergrund

überbleiben zu noch trüberem Mittelgrunde. Vorzüglich vermissen wir unter den Lehrmitteln die frühe Angewöhnung an militärischen Gehorsam und ein Einüben in Handgriffen und Bewegungen, Armbrustschießen ꝛc., durch welche dem Heere später nach einem Monat ein vollständig streitfertiger Fußsoldat zugehen würde.

Schon vor 40 Jahren machte J. v. Müller auf die Nothwendigkeit aufmerksam, unsere Jugend durch geregelte Uebungen möglichst zu kräftigen, und wir sehen mit großem Bedauern die Brillen und die verzerrenden in die Augenhöhlen eingeklemmten Ferngläschen, und so viele andere Zeichen physischer Schwäche der Jugend noch täglich zunehmen. An einige Gymnastik des weiblichen Geschlechts denkt man erst in neuesten Zeiten, und Aerzte wie andere scharfe Beobachter versichern, daß die Zahl insgeheim schiefer, aber äußerlich sehr reizender Frauen ungleich größer sey, als man gewöhnlich annehme. Mit den Streckbetten und orthopädischen Anstalten dürfte uns wenig geholfen seyn, dagegen eine kräftigende Erziehung des weiblichen Geschlechts und eine vollständige Anleitung zu derselben allein vermögen, den kommenden Geschlechtern einen Theil der Kraft zu sichern, welche die Generationen der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch besaßen, trotz einer Lebensweise mit auffallenderen Ausschweifungen als die jetzigen.

Wie schnell sich bei der Zähigkeit der Racen eine sehr herabgekommene durch reichliche Nahrung, mäßige Arbeit und rechtzeitige Ehen erholen könne, beweisen die Nachkommen der deutschen Einwanderer in Nordamerika. Dort aber sind Mittel zu Verbesserung bekanntlich vorhanden. In der alten Welt dagegen bleibt nur übrig dahin zu streben, daß das unvermeidliche Uebel sich nicht noch mehr verschlimmere und auf eine Weise vergrößere, welche ein Wiederaufkommen unmöglich mache, oder wenigstens in sehr ferne Zeiten hinausschiebe.

Für eben so wichtig, ja für noch wichtiger halten wir eine Preisaufgabe zu Vereinfachung der Staatsmaschine. Wie überall in der Welt ist auch in ihr das Uebel durch Uebertreibung oder Mißbrauch einer ursprünglich guten Absicht entstanden. Die Staatsgewalt hat in Deutschland eine, für sie selbst sehr unbequeme und gefährliche Ausdehnung erhalten, und der Aufwand für unfruchtbare Arbeit, für Oertlichkeiten zum

Aufbewahren der schaudererregenden Papiermassen, für Ruhegehalte der in dem Tretrade der Kanzleien frühe abgenutzten Beamten ist außer allem Verhältnisse mit dem wirklichen Nutzen der Staatsanstalten, welche sich selbst verurtheilen, indem sie ihre Gesammtheit eine Maschine nennen. Zu Sicherung des Eigenthums und der Person, zu Fürsorge für Unmündige und Abwesende gehört vor Allem etwas Lebendig-Thätiges, es gehört Geist und Liebe zur Sache dazu, und diese kann eine Maschine nicht besitzen. Englands Beispiel könnte hierin uns leiten, und das encyklopädische Wissen der Deutschen würde leicht die Mittel finden, die in England bestehenden Mißbräuche zu vermeiden, Verbesserungen anzubringen, und den Oertlichkeiten anzupassen, was, ohne Rücksicht auf diese allgemein durchgeführt, oft mehr Fluch als Segen bringen könnte. Man arbeitet schon so lange darauf hin, das Volk mündig zu machen, und dehnt dennoch die Vormundschaft über dasselbe stets mehr aus.

Und dennoch, wohin wir blicken, erscheinen Vereine, Anstalten und Umgehungen der noch bestehenden Gesetzgebungen aller Art, welche auch den Ungläubigsten davon überzeugen sollten, daß die bürgerliche Gesellschaft auf dem Punkte angekommen ist, wo sie sich in ihren wichtigsten Beziehungen selbst helfen muß, ohne die Richter anzurufen, oder an die Verwaltungsbehörden sich zu wenden. Was der Handelsstand seit Langem im Austrag seiner Angelegenheiten überall durchgesetzt, und der Code de commerce nur redigirt hat, das sollte schon Beweises genug für die Wahrheit dieser Behauptung seyn. Nun kommen in neuerer Zeit noch Schiedsgerichte, Vereine welche über wichtige Fragen wichtige Antworten unaufgefordert geben, und viele andere Zeichen, daß man die Staatsgewalten nicht mehr als Vertreter und Inhaber der höchsten Weisheit anzusehen vermöge. Wahrlich, man muß darüber erstaunen, daß diese Zeichen nicht alle Regierungen des Festlands schon längst bewogen haben, alle befugten Stimmführer, Gelehrte wie Geschäftsmänner dringend aufzufordern, die seit langem bestehende, in den neuesten Zeiten aber furchtbar erweiterte Kluft auszufüllen, welche zwischen dem, was der Verstand, das Bedürfniß fordern, und dem, was Gesetz, Verordnung, Herkommen, Gebrauch und Mißbrauch bieten, sich dehnt.

Mit nicht geringerem Bedauern bemerkt man die, nach unserer Ueberzeugung fruchtlosen Bemühungen der deutschen Regierungen, die Uebertreter der Gesetze durch Strafanstalten, Auburn- und Pennsylvaniasystem zu bessern. Wohin sollen die Entlassenen mit aller in den Zellen erworbenen Moral sich wenden, und was vermögen die menschenfreundlichen Vereine zu ihrer Unterbringung bei ihren geringen Geldmitteln und bei der furchtbar steigenden Zahl der Verurtheilten? Ja, wird die Mehrzahl der Mitglieder dieser Vereine Entlassene in ihr Haus, in ihren Dienst zu nehmen wagen?

So wenig wir in anderer Hinsicht die früheren geworbenen Heere zurückwünschen können, so sehr fühlen wir die nachtheiligen Folgen ihres gänzlichen Aufhörens. Die Mehrzahl großer und kleiner Gesetzübertretungen wird vom männlichen Geschlechte und in den Jahren der Leidenschaften verübt. Sonst entzog man sich der Strafe durch Flucht über die Grenze, wo der Werber nirgends fehlte, oder man wurde im eigenen Lande ad militiam condemnirt, mußte unverheirathet bleiben und endete als Polizeidiener oder Invalide. Man kann die jährliche Abgabe an derlei Volk an Preußen, Oesterreich, Frankreich, Holland, Dänemark, ja an Sardinien, Spanien und den Papst ohne Uebertreibung auf 20,000 Mann für die Lande deutscher Zunge anschlagen. Jetzt bleibt nur noch Algier und Java.

Da nun der Krankheitsstoff nicht nur im Lande bleibt, sondern sich auch in sehr fruchtbaren Ehen fortpflanzt, so ist die Aufgabe, ihn wo nicht nützlich, doch unschädlich zu machen, nicht geringe, und es lohnte gewiß auch den reichlichsten Preis, welchen der verdienen würde, dessen Vorschläge die Frage lösen würden: Wie kann man bei männlichen Verbrechern, entlassenen Strafgefangenen ꝛc. durch militärisch organisirte Arbeiterkompagnien, bei weiblichen durch eine den Frauenklöstern theilweise nachgebildete Anstalt die Sträflinge unschädlich machen, ohne Beeinträchtigung der freien Arbeit? Daß man sich durch Beförderung der Auswanderung zu helfen sucht, ist natürlich, daß dieses aber mittelst falscher Zeugnisse bewerkstelligt werden will, wie neulich in Mecklenburg, ist nicht gerade lobenswerth. Verbrecherkolonien taugen nur unter seltenen, sehr beschränkenden

Bedingungen, und wir haben keine Robinsoneilande für dieselben. Die Nordamerikaner sind in ihrem vollen Rechte, wenn sie sich solchen Zuwachs ihrer Bevölkerung höchlich verbitten. Eher könnten sie ein geworbenes Heer für ihre Eroberungsplane halten, gute Offiziere mit unbeschränkter Strafgewalt würden ihnen gewiß etwas Tüchtiges aufstellen. Da aber dieses nicht der Fall ist, so liegt die dringende Nothwendigkeit vor, den bösen Säften einen Ableiter irgend einer Art auszudenken.

Die Regulirung unserer Ströme und ihrer Zuflüsse kann ohnehin nur durch gemeinsame Verabredung geschehen. Hier könnten militärisch organisirte Strafkompagnien beschäftigt, durch gemeinschaftliche Küchen gut genährt, nach Schachtruthen bezahlt, wohl auch vom Branntweintrinken abgehalten werden. Die der Gesundheit und dem Leben gefahrbringenden Arbeiten müßten aber abgesonderten Abtheilungen schwerer Bestrafter angewiesen werden. Daß hiebei die Ersparnisse durch überwachte Sparkassen zurückgelegt und erst nach erprobter Besserung heimbezahlt werden müßten, versteht sich von selbst.

Eine andere, sehr empfindliche Lücke bleibt gleichfalls noch auszufüllen, und es würde ihre Ausfüllung sehr zu größerer Theilnahme des Volkes am Oeffentlichen, zu Wegräumung vieler schwer lastenden Uebelstände beitragen. Es gibt der Sammler, der Aufstapler vorhandenen Wissens in Deutschland so viele: es bedürfte nur einer tüchtigen Anregung, um ihre Thätigkeiten einer Sammlung und allgemein verständlichen Bekanntmachung der Vorschläge und Erfahrungen zuzuwenden, welche die Verbesserung der Zustände der untersten Volksklassen zum Gegenstande haben und in unzähligen Flug- und Zeitschriften niedergelegt, aber leider verschollen und vergessen sind. Jeder unbefangene Leser hat gewiß schon oft in Makulaturbogen eine Entdeckung in dieser Richtung gemacht, und wenn er sie nie gemacht hätte, so wird hier hinreichen, an das Göttinger Wochenblatt zu erinnern, in welchem die Entdeckung der Kuhpocken niedergelegt war und spurlos vorüberging, bis Jenner sie befruchtete. Es ist, wir geben es gerne zu, eine ungeheure Masse von Material durchzuarbeiten, aber mit deutschem Fleiße und deutscher Gewissenhaftigkeit läßt sich bei vernünftiger Theilung

der Arbeit auch Unglaubliches leisten. Es wäre ebenfalls eine würdige Aufgabe für ein Mannskloster. Alles Wissen wird so ausgedehnt in unsern Tagen, daß für das gemeine Leben das nothwendig ausgeschieden werden muß, was Napoleon in den Trauerspielen ausschließlich liebte, und die „Krise" zu nennen pflegte. Das baare Ergebniß so vieler vernünftig begonnenen und standhaft durchgeführten Versuche, das nutzbringende Erbe der Zeit, sollte den so vielfach beengten und für ihre Zukunft mit Recht besorgten Nachkommen auf eine Weise überantwortet werden, welche in Deutschland leider selten angetroffen wird. Der falsch populäre Ton vieler unserer Bauernkalender erregt Mitleid und Unbehagen bei den Bauern selbst. Sie sind bereits an Besseres gewöhnt und verdienen es. Arago ist in Deutschland noch nicht erreicht, geschweige übertroffen, und für die Dorfbibliotheken und ländlichen Lesevereine, für Abendschulen der Erwachsenen fehlt in der angezeigten Richtung der klare, überschauende, ohne Ermüdung gründliche Vortrag, welcher der mehr kindischen als kindlichen vorkauenden Weise vieler unserer sog. Volksschriftsteller geradezu entgegengesetzt ist.

Wenn die untern Volksklassen noch jetzt unter ganz veränderten Umständen dieselben Ansprüche an ihre Regierungen machen und diese nur zu oft unrichtig und unbillig beurtheilen, so tragen sie die Schuld keineswegs allein, sondern die Regierungen haben in früherer Zeit alles Oeffentliche, jede Selbstthätigkeit untersagt, und die Sorge für das Ganze, wie für das meiste Einzelne selbst übernommen, und somit auch die Verantwortlichkeit für die Folgen. Es ist für sie also doppelte Pflicht, nichts unversucht zu lassen, was die von vielen Seiten her drohende Gefahr von ihnen, vom Volke, ja von der bürgerlichen Gesellschaft und der Gesittung überhaupt abzuwenden, die Bande zu verstärken vermag, welche sonst die Beherrschten an die Beherrscher geknüpft hatten, aber auf muthwillige und gewissenlose Weise gelockert wurden. Hier ist wahrlich mit schönen Redensarten nicht zu helfen, hier genügt es nicht, sich in philanthropische Grundsätze zu drapiren, hier will schleuniges, kräftiges Eingreifen mit ausgiebigen Geldopfern, mit wohlüberlegter Benützung des Gesammtverstandes angewendet werden.

Alle Eindrücke des Erlebten oder Erlesenen gehen in unserer

Zeit ſo raſch vorüber, gleiten ſo ſchnell von den Oberflächen ab, daß man über die Form den Stoff, über die Mittel den Zweck, über das Neue das Dauernde aus den Augen verliert; daß viele ſonſt treffliche Naturen durch das Gefühl der drohenden, unheilbaren und ungeheuren Uebel unſerer Zeit zu einer einfachen Anerkennung der vollendeten Thatſachen, zu einer Art politiſcher Frivolität gelangt ſind. Dieſe muß als der gefährlichſte Feind aller Verſuche betrachtet werden, welche gemacht werden können und gemacht werden ſollen, auch wenn die Löſung noch ſo ſchwierig, die Ausſicht auf Abhülfe noch ſo ferne iſt.

Es iſt ſehr löblich, daß für elektriſche Locomotiven und für Schießbaumwolle vom hohen Bundestage bedeutende Prämien verheißen und gründliche Verſuche angeordnet werden. Gewiß iſt hierüber nirgends Tadel ausgeſprochen worden, mit welchem man ſonſt bekanntlich in Deutſchland der Bundesthätigkeit gegenüber nicht kargt. Wir wünſchen zu erleben, daß die deutſche Preſſe einen freiwilligen Lobeschor ſingen möge, wenn obige Vorſchläge dort geneigtes Gehör finden ſollten. Das Opfer von einigen hunderttauſend Thalern würde gerne von allen Deutſchen getragen, und es läßt ſich nicht berechnen, welcher Gewinn für das Ganze ſowohl als für die einzelnen Regierungen daraus erwachſen würde, daß die Centralbehörde in der öffentlichen Meinung auf eine Höhe geſtellt würde, welche ſie bis jetzt zu erreichen nicht vermochte, ob mit Recht oder Unrecht, das zu unterſuchen, iſt nicht unſeres Berufes.

A. M.

Fragen der nationalen Fortbildung des Zollvereins.

„In der auf gemeinsamen Anliegen beruhenden, durch freie Einrichtungen sich im Volke vertiefenden und läuternden Nationaleinheit heilt die alte Wunde Deutschlands — den Gemüthern wird die Liebe, der Nation ihre Kraft, den Fremden die Scheu, Allen aber die Wohlfahrt zurückkehren."

Wir Deutschen nähren uns seit langer Zeit von Ideen und Hoffnungen. Schlugen wir unterweilen auch, wenn uns die Nachbarn gar zu arg mitspielten, tapfer drein, als sey der furor teutonicus doch etwas mehr als Mythe geblieben, und stellten einigermaßen die Ordnung wieder her, so geschah es doch ohne gemeinsamen Plan, ohne einende Leitung, ohne Verfolgung großer gesammtdeutscher Zwecke. Wir hatten eben keine nationale Politik mehr, sondern nur noch Dynastieinteressen und Kabinetspolitiken, die einander widerstrebten. Daher wurden wir selbst bei unsern Siegen von den Fremden ausgebeutet und in die ungünstigste Lage versetzt; nichts ward versäumt, um uns unsere Adern zu unterbinden und von der See, dem großen Tummelplatze der Völker, entfernt zu halten, um uns zu theilen und zu schwächen; uns blieb bald wieder nur das ideelle Feld, auf dem die vaterländische Saat zuerst reifen sollte. Seit der Sturm- und Drangperiode der deutschen Natur- und Originalgenies, welche, der französischen Revolution vorausgehend, uns in einer reichen Literatur ein geistiges Band der Nationaleinheit schuf, sind eine ungeheure Menge von Ideen unter das Volk gebracht und Gemeingut geworden. Unsere staatlichen Zustände aber stehen im Ganzen noch ziemlich da, wo die Heroen unserer

Literatur sie verlassen haben; jene Ideen harren noch der Verwirklichung, und die ganze Entwickelung unseres Vaterlandes, zumal die staatsrechtliche und die handelspolitische, wird vor diesem Berge im Schneckengang hingezogen. Obschon Goethe, der schauende und abschließende Dichterfürst, mit seinen Lebensjahren in die neueste Zeit hinaufreicht, bleibt er doch bei der Scheidewand zwischen der alten Ordnung für Deutschland und der neu sich gestaltenden stille stehen, weil die Wirklichkeit hier seiner Anschauung noch nichts bot. Weist nicht auch die Unfruchtbarkeit unserer neuern Literatur an unverwelklichen Blüthen auf ein Mißverhältniß hin, das zwischen dem ideellen Leben und dem wirklichen besteht, darauf, daß dieses vorwärts und endlich den künstlichen Damm, den man gegen die neuzeitlichen Gedanken aufgerichtet, durchbrechen muß, um das Gleichgewicht im deutschen Volks- und Staatsleben wieder herzustellen, damit dann auch die Schwingen des Geistes sich wieder freier zu entfalten vermögen? Im jungen Deutschland sahen wir auf der einen Seite nur einen breitern Abdruck der von Wieland angeregten Naturdichtung, eine einseitigere Hingebung an die Sinnlichkeit, auf der entgegengesetzten aber ein einseitiges Verfallen an die abstrakte Wissenschaft, den Formalismus des Verstandes, an die Verflüchtigung der Idee über jede Schranke hinaus. War in dem ungeheuern Verbrauche unseres Volkes an Ideen bei verhältnißmäßig geringen positiven Fortschritten nicht die doppelte Gefahr vorhanden, daß entweder die Ideen, ehe sie zu Thaten gereift, an nationaler Triebkraft abgestumpft seyn und der Thaten zündende Funke nicht mehr in ihre Vollkraft fallen möchte, oder daß sie endlich wie eine Sturmfluth durch alle aufgeschichteten Dämme gewaltsam brechen und sich verheerend weithin ergießen würden? Gegenwärtig macht sich jedoch ein Umschwung fühlbar, der dem Positiven sich zuwendet. Die Philosophie, diese an der Spitze der Weltgeschichte denkende Macht, hat an der Hand der Idee und der Forschung den großen Sprung über die ungeheure Kluft gewagt, aus dem Gebiete des reinen Begriffes in das der Wirklichkeit — ein bedeutungsvoller Vorgang, eine That, die für unser ganzes geistiges und öffentliches Leben die Mahnung enthält, daß wir nun auch zum wirklich positiven Schaffen, zur politischen That, in uns Muth und Kraft

ſchöpfen. Der Weg ſelbſt zu einer neuerblühenden Nationalliteratur, die nur unter gewiſſen Bedingungen des Lebens entſteht, ſcheint allein durch unſere geſellſchaftliche und ſtaatliche Wiedergeburt hindurchgehen zu können, als deren Ergebniß die freibewußte, alle fremden Geiſtesfeſſeln löſende Einheit der allgemeinen Nationalbildung erſcheint.

Unter allen Erſcheinungen nun des deutſchen Staatenlebens ſeit den Befreiungskriegen ſteht der Zollverein an poſitiver Wichtigkeit obenan, darüber werden ſogar ſeine Widerſacher nicht zweifelhaft ſeyn. Was das deutſche Volk gleich Anfangs vom Zollverein erwartete, iſt die Befreiung des innern Verkehrs von allen Feſſeln, welche die Territorialverſchiedenheit ihm bis dahin angelegt hatte. Wie aber ſein Gebiet ſich ausdehnte und zunächſt ſeine materiellen Folgen ſich entwickelten, ſteigerten ſich auch die Hoffnungen auf die organiſchen Triebe und Keime, die mit ihm geſetzt waren. Er erſchien nun als das Mittel zur Schaffung mächtiger einender Intereſſen, zur Herausbildung eines kräftigen deutſchen Handelsſyſtems, zur Erhebung der deutſchen Gewerbkraft und Schifffahrt aus der Schwäche und Unterdrückung, zur Stärkung der deutſchen politiſchen Einheit und zur Ergänzung der deutſchen Bundesverfaſſung durch beſtimmte, unſer Geſammtleben umſpannende Rechtsgeſtaltungen. Zwar ſind dieſe Hoffnungen bisher nur noch wenig in Erfüllung gegangen, beſonders iſt auf die ſo wichtige politiſche und ſtaatsrechtliche Seite — die Entwickelung der im Zollbunde ſchlummernden politiſchen Bildungskeime — bis jetzt bei weitem nicht der wünſchenswerthe Nachdruck gelegt worden. Immerhin aber iſt uns in dem Zollverbande ein Gebiet eröffnet für gemeinſames Handeln, eine Bahn gebrochen zur Erringung eines großen Volkswesens; und wenn auf ſeinem Boden noch nicht die Früchte gereift ſind, die wir wünſchen, ſo hat ſich durch ihn doch die Wahrheit unſerem Volke tief eingeprägt, daß die Zeit gekommen, wo nur noch ein das Geſammtvaterland umfaſſendes Streben fruchtbar iſt, auf jedem andern aber der Fluch des Mißlingens ruht.

Die Schwierigkeiten, welche ſich der nationalen Entwickelung des deutſchen Handelsſtaats entgegenſtellen, ſind mannigfaltig, kommen von außen und von innen, liegen aber am tiefſten im Mangel einer kräftigen umfaſſenden Organiſation. Die ſchlimmſten

Feinde des Zollvereins sind vielleicht diejenigen, welche ihn zu nichts als einer zweckmäßigen Finanzmaschine, zu einer Uebereinkunft mehrerer Staaten behufs eines sehr äußerlichen Zweckes kommen lassen wollen und darum beflissen sind, seine edlern Keime von vornherein zu ersticken, welche vor der Kraft jeder höhern, das deutsche Volk umfassenden freiern Bildung erbebend, in dem einen oder andern vermeintlichen Interesse nichts eifriger zu thun wissen, als diese in allen Wegen zu hindern und ihr frisches Gedeihen durch Entziehen von Licht und Freiheit zurückzuhalten. Auch noch mancherlei Vorurtheile und gehässige Antipathien stehen im Wege. Hat doch ein hannöverischer Doctor zu beweisen gesucht, der Zollverein könne nicht zur Einheit Deutschlands führen, sondern nur einen Theil desselben unter preußische Formen bringen, wodurch er der Individualität der deutschen Volksstämme, sowie der bereits durch den deutschen Bund hergestellten genügenden Einheit Abbruch thun werde, auch die Souveränetät der einzelnen deutschen Staaten, sowie durch seine unwiderstehliche Einwirkung auf das Finanz- und Steuerwesen die ständischen Verfassungen zu gefährden drohe. Die so denken, kommen gewiß nicht über die natürliche Einheit Deutschlands hinaus, wie Abstammung und Geschichte sie schufen; ohne Rücksicht darauf, daß Deutschland zu seiner Entwickelung eines innigern Bandes bedürfe, als welches jetzt allein in der Bundesform besteht, nehmen sie nicht das Volk, sondern eine Untergliederung desselben, den Stamm, als die Grundeinheit und den Stoff der deutschen Staatenbildung an. In Wahrheit aber bilden unsere Volksstämme keine besondern Staaten, sie erscheinen vielmehr zersplittert als Bruchstücke verschiedener Staaten; ja die Zertrümmerung der großen ursprünglichen Stammesherzogthümer, so weit sie der Volkseinheit gefährlich schienen, stellt sich als ein Prinzip der deutschen Geschichte dar, offenbar zu Gunsten der Reichseinheit oder, wie wir uns jetzt ausdrücken, der Nationaleinheit, da sie verhinderte, daß aus den ursprünglichen großen Hauptstämmen sich getrennte Staaten entwickelten, wozu nur sie fähig gewesen wären. Wie zerstückelt sind die Stämme der Sachsen und Franken! und steht nicht der Bayer im Salzburgischen und in Oberösterreich dem Bayer an der Isar näher, als der fränkische Genosse desselben bayrischen Staats? Oder sollen

gar, wie man gemeint hat, die durch den Verfall des Reichs geſonderten Intereſſen der oft ſeltſam zuſammengewürfelten deutſchen Länderindividualitäten natürliche Einheiten darſtellen? Wahrlich, das atomiſtiſche Nebeneinanderbeſtehen dieſer individuellen Länder wäre ein metapolitiſches Unding und man müßte ſich doch bald wieder zur eigenen Erhaltung nach Einungsmomenten umſehen, die nur in dem geſammten deutſchen Volksthum liegen können. Eine deutſche Volkseinheit aber, die dem Provinzialismus ſich durchaus unterordnen ſollte, hübe ſich von ſelbſt auf. Auf jenem Standpunkte der politiſchen Erkenntniß weiß man nichts von einem höhern Staatsorganismus, in welchem Einheit und Vielheit, Provinzialismus und Nationalität ſich wechſelſeitig kräftigen und emporheben, nichts von der geiſtigen Errungenſchaft des deutſchen Volkes, die eine freibewußte Einheit enthält, von dem Strome nationaler Ideen, denen eine Form werden muß, in die ſie ſich gießen und volksgemäß verwirklichen können. Ueber dieſe Form läßt ſich zwar ſtreiten, über ihre Nothwendigkeit aber nicht mehr, wenn man ſich nicht gleichſam außer dem Bewußtſeyn des deutſchen Volkes ſtellen und das gemeinſame Vaterland allen Gefahren der Zerſplitterung in ſtaatlicher wie volkswirthſchaftlicher Hinſicht preisgeben will.

Die Einheit eines Volkes, als die ſelbſtſtändige Erſcheinung ſeiner Perſönlichkeit im Weltleben, ſetzt ein Bewußtſeyn voraus, das die Formen ſeines ſtaatlichen Geſammtlebens beſtimmt und fordert. Die Bedingungen der äußern Einheit eines Volkes, welche in Uebereinſtimmung dieſer Formen mit den Forderungen ſeines allgemeinen Bewußtſeyns beſteht, ſind daher keineswegs für alle Zeiten dieſelben, ſie wechſeln nach den herrſchenden Bedürfniſſen. Zwiſchen der abſoluten Staatseinheit, ſie ſey monarchiſch oder demokratiſch, als dem einen Endpunkte, und der nur loſe zuſammenhängenden Staatenvielheit, als dem andern, liegen eine Menge Mittelſtufen für die freie Geſtaltung des Volkslebens, die bald nach Individualiſirung, bald nach Verbindung drängen, bald den Föderalismus, bald den Centralſtaat begünſtigen können, die immer aber nur inſofern den naturgemäßen Zuſtand darſtellen, als ſie den Bedürfniſſen entſprechen. Wer kann nun aber verkennen, daß die dringendſten Bedürfniſſe, daß die Geſchichte in Deutſchland mit den ernſteſten Thatſachen auf die

Richtung nach Bewindung des Partikularismus, nach Wiederherstellung der deutschen Einheit hinweisen? Hat diese große Triebfeder nicht die Geister befeuert in den Befreiungskämpfen, hat sie nicht den Arm unserer Jugend gestählt zum Siege in den Schlachten? Auch begreift die innere Nothwendigkeit dieser Erscheinung sich aus dem treibenden Grundgedanken in der ganzen neuern Geschichte, der sich wider die Gestaltungen des Feudalismus, wider das Corporationswesen des Mittelalters erhob, der im Staate selbst die Mittelbarkeit des Lehenssystems gesprengt, die gutsherrlichen Lasten ablösbar gemacht und den Landmann in ein direktes Verhältniß zum Staat gebracht, der die Bannrechte, die Privilegien der Zünfte aufgehoben, die verknöcherten Körperschaften gestürzt hat, Alles, um zu dem geläuterten Begriff einer vernünftigen Staatsgewalt und zu einer nationalen Politik zu kommen. Dieser Gedanke hat dem deutschen Volke seine Nationalität wieder zum Bewußtseyn gebracht, den Zollverband hervorgerufen und bewirkt, daß der Geist der deutschen Geschichte jetzt in allen Kreisen, Beziehungen, Verhältnissen, in allen Adern des Volkslebens auf Wiedersammlung der zerstäubten Elemente des Staatsganzen hindrängt. Die deutschen Stammeigenthümlichkeiten, die auch ihre segensreichen Wirkungen haben, hören darum aber wahrlich nicht auf, wenn die Deutschen in den Formen des öffentlichen Lebens sich einander nähern, und das Streben nach deutscher Einheit jetzt wie ein Athemzug die Regungen aller deutschen Volksstämme belebt.

Die beiden Voraussetzungen der Bundesakte (und der Wiener Schlußakte): Vereinung Deutschlands zu einem Ganzen und Selbstständigkeit der einzelnen Bundesstaaten, sind schwer zu verbinden und lassen den bundesmäßigen Begriff der deutschen Einheit unklar. Je nach Umständen hat man bald auf die Einheit des Bundes hingewiesen, um aus dieser dessen Beruf zur Einmischung in die innern Angelegenheiten einzelner Bundesstaaten abzuleiten, bald aber wieder die Selbstständigkeit der Bundesstaaten vorgeschützt, wenn es wünschenswerth schien, solche Einmischung zu verhüten. So wenig rechtlich als thatsächlich sind die deutschen Bundesstaaten einzeln ganz selbstständig, wie z. B. in Bezug auf Entscheidung über Krieg und Frieden und alle übrigen Rechte staatlicher Selbstständigkeit, welche die

Bundesgewalt in ſich aufgenommen. Mit der Annahme einer vollen völkerrechtlichen Selbſtſtändigkeit der Bundesſtaaten, welche ſie niemals gehabt (auch nicht im Rheinbund unter Napoleons Protektorat) und nur in und mit dem Bunde erhalten können, würden wir eine Täuſchung, eine Unmöglichkeit zum Bundeszwecke machen: Deutſchlands bundesmäßige Vereinung ſetzt die Verzichtleiſtung auf volle Unabhängigkeit der Bundesſtaaten voraus, und das iſt kein Opfer, vielmehr wird dadurch erſt die deutſche Unabhängigkeit errungen. Je ausgebildeter aber die einzelnen Theile des Bundeskörpers ſind, je unabhängiger von einander, deſto kräftiger, feſter und inniger muß natürlich das Band ſeyn, welches ſie zum Ganzen vereinen ſoll, damit das Allgemeine nicht Gefahr laufe, in dem Beſondern unterzugehen. Leider hat ſich die Bundesverfaſſung bisher nicht als ein ſolches beſtätigt. Nicht als ob es in ihr ganz an guten Keimen und Gedanken fehlte, aber dieſe Keime ſind nicht entwickelt worden; die Thätigkeit des Bundes blieb eine blos abwehrende, die Bundesgewalt begriff ſich nur als die Summe der zuſammengelegten Fürſtengewalt gegenüber den Beſtrebungen des Volkes. Daß die Stifter der Bundesakte aber, wohl einſehend, wie mit einer ſolchen negativen Gemeinſchaftlichkeit wenig für die nothwendige Einheit, Sicherheit und Würde des Vaterlandes erreicht ſey, noch etwas Anderes wollten, daß ſie durch Gemeinſamkeit der Intereſſen ein Band von Herd zu Herd, zwiſchen Oſt und Weſt, Süd und Nord ſchaffen und durch Aufſtellung des Begriffs eines allgemeinen Bundesbürgerthums auch die Volksſtämme aneinander ſchließen, das „innere" Ausland verbannen wollten — das beweiſen die Beſtimmungen der Bundesakte, welche den Zweck verfolgten, eine Gemeinſamkeit des Rechtszuſtandes und Verkehrsfreiheit im Bundesbereiche herzuſtellen, wie z. B. Art. 12 über Oberappellationsgerichte, Art. 13 über landſtändiſche Verfaſſungen, Art. 16 über Religionsverſchiedenheit, Art. 18 über Grundlagen eines Bundesbürgerrechts, das auch jedem Deutſchen den Staatsdienſt in allen deutſchen Staaten erſchließt, Art. 19 über die zu gewährende Freiheit des Verkehrs und der Schifffahrt. Was iſt aber von dieſen Verheißungen und mehreren andern in Erfüllung gegangen? Der Zollverein iſt nur die Frucht der allgemeinen Ueberzeugung außer dem

Bundestage, daß die aus der Bundesverfassung allein hervorgegangene äußere Verknüpfung nicht genüge, daß ein tief und allgemein gefühltes Nationalbedürfniß zu erfüllen sey. Zahllose Verkehrsschranken, Belästigungen und Hemmnisse waren im Innern zu beseitigen, und statt der zeitherigen erdrückenden Schutzlosigkeit des deutschen Fleißes gegen die Angriffe fremder Gesetzgebung und Politik ein gemeinsames deutsches Handelssystem aufzurichten, wie sich dessen alle großen Völker erfreuen. Der Verkehr von Hand zu Hand, der Erwerb, die Verwerthung der eigenen Kräfte und Arbeit, das sind auch den Massen nahliegende Interessen, und wenn hierin keine Uebereinstimmung waltet, wie soll sich das Volk die Gemeinschaftlichkeit der vaterländischen Anliegen denken? Entgegen stunden aber eine Menge feindseliger Neigungen und Vorurtheile, der Separatismus hatte sich daran gewöhnt, das eigene Interesse von dem allgemeinen getrennt, ja wohl gar demselben entgegengesetzt sich zu denken, in den engen Kreisen war der höhere vaterländische Gesichtspunkt den meisten entschwunden. Welche Schwierigkeiten stellen sich noch jetzt der natürlichen Abrundung des Zollvereins in den Weg, obschon er durch seine schönen Ergebnisse, trotz seiner Unvollkommenheit errungen, doch alle Unglücksprophezeihungen Lügen gestraft hat; welche Vorurtheile sind noch immer zu überwinden, welche Besorgnisse zu heben, welche engherzigen Antagonien zu bekämpfen! Man muß sich überzeugen, daß ein sofort für ganz Deutschland berechnetes Vereinungssystem in der Mitte der Bundesversammlung geradehin zu den Unmöglichkeiten gehört haben würde; ein Plan, der noch nicht den Vortheil des Bestehens für sich hatte, würde von allen Seiten aus dem Gesichtspunkte der Einzelinteressen angegriffen seyn, und die Eifersucht hätte ihn nicht zu Stande kommen lassen, denn dazu wäre Einstimmigkeit nöthig gewesen. Mußte aber die Hoffnung, Deutschlands Handelseinheit durch den Bund vermittelt zu sehen, aufgegeben werden, so übrigte kein anderer Weg, als der freilich langsamere vom Besondern zum Allgemeinen, der Weg allmähliger Zollvereinungen einzelner Staaten zu demselben Ziele, mit dem vertragsmäßigen Vorbehalt, sich nur in Uebereinstimmung mit der bundesgesetzlichen Zusage eines alle deutschen Staaten umfassenden Handelssystems zu bilden. Welche flüchtige Erscheinungen

in diesem Sinn auch anfänglich hervortraten, wie sehr sie den deutschen Zollverein auch vorbereiten halfen — Preußen war doch offenbar der Beruf geworden, den großen Gedanken in die Erscheinung zu bringen, es hatte von innen heraus und wegen seiner Lage und Stellung den Drang dazu, und sein System von 1818 war klar und entschieden. [1]

Die Bedürfnisse unseres Volkes konnten erst mit dem Zollverein und seiner wachsenden Wichtigkeit recht übersehen werden. Mit der innern Verkehrsfreiheit war zugleich die Einheit gegeben, wenn auch der innige Zusammenhang dieser beiden Begriffe nur allmählig klar ward. Nach vielen zerrissenen Jahrhunderten bricht zum erstenmale das Bild eines wahren, großen und selbstbewußten deutschen Vaterlandes aus dem Nebel hervor, glänzend, leuchtend, erwärmend, aber doch noch in weiter Ferne wie ein Luftbild untastbar. Ein großes Ergebniß war gewonnen, die Erkenntniß: daß Deutschlands Entwickelung durch den neuen Handelsbund mit dem Drange innerer Nothwendigkeit in unsere Geschichte eingeschrieben ist, zur Erringung einer wirklichen, nicht bloß äußerlich verkitteten, sondern vom Geiste des Volkes getragenen Einheit.

Diese Einheit, welche in der neuen Form ursprünglich vom freien Vertrage ausgeht, kann nur eine reichgegliederte lebendige werden, niemals eine preußische Uniform, wie die Gegner Preußens vorgeben, ohne selbst daran zu glauben. Das neue Einheitsband kann das alte nur befestigen, dessen es sehr bedarf, dadurch aber nie im Bunde selbst ein zweiter Bund, ein Staat im Staate entstehen, der das Gewicht seines Einflusses nicht dem Bunde, sondern nur Preußen zuführte. Oder wo ist auch nur eine einzige Bestimmung in der Gesetzgebung des Zollverbandes und den dahingehörigen Verträgen, die irgendwie im Widerspruch stünde mit der Bundesakte? Sind die Mitglieder des Bundes nicht auch die Mitglieder des Vereins, erklärt dieser seine Bestimmung nicht für erfüllt, wenn er sich in den Bund wieder auflösen kann? Ist die Handelseinung ein nothwendiges Element der Festigkeit des Bundes, wie Niemand mehr in

[1] Ich habe dies umständlich im zweiten Kapitel meiner Schrift über den Zollverein darzulegen gesucht.

Abrede stellen wird, ist sie im Art. 19 der Bundesakte vorgeschrieben, so erfüllt der Verein nur Bundeszwecke. Indem der Bund diese wichtige Aufgabe auf anderem Wege erreichen läßt, hat er allerdings auf einen wesentlichen Theil seiner Bedeutung verzichtet, wenn er das Versäumte nicht wieder einzuholen weiß. Aber nur sich selbst hat er anzuklagen, daß er das Gewicht des Beistandes bisher verschmähte, der ihm erwachsen würde, wenn auch die natürliche Volksthätigkeit in ihm ihren wahren starken Angelpunkt fände, wenn das Bundesleben sich mit dem Volksleben verschmölze. Seine Verfassung hemmt ihn leider, die Interessen des Friedens zu fördern, aus welchen allein doch nur wahre Macht und wahrer Ruhm sprießen; er begnügte sich mit dem Rüstzeuge und dem Zopfe des deutschen Volks, und überließ dem Zollverein die Seele seines thatkräftigen Lebens. Der Zollverein aber übernahm nur die Erfüllung eines Bundeszwecks, dessen Verfolgung der Bund selbst aufgeben mußte aus Unvermögen. Und warum denn sollten wir Gefahren darin wittern, daß sich das Thatkräftige an die Stelle des Ohnmächtigen setzte, daß Wohlstand, Geist und Leben sich dort entwickelten, wo bisher nur etwas friedliches Waffengeklirr herrschte? Kömmt der Zollverein den Zwecken des Bundes nicht selbst dann zu Hülfe, wenn er, wie wir hoffen, auch constitutive Keime entwickelt, welche die Bundesverfassung wesentlich ergänzen nach der volksmäßigen Seite? Was liegt denn Schreckhaftes in der Vorstellung, die jetzige Bundesverfassung nur als eine Durchgangsepoche zu betrachten, durch welche der Weg führt zu einer höhern politischen Entwickelungsstufe? Es gibt keine schlechthin vollkommene staatliche Schöpfungen, und kein Zeitalter hat das Recht, der Nachwelt den Beruf zu deren weiterer Ausbildung abzusprechen. War selbst im Jahre 1815 keine bessere Bundesform zu erreichen, was bezweifelt werden muß,[1] so folgt daraus nicht, daß sie auch nach dreißig Jahren, wo das deutsche Volk selbstbewußter geworden und neue nationale Lebenskeime entwickelt hat, die nach neuen Formen drängen, noch allen Bedürfnissen genüge und den Bewegungen des deutschen Lebens, die sich nicht aufhalten lassen,

[1] Man denke nur an die darauf bezüglichen Aeußerungen eines Stein, Münster und anderer Männer jener Zeit.

zu entsprechen vermöge. Die Mängel der Bundesverfassung treten mit jedem Fortschritt in der Entwickelung offener hervor, die weite Kluft zwischen Bedürfniß und Befriedigung wird immer fühlbarer, und da erscheint es wirklich unser Heil, daß der Zollverein mit seiner gesammelten Nationalkraft, mit seinem Einheits- und Selbstständigkeitsgefühle dem Bunde und den vaterländischen Gesammtanliegen helfend zur Seite steht. Einerseits kann der Zollverein dadurch erst seine rechte, sichere Stellung, die staatsrechtliche Weihe erhalten, daß er Bundessache wird; andererseits würde die Identificirung von Bund und Zollverein auch die Form des Bundes nur vervollkommnen, indem er die großen Elemente der Volkskraft, welche jetzt der Zollverein sammelt, in seinen Organismus aufnähme; beide arbeiten mithin an demselben Werke und sich einander in die Hände — an dem Werke der Einheit, der Größe und Kraft Deutschlands. Der Zollverein ist überhaupt nicht anders zu begreifen, als die, zur Zeit allerdings noch sehr unvollkommene, politisch-ökonomische Organisation des deutschen Bundes, die nach ihrer vollständigen Ausbildung einen wesentlichen Bestandtheil desselben bilden wird.

Die Gegner Preußens und der deutschen Entwickelung stellen im Zollverein auch gern ein Schreckgespenst für die Selbstständigkeit der deutschen Staaten auf — eine alte Politik unserer Feinde. Die kleinen Staaten hätten, sagen sie, wichtige Zweige der Landes- und Finanzverwaltung aus den Händen gegeben, ohne durch die Theilnahme an der Leitung des Vereins einen entsprechenden Ersatz zu bekommen, sie hätten an Einfluß und Selbstbestimmung gerade soviel verloren, als Preußen gewonnen. Nun, ich meine, sie alle haben viel gewonnen und im Grunde nichts Wirkliches eingebüßt. Jede Vereinung besteht allerdings in der Unterordnung unter einen gemeinschaftlichen obern Zweck und eine von da ausgehende, doch von keiner individuellen Willkür abhängende, gemeinschaftliche Leitung; aber wenn man dabei nur einen Theil seiner freien Willensbestimmung aufopfert, um dagegen den bei weitem größern Theil derselben gesichert zu erhalten, und um wichtige Ergebnisse zu erreichen, die man vereinzelt nicht erzielen kann: so ist eine solche Unterordnung vernünftig und nothwendig, eben um die humanen und nationalen Zwecke erfüllen zu können. Insofern die einzelnen deutschen

Staaten nicht im Stande ſind, durch eigene Kräfte ihre politiſche Selbſtſtändigkeit zu behaupten und das Wohl ihrer Angehörigen auf naturgemäße Weiſe zu ſichern, wäre es die thörichtſte Verblendung, wenn ſie jeder für ſich die Unabhängigkeit einer europäiſchen Großmacht in Anſpruch nehmen wollten. Je weniger ein Staat in ſich die Bedingungen einer geſicherten Selbſtſtändigkeit vereint, um ſo mehr Gründe ſind für ihn vorhanden, ſich mit andern, zumal ſtammverwandten Ländern in eine Gemeinſchaft einzulaſſen; für das, was er auf ſolche Weiſe an der Chimäre ſeiner freien Selbſtbeſtimmung aufopfert, erhält er an wirklicher Freiheit, an Sicherheit und wirklichem Einfluß in und durch die Gemeinſchaft hundertfachen Erſatz. Beim Abſchluſſe des Zollvereins adoptirten die Regierungen den preußiſchen Zolltarif, der damals den Bedürfniſſen am meiſten entſprach; er war ſchon deßhalb der beſte, weil die Staaten, je kleiner ſie ſind, um ſo weniger ein folgerichtiges Handelsſyſtem zur Ausführung bringen können; gleichwohl war auch der preußiſche Tarif nur für ein zerſtückeltes, vielfach durchbrochenes Gebiet berechnet, nicht für die ganze Nation mit einem großen zuſammenhängenden Territorium und weiten Seehandelsgebieten, daher er jetzt auch unzulänglich erſcheint. In der Annahme der preußiſchen Tarifgeſetze lag aber um ſo weniger eine Schmälerung der Souveränetätsrechte, als ſie auf freiem Vertrage beruht. Abgeſehen von den wenigen Fällen eines mittelbaren Anſchluſſes, wie bei Luxemburg, das, ſelbſt ohne Stimme, durch die Einſtimmigkeit des ganzen Zollvereins gebunden wird, weil dem Großherzog, als König von Niederland, ſelbſtſtändiger Einfluß auf die Vereinsbeſchlüſſe nicht gewährt werden durfte, iſt ſonſt der freie Wille der Vereinsſtaaten hinſichtlich der Veränderungen in den beſtehenden Geſetzen nicht im voraus gebunden, dieſe, ſowie Zuſätze und Ausnahmen, können vielmehr nur auf dem nämlichen Wege, wie die Einführung der Geſetze erfolgt, und mit gleicher Uebereinſtimmung ſämmtlicher Glieder des Vereins bewirkt werden. Daß Preußen, als erſtes Organ des Vereins zu Anknüpfungen im Auslande, allein ziemliche Freiheit in der Wahl von neuen Handelsverbindungen behält, erſcheint freilich wie Ungleichheit, ja ein Uebel, das in der unvollkommenen Organiſation des Handelsbundes nach innen wie nach außen ſeinen Grund

hat. Aber so lange der Zollverein noch keines eigenen leitenden Organs und keiner bestimmten Vertretung sich erfreut, können Handelsverbindungen über den Bereich der eigenen Gränzen hinaus gewöhnlich nur auf die Weise erzielt werden, daß einer der Vereinsstaaten die Initiative ergreift und für alle die Unterhandlungen leitet. Wenn bisher Preußen, nicht mit besonderem Erfolge, diese Rolle übernommen hat, so liegt der Grund nicht in den Vereinsbestimmungen, sondern theils darin, daß es schon wegen seiner politischen Stellung als Großmacht die ausgebreitetern diplomatischen Verbindungen im Auslande besitzt und die größern intellektuellen Kräfte und Einflüsse zum Besten des Ganzen zu verwenden hat, theils darin, daß es bisher der einzige Küstenstaat im Zollverein gewesen, also zur Leitung der gemeinsamen Verhältnisse beim überseeischen Handel am unmittelbarsten berufen war. Sollte jedoch in andern Fällen die Rolle der Vermittlung durch die natürlichen Verhältnisse, z. B. in Bezug auf die Schweiz und Sardinien, oder auf Hannover und Oesterreich, sonst einem Vereinsstaate zugewiesen seyn, gewiß der Verein würde die dadurch gewonnenen Ergebnisse aufs Dankbarste anerkennen. Namentlich aber würde Hannover, falls es beiträte und sich auf die Höhe der Zeitverhältnisse zu erheben wüßte, sowie den Hanseſtädten im gegenwärtigen Augenblick, wo in Folge der großen Reformen Peels ein Umschwung in allen Welthandelsverhältnissen stattfindet, eine Stellung von solcher Wichtigkeit für die Beziehungen zum Auslande zufallen, wie sie bei so beschränkter politischer Macht wohl selten gefunden werden kann. Kein Deutscher, der nicht die hohe nationale Wichtigkeit gerade der See- und Mündungslande von Elbe, Weser und Ems, der alten Wohnsitze der Ansibarier und Chauzen, dann der Friesen und Sachsen, der Urheimath auch der Engländer, fühlte und würdigte — ein Land, dessen Bewohner, das freie offene Meer vor sich, zwar ein drückendes fiskalisches System kaum erträglich finden möchten, die aber ein kräftiges nationales Handelssystem unter Entfaltung der deutschen Flagge mit Begeisterung begrüßen würden. Der Zollverein kann der Nordseegebiete nicht entbehren, ihr Anschluß ist eine wesentliche Bedingung der vollen Entwickelung seiner gewerblichen und handelspolitischen Macht; aber Hannover und die Hansa können auf die Dauer auch des

deutschen Handelsbundes nicht entbehren, und statt dieser traurigen Sonderstellung, welch eine heilvolle Rolle könnten sie jetzt im Verbande, ja selbst zwischen England und dem Vereine durchführen, nach beiden Seiten die Hand reichend, da wir unsere Entwicklung doch immer lieber im Frieden als im Kriege mit England zu fördern suchen!

Die Anschlußfrage in Betreff der Nordseestaaten verdient, weil sie zwischen uns und dem Meere mit dem Fallgatter steht, weil an ihr unsere Entwickelung hängt, noch einmal die ernsteste Prüfung. Alles, was ich über dieselbe gelesen, hat mich leider, trotz meines innern Widerstrebens, überzeugen müssen, daß von Seite Hannovers nicht Gründe der Landeswohlfahrt dagegen sind, sondern bisher lediglich der Wille dazu fehlte, dieser Mangel aber sich hinter allerlei Vorurtheile, zum Theil künstlich erregt, Zahlen, Scheingründe und Souveränitätsopfer zu verbergen suchte, wie wenn das auf dem Altar deutscher Einung dargebrachte Opfer nicht tausendfachen Gewinn gäbe an mehrerer Unabhängigkeit dem Auslande gegenüber. Die Argumentation Hannovers gegen den Anschluß, wie sie Dr. Tögel, obschon persönlich demselben zugeneigt, im Zollvereinsblatt und in der deutschen Vierteljahrsschrift in vermittelnder Weise geführt, hat diese Ueberzeugung nicht zu erschüttern vermocht, vielmehr befestigt. Von den traurigen diplomatischen Verhandlungen über den Anschluß Hannovers war das Endergebniß, der Nichtbeitritt, doch am betrübendsten. Deutschland, ja Europa hatte die Augen auf die Verhandlungen gerichtet, schon verkündete man den Anschluß für gewiß, da auf einmal erscholl die Kunde, der ganze Plan sey an einer präjudiziellen Kategorie, bloß eine Geldsumme betreffend, durch die Schroffheit Preußens völlig gescheitert. Staatsschriften haben diesen Vorwurf längst gründlich widerlegt; die öffentliche Meinung aber konnte sich dabei unmöglich beruhigen, obschon es bei der hannoverschen Forderung eines Vorantheils der Zolleinkünfte sich weniger um eine bloße Geldfrage, als um eine Prinzipienfrage handelte. Die bittere Enttäuschung verschärfte die Ansicht, der Verein habe den Anschluß nicht eifrig genug oder nicht mit den richtigen Mitteln betrieben, er habe die damit eintretenden unermeßlichen Vortheile nicht gehörig gewürdigt. In der That, diese Ansicht drängt sich uns aus allen

Umständen nothwendig auf. Hätte der Zollverein, ſtatt im Jahre 1842 den leidigen Vertrag mit England abzuſchließen, ſich eine angemeſſene Schifffahrtsakte gegeben, Hannover hätte ſeinen Vertrag von 1844 mit England nicht abgeſchloſſen und befände ſich bereits im Zollverbande! Dagegen darf der Verein, meines Erachtens, dieſen Beitritt nimmermehr durch Bewilligung eines bedeutenden oder geringfügigen Präcipui für Hannover (ſelbſt Dr. Tögel nahm nur 430,000 Thlr. von den reinen Zolleinkünften vor deren Vertheilung nach der Kopfzahl jährlich in Anſpruch, wegen des verhältnißmäßigen Mehrverbrauchs Hannovers an einzelnen hochbeſteuerten Artikeln, Kaffee, Zucker, Tabak, fremden Weinen!) oder überhaupt durch Zugeſtändniſſe erkaufen, welche nur wieder Sonderbelange und Zwieſpalt ſäen könnten, die an den Grundprinzipien des Vereins rüttelten und ſein Beſtehen zu gefährden völlig geeignet wären. Noch viel beſſer, man läßt die Zeit wirken, als daß man übereilend Grundſätze aufgibt, deren Vortrefflichkeit ſich bewährt hat und die überhaupt nothwendig ſind. Hannover war wegen der eigenthümlichen Verhältniſſe mit Braunſchweig ausnahmsweiſe vom Verein zum Beitritt beſonders eingeladen worden; es ging auch in Unterhandlungen ein, daß aber dieſe nicht gelangen, iſt ſo offenbar allein ſeine Schuld, daß Viele nach Leſung der Aktenſtücke überzeugt ſind, es ſey Hannover bisher gar nicht mit der Sache ernſt geweſen, und es habe ſeine unbilligen Forderungen nur in der richtigen Vorausſetzung geſtellt, daß ſie zurückgewieſen würden, um ſo den Schrei der öffentlichen Entrüſtung von ſich abzuwälzen. Vielleicht wird die Zukunft den Schleier lüften. Bekannt ſind Hannovers frühere Beſtrebungen zur Bildung eines mitteldeutſchen Zollvereins, der eigentlich nur eine negative Bedeutung gegen Preußen hatte; nach deſſen baldigem Hinſcheiden trat der Steuerverein ins Leben. Seltſam klingt, daß der läſternde Prediger von den Dächern an der Leine, Dr. Zimmermann, es als eine höchſt wichtige Aufgabe der deutſchen Staatsweisheit bezeichnet, durch einen ſolchen Sonderverein, deſſen Mittelpunkt und Seele Hannover bilden würde, eine Gegenkraft gegen Preußen zu erhalten! Während wir Andern der Anſicht leben, daß die Handelseinung und die gemeinſame Leitung der volkswirthſchaftlichen Anliegen der deutſchen Staaten

von Vortheil, ja die Bedingung ihrer dauernden Machtentwickelung, eine wesentliche Garantie der Zukunft Deutschlands sey, sieht jener das Heil des Vaterlandes in unserer handelspolitischen Zersplitterung. Es erscheint unglaublich, und doch versichert es Hr. v. Reden, das sey die bestimmte Ansicht einer deutschen Regierung gewesen!! Nein, es ist ein Irrthum, es war nur die Ansicht Englands — — hier liegt der Knoten. England, in der zärtlichen stammverwandtschaftlichen Besorgniß, der deutsche Bund werde eines Tags von Preußen, in welches der Zollverein aufgehe, als gute Prise in die Tasche gesteckt werden, stieß durch seinen treuen Eckard in die Posaune: das Kapitol sey in Gefahr, der Zollverein im üppigen Wachsen, die Schläfer sollten aufwachen, die da am Abgrunde der „preußischen Universalmonarchie in Deutschland" gedankenlos wandelten, und sich, um deutsch zu bleiben, gegen Preußen unter das Banner schaaren, das Hannover halte, gestützt von England. Ja, Dr. Faber stellte den Nutzen einer gemeinsamen Leitung unsrer Handelsangelegenheiten unter allen Umständen in Abrede, selbst die durch den deutschen Bund zu beschaffende. Ist das nicht deutlich? Er behauptet, die Geschichte Deutschlands habe eine solche nie aufzuweisen, macht aber eben auf die traurigen Folgen davon im Gegensatz zu andern Ländern nicht aufmerksam. Denn gerade in unserer Schwäche und Ohnmacht, den Folgen davon, daß die großen deutschen Volksanliegen niemals eine lebendige Einung und Vertretung gefunden, daß die Hansa in ihrem besondern Kreise stieg und sank, daß dadurch mit der Schwerpunkt der Reichsentwickelung zu sehr nach dem Südwesten verlegt ward, der Norden zur Seite blieb und sich endlich mit seinen Seeinteressen zum Theil völlig abspaltete — darin liegt die dringendste Mahnung, eine ähnliche Spaltung zwischen dem Süden und Norden, zwischen dem Küstenland und dem Binnenland für die Zukunft zu verhüten und dadurch einen wesentlichen Grund unserer bisherigen Schwäche zu beseitigen. Unter den Bestrebungen nach einer wirksamern Reichsverfassung im beginnenden Zeitalter der Reformation fand übrigens auch die nach nationaler Leitung der Handelsinteressen Platz, und auf dem Nürnberger Reichstage im Winter 1522—23 bestand ein Ausschuß für Ausarbeitung eines Entwurfs, das ganze Gebiet des römischen Reichs deutscher

Nation mit einer gemeinsamen Zollinie einzuschließen. Und sind es denn, abgesehen von dem höhern politischen Gesichtspunkte, keine Wohlthaten der gemeinsamen Leitung — im Zollvereine wenigstens erkennen wir sie alle dankbar an —: die innere Verkehrsfreiheit, die Ersparung in den Erhebungskosten der innern Zölle, die Entfernung des entsittlichenden Schmuggels, die Verminderung der Erzeugungskosten, die Beseitigung der frühern Unsicherheit in Bezug auf die Zollgesetzgebung der deutschen Staaten, die Eröffnung eines großen Marktes zur Entfaltung der den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes eigenthümlichen Hervorbringungskräfte, endlich die große Wohlthat einer durch Einheit kräftigern, mehr und mehr erstarkenden Vertretung der Handelsinteressen dem Ausland gegenüber, die zunehmende Anziehung des deutschen Handelsbundes auf die verwandten kleinern Nachbarstaaten, als Gegengewicht gegen andere staatliche Gravitationssysteme, und die steigende Achtung des deutschen Namens auch in den entfernten Ländern? Ist das alles nichts? Nun, daß es doch etwas ist, daß der Zollverein eine Macht geworden, das wird sich mit der Zeit auch schon in Hannover bemerklich machen. Seine Kraft und Bedeutung beruht eben darauf, daß er eine fruchtbare nationale Idee der Zeit in sich aufgenommen und zu verwirklichen angefangen hat, und dieses Ergebniß noch zu vereiteln, ist Niemand mehr gegeben, am wenigsten einem deutschen Staate, den etwa der traurige Ehrgeiz triebe, ein englisches Prokonsulat zu werden. Die Lage der deutschen Staaten, welche dem Anschlusse widerstreben und für sich selbst nicht unabhängig seyn können, muß immer schwieriger werden und ihre Bedeutung sich mindern, je mehr der Zollverein die wahre Lebenskraft des deutschen Volkes in sich zusammenfaßt und dadurch auch der Träger seiner höhern sittlichen und politischen Ideen wird.

Braunschweigs Austritt aus dem Steuervereine, der der herkömmlichen englischen Politik in Deutschland eine tiefe Wunde schlug, war den Feinden der Entwickelung des Zollvereins ein Greuel, und unter der tragischen Maske von Leidtragenden über den hannoverisch-braunschweigischen „Bruderzwist" (als wären nicht alle Deutschen Teuts Söhne!) sprühten sie Gift und Galle. Wie, riefen sie, wir Unterthanen Eines Fürstenhauses, des

Stammes Heinrichs des Löwen, der denn doch in näherer oder fernerer Zukunft sein gesammtes Erbe wieder in Eine Besitzrolle versammeln wird, Söhne der alten Chaucen, Cherusker und später der Sachsen, welche seit fast 2000 Jahren zusammenfochten, von Varus bis Napoleon, wir sollen uns jetzt zerfleischen mit dem vergifteten Dolche, welchen der verschmitzte Romane erfand, dem Teut von jeher ein Greuel, mit Douane, Mauth, Zoll und indirekter Steuer! Und so recht die Wunde ausgerieben mit Galle, Pfeffer und Bruderhaß! — — — „Die Descendenten der alten furchtbaren sächsischen Seeräuber und die preußische Gränzcontrole! Das Bewachen eines solchen Gränzbezirks mit preußischer Controle ist hinsichtlich des Verkehrs nichts Anderes, als wenn in Frankreich ein Delinquent unter polizeiliche Aufsicht gestellt wird, und dort sogar für Kind und Kindeskind und scheinbar alle Ewigkeit! „Nä," sagen Friesen und Sassen, „dat will wi nich!" Woher will der Zollverein, mit katholischen und sogenannten constitutionellen Blähungen und Bauchgrimmen in seinem Innern, die Kraft herbekommen, die stolzen und kühnen Söhne jener Seeräuber, „deren Roß die Woge," von Ostende über Skagen bis nach Memel und Pillau, ja, wie Einige wollen, sogar bis nach Narva, dem ewigen Denksteine des leider allzukühnen germanischen Sohnes, dem pfiffigen Moskowiter gegenüber, in seine Zollzwangsjacke einzuschnüren, was der concentrirten Kraft von Frankreich und England kaum gelang mit deren Söhnen! Und, meine Herren, nebenbei sey es gesagt, die Nordsee ist nicht die Ostsee! Napoleon konnte mit einem dreifachen Truppencordon, mit Prevotalhöfen, einen Mann wie Davoust an der Spitze, die Nordsee nicht bewachen." — Solchen Ausbrüchen des Aberwitzes, solchen gar langen Aufsätzen, geschrieben in einem Geiste, der nicht desperater seyn könnte, diente damals die deutsche Allgemeine Zeitung zum Organe. Der Witz, wonach der zerrissene Verfasser „von der Leine," wahrscheinlich der Dachprediger selbst, hascht und den er plump an den Haaren herholt, wird einem lesend zur Grimasse. Nicht Zwang, sondern Befreiung von Zwang ist der Grundgedanke des Zollvereins, und zwar von einem Zwange, der eben nur die Folge der Zersplitterung Deutschlands in so viele Staaten ist, und von welchem zu befreien

die Regierungen einzeln gar nicht im Stande ſind — Befreiung ferner von innern Vorurtheilen, Eiferſüchteleien und Feindſchaften, von Staatskünſteleien und unnatürlichen Stellungen, welche der Volkswirthſchaft und dem Verkehr im Ganzen die geſunde Wurzel nehmen. Uebrigens gehört nicht bloß ein tüchtiger Theil des alten Sachſenlandes, Preußiſch-Weſtphalen, das Lippeſche u. ſ. w., bereits dem Zollverein an, ſondern es iſt auch bekannt, daß Oſtfriesland und Osnabrück einmüthig den unbedingten Anſchluß wünſchen, daß ferner in den Hanſeſtädten, ja ſelbſt durch die hannoverſchen Stände der Wunſch wenigſtens nach einer Schifffahrtsvereinung aller deutſchen Staaten ausgeſprochen iſt.[1] In dieſer Hinſicht iſt das Memorandum der freien Stadt Bremen (Hormayrs Taſchenbuch für 1846) ſehr bezeichnend. Da wird dem Zollverein der Name des „deutſchen" als mit Recht erworben und geſichert zuerkannt, und nur die Erweiterung ſeiner Tendenz dadurch, daß er die Geſammtintereſſen ſeines großen Gebiets auswärtigen Handelsſtaaten gegenüber geltend mache, gewünſcht und erſehnt. Was aber zu dem Ende, der thätigen Mitbewerbung in der Sphäre des Welthandels, die jetzigen eigenen Häfen an der Oſtſee nur unvollſtändig gewähren, was wie auch immer wohlgelegene Zwiſchenplätze, wie Köln und Magdeburg, nicht erſetzen können, das werde vorerſt außerhalb der Vereinsgränze geſucht werden müſſen, und da kommen Hamburg, Bremen, Amſterdam, Rotterdam, Antwerpen, Trieſt, Stapelplätze an den Donaumündungen ꝛc. in Betracht. Der allgemeinen Gleichheit des Berufs dieſer Seeplätze für das deutſche Binnenland ſtehe aber weder gleiches Intereſſe, noch gleiche Befähigung zur Seite. Durch Antwerpen und mit Hülfe unſeres Vertrags mit Belgien, der

[1] Hiermit ſteht freilich im ſchreienden, im unbegreiflichen Widerſpruche der neuerdings zwiſchen den Kronen Hannover und Griechenland auf ſieben Jahre abgeſchloſſene Handelsſchifffahrtsvertrag, laut welchem (Art. 3) die griechiſchen Schiffe, woher ſie auch kommen und aus welchem Lande ihre Ladung ſtamme, in hannöverſchen Häfen ſtets auf demſelben Fuße behandelt werden ſollen, als die Nationalſchiffe. Offenbar wird durch ſolche Beſtimmungen ein gemeinſames deutſches Differenzialzollſyſtem in hohem Grad erſchwert.

den freien Durchzug nach dem Meere und die direkte Theilnahme der niederrheiniſchen Handelsſtädte am Weltverkehr ſichere, ſey endlich die dem deutſchen Intereſſe fremde Politik an den Mündungen des Rheins, ſey die geringſchätzige Sprödigkeit der holländiſchen Seehäfen beſiegt worden, welche ſie noch immer abgehalten, ihrem Berufe zur Dienſtbarkeit nicht bloß für die Intereſſen des eigenen Landes, ſondern auch für die des deutſchen Zollvereins gebührend nachzuleben. Derartige Hinderniſſe haben an den Mündungen der Elbe und Weſer dem Vereine ſich niemals entgegengeſtellt, beide Theile verknüpfe das gleiche politiſche Band, ihre Intereſſen gehen Hand in Hand; Hamburg und Bremen gehören keinen getrennte Intereſſen verfolgenden Handelsſtaaten an, ſie bilden nur Weltmärkte, deren Handelsgebiet bloß natürliche, keine politiſchen Gränzen kennt. Nun, die Hanſeſtädte hat das Bewußtſeyn der Homogeneität der höhern Verkehrsintereſſen des Vereins mit den ihrigen, trotz der ſie örtlich von einander ſcheidenden deutſchen Zwiſchengebiete, längſt und vollſtändig durchdrungen; ihrem Lebensprinzipe gelten die gewerbreichen, abſatzbedürftigen Bezirke des deutſchen Binnenlandes für ebenſo nahe und ebenſo unentbehrlich wie die umgebenden Nachbarſtaaten. Sie wünſchen daher eine Erweiterung der Vereinsgeſetzgebung für dieſe höheren Verkehrs- und Seehandelsintereſſen, eine geeignete Schifffahrtsakte; dann verſtärkt ſich noch das wechſelſeitige Band, der völlige Anſchluß wird vorbereitet, der Unternehmungsgeiſt der Hanſeaten erhält einen neuen Sporn, die fördernde Wechſelwirkung zwiſchen Seehandel, Rhederei und Erzeugung wächst, namentlich wird die raſche, weitverbreitete Beweglichkeit der Bremer Schiffer und Kaufleute, die ſchon jetzt ſeit den letzten zwölf Jahren ihre Handelsmarine von 87 Schiffen auf 188 und zur erſten aller deutſchen Seeplätze erhoben, und die ſich an den überſeeiſchen Plätzen eine neue ſelbſtſtändige Anziehungskraft erworben haben, ſich dann unter dem Schutze der einen deutſchen Flagge noch wirkſamer entfalten. Ja, der Zollverein muß, wie England, das bloße Zollintereſſe der nationalen Handelspolitik unterwerfen, und er wird darin, unter geſchickter ſtaatsmänniſcher Leitung, den Fortgang ſeiner Macht und Größe finden. Das Prinzip der Nationalwohlfahrt braucht die Finanzen als erſtes Hülfsmittel, nicht umgekehrt

darf es zum bloßen Gehülfen der Finanzen herabsinken. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine nationale Handelspolitik nothwendig auch zu einem nationalen Zollverein führen wird, während ein bloßer Steuerverein, in welchem die Finanzpolitik vorwiegt, diese Aufgabe schwerlich je lösen dürfte; denn für die Küstenstaaten haben die Handelsinteressen einen so hohen Standpunkt, daß vorwiegender Einfluß der Finanzinteressen dort einer Umdrehung der Natur gleichgeachtet und als unreif angesehen wird. Es ist unmöglich den Hansestädten eine Unterordnung der Handelspolitik unter den finanziellen Gesichtspunkt, als mit dem dauerhaften Aufschwung nationaler Wohlfahrt vereinbar, je glaublich zu machen. Dagegen haben die Finanzen nicht die mindeste Gefahr zu wagen beim Eingehen in die großen Seehandelsinteressen; nur zu ihrem glänzenden Gewinn können sie denselben entgegenkommen. Der wahre Widerstand gegen Deutschlands maritime Consolidirung und politische Wiedergeburt liegt also keineswegs in den Hansestädten, ja selbst nicht in Hannover, sofern dessen Vertrag mit England von 1844 nicht unbedingt einer gesammtdeutschen Navigationsakte entgegen ist, sondern er liegt in der mangelhaften Gesetzgebung des Zollvereins selbst, darin daß er von seiner Finanzpolitik sich noch nicht zu einer deutschen Handelspolitik zu erheben vermag. Die Hansestädte, die kein eigenes Zollsystem zu schützen haben, und Emden mit seinen Portofrankorechten brauchten nur von den unbegünstigten Einfuhren den Differentialzoll zu erheben, um eine Schifffahrtsakte in volle Kraft zu setzen. Nur im Dienste seiner eigenen Größe und seiner nationalen Bestimmung wird der Zollverein zu einer umfassenden See- und Handelspolitik fortschreiten, damit zugleich seine Berechtigung zur Leitung dieser großen vaterländischen Aufgabe bethätigend. Wahrlich, dieser Schritt von unermeßlicher Wichtigkeit für die Fortbildung des Zollvereins wäre doch wesentlich nichts als ein Akt realer Selbsterkennung, wegen der nationalen Aufgabe des Vereins, und weil die Hansestädte schon bisher in den großen Ausfuhrbelangen das alter ego des Zollvereins ausmachten und immer ausmachen werden.

So denkt man denn doch an dem deutschen Meeresstrande der Friesen und Sachsen anders, als der Correspondent „von

der Leine." Man fängt dort an (Zeuge seit Jahren die Weserzeitung) es für einen schnöden, einen verdammlichen Streit zu halten, was er auch ist, zu rechten wer von beiden Theilen am längsten den andern entbehren könne, da doch Natur und Politik in dem Getrennten nur die Einheit suchen, und das Ausland mittlerweile allen Sieg gewinnt. Man empfindet nur noch den widerlichsten Eindruck, wenn ein Deutscher zum Lobe undeutscher Politik Spott und Verleumdung gegen die vaterländischen Strebnisse ausgießt, uns so den Blick in sein grauenhaft zerrissenes Gemüth eröffnend. Der Schreiber „von der Leine" höhnt den Unwillen über die verkümmerten Gränzen, die vernachlässigten Interessen, die Zersplitterung Deutschlands, er höhnt das Streben ein großes Ganzes auch in wirthschaftlicher und politischer Hinsicht zu werden, deutschen Volksgeist innerlich zu beleben und der Nation Handhaben zu einer mächtigern, segensreichern Thätigkeit zu bilden, kurz alles das, was heute nicht bloß ideell in den edelsten Gemüthern gährt, ohne allgemein durchzugreifen, sondern was auch, realerem Boden entwachsen, unvertilgbar in alle Gemüther eingedrungen ist und langsam, aber sicher im Schooße der Nation fortwirkt. Er hofft, daß neue Verhandlungen zwischen Preußen und Hannover, da die „gegenseitige Durchsichtigkeit der Endziele" bei der vorhandenen „diplomatischen Clairvoyance" einen hohen Grad erreicht habe, nicht zum Anschluß führen möchten, und entblödet sich nicht diesen Wunsch fast allen guten alten Hannoveranern unterzuschieben. „Manche von ihnen und namentlich der ehemalige Chef der hannoverschen Dienerschaft, Graf Münster (?), jedenfalls mit Vorbehalt des Uebrigen ein guelfisches Herz, betrachteten und betrachten noch jetzt das immer nähere Heranrücken des preußischen Zollvereins an die hannoversche Gränze wie einst das Volk Gottes (ei!) das Herannahen des Sanherib und des Nebukadnezar, vorzüglich nachdem die Edomiter, die Ammoniter, die Hethiter, die Jebusiter, und sogar der Blocksberg, „der alte Herr Philister," schon unterjocht, auf dem benachbarten Gebirge Seir ihr schreckliches Klaggeschrei erhoben oder, wie einst das Geschlecht der Kreiants und der Kratzepote im Reineke Fuchs die von diesem gemordete alte Haus- und Stammhenne, die Frau Urgroßmama, auf der Leichenbahre dahertrugen, so diese lieben getreuen Nachbarn des

hannoverschen Landes ihren leeren und umgewendeten Pfennigbeutel und ihren von der Säure des Moselweins oder der Süßigkeit des rheinischen und schwäbischen Champagners, des lautern Sohnes des Bacchus und des Noah, mit den Falten des Kopfwehs vor der Stirn, zerfressenen, sonst von gutem Bordeauxwein roth ausgepichten und mit Zucker- und Kaffeeschleim warm ausgefütterten Magen." — Doch genug zur Bezeichnung eines barocken Geschmacks, der freilich weniger von der würzigen Frische und zarten Blume der Rhein- und Moselweine hat, als nach der — Fuselstube dunstet.

Auf Graf Münsters Gesinnung wollte man mit die Sonderstellung Hannovers stützen? Münster gehörte doch wahrlich nicht zu denen, welchen das historische Prinzip in der Politik im unabänderlichen Festhalten an der Vergangenheit besteht, vielmehr zu denen, welche, weil der Inhalt der Geschichte ja Fortschritt und Entwickelung ist, das Gewicht des historischen Prinzips eben auf die Entwickelung legen, sofern diese sich an die bestehenden Rechtsverhältnisse, an das Herkommen und die wahrhaften Bedürfnisse anschließt und den Weg der Reformen, nicht den gewaltsamer Umwälzung verfolgt. Und hat der Zollverein nicht immer diesen Weg eingehalten, ja erscheint seine lebendige Entfaltung unter dem Wahlspruch „Erhalten durch Fortschritt," nicht vielleicht als die Bedingung, daß Deutschlands Gesammtentwickelung den Weg der Reformen überhaupt einzuhalten vermöge und nicht in die Bahnen gewaltsamer Umwälzung verschlagen werde?

Wie Graf Münster über deutsche Verhältnisse dachte, erhellt zur Genüge aus seinen Briefen in den Jahren 1813 und 1814. „Es scheint mir," schreibt er unter anderm, „der brave Stein habe allerdings Ursache finster auszusehen. Der Traktat, oder vielmehr die Traktaten, welche völlige Souveränitäten in Deutschland nicht sowohl bestätigen als neu schaffen, sind für Deutschlands Vereinigung in unserm Sinn und noch mehr für die Freiheit der Nation höchst schädlich." — „Neben dieser Souveränitätssucht der kleinen Potentaten steht uns noch das sehr im Wege, daß manche Kabinette glauben, man müsse jetzt alle Fragen vermeiden, die Eifersucht und Zwietracht unter den Alliirten erregen könnten. Besonders irrt man, wenn man

glaubt, daß jetzt alle Eifersucht schlafe und keinen Einfluß auf die Höfe habe. Im Gegentheil, sie sind jetzt in der Lage der Spieler beim Schach en trois, wo man im Handeln gegen den gemeinschaftlichen Feind immer darauf Rücksicht nehmen muß, daß nach Erlegung dieses Widersachers unser Freund zum Feinde wird." — „Die Aufgabe ist sehr schwer, theils wegen des hier und da obwaltenden Souveränitätsschwindels und der Furcht, die kleine Herren haben, ihre Unterthanen künftig nicht ganz willkürlich behandeln zu können, ebenso sehr aber wegen der großen Schwierigkeiten, die in der Natur der Sache selbst liegen, ein gesellschaftliches Band mit so großen Mächten, wie Oesterreich und Preußen sind, einzugehen, welches nicht zu einer societas leonina (da ist das Wort!) ausarte." — „Ich bin überhäuft von Geschäften (Reorganisation Hannovers), aber gottlob in sofern von angenehmen, als ich mit Menschen zu thun habe, deren Gesinnungen durch eine zehnjährige Unterdrückung nicht haben vergiftet werden können. Die Deutschen sind doch ein herrliches Volk! Welche Schande, wenn sie fremdem Einflusse und einer Despotie überlassen bleiben sollten!" — In Uebereinstimmung mit diesen Worten hat Münster am 21. Oktober 1814 auf den Grund des alten urkundlichen Rechtes und historischen Bodens für die Landstände aller deutschen Staaten die Einwilligung zu den Steuern, die Mitaufsicht über die Verwaltung, Stimmrecht bei neuen Gesetzen, das Recht des Antrags auf Bestrafung schuldiger Staatsdiener im Fall der Malversation und Rekurs an den Bund gegen Mißbrauch der Souveränitätsrechte in Anspruch genommen, und ist der hannoversche Gesandte am 5. Juni 1815 in ausdrücklicher Beziehung auf seine frühern Erklärungen der Bundesakte als einer unvollkommenen Grundlage beigetreten, welche jedoch keine Verbesserung ausschließe. Auch Preußen hatte es in den zwölf Artikeln vom 16. Oktober 1814 in Uebereinstimmung mit der Gesammterklärung der Fürsten und Städte ausgesprochen: „Der Bundesvertrag setzt die Nothwendigkeit einer ständischen Verfassung in jedem einzelnen Bundesstaate fest und bestimmt ein Minimum ständischer Rechte."

Wie verhält sich nun der Zollverein zu der Volksfreiheit

und den ständischen Rechten? Man hat in mannigfachen Spielarten den Vorwurf hören müssen, er gefährde das deutsche Verfassungswesen, theils mittelbarer durch Aenderung des Wesens und der Bedeutung der Stände, indem er aus ihrer Theilnahme an der Regierung eine Volksrepräsentation mache und die ständischen Bürgschaften im deutschen Bunde als solchem schwäche, theils unmittelbar durch die Beschränkung des ständischen Zustimmungsrechts bei neuen, namentlich Handels- und Finanzsachen betreffenden Gesetzen. Derlei Besorgnisse wurden schon zur Zeit laut, als die ersten kleinen Staaten dem preußischen Zollsystem beitraten, später noch mehr bei dem Anschlusse der constitutionellen Staaten. Im Ganzen hat die Erfahrung sie nicht bestätigt, in der Mitte des Zollvereins selbst schlagen andere Ansichten Wurzel. Was vollends die Befürchtung betrifft, der Zollverein werde mit Zernagung des Bestehenden zur Auflösung des deutschen Volksthums zu Gunsten eines preußischen führen, so hat er sich vielmehr als Mittel bewährt, um unserem Volksleben einen neuen Schwung zu geben und ihm die Entfaltung seiner Kräfte möglich zu machen. Läge selbst in dem vom deutschen Preußen ausgegangenen System ein fremdes Element, wie ja auf alle Theile der heutigen Gesetzgebung fremde Ideen und Erfahrungen eingewirkt haben, so würde doch wohl das deutsche Staats- und Volksleben Kraft genug besitzen, diesen fremden Stoff mit seinen gesunden Säften zu etwas Eigenem zu verarbeiten. Wo dem Volksleben ein frischer Kern der Eigenheit inwohnt und der Staatsorganismus durch das Bewußtseyn seiner Angehörigen getragen wird, da beruht der geistige Verkehr auf einer Wechselwirkung, bei welcher alle Theile aufnehmend und zugleich mittheilend sind, zur Förderung der Gesammtentwickelung. Die Frage des geistigen Uebergewichts würde sich zuletzt, bei gehöriger Freiheit, nach dem Stande der politischen, sittlichen und intellektuellen Bildung in den verschiedenen Staatenkreisen entscheiden; hieraus würde für sie alle die Aufgabe entspringen, in allen Bildungsverhältnissen miteinander zu wetteifern, immerhin also zu Gunsten der Nationalkultur. In der That, hat Preußen bisher durch den Zollverein Einfluß auf die verbündeten Staaten geübt, so kann auch Niemand mit offenen Augen die Thatsache verkennen, daß aus diesen andern Staaten

gerade durch den Verein wieder mindeſtens ebenſo viele Ideen und Elemente des Volkslebens in Preußen eingedrungen, ja daß durch die Bildung des Zollvereins gerade in dieſem Staate größere Veränderungen als in irgend einem andern vorgegangen ſind und noch weit wichtigere ſich vorbereiten. Sollten aber in Preußen Gedanken nach einer politiſchen Hegemonie gehegt werden, ſo könnten ſie doch nie anders als durch die Kraft der Sympathie des deutſchen Volkes, mit deſſen Einverſtändniſſe in Erfüllung kommen, alſo nur durch eine deutſche Politik; dann aber würde nicht Deutſchland in Preußen, ſondern Preußen in Deutſchland aufgehen. Dieſes Vertrauen zur Kraft des deutſchen Volkslebens können wir dann um ſo zuverſichtlicher hegen, wenn wir die Wirkſamkeit und Entwickelung derſelben nicht dadurch zu fördern ſuchen, daß man den Partikularismns auf den Thron erhebt, ohne Zuſammenſtrömung aller Kräfte in eine Einheit, ſondern dadurch, daß wir im feſten Glauben an die Heiligkeit einer deutſchen Sache und im treuen Zuſammenſtehen Aller unſer nationales Selbſtgefühl läutern und ſtärken, und durch Gemeinſamkeit der großen vaterländiſchen Anliegen zur freien Einheit und Macht fortſchreiten.

Hierbei ſehen Manche indeß immer Gefahr für das Syſtem der im Mittelalter entſtandenen Gliederungen oder der verſchiedenen in ſich geſchloſſenen Stände, die, da ſie bei dem frühern Zuſtande der Reichsverhältniſſe zugleich im Beſitze der öffentlichen Macht waren, bei der Ausbildung der Reichsterritorien einen Antheil der Regierung als Landſtände erlangten. Zwar ſank ſpäter, als ſie die äußere Macht verloren, auch ihr politiſcher Einfluß; doch ſind Reſte der ſtändiſchen Unterſchiede in vielen Staaten noch jetzt vorhanden, und an dieſe müſſe, meinen ſie, die landſtändiſche Verfaſſung auch ferner angeknüpft bleiben, wenn ſie auf Dauer und Beſtand rechnen ſolle. Dem widerſtreite aber der Zollverein.

Dieſe Anſicht iſt von verſchiedenen Seiten beleuchtet und widerlegt worden, beſonders in der rühmlich bekannten Schrift über „Deutſchlands politiſche und ſtaatsrechtliche Entwickelung durch den Einfluß des Zollvereins“ von K. Steinacker. Ich kann nicht ganz darüber hinwegeilen. Die Stände, im allgemeinen Sinn Volksgliederungen nach durchgreifenden Eigenthüm-

lichkeiten der Beschäftigungsart, Bildungsverhältnisse, Lebensweise ꝛc., bilden nichts weniger als ausschließliche Gegensätze untereinander, vielmehr durchkreuzen sich ihre Gränzlinien wieder vielfach, und im Ganzen sind ihre Interessen sogar identisch, wenigstens bei entwickelten Zuständen. Das Mittelalter, wo die Machtlosigkeit der Central- oder Staatsgewalt und die Rohheit der Sitten zum eigenen Schutze die gleichartigen Interessenkreise aufforderten, zeigt uns jene Abtheilungen in der schärfsten Form: als Schutzvereine ersetzten sie was der öffentliche Schutz nicht leistete, sie zergliederten sich wieder nach unten, wie die Innungen in den Städten, und faßten sich nach oben zu einer stärkern Einheit zusammen, wie die Städtebünde, die Hansa, auch Ritterbünde, die sich über große Bezirke Deutschlands erstreckten. Aber für alle Stände, Vereine und Interessenkreise bestand doch immer noch eine höhere Einheit, das Reich. Selbst das Innungswesen der Handwerker und Kaufleute hatte wieder eine, das ganze Reich umfassende Geltung, in gegenseitiger Anerkennung des Gesellen- und Meisterrechts; wie denn überhaupt neben der abschließenden Richtung solcher Körperschaften auch eine vereinende, stärkende und befreiende läuft. So ward das Ritterthum (es stand in einer gewissen, doch keineswegs ausschließlichen Verbindung mit dem Adelstande,[1] da es nicht durch die Geburt überging, sondern durch Thaten erworben werden mußte; alle Ritter waren so wenig von Adel als alle Adelige Ritter) als eine große durch ganz Europa gehende Gilde und Verbrüderung betrachtet, in welcher überall bestimmte Rechte und Pflichten der Mitglieder gegenseitig anerkannt wurden. Leisteten diese Schutzvereine innerhalb bestimmter Landesgränzen großer Dynasten wirksame Hülfe und trugen sie dadurch zur Entstehung der Territorialgewalt der deutschen Reichsfürsten bei, so behaupteten sie auch innerhalb der Territorien eine politische Bedeutung, ständische Rechte; indem sie in ihren alten Verbindungen aber zugleich über die Territorien der Fürsten hinausreichten, so mußten sich bald entschiedene Gegensätze zwischen ihnen und der

[1] So zu sagen; denn der Adel in seiner jetzigen Gestalt ist niemals eine ständische Körperschaft mit staatsrechtlichen Befugnissen gewesen, welche vielmehr von jeher an den Grundbesitz geknüpft waren.

fürſtlichen Gewalt entwickeln. Die Fürſten ſuchten daher die Städtebündniſſe zu brechen (die Kraft des Ritterthums erlag dem Feuergewehre und anderem, wodurch der Territorialgewalt der Vernichtungskrieg mit ihm zum Theil erſpart ward), die Freiheit der Innungen durch polizeiliche Einwirkung zu beſchränken und durch Verwaltungsmaßregeln das, was früher eine durchs ganze Reich und wohl noch weiter gehende Gewerbsverbrüderung geweſen war, in die enge Form einer Landesanſtalt zu zwängen. Dieſes Verhältniß der Unverträglichkeit der neuentſtehenden Territorialität mit den alten in gewiſſem Sinn nationalen Körperſchaften ſchmälerte tief die Exiſtenzbedingungen der letztern, und ſetzte ſie auf eine niedrigere Stufe herab; es lag darin ihre Trennung vom Reichsverband, die Vernichtung ihres höhern freien Organismus, alſo ſchon der Keim ihres Untergangs. Auch darum, weil ſich die Verhältniſſe, die bei ihrem Entſtehen obwalteten, völlig geändert hatten, weil das Bedürfniß des materiellen Schutzes jetzt auf andere Weiſe befriedigt ward, erloſch allmählig der innere Lebenskern dieſer Einrichtungen, während die äußeren Formen blieben, die nun allmählig verknöcherten und dann nur noch Hemmniſſe der Entwickelung abgeben konnten. Endlich brachten die großen Erfindungen ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert und der Aufſchwung der allgemeinen Bildung in unmerklichen Fortſchritten, zumal in unſerem Jahrhundert mit Hülfe der Dampfmaſchinen, eine ſolche Veränderung in der üblichen Beſchäftigungsweiſe der Menſchen hervor, daß dafür die alten Formen und Abtheilungen nicht mehr ausreichten. Wie viel Trauriges die Uebergangsperiode begleiten mag, die uns in die Gegenwart geführt, der fortſchreitende Weltgeiſt hat im Ganzen doch während derſelben die Entwickelung weit über die alten Gränzen hinausgeführt und an die Stelle materieller Gewalt die höher geiſtig regelnde der Intelligenz im Völkerleben geſetzt. Immer zwar wird das Gleichmäßige in der Beſchäftigung und in den Verhältniſſen ſich als Gemeinſames für Gemeinzwecke verbinden, immer bleiben Verſchiedenheiten und darauf beruhende natürliche Abtheilungen; aber das Volks- und Staatsleben hat neue Mittelpunkte gefunden, der Kulturzuſtand unſeres Jahrhunderts fordert andere Kategorien für die Bewegung, als welche dem Mittelalter genügt hatten, aus ihm ragt der Begriff

des freien Staatsbürgerthums ſtatt des Gildenthums hervor, der eine Abſtufung in den politiſchen Berechtigungen einzelner Stände als ſolcher immer weniger möglich macht. Indem nun die ganze Auffaſſungsweiſe des Zeitalters ſich einer gleichſam atomiſtiſchen Volksgliederung beſtimmt widerſetzt, bei welcher räumliche und landsmannſchaftliche Abtheilungen, Gemeinden, Kreiſe, Bezirke ꝛc., von perſönlichen der Stände durchkreuzt werden, und es an einem höhern Vereinigungspunkte fehlt; indem ferner die alten Gliederungen und Körperſchaften, weil ſie zuletzt fremdartig wie dürre Blätter des vergangenen Jahres zwiſchen dem grünen Frühlingslaub aus der alten in die neue Zeit hereinragten, weil werthloſe geknebelte Freiheiten an die Stelle der Freiheit, gemeinſchädliche Beſchränkungen und Privilegien an die Stelle des natürlichen Rechts der Arbeit des freiens Bodens, des Talents getreten waren, fallen und durch den in friſcher Luft erſtarkenden freien Geiſt der Genoſſenſchaft erſetzt werden mußten: ſo beſtimmt ſich die Verfaſſungsaufgabe weſentlich jetzt dahin, daß einerſeits der Staat die Arbeit und Beſchäftigung, ſowie den Boden und Beſitz ſoviel möglich dem freien Willen zu überlaſſen und in ſolcher Freiheit, mit Beſeitigung der noch übrigen alten hemmenden Gränzen, zu ſchützen habe; daß andererſeits aber auch die Geſammtintereſſen der Nation, die ſich an die Stelle der einzelnen Ständeintereſſen geſetzt haben, durch eine geeignete Vertretung geſetzlichen Schutz und wirkliche Entwickelung finden, und ſo zwiſchen den alten und neuen wirthſchaftlichen ſowie ſtändiſchen Formen eine wahrhaftige Verſöhnung bewirkt werde.

Ja, uns liegt unverkennbar eine große gedoppelte Aufgabe vor, die gelöst werden muß, und deren glückliche Löſung unendlichen Segen für unſer Vaterland heraufführen wird. Nicht die untern Gliederungen ſollen wegfallen, denn Niemand verkennt die Wahrheit: wo die Nation, bei geſicherter Einheit, in Kreiſen lebt, wovon jeder einen feſtbegränzten Rechtsumfang beſitzt, da werden die Einzelnen daran gewöhnt, ihre Stellung und Wirkſamkeit vom Standpunkte des Beſondern zu dem Allgemeinen zu berechnen und umgekehrt, und erlangen ſie jene klare praktiſche Anſchauung, welche gegebene Verhältniſſe und Vorausſetzungen mit in Anſatz bringt, jenen glücklichen Taſtſinn, der das große Intereſſe der Nation überall herausfühlt. Aber

auch auf die alten Unterschiede der Stände und Privilegien so wenig als auf den büreaukratischen Staatsmechanismus, wie er sich einseitig nach deren Auflösung fortgesetzt hat, läßt sich jetzt eine dauernde lebendige Reichsverfassung gründen, sondern lediglich auf die geläuterten humanen und sittlichen Elemente und deren Entwickelungsfähigkeit selbst, sowie auf die wirkliche Vertretung der großen Gesammtanliegen des Volks, als Einungspunkt neben und über der Vertretung und Verwaltung aller andern Belange nach räumlicher und landsmannschaftlicher ständischer Gliederung. Solche Gesammtanliegen erwachsen uns Deutschen aber eben in dem Zollvereine, und darum liegt der Gedanke nahe, daß eine wahre aus Wahlen frei hervorgehende parlamentarische Vertretung der Zollvereinsinteressen zu einer umfassenden organischen Bundesverfassung führen müsse, indem sie den Schlußstein derselben angäbe, während die Rechte und Berathungen der Stände der einzelnen Staaten davon im Ganzen unberührt blieben. Die Interessen der einzelnen Staaten würden auf den verschiedenen Landtagen wie früher, die Gesammtinteressen des Handelsbundes aber auf den Vereinstagen zur Berathung und Entscheidung kommen. Bei einem organisch verbundenen Volke und einem nach organischen Grundsätzen harmonisch gegliederten Staatenkörper bestehen, zwischen der Familie und Staatsgewalt vermittelnd, mancherlei Verbindungen, die bis zur vollen Identität von Volk und Staat gehen können, wie es in England so ziemlich der Fall ist; oder diese Verbindungen, die in zwei Reihen zerfallen nach der Gemeinschaftlichkeit der Bestrebungen und Geschäfte und nach der des Wohnorts, schaffen doch so viele Berührungspunkte zwischen Volk und Staat, daß nicht nur dieser durch sie seinen ordnenden Einfluß bis in die innersten Theile des Volkes ausüben kann, sondern der Volksgeist auch alle Gliederung des Staatslebens mit seinem belebenden Hauche zu durchdringen im Stande ist. Können zwar schon die untersten räumlichen Verbindungen, Familie, Nachbarschaft, Gemeinde (früher verstand es sich von selbst, daß Nachbarn eine Art Schutz- und Trutzbündniß unter einander hatten) wichtigen Einfluß auf die Gestaltung der höchsten geistigen Verhältnisse im Staate haben, in Hinsicht auf Rechtspflege, Armenwesen, Sittlichkeit, Fleiß, öffentliche Ordnung und Anderes,

so mangelt es in diesen räumlichen Kreisen doch an umfassender Weltanschauung, an Erfahrung des allgemeinen Staatslebens, an Bildung und selbst an Zeit für die Beurtheilung der Gesammtanliegen; für die höheren Anliegen, die vom Nationalstandpunkte aufgefaßt werden sollen, genügt auch nicht das Tagen nach Provinzen und Stämmen, da kann nur eine die Nation umfassende Vertretungsform ausreichen. Nur in dieser liegt die Versöhnung der Einheit und Vielheit, die Einerleiheit von Staat und Volk, die Geltendmachung der Volkspersönlichkeit. Eine solche Verfassung ist nirgends mehr verwirklicht und naturwüchsig als in England, und nichts beweist wohl mehr die innere Lebensfähigkeit und Gesundheit der englischen Verfassung, als die Thatsache, daß sie durch sich selbst aus der altständischen Form, obschon von dieser noch säuernde Rückstände und einzelne Mängel haften geblieben sind, sich im Ganzen sehr glücklich in die neuständische, wesentlich auf Vertretung der großen britischen Gesammtanliegen beruhende Form hat fortbilden können.

In Deutschland haben *diese* Staaten mehr dem einen Theil der großen Gesammtaufgabe zugestrebt, *jene* mehr dem andern, zu etwas Ganzem ist es noch nicht gekommen. Die Verfassung des preußischen Staats mit seiner Städteordnung, seinem offenbar der Entwickelung zuschreitenden Gemeindewesen, seinen gewählten Kreisorganen und seiner recht wesentlich auf ständische Unterschiede gegründeten Provinzialverfassung mit vorwiegender Vertretung des Grundbesitzes, hat zwar eine umfassende Volksgliederung in den untern Kreisen, aber ihr fehlt annoch der einende Schlußstein, die Vertretung der höhern Gesammtinteressen, die in dieser frei wurzelnde Reichsverfassung. Am wirksamsten ist Preußen zur Zeit seiner Drangsale gewesen nach der Seite der Befreiung der Arbeit und des Bodens zur Bildung seines wackern Arbeiterstandes und eines freien Bauernstandes; es hat in dieser Hinsicht seine schönsten Erfolge errungen, und die Früchte davon haben sich über das ganze Land in der Thätigkeit, dem guten Schulunterricht, dem verbesserten Wohlstande, der wachsenden Intelligenz, der Ehr- und Vaterlandsliebe seiner Bewohner verbreitet. Hierbei kann es sich trösten, wenn man dieses sein „Gleichheitssystem" anklagt, es pflanze wegen seiner Schrankenlosigkeit nach allen Seiten etwas Unstetes

und Flüchtiges in Denken und Manier, und dagegen die Muße, Sicherheit, Solidität herausstreicht, die der feste Besitz, etwa der Gutsherrn über ihre „Unterthanen," und Bewahrung des Alterthümlichen zumal in Oesterreich, Hannover und Mecklenburg erzeuge. In vielen Vereinsstaaten besteht leider noch das Unwesen der Gilden und Beschränkungen in Gewerben, Niederlassungen ꝛc., ebenso auch die Bedrückung des Landmanns, mehr durch Privatlasten als öffentliche. Nun, man vergleiche den Zustand der erzeugenden Klassen in diesen Ländern mit dem in Preußen! Eine innere und äußere Nothwendigkeit spricht für die Befreiung der Arbeit und des Bodens, die Verjüngung ihrer Verhältnisse. Frankreich ist nie so mächtig gewesen als gegenwärtig, es fließt von Kräften, Reichthum und Thätigkeit über, trotz dem, daß hohe Steuern, eine fast unerträglich große Armee und ein Heer von Beamten das Land in Armuth stürzen zu müssen scheinen. Was ist das Geheimniß jener fast unglaublichen Zunahme des Wohlstandes in Frankreich? Nichts als die gänzliche Freiheit der Arbeit und des Besitzes, seit der Aufhebung der innern Mauthen und Schlagbäume, seit der Abschaffung der Zünfte und der Zehnten und übrigen Feudallasten. Das hat alle Hände losgebunden und aller Intelligenz freien Spielraum gegeben. Ebenso verhält es sich bis auf einen gewissen Punkt mit Preußen, das sonst freilich ein verhältnißmäßig so zahlreiches Heer, ohne Abgabendruck zu üben, nicht auf den Füßen erhalten, nicht die Jugend seines ganzen Volks kriegerisch in den Waffen üben könnte. Stellt Oesterreich mit seinem unerschöpflichen Naturreichthum, aber seinen unfreien Gewerbs- und Bodenverhältnissen, und Preußen mit seinem stellenweis sehr ärmlichen Boden, aber mit seinen freiern Grundzuständen zusammen — vergleicht: hier ist ein blühender Finanzzustand und Abnahme der Schulden bei einem verhältnißmäßig weit zahlreichern Heere, hier sind in jeder Hinsicht entwickeltere regere Zustände; dort ein sehr gedrückter Staatshaushalt, ein gedrückter Staatskredit und zunehmende Staatsschulden![1] Ja, die

[1] Mit großer Freude haben wir die jüngsten Verfügungen über Aufhebung der meisten Gewerbebeschränkungen in Oesterreich vernommen. Sie sind uns Gewähr, daß Gewerbefreiheit bald in allen deutschen Staaten herrschen werde, zumal auch Bayern, nach den Schlußsitzungen des letzten

völlige Befreiung der Arbeit und Erzeugung überall in Deutschland ist ein um so dringenderes Gebot, als wir sonst nicht Schritt halten können mit den übrigen großen gebildeten Völkern, zumal den Engländern und Franzosen. Es muß im Interesse der Gemeinden und Städte selbst geschehen, die auf keine andere Weise gerade aus ihrer traurigen, wenn auch historisch entstandenen Abhängigkeit wieder emporgehoben und auf eine höhere Stufe der Selbstständigkeit und edler Bildung gebracht werden können. Die Befreiung des Bodens setzt freilich, als ihr zusammenhaltendes Gegengewicht, eine auf Vertretung beruhende Gemeindeverfassung voraus, die Gewerbefreiheit ihrerseits nicht bloß eine sie sichernde Gewerbeordnung, sondern auch die Genossenschafts- (Associations-) freiheit, und diese wieder ein Genossenschaftsgesetz, ungefähr wie die Preßfreiheit auch ein Preßgesetz verlangt; denn die Freiheit bewegt sich nirgends im Unbestimmten, Gränzenlosen und Willkürlichen, sie erkennt vielmehr die dem allgemeinen Zweck entsprechenden Schranken und Gränzen an. Das alles aber bildet zusammen wesentlich das, was man sonst auch noch die, oft nur falsch verstandene, Organisation der Arbeit nennt, welche jetzt, nach der ungeheuern Umwälzung, die in der Art und dem Zusammenhang der Arbeit mit Hülfe der Maschinenindustrie stattgefunden hat, eine hochwichtige, allgemeine Aufgabe der Gesetzgebung geworden ist.

Die Gegensätze, die man zwischen landständischer Wirksamkeit, die wesentlich in Theilnahme an den öffentlichen Geschäften seitens der die ständischen Rechte Uebenden bestehen soll, und Wirksamkeit durch Vertretung des Volkes und der Interessen hat entdecken wollen, sind in der Art und schlechthin gar nicht vorhanden. Oder wo lägen denn diese Gegensätze, die sich gegenseitig ausschließen, da ja die Vertreter der Gemeinden, der Provinzen, des Landes eben ihre Vertretung auch durch Theilnahme an den Geschäften bethätigen? Landstände als eine dem Fürsten gegenüberstehende Körperschaft, als Vertreter des

---

Landtags zu urtheilen, sie vorbereitet. Freiheit der Gewerbe und des Bodens, Aufhebung der innern Zollinien und Milderung des Tarifs würden Oesterreichs Finanzen bald zur Blüthe bringen.

Volkes gegen die Fürsten zu betrachten, ist allerdings eine ganz schiefe Vorstellung; allein sie hat zu Zeiten nicht bloß in den neuern Repräsentativstaaten stattgefunden, sondern auch bei den alten Ständen in allen Ländern. Hatten diese doch oft ihr eigenes Heerwesen, welches sie keineswegs immer zum Besten des Fürsten verwandten, und behielten sie sich das Recht vor, bestimmte Festungen mit Ausschluß des Fürsten zu besetzen, wie sich solches vorzüglich in den Niederlanden ausgeprägt hat, wo das alte Ständewesen am längsten in voller Kraft blühte, ja zum Theil noch immer blüht, indem bis jetzt die Generalstaaten nicht aus direkter Volkswahl, welche die holländischen Reformer erstreben, sondern aus den nach Ständen gewählten (mit Ausschluß der Geistlichkeit) Provinzialstaaten hervorgehen. Im Ganzen weisen alle ständischen Zustände zur Einheit des Volks mit der Regierung hin, welche ohne die Formen der Vertretung gar nicht zu erreichen ist; Kammern und Regierung stehen sich auch im Repräsentativstaate friedlich, obwohl mit verhältnißmäßiger Unabhängigkeit des Willens, einander gegenüber, wie Persönlichkeiten, die sich über einen gemeinschaftlichen Zweck verständigen wollen, doch stets unter der Einheit und dem Gesetze der Nation. Die geläuterte Vertretungsform ist nur die Entwickelung der ständischen Form, nicht ihr Gegensatz, ihr Widerspruch. Diese Entwickelung zeigt sich vollständig in der englischen Verfassung, sie zeigt sich auch in der niederländischen Verfassung, die nur noch einen formalen Schritt vorwärts zu machen, zur direkten Wahl zu schreiten braucht, um eine reine Repräsentativverfassung mit Reichskammern und Provinzialständen zu seyn, was sie schon längst im Bewußtseyn des niederländischen Volkes ist. Auch die Unterschiede in Bezug auf die Berufung oder Wahlart zur Vertretung, z. B. nach Köpfen und dem Steuercensus, nach Miethzins, Armensteuern, nach Klassen, Körperschaften und sogenannten Ständen, sind nur verschiedene, den Eigenthümlichkeiten der Landesverhältnisse mehr oder minder angepaßte Stufen der ständischen Entwickelung, die auf den höhern gewöhnlich mehrere Wahlweisen miteinander verbindet. Am wenigsten kann Festhaltung der alten Gliederungen dabei eine Bedingung seyn, wenn diese dem Zeitgeiste widerstreben. Je höher der Bildungsstand, je kräftiger das Volksleben, um so beweglicher müssen

auch die Gränzen dieſer Abtheilungen werden; an ihrer Statt gewinnen dagegen diejenigen Verbindungen, welche auf natürlich dauernden Gemeinſchaftlichkeiten beruhen, wie Gemeinden und Kreiſe, ſowie die ſich bildenden Geſammtanliegen der Nation an Feſtigkeit und Gewicht, und die öffentliche Meinung, durchdrungen von der Unverträglichkeit der veralteten, Privilegien für Freiheit nehmenden ſtändiſchen Formen mit den Bedürfniſſen der Gegenwart, fordert daher im natürlichen Gang der Entwickelung gerade einestheils Kräftigung des individuellen Lebens der Gemeinden und größern Kreiſe, anderntheils Kräftigung des Nationallebens durch geeignete Vertretung der Geſammtanliegen.

Aber wird nicht die materielle Grundlage der ſtändiſchen Bedeutſamkeit, das Steuerbewilligungsrecht der Stände, durch den Zollverein gelockert? Ich würde Bedenken tragen, dieſe Frage zu verneinen, wenn ich nicht von der Ueberzeugung durchdrungen wäre, daß was die einzelnen Stände an unmittelbarer Bewilligung eines Theils der indirekten Steuern etwa einbüßen, das Geſammtvaterland durch Aufrankung von Vertretungsformen am Zollvereine mehrfach gewinnen muß, vorausgeſetzt, daß dieſem Raum zur Entwickelung vergönnt wird. Das eigentliche Bewilligungsopfer iſt übrigens inſofern mehr Schein als Weſen, als der einzelne deutſche Staat für ſich kein Zollſyſtem durchführen könnte; die Stände opfern etwas, was ſie einzeln nie beſitzen würden, ſelbſt wenn die Bundesbeſtimmung über deutſche Handelseinung erfüllt würde. Dagegen erſchließt ſich ihnen ein großes Gebiet mittelbaren Einfluſſes auf die Zoll- und Handelspolitik und die Geſammtintereſſen Deutſchlands. Zudem berührt das Zollſyſtem nur einen Theil der Steuerverfaſſung jedes Landes; die Verwendung der Steuern bleibt ihnen faſt ungeſchmälert. Deſſenungeachtet walten zwiſchen dem ſtändiſchen Verfaſſungsweſen und den Bedürfniſſen des Zollvereins noch unausgeglichene bedeutende Mißverhältniſſe ob, wie darin daß, bevor den Ständen eine Einmiſchung geſtattet iſt, die Verhandlungen über wichtige Landesangelegenheiten in der Regel auf einen Punkt gebracht werden, wo jede weitere Abänderung unthunlich, die Ablehnung aber verderblich ſeyn würde, wo die ſtändiſche Zuſtimmung mithin nur formell iſt. Auch ſind Fälle

möglich, ja sogar wünschenswerth, in welchen die Entwickelung des Zollvereins eine gemeinsame, von den Ständen wenigstens ganz im Einzelnen unabhängige Verwendung eines Theils der Zolleinkünfte heischt, z. B. für auswärtige Agenturen, Konsulate, Vertretung überhaupt, wie denn ja jetzt schon die eigentlichen Zollverwaltungskosten den Bestimmungen des ganzen Vereins nothwendig unterliegen und nur die Verwendung der reinen Einnahme bei den Ständen zur Sprache kommt. Es ist wahrscheinlich, daß, je mehr der Verein sich entwickelt, auch eine desto größere Menge Angelegenheiten dem ständischen Bereiche der einzelnen Staaten als reine Vereinssache thatsächlich entzogen werden müssen, wie es jetzt Bundessachen gibt, die frei von ständischer Einwirkung bleiben. Deßhalb erscheint es doppelt wünschenswerth, nicht bloß daß das landständische Prinzip in allen Vereinsstaaten entschieden die Oberhand gewinne, namentlich im größten, um dadurch schon jede Besorgniß für das Ständewesen zu beschwichtigen, sondern daß es auch dem Zollverein als solchem unmittelbar als befruchtendes Prinzip eingepfropft würde, und sich an ihm selber durch ständige Vereinstage, zusammengesetzt aus gewählten Abgeordneten aller Vereinsstaaten, gestaltete. Liegt dem Verein der Gedanke deutscher Einheit und Freiheit zu Grunde, so muß er sich auch in diesem Sinn schöpferisch bethätigen, wie der rechte lebendige Glaube ja stets auch zu guten Werken führt; jener Gedanke muß sich in freien Rechtsgestaltungen verkörpern, welche die Stützen und Handhaben der Verfassung sind und die Freiheit erst sichern. Wird dann aber erst die Ueberzeugung allgemein, daß der Handelsbund auf der selbstbewußten Zustimmung des deutschen Volkes beruht, und auf dieser Grundlage sich entwickelt, so müssen alle Vorurtheile, alle Besorgnisse über Schmälerung der Volksrechte durchaus schwinden; denn eine auf der Bewegung des Nationallebens unmittelbar beruhende und tief mit dessen Bedürfnissen verflochtene Freiheit kann nicht zu ihrem Gegentheil führen. Aus den jetzigen Verhältnissen folgt für den Zollverein selbst der bedeutende Nachtheil, daß bei der Umständlichkeit der regelmäßig wiederkehrenden Unterhandlungen mit vielen ständischen Körpern der Fortschritt im Geiste der Gemeinschaftlichkeit noch sehr erschwert, der hier und dort noch

niſtende Partikularismus beſtärkt, die Energie oft gelähmt und der günſtige Augenblick, bei der raſchen Bewegung aller Welthandelsverhältniſſe, leicht verſäumt wird. Aus allen dieſen Gründen rechtfertigt ſich jedenfalls das Verlangen nach Durchdringung einmal aller Vereinsſtaaten, ſodann des Zollvereins ſelbſt mit dem Vertretungsprinzipe. Daß Preußen ſeine Reichsverfaſſung ſchon weiter entwickelt und das conſtitutionelle Prinzip durch den Zollverein zur herrſchenden Anerkennung in Deutſchland erhoben haben möchte, bleibt um ſo mehr zu wünſchen, als dadurch ein neues politiſches Intereſſe, ein zweiter mächtiger Eckſtein für den Zollverein gewonnen, und dieſer weit mehr als gegenwärtig die Hoffnungen und Bedürfniſſe des deutſchen Volkes in ſich vereinen und tragen würde. Wie ſehr müßte doch der preußiſche Staat dadurch in ſeiner deutſchen und in ſeiner europäiſchen Stellung gewinnen! Freilich nur ein Thor kann glauben, daß Preußens innere Entwickelung auf der jetzt eingeſchlagenen Bahn dem Despotismus oder dem politiſchen Nihilismus entgegenreife. Wer auf die Macht der Idee und die Gewalt der Ueberzeugung vertraut, wird auch jetzt ohne Beſorgniß in ein noch im Entſtehen begriffenes großartiges Verhältniß eintreten — in ein Haus, deſſen weites Thor allen Deutſchen offen ſteht — und nicht mäckelnd und verdächtigend vor der Thüre bleiben. Wie ſoll Fortſchritt erreicht werden, wenn man das Streben danach nicht an eine große in der Zeit lebende Idee knüpft? Die wahre Staatsweisheit ſetzt ihre Hebelkraft dort an, wo das thätige Leben des Volks ſeine rüſtigen Schwingen entfaltet; ſie weiß die beſtimmenden Gedanken in der Gegenwart aufzufinden und zur Grundlage ihrer öffentlichen Thätigkeit zu machen. Nun, die Vereinung Deutſchlands in den Verkehrsintereſſen, hat ein inneres Leben, eine Zukunft, ihr Schickſal hängt mit dem Schickſal des geſammten Vaterlandes unauflöslich zuſammen. Der Zollverein wird die noch beſtehenden politiſchen Gegenſätze zwiſchen den Vereinsſtaaten mehr und mehr ausgleichen und durch ſeine Entwickelung an die Stelle von Argwohn und Eiferſucht, an welchen Deutſchland ein Jahrtauſend gekrankt hat, Vertrauen, Durchſichtigkeit aller vaterländiſchen Verhältniſſe und ſicheres Erkennen ihres wahren Schwerpunktes ſetzen; er wird die politiſche Bildung nach allen Seiten

fördern, und hierauf kömmt es vorzüglich an, da alle äußern Thatsachen für die Erhaltung des Rechtszustandes ohne die Kraft einer sie tragenden beherrschenden Idee nur Zufälligkeiten sind, also nur eine in sich schutzlose Rechtsordnung bilden, auf die Niemand zählen darf. Ja, ich lebe des festen Glaubens, daß die Einheit und Nationalbildung, welche wir durch den deutschen Handelsbund erlangen und weiter entwickeln können, uns auch diejenige innere Selbstständigkeit, Freiheit und Kraft geben wird, welche der Ehre und Würde eines großen Volkes entsprechen.

Die allgemeine Anerkennung dessen, was oben entwickelt ist, schlösse im Grunde für die deutschen Nordseestaaten schon den moralischen Zwang ihres Anschlusses in sich. Es könnte sich bloß noch um den Zeitpunkt und das Wie des Beitritts für sie handeln, und wirklich handelt es sich vernünftigerweise um nichts anderes mehr. Der getrennte Steuerverein hat keinen verständigen Zweck mehr, der sein abgesondertes Bestehen rechtfertigt, nur Vorurtheile und ein gewisser guelfischer Eigensinn haben ihn gehalten, als Braunschweig, dem Rufe des deutschen Genius folgend, ausschied. Selbst die vorragenden englischen Staatsmänner haben mittlerweile eingesehen, daß es etwas Unmögliches wollen heißt, den deutschen Handelsbund auf die Dauer vom deutschen Meere zu trennen; längst schon haben die Organe der Whigs und der Liga ihre Sympathien für den Zollverein und seine Zwecke bekannt und erklärt, sie wünschten selbst die natürliche Ausdehnung des Vereins über die Nordseestaaten, weil Englands Stellung zu einem ganzen Deutschland weit vortheilhafter und fördernder seyn würde, als zu einem zerstückelten. Und glaubt man denn, ein Handelsstaat, der bald 30 Millionen Bewohner zählen wird und der Englands bester Kunde ist, würde nicht mehr Gewicht bei der englischen Politik haben, als ein Verein mit 2 Millionen Menschen? Glaubt man, er werde England sogar nicht mittelbar bewegen können, selber den Anschluß dieses Vereins an den großen Verband im eigenen Interesse zu fördern? Nein, eine bloße Gefälligkeit gegen England kann dem Beitritte Hannovers auch nicht mehr entgegenstehen. Wären es denn ernstliche Beschwerden über unser Tarifsystem? Ei, Hannover hat die Güte unserer Zollgesetzgebung im Allgemeinen selbst dadurch bezeugt, daß es aus derselben offenbar

die Grundzüge für die seinige entlehnt und auf den Steuerverein übertragen hat; übrigens kann man im Zollverein über deren Güte oder Mängel die reichsten Erfahrungen sammeln, und wohlbegründete Vorschläge zu Verbesserungen werden sich immer der allgemeinen Theilnahme erfreuen. Nur hat der Zollverein Hannover keine unbilligen Forderungen zugestehen wollen, und daran hat er vollkommen recht gehabt. Der Verein muß an seinen Prinzipien und constitutiven Grundsätzen unverändert festhalten, an der Uebereinstimmung und vollen Geltung seiner Gesetze für alle Staaten, die sich ihm anreihen, soll sein dauerndes Bestehen, sein inneres und äußeres Wachsen möglich werden, soll erheblichen Störungen des guten Einvernehmens vorgebeugt werden.

Der Zollverein ist nicht erst zu bilden, auch sind seine Erfolge nicht mehr ungewiß, sie liegen Jedermann vor. Hannover kann sich darüber im Ernste nicht täuschen, daß sein Anschluß ihm wie dem ganzen Zollvereine große Vortheile zuführen muß. Von allen Vereinsstaaten hat aber Preußen allein dem Bunde finanzielle Opfer gebracht, und zwar sehr bedeutende, wofür es im Grunde noch immer keinen Ersatz erhalten. Seine Zolleinnahmen sanken in Folge der Vertheilung nach der Kopfzahl um einige Millionen Thaler und erreichten erst nach sechs Jahren wieder den frühern Stand; ja noch mehr, seine Zolleinkünfte nahmen während dieser Jahre in einem niederern Verhältnisse zu als früher, da es noch für sich allein stand. Diese dauernde finanzielle Unvortheilhaftigkeit berechtigte Preußen wohl an einen Schadenersatz zu denken, und es beantragte bekanntlich auf dem Zollvereinstage in Berlin im Jahre 1841, wo die erste Erneuerung der Vereinsverträge in Berathung war und es sich um Revision nicht bloß des Tarifs, sondern aller Vereinsgrundsätze handelte, eine andere Vertheilungsart der reinen Zolleinkünfte als nach dem Kopfe, in einer Weise, die nicht unbillig schien. Es stützte diesen Wunsch nicht bloß auf Rechnungen der Wahrscheinlichkeit, wie Hannover seine Forderung auf ein Präcipuum, sondern auf die erwiesene Thatsache, daß sein Schatz große Summen eingebüßt hatte, während die Einnahmen aller übrigen, namentlich der südlichen Vereinsstaaten um ein Erkleckliches gestiegen waren; es belegte es ferner mit den Nachweisen, daß

es mehr zu den Zolleinkünften beitrage, d. h. mehr steuerbare Artikel verbrauche, als ihm im Verhältnisse der Vertheilung nach der Kopfzahl zuflossen. Obschon ich zufällig Gelegenheit gefunden hatte mich durch eigenen Augenschein von den Finanzverlusten Preußens zu überzeugen, hielt ich doch die Beibehaltung der bisherigen Vertheilungsweise wegen der Einfachheit und natürlichen Billigkeit des Prinzips, um Mißtrauen und Trübungen zu entfernen, und wegen der Schwierigkeiten jeder andern Art der Vertheilung, für sehr wünschenswerth, und besprach die Sache in diesem Sinne damals auch in der Allgemeinen Zeitung. Dies ist heute noch um so viel mehr meine Ueberzeugung, als die darüber stattgefundenen Erörterungen bewiesen haben, daß es unmöglich seyn würde zu bestimmen, wie weit ein Vereinsstaat vor dem andern finanziell im Vortheil sey oder nicht; daß, wenn auch bei einem Artikel in einem Staate notorisch ein größerer Verbrauch stattfindet als in einem andern, doch das Verhältniß hinsichtlich anderer Artikel gar nicht ermittelt werden könnte; daß ferner den Gegenden, in denen ein größerer Verschleiß vermuthet werden könnte, nämlich den vorzugsweise fabricirenden Landestheilen, auch ein größerer Vortheil als andern durch die Erweiterung des Marktes zuflöße. Preußen gab den Vorstellungen der übrigen Bundesglieder nach, es brachte das Opfer, und auch die zweite Vereinsperiode ward auf das alte Vertheilungsprinzip gegründet. Wie kann man Preußen jetzt zumuthen, daß es davon, mit Vermehrung seiner Nachtheile, zu Gunsten eines Landes wieder abgehen soll, welches, wie wir gleich sehen werden, durch seinen Anschluß offenbar die größten Vortheile aus dem Vereine ziehen würde? Unbekümmert um die im allgemeinen Interesse dargebrachten Opfer, um den eben gelegten Grundbau zu einem dauernden Werke, sollte es einem andern Staate jetzt das zugestehen, was man ihm verweigerte, obschon es erfahrungsgemäß die Billigkeit seiner Forderung darlegen konnte? Vielleicht mochte Preußen gerade auf den Anschluß der übrigen norddeutschen Staaten rechnen und hoffen, daß hierdurch sich seine ungünstige Stellung etwas ausgleichen dürfte. Indeß ist es noch lange nicht ausgemacht, daß Hannover in größerem Verhältnisse beisteuern würde, als die übrigen Vereinsstaaten. Wenigstens haben diese sich nicht

zu überzeugen vermocht, wie die Verhältniſſe in den hannoverſchen Landen ſo ſehr abweichen ſollten von denen der benachbarten deutſchen Länder, um jene Anſprüche zu begründen. Sind die Verbrauchsverhältniſſe in Hannover und in Braunſchweig, Weſtphalen, Brandenburg, Sachſen, Pommern und den preußiſchen Küſten nicht ungefähr dieſelben? und wenn ſie die in einigen ſüdlichen Vereinslanden überragen, ſollten andere Gegenden Preußens, Sachſens, Thüringens und des Südens dagegen nach Hannovers Anſchluſſe nicht auch im größern Maße zu den Zöllen beitragen als dieſes Land? Der Natur der Sache nach braucht Hannover weniger, weil es wenig große Städte hat, weil der Ackerbau vorwiegt und weil, wenn nirgends große Armuth, doch auch nirgends großer Reichthum bei ihm zu finden iſt: der Bauer lebt nach ſeiner Art gut, wenn er von ſeinen eigenen Erzeugniſſen reichlich zehrt, die Städter und Profeſſioniſten aber müſſen eingekauft haben, ehe ſie ſich zu Tiſche ſetzen, ihre Bedürfniſſe ſind deßhalb mannigfaltiger und ſo auch mehr ausländiſcher Art, ſie verzehren an hochbeſteuerten fremden Artikeln durchſchnittlich mindeſtens doppelt ſo viel als die Landleute. Darum iſt mit Recht der Zollvereinsantheil der freien Stadt Frankfurt auf ſeine verdreifachte Kopfzahl geſetzt worden, und werden die Hanſeſtädte in gleicher Weiſe berückſichtigt werden, ſonſt aber kein Land.[1] Wollte man jedoch an den Prinzipien ändern und einen andern Vertheilungsmodus aufſtellen, ſo wäre dafür der Zeitpunkt erſt mit Ablauf der jetzigen Zollvereinungsverträge gekommen, nicht früher, wo alsdann die gemeinſchaftlichen Erfahrungen von Hannover, Preußen und den übrigen Vereinsſtaaten jedem derartigen Antrage eine weitere

[1] Daß die Braunſchweig gewährte Zulaſſung bei der Zollrevenüentheilung nach der ganzen Kopfzahl ſeiner Bevölkerung, ungeachtet ſein Harzdiſtrikt mit 26,500 Menſchen aus Rückſicht für die getrennte Lage niedriger als der Zollverein beſteuert wird, kein Präcipuum im Sinne der hannoverſchen Forderung iſt, liegt auf der Hand. Hannover forderte ein ſolches wegen angeblichen Mehrverbrauchs hochbeſteuerter Waaren für das ganze Königreich mit $1^3/_4$ Millionen Menſchen; Braunſchweig erhält nur für 26,500 Menſchen die Theilung nach der Kopfzahl, weil dieſe im Intereſſe des Vereins nicht mit dem vollen Tarif aufgenommen werden konnten, indem die Bewachungsmannſchaft im Verhältniß viel zu viel gekoſtet haben würde.

feste Basis geben würden, nach dem Grundsatze suum cuique. Uebrigens bin ich überzeugt, daß man immer wieder zu dem alten Maßstabe zurückkehren wird, weil er allein anwendbar ist; auch nahm Preußen Anstand den Vorschlag, das hannoversche Präcipuum bloß von den übrigen Vereinsstaaten tragen zu lassen, auch nur seinen Mitverbündeten zu machen. Sind die allgemeinen Verhältnisse in Frankreich, in England etwa viel anders? Wem aber fiele es dort ein, für einen Landestheil ein Präcipuum von dem andern zu fordern? Nicht weniger unausführbar war das Verlangen Hannovers, die Hauptsteuerartikel des eigenen Verbrauchs besonders zu notiren oder einzelne Verbrauchsgegenstände von der Zollgemeinschaft auszunehmen und geringere Tarifsätze für Hannover beizubehalten mit einer Nachsteuer beim Uebergange in andere Vereinslande; dadurch wäre die Freiheit des Verkehrs innerhalb des Vereinsgebiets gestört worden, bloß zum Vortheil des Schmuggels. Wohin würde der Zollverein mit allen solchen Ausnahmen der einen und andern Art, deren er schon viel zu viel einschließt, und die er vielmehr zu beseitigen suchen muß, anders kommen als zu seiner eigenen Lähmung, ja zu seiner Wiederauflösung? So viel, um den unverdienten Vorwurf, Preußen habe aus kleinlichen Rücksichten den Anschluß Hannovers gehemmt, zu entkräften: nicht an ihm, das so große pekuniäre Opfer gebracht, liegt unmittelbar der Hemmschuh, den wir Alle beklagen, sondern bisher lediglich an Hannovers ernstem Willen.

Die Behauptung, daß in Hannover ein größerer Verbrauch stattfinde, konnte allerdings hinsichtlich der fremden Manufakturwaaren und der französischen Weine, aber gerade in Beziehung auf die finanziell wichtigsten Artikel, Kaffee, Zucker ꝛc. gar nicht begründet, noch weniger aber behauptet werden, daß dasselbe Verbrauchsverhältniß auch nach dem Anschlusse Hannovers stattfinden würde. Denn einmal würde der angeblich stärkere Verbrauch unter andern Verhältnissen, besonders bei dem höhern Vereinstarif, nicht fortdauern, eine Preiserhöhung der ausländischen Artikel ließe eine Verbrauchsverminderung erwarten; sodann fielen die Zölle von allen aus dem Verein eingeführten Artikeln zu Gunsten der Verzehrer weg; außerdem beruhte die Annahme, daß alles was in Hannover zur Verzollung gelangt, auch dort verzehrt werde, auf einer Täuschung. Im Jahre

1840—1841 z. B. ertrugen die Baumwollenwaaren im Steuerverein bei einem Zollsatz von 12½ Thlr. der Centner etwas über 2½ Sgr. auf den Kopf; im Zollverein bei 50 Thlr. Zoll noch nicht 1 Sgr.; wollene Waaren dort bei 12½ und 9⅜ Thlr. Zoll 2½ Sgr., hier bei 30 und 20 Thlrn. noch nicht ganz 1 Sgr. Nun aber bezieht Hannover viele Baumwollen- und noch mehr Wollenwaaren aus dem Zollvereine, die natürlich nach dem Anschlusse keinen Zoll mehr entrichten; ohne Zweifel würde sich aber alsdann auch dieser Bezug von frei eingehenden zollvereinsländischen Fabrikaten noch vermehren, dagegen der von fremden, englischen, französischen, und damit der Zollertrag per Kopf in Hannover um so bedeutender sich vermindern. Daß nach dem Anschlusse sein Verbrauch an nicht zollvereinsländischen Gespinnsten und Geweben bedeutender seyn werde als im übrigen Vereine, ist um so weniger zu erwarten, als bei dem dann höhern Schutze die günstige Seelage Hannovers ganz gewiß zur Anlage von Twist- und Flachsspinnereien, sowie von Zuckerraffinerien, wenn vielleicht auch weniger von Hannoveranern selbst als von Hamburgern, Preußen, Engländern, Holländern, locken wird; solche Twistmühlen und Zuckerraffinerien in dem Vereinslande ganz nahe vor Hamburg, Bremen und Emden werden aber noch ganz andere Ergebnisse liefern als in Magdeburg, Berlin, Breslau, Augsburg; über kurz oder lang wird aller in den Vereinslanden nöthige Twist aus inländischen Mühlen bestritten werden, eben so gut wie raffinirter Zucker schon jetzt nicht mehr eingeführt werden kann, und das alles wird vorzüglich dem hannoverschen Lande zu statten kommen, und seiner Schifffahrt und seinem Verkehr einen ungeahnten Antrieb geben.[1] Ganz ähnlich würde es sich mit dem Zoll auf Wein und Tabak verhalten. Im Jahre 1840—1841 ertrug Wein im Steuervereine bei 3 Thlr. 3¾ Sgr. Zoll 4¼ Sgr. auf den Kopf, im

[1] Der Nichtbeitritt bedroht dagegen selbst Hannovers Gewerbthätigkeit mit Verlusten, wie denn Vereinzelung nimmer ohne nachtheilige Folgen bleiben kann. 1839 führte es 27,000 Ctnr. Flachsgarn (über 1 Million Thlr. werth) in den Zollverein zollfrei ein, 1842 nur noch 17,000 Ctnr. Sie bedarf des Schutzes und des Zusammenschlusses mit einem großen Handelskörper von 30 Millionen Menschen, die sich zu nationalen Zwecken vereint haben.

Zollvereine bei 8 Thlr. (oder nach dem Rabatt bei $6^2/_5$ Thlr.) nur $1^3/_4$ Sgr.; bei Tabak überstieg in jenem bei einem für die Blätter um das Fünffache, für Fabrikate etwa um die Hälfte geringeren Satze der Zollertrag den im Vereine um das 2 bis $2^1/_2$fache. Nach dem Zollanschlusse aber würde man mehr edlen deutschen Weinen zusprechen, die dann nicht theurer wären als ein guter Bordeaux, auch mehr deutschen Tabak verrauchen und ihn vorzüglich in weit größerem Maße selbst fabriciren. Von Kaffee kam in jenem Jahr im Steuervereine bei einem Zoll von nur $3^1/_8$ Thlr. doch nur $3^1/_3$ Pfd. auf den Kopf, im Zollverein bei einem Zoll von $6^1/_2$ Thlr. $2^1/_2$ Pfd. auf den Kopf. Indessen machen Wein, Tabak, Zucker und ganz besonders Kaffee die Hauptgegenstände des Schleichhandels aus dem Hannoverschen nach den Vereinsstaaten aus, so daß nicht die Bewohner des Steuervereins, sondern die des Zollvereins die Verzehrer eines bedeutenden Theils dieser Gegenstände sind. Die den hannoverschen Kassen aus diesem Schleichhandel erwachsene Einnahme, welche man als einen, fremden Interessen dargebrachten Tribut bezeichnen muß, würde daher mit der Aufhebung der Zollgränze zwischen beiden Vereinen wegfallen. Besonders aber in Beziehung auf Zucker, der das größte Zolleinkommen gewährt, findet in Hannover eher ein geringerer denn größerer Verbrauch als im Zollvereine statt, ungeachtet im Steuerverein die Zollsätze geringer und die inländischen Siedereien weniger bevorzugt sind, und hier fast gar keine concurrirende Rübenzuckerfabrikation besteht. Die in v. Redens Statistik des Königreichs Hannover enthaltenen, aus amtlichen Quellen geschöpften Uebersichten der in das Königreich eingegangenen wichtigsten Waarenartikel umfassen auch die Jahre vor der Bildung des Steuervereins, also eine Zeit wo Hannover noch allein stand und kein erheblicher Schmuggel von dort aus in das Zollvereinsgebiet stattfand. Vergleicht man dieselben mit den Einfuhrübersichten des Zollvereins, so erreicht der damalige Verbrauch Hannovers, selbst wenn man wegen des gestiegenen Wohlstandes einen erheblichen Antheil zusetzt, in mehreren wichtigsten Artikeln, namentlich Zucker, nicht den Verbrauch des Vereins. Alle später hannoverscherseits als Einfuhr angegebenen Mengen ($4^2/_3$ Pfd. Zucker auf den Kopf im Steuerverein, 4 Pfd. Zucker auf den Kopf im

Zollverein) können durchaus keinen richtigen Maßstab der Berechnung des Verbrauchs abgeben, weil zwischen Hannover, Oldenburg und Braunschweig freier Verkehr stattfand, und weil das was wieder, zumal auf unerlaubtem Wege, ausgeführt ward, nicht in Abzug gebracht worden war.

Zudem nahmen die Zolleinkünfte im Zollverein in höherem Verhältnisse zu als im Steuerverein. Der Zollverein verbraucht gegenwärtig schon nahe 6 Pfd. Zucker und 3¼ Pfd. Kaffee auf den Kopf, und dieser Verbrauch wird auch in Zukunft im Verhältnisse der Zunahme unserer Manufakturkräfte steigen. Die Zolleinnahmen des deutschen Handelsvereins, die im Jahre 1834 bei einer Bevölkerung von bald 23½ Millionen sich auf 14½ Millionen Thaler beliefen, stiegen im Jahre 1845 auf nahe das Doppelte, während die Volkszahl nur auf stark 28 Millionen angewachsen war. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, betrug die Einnahme 1834 nur 18 Sgr. 6,58 Pf., 1843 aber schon 27 Sgr. 6,57 Pf. und dabei war der Steuerdruck nicht vermehrt, sondern zum Theil noch vermindert. Die Einnahmevermehrungen während dieser 10 Jahre trafen besonders, außer auf Eisen (wegen des Bedarfs an Eisenbahnschienen von 316,778 Thlr. im Jahre 1834 auf 1,479,254 Thlr. 1843) und Baumwollengarn (von 541,884 auf 972,182 Thlr.), auf Zucker und Syrup (von 3,068,152 Thlr. auf 6,357,434 Thlr.), Kaffee (von 2,746,413 auf 5,020,515 Thlr.), Tabak (von 959,453 auf 1,933,431 Thlr.), Reis (von 240,867 auf 410,892 Thlr.) und Gewürze (von 198,853 auf 319,118 Thlr); wogegen die Steigerung der Zolleinnahmen von fremden Fabrikaten kaum der gestiegenen Bevölkerung entspricht, bei den Baumwollenwaaren sich sogar eine absolute Abnahme zeigt. In allen jenen Kolonialartikeln hat sich mithin der Verbrauch des Zollvereins während einer nur zehnjährigen Periode um mehr als 100 Procent erhöht, und da erscheint die Annahme, daß unter günstigen Handelsverhältnissen sich unser Verbrauch an Zucker, Kaffee, Reis und Gewürzen im Laufe der nächsten 15 bis 20 Jahre wieder verdoppeln werde, gewiß nicht gewagt, zumal auch dieser Verbrauch erst die Hälfte des Verbrauchs seyn würde, den England schon jetzt erreicht hat. In Staaten mit blühenden Gewerben wächst der Kolonialwaarenverbrauch in stärkerem

Verhältniſſe als in ſogenannten Ackerbauſtaaten, zu welchen ſich Hannover rechnen will. Die Verbrauchszunahme im Zollverein würde um ſo gewiſſer ſtatthaben, wenn die Nordſeeſtaaten beiträten, und die Zölle auf Zucker, Kaffee, Reis ꝛc., wie Hannover ſelbſt beantragt hatte, ermäßigt würden, etwa zunächſt um ein Drittel, jedoch nur zu Gunſten unſeres direkten Bedarfshandels, d. h. der deutſchen Seeſchifffahrt und Induſtrie. Jedenfalls werden ſich mithin die Einkünfte Hannovers in weit geringerem Maße mehren, bleibt es für ſich, als ſchließt es ſich an; und keinen Grund kann es in Betreff der Beſteuerung mehr ernſthaft für ſein Getrenntbleiben vorſchützen, wenn eine Ermäßigung der Zölle in jener Weiſe in Ausſicht geſtellt würde.

Eine genaue Berechnung aller einzelnen Vortheile, die aus dem Anſchluſſe für Hannovers Finanzen, Gewerbe, Ackerbau, Handel, Schifffahrt und Fiſcherei hervorgehen können, iſt im Voraus unmöglich. Nur ſo viel iſt gewiß, daß im Großen und Ganzen kein deutſches Land ſo viele und ſo mächtige Vortheile durch den Beitritt erlangen wird als gerade Hannover. Dies gilt für die jetzige Geſetzgebung des Vereins, und noch in weit höherem Grade für die vervollſtändigte, auf die Seeſchifffahrt erweiterte, welcher Vervollſtändigung alsdann nicht das Mindeſte mehr im Wege ſteht. Das preußiſche Küſtenland (zumal das mehr öſtliche, denn Stettin iſt in vollem Aufblühen), als zu abgelegen und durch vielerlei nachtheilige Umſtände zur See und zu Lande gehemmt, konnte nicht die Vortheile für ſeinen Handel und ſeine Erzeugung aus dem Handelsbunde ziehen, wie es mit den Staaten am deutſchen Meere und an den Mündungsgebieten der deutſchen Ströme Elbe, Weſer, Ems der Fall ſeyn wird. Auch haben dieſe Staaten kein Intereſſe von Belang, wie etwa Niederland die einſeitige Ausbeutung ſeiner Kolonien, auf welcher deſſen jetziger künſtlicher Zuſtand beruht, gegen den Anſchluß auf die Wagſchale zu legen, und die kleinen Intereſſen, welche vorübergehend etwa verletzt werden könnten, wiegen doch wenig gegen das große Ganze. Bei Beurtheilung jeder Anſchlußfrage müſſen immer die Vortheile, welche von Deutſchlands Einheit in der Zoll- und Handelsgeſetzgebung für die Geſammtheit ſowohl in ſtaatlicher als in volkswirthſchaftlicher Beziehung zu erwarten ſind, feſt vor Augen gehalten werden; denn die

allgemeinen Interessen allein können als Mittel zur Erreichung des Zweckes maßgebend seyn, im Gemeinwohl beruht das Wohl der Einzelnen, in ihm finden die Sonderinteressen, die meist nur in Gewohnheiten bestehen, ihre Auflösung und ihren Ersatz. Erhöhung der Produktionskosten für Hannover kann schon aus dem einfachen Grunde nicht stattfinden, weil vom Lande nach dem Anschlusse keine größere Totalsumme an Abgaben aufzubringen ist als jetzt, und weil für das Ganze, schon wegen Wegfalls einer langen schwierigen Gränze, eine dauernde Ersparniß erzielt wird. Hannover würde durch den Anschluß vielfach gewinnen, in seinen Einkünften, im Aufblühen mancher Industriezweige, in dem vermehrten Handelsverkehr seiner Seeplätze und durch sein Land. Sein indirekter Bedarfshandel mit England würde sich dann aber auch, zumal bei Durchführung eines Differentialzollsystems, wie der Hamburgs, in einen großen direkten überseeischen Handel umwandeln, der allein die Kraft des steten Wachsens in sich trägt. Zudem weiß man, daß alle mittelbaren Ein- und Ausfuhren durch Lagern, Abgaben, Zeitverlust, Frachtvermehrung ꝛc. vertheuert werden. Das kleine Belgien sucht sich eigene Kolonien zu gründen, nicht bloß um Märkte für seinen direkten überseeischen Absatz zu gewinnen, sondern um auch möglichst billige Rohstoffe direkt für seine Fabriken zu erhalten; dasselbe Ziel suchte es in den letzten Jahren durch sein Differentialzollsystem zu erreichen, das freilich großen Staaten leichter wird folgerichtig durchzuführen. Die deutschen Staaten vereint sind dazu vollkommen im Stande, und sie werden dadurch zugleich die stammverwandten Nachbarn, zum Vortheil des Ganzen, mit in ihr System ziehen. Auch Hannover muß einsehen, daß es, die fremden Waaren im direkten Bedarfshandel eintauschend, sie wohlfeiler beziehen und die Vortheile, welche bisher England als Zwischenhändler zufielen, sich selber aneignen könnte; daß es ferner noch durch den direkten Bedarfshandel den nachtheiligen Wechselkurs sich ersparte. Die Eröffnung großer überseeischer Märkte ist heutzutage eine Grundbedingung des Wohlstandes und der gewerblichen Entfaltung der Nationen alter Bildung. Ein europäisches Volk, das am Welthandel wenigstens nicht so weit theilnimmt, daß es seinen Bedarf an Kolonialprodukten mit eigenen Artikeln bezahlt, entbehrt des Haupthebels zu seinem ökonomischen Gedeihen.

Der englische Handel mit brasilischen Erzeugnissen war bisher lediglich durch die Verbrauchsfähigkeit Deutschlands bedingt, die sich nicht nach dem Absatze Englands an Fabrikwaaren nach Brasilien, sondern nach dem Absatze Deutschlands an Rohstoffen und Lebensmitteln nach England regelt, und dieser war ein sehr beschränkter. England hielt gleichsam zugleich Brasiliens und Deutschlands Zahlungsfähigkeit gegeneinander in engen Schranken, indem es statt der Zahlungsmittel des erstern seine eigenen Kolonialwaaren, und statt der des letztern seine eigenen Roherzeugnisse verbrauchte. Brasiliens Erzeugung an Zucker und Kaffee soll von 1800 bis 1837 um das Sechsfache gestiegen seyn (von 44 auf 265 Millionen Pfund Zucker, und von 24 auf 136 Millionen Pfund Kaffee), seitdem soll die des Zuckers Rückschritte gemacht und nur die des Kaffees noch bedeutend zugenommen haben; nun verbraucht Deutschland schon über 150 Millionen Pfund Zucker und an 75 Millionen Pfund Kaffee, alles fremde Erzeugnisse; es könnte demnach bei lebhaftem direktem Bedarfshandel Brasilien noch viel wichtiger werden, als es jetzt schon ist, und als jedes andere Land. Während aber unter den brasilischen Einfuhren in einem der frühern Jahre, im Betrage von 60 Millionen Gulden, die Hanseſtädte nur mit vier Millionen figuriren, glänzt England da mit 24 Millionen, obschon es aus Brasilien nur für 8 Millionen einführte, wovon ohnehin das Meiste wieder nach Deutschland ging, ein umgekehrtes Verhältniß zu Gunsten Englands wie zum Nachtheil Deutschlands, wodurch Deutschland und Brasilien zum unermeßlichen Schaden ihrer beiderseitigen Erzeugungskräfte von einander entfernt gehalten werden. Bestände dieses unnatürliche Verhältniß nicht, so würden Deutschland und Brasilien bloß die Kosten des Zwischenhandels an England zu tragen haben, bloß ihr mittelbar geführter Bedarfshandel durch die englischen Gewinnste vertheuert werden; so aber leidet der Handel unmittelbar darunter, er konnte sich nicht ausdehnen, weil England dazwischen stand und mit brasilischen Produkten, gegen seine Fabrikate, nur die deutschen Roherzeugnisse bezahlte, deren es eben bedurfte, und nicht mehr, während der direkte Handel in seiner Ausdehnung keine Gränze hat. Man kann den deutschen Import an Artikeln der heißen Zone im Wege fremden Zwischenhandels auf 35 bis

40 Millionen Thaler veranſchlagen, und dieſe große Erwerbsquelle geben wir für nichts und wieder nichts aus den Händen, ſo lange wir uns zu keiner ſchützenden Schifffahrtsakte entſchließen.[1] Natürlich ſuchte England, das nur ſeine Intereſſen bewacht, Deutſchland ſo lange als möglich zur Aufrechthaltung dieſes traurigen Zuſtandes zu bewegen, neuerdings beſonders durch Schifffahrtsverträge, welche England unter Gegenleiſtungen, die mehr Schein als Wirklichkeit haben, Gleichſtellung ſeiner Schifffahrt und ſeines Handels mit dem nationalen in den deutſchen Häfen ſichern, und worin die deutſchen Küſtenſtaaten ſich namentlich verpflichten, den engliſchen Handel theilweiſe oder ganz nicht höher zu belaſten, als die direkten Fahrten. Schon daraus, daß England dies, was es doch bereits hatte, ſich noch einmal vertragsweiſe gegen reale Begünſtigungen ausbedang, folgt, ihm müſſe dabei eine weiter ausſehende Abſicht vorgeſchwebt haben, wie denn ſolches auch Parlamentsverhandlungen und engliſche Noten bezeugen. Nach weit verbreiteter Vorſtellung hat jeder Handelsvertrag eines europäiſchen Staats mit dem Inſelreiche die Vermuthung einer societas leonina für ſich; doch der ſchlüpfrige Boden hatte den deutſchen Staatsmännern nicht Vorſicht eingeprägt. Die engliſchen Zuſicherungen gehen auf die Gegenwart, die deutſchen auf die Zukunft: Deutſchland überläßt für einen Spottpreis ſeine eigene politiſch-ökonomiſche Zukunft an England — das iſt der wahre Inhalt jener hoffentlich bald verſchwindenden Verträge. Die wenigſte oder gar keine Rückſicht auf die Zukunft Deutſchlands enthält der hannoveriſch-engliſche Vertrag vom 22. Juli 1844, der zugleich den Stader Zolltarif zu Gunſten engliſcher Schifffahrt und engliſchen Handels herabſetzt. Was in andern Verträgen noch unbeſtimmt und zweifelhaft blieb, daß engliſche Schifffahrt und engliſcher Handel unter allen Umſtänden dem nationalen Betrieb gleichgeſetzt werden ſollen, erklärt der hannoverſche definitiv, indem nach Art. 3 beide Staaten

[1] Wenn wir unſern überſeeiſchen Bedarfshandel unter eigener Flagge führten, ſo darf man rechnen, daß der deutſchen Rhederei dadurch bloß ein Frachtgewinn von etwa 10 Millonen Thlr. allmählig zufließen würde, der ihr jetzt verloren geht. Bezahlte die niederländiſche Handelsgeſellſchaft doch bloß für die Verfuhr der javaniſchen Erzeugniſſe nach dem Mutterlande 10,721,000 fl. Fracht in dem einen Jahr 1845.

die Einfuhr, welcher Art sie seyn mag, und ob sie auf britischen oder hannoverschen Schiffen stattfindet, denselben Eingangssteuern, Abgaben und Lasten unterwerfen wollen — englischerseits indeß mit stillschweigendem Vorbehalt der gewichtigen Ausnahmen der englischen Schifffahrtsakte, also so ziemlich des ganzen indirekten Handels, was alle Gegenseitigkeit aufhebt. Was wollte England durch den Vertrag erreichen? Es hatte Kenntniß von dem Antrage der hannoverschen Stände, die Regierung möchte mit den Staaten des deutschen Bundes oder wenigstens mit denjenigen von ihnen, die ein Interesse dabei haben, Verträge abschließen zur Förderung der inländischen Schifffahrt und des Handels, auch möge man dazu Differentialzölle festsetzen. Die Stände wollten wo nicht eine völlige Vereinung, doch in dem was Schifffahrt und Handel betrifft, eine Verbindung mit dem Zollvereine, sie wollten dem Auslande gegenüber mit demselben eine Einheit bilden, die Idee einer deutschen Flagge und einer gemeinsamen deutschen Schifffahrts- und Handelsmacht verwirklichen und dadurch ganz Norddeutschland dem niederhaltenden Einflusse Englands entziehen helfen. Wäre die Absicht der hannoverschen Stände erreicht, so wäre der Hauptschritt zum völligen Anschluß der Nordseestaaten an den Zollverein bereits geschehen, und dem Auslande stände ein Handelsbund von ganz Nord- und Mitteldeutschland gegenüber. Solchen Befürchtungen wollte der Minister Gladstone durch den Vertrag vom 21. Juli wenigstens bis zum Jahre 1854 vorbeugen, und England erkannte dafür den in die Kasse des Königs von Hannover fließenden Staderzoll an, bei Herabsetzung desselben für englische Manufakte — wahrlich, ein theuer bezahltes Anerkenntniß!

Glücklicherweise besteht aber ein Umstand, der es Hannover möglich macht, auch vor 1854 sich der übernommenen Verpflichtungen zu entledigen. Art. 3 spricht nämlich von einer „Gegenseitigkeit" in Schifffahrt und Handel, die England nie gewährt hat, und Art. 7 sagt geradezu, daß keiner der beiden vertragenden Theile seinen Unterthanen Vergünstigungen gewähren soll, die er nicht auch dem andern Theil einräumt. [1] Heißt das nun

[1] Die gleichen Bestimmungen finden sich in dem neuen Vertrage Hannovers mit Griechenland.

etwa Gegenseitigkeit, wenn man, während jedes englische Schiff in hannoverschen Häfen seine Ladung löschen kann, dem hannoverschen Frachtfahrer jede Art Handel zwischen England und einem nichtdeutschen Lande verbietet? Heißt das gleichmäßige Begünstigung, wenn man in England nur Waaren auf eigenem oder erzeugungsländischem Schiffe zum Verbrauch zuläßt? Angesichts seiner Schifffahrtsakte ist „Gegenseitigkeit" im Munde Englands bloß Ironie, und da keine Klausel in den englisch-deutschen Verträgen ausdrücklich gebietet, daß jene Akte über den Verträgen stehen soll, so hat England thatsächlich dieselben nicht genau in Kraft treten lassen, und kann es sich nicht beklagen, wenn Deutschland zu einer ähnlichen, obschon viel mildern Schifffahrtsgesetzgebung schreitet, um die es niederdrückende Last von sich abzuwälzen. Besorgnisse vollends vor Retorsionen von Seiten Englands entbehren, schon wegen des jetzigen Standpunktes der englischen Handelsgesetzgebung, alles Grundes. Wie sollte denn der Grundsatz, das Ausland ganz so zu behandeln wie es uns behandelt, Aufforderungen zu Retorsionen enthalten? Auch ist jener einseitige Gedanke Gladstone's in England bereits überwunden; er selbst schon mochte fühlen, es sey unmöglich Deutschland auf die Dauer vom direkten Seehandel abzuhalten, und in der Verhandlung wegen der Auswechslung der Ratifikationen des mit Hannover abgeschlossenen Vertrags hat sich England ausbedungen: dieser dürfe, wenn zum 1. Januar 1848, dem Ablaufstermin des Vertrags mit dem Zollvereine vom März 1841, neue allgemeine Maßregeln zur Förderung des englischen Verkehrs in Kraft treten sollten, nicht entgegenstehen! England, das selbst der Volksstimme immer ein geneigtes Ohr leiht, muß fühlen, daß auch der öffentlichen Meinung einer so großen Nation wie der deutschen nicht dauernd zu widerstehen sey, und durch seinen folgereichen Schritt von der alten Bahn der Handelspolitik in die neue, wo es sich um den Siegerpreis in der freien Weltconcurrenz handelt, hat es unsere begründeten Besorgnisse auf einen ganz andern Boden verpflanzt. Nur wenn man deutscherseits rasch zu einem Differentialzollsystem greift und den englisch-holländischen Zwischenhandel verdientermaßen höher belastet als den direkten Bedarfshandel auf Nationalschiffen, steht in diesem Augenblick noch das Strömen von Zwischenhandels-

gütern aus Londoner und Liverpooler Freilagern nach Deutschland, steht Englands brasilischer, cubaischer und haityscher Handel auf dem Spiele. Aber wißt ihr, wie es diese Gefahr abzuwenden bemüht ist? Nun, es schafft das westindische Zuckermonopol, wie allmählig alle Monopole der Kolonialerzeugung ab, läßt Jamaika in Gottes Namen zu einem freien wirklichen Negerstaate aufwachsen, erschließt damit also allen freien Kolonialländern Amerika's seinen reichen Markt und sucht fortan von deren Erzeugnissen das Vielfache zu verzehren, um seine Manufakturkraft in gleichem Maße steigern zu können und jene Länder enger denn je vorher an sich zu ziehen. So gut wie das Kornmonopol der mächtigen Landaristokratie gefallen ist, so gut und noch weit leichter werden jetzt auch die Monopole der Kolonialerzeugung hinfallen, wofür sich bereits die alten Mitglieder der Liga und die Whigs, Lord John Russel an der Spitze, erhoben haben.

Um so mehr aber sollten wir uns erinnern, daß ein vereintes Deutschland für die Weltinteressen ein ganz anderes Gewicht in die Wagschale legt, als ein einzelner deutscher Staat, daß allein eine die Nation umspannende Politik dem Einzelnen wie dem Ganzen Schutz gewähren, Macht und Ansehen bringen kann. Dieses Bedürfniß wird von Allen in den verschiedensten Kreisen mehr und mehr erkannt, von den Landständen Hannovers wie von denen aller übrigen Staaten, von den Rhedern der Hansestädte (Beweis deren Aufforderung schon im Jahr 1840 an die deutschen Rheder zur gemeinschaftlichen Berathung solcher Maßregeln, von denen eine günstigere Stellung der deutschen Flagge im Auslande zu erwarten steht), wie von den Fabrikanten des Binnenlandes. Will man den Zweck, so muß man auch die dazuführenden; an sich nicht verwerflichen Mittel wollen; wie ist aber eine nationale Handelspolitik möglich ohne Einung und gemeinsame Leitung? Welche Opfer wären zu groß, die dazu dienten, die politische Einheit Deutschlands, seine volle Selbstständigkeit vom Auslande für immer zu befestigen? Welche Opfer könnten gebracht werden, die durch ein solches Ergebniß nicht tausendfachen Ersatz gewährten? Nächst der Sorge für das Ewige, hat ein Volk keine höhere Pflicht, als die Einheit seiner freien volksthümlichen Entwickelung zu fördern und sicher zu

ſtellen; denn in ihr liegt trotz ſtets eindringenden Meinungszwieſpalts doch die einzige Gewähr der Verſöhnung und des Gedeihens, in ihr werden die Keime verderblichen Zwieſpalts allein aufgelöst, in ihr drängen die Bewegungen der Parteien zuletzt immer zum Heile des Ganzen hin. Der kirchliche Zwieſpalt haftet an unſerer Geſchichte, und folgt uns überall hin, ſelbſt über die Gränzen des Vaterlandes hinaus; er bildet fort und fort eine ungeheure Kluft zwiſchen der Idee unſerer Einheit und der Wirklichkeit. Aber je entfernter die Zeit noch zu liegen ſcheint, wo ſich dieſe tiefe Spalte in dem höhern freireligiöſen Bewußtſeyn unſeres Volks in einer vollendetern Kirche wieder ſchließen wird, um ſo feſter und inniger ſollen wir an der Einheit unſeres Volksthums halten, an der Einheit unſerer Anliegen nach außen, unſerer innern und äußern Politik. Darum ſtellen wir der Entwickelung des Ganzen auch nicht mehr das Sonderintereſſe oder gar die Selbſtſtändigkeit der einzelnen Staaten entgegen. Der Zollverein beſtimmt ſich in allen Vereinungsverträgen als eine Uebergangsperiode, als die Anbahnung der in der Bundesakte verheißenen Gemeinſamkeit deutſcher Anliegen in Handel und Wandel; er ſelbſt bezeichnet ſein Ende, ſein Ziel in dem Augenblicke, wo ſämmtliche deutſche Staaten über gemeinſchaftliche Maßregeln übereingekommen ſind, welche ſeinen mit Art. 19 der Bundesakte übereinſtimmenden Zweck vollſtändig erfüllen. Sind vielleicht Bayern, Sachſen, Würtemberg, Heſſen, Baden, mit Preußen verbündet, jetzt weniger ſelbſtſtändig und ſouverän als früher? Vielmehr hat der Verein die einzelnen Regierungen moraliſch und materiell den ängſtlichen niederdrückenden Sorgen beengender Verhältniſſe enthoben, ihrem guten Willen ein neues unabſehbares Feld ſegensreicher Wirkſamkeit eröffnet und ſie auf einen Standpunkt gebracht, von welchem aus der politiſche Blick ſich erweitert, die Zuverſicht auf unſere Zukunft wächst und der Drang nach Fortſchritten eine ſichere bewußte Haltung bekommt. Erſt im Vereine und im Genuſſe der freien geſchützten Bewegung, welche er ſchafft, wird es den Regierungen möglich, die Volksanliegen in ihrem eigentlichen Mittelpunkte zu erfaſſen und wahrhaft großartig zu fördern, während ſie vorher mit dürftigem Flickwerk ſich begnügen mußten oder gar in ihrer Noth auf unnatürliche Auswege

verfielen. Wahrlich, dieſe Gemeinſamkeit der Intereſſen, des Ganges und Fortſchreitens aller wirthſchaftlichen Zweige, in der Mitte von Deutſchland erreicht, iſt kein fremdes ſtörendes Element in der deutſchen Entwickelung; im Gegentheil, ſie wird dieſelbe von allen fremden hemmenden Einflüſſen befreien und uns nothwendig zu einer ächt nationalen Politik führen. Gerade was aber dem Vereine vor allem noch fehlt, iſt ein bindender Organismus, der ſeine thatkräftige Leitung und Entwickelung aus der ſchier bloß diplomatiſch-fiskaliſchen Sphäre mehr in die volksthümliche und ſtaatsrechtliche hineinführte, und den die Conferenzen bevollmächtigter Regierungskommiſſäre nimmermehr erſetzen können. Wenn am Bundestage auch über alles Andere, nur nicht über deutſche Volksanliegen berathen wird, ſo iſt der Bund doch nicht ein bloß völkerrechtlicher, wie der Zollverein jetzt, ſondern auch ein ſtaatsrechtlicher und ſteht *über* den Bundesſtaaten als Centralautorität, welche oberaufſehend, geſetzgebend, vollziehend, richterlich und polizeilich verfährt — freilich ohne Gliederung und ohne parlamentariſche Theilnahme des Volks — und dieſelben Formen von öffentlicher Thätigkeit geltend macht wie der wirkliche Staat. Hoffen wir nur erſt auch, daß im Zollvereine die ergänzende *volksvertretende* Seite des Bundes keime, ſo ſind doch in ihm die Anliegen des Volkes ſowie die Selbſtſtändigkeit der Staaten in umfaſſenderem Sinn anerkannt und verbürgt, als im Bunde nach deſſen Verfaſſung. Während der Zollverein von dem Grundſatze des freien Vertrags und der völligen Gleichheit der Rechte aller ſeiner Mitglieder ausgeht, hat der Bund eine zweifach abgeſtufte Stimmenvertheilung, indem einmal in der Regel mehrere kleine Bundesſtaaten nur *eine* Geſammtſtimme bilden, die von ihnen alternirend geübt wird, und wieder den größeren Staaten *mehrere* Stimmen zugetheilt ſind, ſo daß dieſen mithin immer neben dem natürlichen Einfluß ihrer Schwere noch ein Stimmenübergewicht zu ſtatten kommt, und im erſten Fall, dem gewöhnlichen, ſogar Beſchlüſſe gefaßt werden, an welchen mehr als die Hälfte der Bundesſtaaten gar nicht einmal Theil nimmt. Während bei den Verhandlungen des Bundestags in den bei weitem meiſten Fällen (Art. 7 der Bundesakte) die Mehrheit entſcheidet, kann im Zollverein eine neue Maßregel nur durch Einſtimmigkeit beſchloſſen werden.

Allerdings ist andrerseits dieses bloß völkerrechtliche Band viel zu lose, und ein staatsrechtliches wäre weit vorzuziehen; weßhalb denn auch der Anschluß der noch getrennten Bundesstaaten um so wünschenswerther erscheint, weil der Verein dadurch Bundessache würde und mithin auch eine dem Staatsrecht mehr entsprechende Abstimmungsweise annähme, überhaupt zu einer feststehenden Grundverfassung schreiten könnte. Immer aber ist mindestens das Gute damit verknüpft, daß die Pfeile der Verleumdung, als übe durch den Zollverein der größere Vereinsstaat Zwang auf die kleinern aus, gerade von dem losen Bande am ersten machtlos abgleiten. Sofern der Zollverein auf der Berücksichtigung der im Volksleben herrschenden Bedürfnisse und Verhältnisse beruht, wird ihn auch so schon die innige gegenseitige Durchdringung dieser Verhältnisse halten und unauflöslich machen, unbeschadet der Freiheit der einzelnen Staaten, d. h. der Geltendmachung eines vernünftigen Willens. Insofern der Zollverein weiter auf dem Grundsatze, Einheit gibt Macht, beruht, stärkt er die einzelnen Staaten, verleiht dem Regierungswillen einen Nachdruck, den man in der Isolirung kaum ahnte, erhebt ebenso das allgemeine Volksbewußtseyn und bildet eine potenzirte Gesammtkraft, von welcher auch in politischer Hinsicht den einzelnen Verbündeten ungleich größere Antheile zufallen, als was sie durch einen Theil der willkürlichen Selbstbestimmung aufgeopfert haben. Denn die Verbindung der verschiedenen Staaten eines Volkes ist nicht ein mechanisches Summiren, sondern ein Ergänzen und Befähigen für die höhere Nationalentwickelung, ein organisches Wachsen und wechselseitiges Beleben und Durchdringen, so daß die dadurch gebildete Gesammtkraft nicht bloß die arithmetische Summe der verbundenen einzelnen Kräfte ist, sondern ein neues vor der Vereinung gar nicht dagewesenes Produkt eines höhern, gesteigerten Lebensprozesses in der ganzen Nation. So wird die Bedeutung der einzelnen Staaten zwar auf ihr rechtes Maß und in ihr rechtes Verhältniß gebracht, zugleich aber auch zu einer Macht erhoben, welche das Recht hat zu einem stolzen großen Selbstvertrauen. In diesem Selbstbewußtseyn, in diesem Gefühl der eigenen Macht reifen aber allein jener höhere Muth und jene nationale Thatkraft, welche die freie Geistesbewegung, die volle Selbstständigkeit

der Nation ſichern, und die dem zum Erwachen gekommenen Volke den Adel der Größe aufs Antlitz prägen.

Darum, ihr norddeutſchen Staaten und freien Städte, ihr Hannoveraner und Oldenburger, ihr Mecklenburger und Holſteiner, ihr Hamburger und Bremer, reicht euern Brüdern die Hände! Es gilt euer und unſer gemeinſames Wohl, es gilt die Größe und den Ruhm des einen deutſchen Vaterlandes. Euer Getrenntſeyn, bedenkt es wohl, iſt gegenwärtig der Stein alles Anſtoßes in Sachen unſerer nationalen Handelspolitik, und doch beſteht kein einziger ſtichhaltiger Grund gegen unſere Handelsvereinung, während alle Gründe dafür bei euch nicht minder gültig und dringend ſind als dieſſeits. Haben nicht ſelbſt Ausländer euch das zugerufen? Hat nicht der belgiſche Miniſter Rothomb, gewiß Belgiens erſter Staatsmann, es ſchon in ſeiner Landtagsrede vom 23. April 1844 laut ausgeſprochen, wodurch Deutſchland verhindert wird, ſeinen auswärtigen Handel vollkommen zu organiſiren? „Nach dem Beitritte Hannovers erſt und der Hanſeſtädte," ſprach er, „wird der größte Theil des Zollvereins Seehäfen beſitzen; dann erſt wird er im Stande ſeyn, die 200 Millionen an Kolonialerzeugniſſen, die er jährlich einführt, gegen die Erzeugniſſe ſeiner eigenen Induſtrie einzutauſchen. Deutſchland iſt der Hauptmarkt für die Produkte der niederländiſchen Kolonien, und man kann noch erleben, daß Niederland (dann auch Belgien) ſelbſt ſich dem Zollverein anſchließt." Mithin ſollten die Unterhandlungen über den Anſchluß Hannovers an den Verband unverweilt wieder aufgenommen (wer zuerſt die Hand bietet, dem der Ruhm!), die übrigen Nordſeeſtaaten (das Herzogthum Limburg nicht zu vergeſſen) mit hineingezogen und alles zu einem gedeihlichen Ziele geführt werden. Wenn der Zollverein durch Beſchützung ſeiner Schifffahrt und Fiſcherei, durch Herſtellung des direkten Bedarfshandels mit den Erzeugungsländern ſeine Erzeugung und ſeinen Verbrauch vermehrt, wenn er durch Handelsverträge, durch nationale Vertretung unſerer auswärtigen Handelsintereſſen und durch eine Kriegsflotte dem deutſchen Kaufmann größere Sicherheit und Vortheile, mit der Bundesflagge dem deutſchen Namen größere Achtung verſchafft, wer gewinnt dabei mehr als der Handel und die Rhederei unſerer Seeſtädte und das ganze

Seegebiet? Wenn die einheimiſche Induſtrie, der äußere Handel und die nationale Schifffahrt blühen, wem anders könnte dies nächſt den Seeſtädten mehr zu gute kommen, als den an ſie gränzenden Ackerbaubezirken, den in ihrer Nähe befindlichen Manufakturen und Fabriken, den Nordſeeſtaaten? Abgeſehen von einzelnen nichtswürdigen Privateinſtreuungen, hat Hannover dieſe Vortheile wenigſtens offiziell niemals in Abrede geſtellt, und die hannoverſchen Commiſſäre haben bei den mit den preußiſchen Bevollmächtigten früher gepflogenen Verhandlungen zu Protokoll erklärt: „Es falle in die Augen, welche wichtigen Ergebniſſe die durch den Zollverein bezweckte commerzielle Einheit Deutſchlands in politiſcher Hinſicht nicht minder als in Beziehung auf die nationale Induſtrie und den internationalen Verkehr hervorzurufen geeignet ſey. Man werde daher wohl auch der k. hannoverſchen Regierung zutrauen, daß ſie ſowohl hierin als in den freundſchaftlichen Verhältniſſen zu Preußen die dringendſte Aufforderung finde, ſich dem Vereine anzuſchließen, ſobald nicht mehr Gründe von überwiegender Wichtigkeit ſie davon zurückhielten.“ Nun, es iſt nicht abzuſehen, worin dieſe Gründe noch jetzt beſtehen, oder daß ſie dem gerechten Verlangen Deutſchlands und dem ernſten Begehren Hannovers ſelbſt nicht weichen ſollten.

Der Zollverein möge von den acht urſprünglichen Forderungen Hannovers alles zugeſtehen, was ſich mit ſeinen Prinzipien verträgt; unbedingt die gewünſchte Erleichterung in der Zollcontrole und den Erlaß der Nachſteuer, indem der Steuerverein mindeſtens ein halbes Jahr vor dem Anſchluß ſchon den höhern Tarif einführte; auch dem Wunſche in Betreff des Salzdebits ſteht keine ernſte Schwierigkeit im Wege (Hannover nahm mit Recht Anſtand, ſeine Salzpreiſe von $1\frac{1}{2}$ auf $3\frac{1}{3}$ Thlr. für 100 Pfd. zu erhöhen und dadurch die Salzſteuer, die vorzugsweiſe die untern Volksklaſſen drückt, um etwa $\frac{1}{2}$ Million Thaler zu vermehren), um ſo weniger, als auch Preußen ſeitdem ſeine Salzſteuer erklecklich gemildert hat und im Gemeinbelang ſie bis auf den hannoverſchen Satz ermäßigen könnte. Ueber andere Forderungen könnte man ſich leicht verſtändigen, wie namentlich über Milderung der Zollſätze des Vereins auf Kaffee, Thee, Zucker, Syrup, Tabaksblätter und Wein, jedoch durchaus nur zu Gunſten des direkten Handels und der deutſchen Flagge,

wogegen Hannover, in Betracht der von seinen Ständen geäußerten Anträge, gewiß so wenig etwas einzuwenden haben würde wie die Hanseſtädte. Um die Präcipuumsfrage zu beider Theile Zufriedenheit zu beſeitigen, obſchon ſie im Grundſatze gänzlich zurückzuweiſen iſt, wäre vielleicht der Vorſchlag in Erwägung zu ziehen, den, wenn ich nicht irre, Dr. Liſt gemacht hat. Man laſſe trotz des Anſchluſſes, alſo eines und deſſelben Tarifs, die jetzt zwiſchen beiden Vereinen beſtehende Zollinie noch ein paar Jahre ſtehen, zum Zwecke der Berechnung deſſen, was an den bei der Nationalzollinie eingehenden Waaren in Hannover verzehrt wird und was davon in die Länder des bisherigen Vereins übergeht. Da würde aufs gewiſſeſte ermittelt, wiefern die hannoverſchen Anſprüche gegründet wären; ſtellte ſich ſelbſt ein Präcipuum für Hannover heraus, ſo doch ſicher nur in den erſten Jahren, und jedenfalls würde die Zwiſchenlinie bald genug wegfallen, indem ſie der Koſten nicht werth wäre.

Der Zollverein hat von Hannover nur ein Opfer zu fordern, und zwar nicht bloß in ſeinem Intereſſe, ſondern auch in dem hannoverſchen und geſammtdeutſchen: es muß nämlich auf alle ſolche Weg-, Fluß- und Seezölle verzichten, welche die Einfuhren Deutſchlands, namentlich die Rohſtoffe für ſeine Fabrikation, ebenſo ſeine Ausfuhren, alſo den ganzen deutſchen Handel vertheuern und unſerer Induſtrie den Mitbewerb auf den Weltmärkten erſchweren. Wenn Hannover hiefür auf gewiſſen Bedingungen hinſichtlich der Schifffahrtsgeſetzgebung oder ſelbſt auf einer baaren Entſchädigung beſtünde, das freilich würde ich begreifen können. Die wichtigen Handelsreformen, die großen Steuererleichterungen für Handel und Induſtrie in England verfolgen alle den einen Zweck, die engliſche Induſtrie in Stand zu ſetzen, durch Verwohlfeilung ihrer Erzeugung den Mitbewerb aller andern Länder auf den Weltmärkten zu überflügeln. Will Deutſchland ſeine Induſtrie durch dieſe Wohlfeilheitspolitik nicht erdrücken laſſen, ſo muß es gleichfalls ſeine Induſtrie und ſeinen Handel ſo viel möglich zu erleichtern ſuchen. Dahin gehört vor allen Dingen die Abſchaffung aller Binnenzölle, der Durchgangsabgaben und der Waſſerzölle, in Hannover alſo auch der auf der Elbe, Weſer und Ems erhobenen Schifffahrtsabgaben; es

wird kein einseitiges, sondern ein gegenseitiges Opfer verlangt: alle innern, den Verkehr beläſtigenden Land- und Waſſerzölle müſſen binnen der großen Nationalmauthlinie wegfallen oder auf dieſe verlegt werden, und wenn Hannover in Folge davon ſelbſtredend auf ſeine beſondern Durchgangs- und Waſſerzölle verzichtet, ſo erſchließt ſich ſeinem Verkehre dagegen auch der freie Durchgang durch das ganze Vereinsgebiet, die zollfreie Benützung aller deutſchen Straßen und Flüſſe, es empfängt noch mehr als es gewährt. Wollte Hannover dennoch, wie früher, auf die Gewähr ſeiner bisherigen Einnahmen an ſolchen Abgaben ſeitens der Vereinskaſſe beſtehen, ſo hieße das den ganzen Zweck des Zollvereins verkennen, es hieße den beſchränkteſten fiskaliſchen Geſichtspunkt eines Staats über den nationalen und handelspolitiſchen des Ganzen erheben. England und Frankreich haben jetzt den großen Vorzug vor uns, daß ſie ihre Waaren, unbeläſtigt und unvertheuert von innern Land- und Schifffahrtszöllen, auf ihre Schiffe verladen und verſenden; dahin muß auch der Zollverein nothwendig kommen im Norden wie im Süden, über Oeſterreich und Genua, und es iſt faſt ſeltſam, daß er dieſes Ziel nur noch in Bezug auf Belgien und zum Theil auf Holland erreicht hat. Auch der Brunshäuſer und Stader Zoll muß völlig ſchwinden, denn es wäre Widerſinn, ihn auch nur für die fremde Schifffahrt im Vereine beſtehen zu laſſen, wenn dieſe ſchon durch das allgemeine Differentialzollſyſtem in Schranken gehalten würde; dagegen hätte Hannover für dieſes beſondere Opfer zum Vortheil des Ganzen eine billige Entſchädigung zu beanſpruchen, welche ungefähr nach dem wirklichen Betrage deſſelben feſtzuſetzen wäre. Natürlich wird die Annahme eines Differentialzollſyſtems zum Schutze der nationalen Rhederei und Induſtrie dabei vorausgeſetzt, als die Bedingung des Anſchluſſes der Nordſeeſtaaten überhaupt. Was die Sache zu erſchweren ſcheint, iſt der Umſtand, daß jene Waſſerzölle eine weſentliche Einnahme der — von den hannoverſchen Steuerkaſſen getrennten — königlichen Kaſſen in Hannover bilden; aber es ſcheint doch nur ſo, da jene Einnahme dieſen Kaſſen auch auf eine andere Weiſe noch mehr geſichert werden könnte als bisher, zunächſt aus der Entſchädigungsſumme, am einfachſten aber aus dem hannoverſchen Staatsſchatze. Die Trennung der Domänen von den Landeskaſſen, die

vor der Auflösung des deutschen Reiches in den meisten Ländern bestand, hatte in der Entwickelung der Landeshoheit aus der Grundherrlichkeit ihren historischen Grund; mit dem Souveränwerden der einzelnen Staaten ist das Verhältniß der Fürsten zu ihnen ein anderes, mehr allgemeines und umfassendes geworden. In Staaten mit Verfassungen, in welchen die geläuterte Staatsidee durchgreifender in Zweck und Mitteln verwirklicht worden, wird das sämmtliche Staatseinkommen, es fließe aus Abgaben oder aus den Domänen, als allgemeines Staatsvermögen verwaltet und für den Herrscher und sein Haus ein entsprechendes festes Einkommen aus den Gesammteinkünften des Landes bestimmt. Viele deutsche Staaten, wie namentlich unbedingt Bayern (in Sachsen, Baden, Braunschweig ꝛc. findet sich gemeinsame Finanzverwaltung und Civilliste mit Aufrechthaltung des Patrimonialeigenthums der Domänen), haben in unbefangener Würdigung das zuerst von England, dann von Frankreich, Spanien, Niederland ꝛc. gegebene Beispiel nachgeahmt und statt der frühern Trennung der Domänen und Landeskassen eine allgemeine Staatsfinanzverwaltung mit einer Civilliste für das Herrscherhaus eingeführt. In Hannover ist, nicht ohne Unmuth des Landes, mit Umsturz der zu Recht bestehenden Verfassung diese Bahn wieder verlassen worden.[1] — Doch diese Frage überlassen wir Hannover selbst, und beschränken uns auf die Bemerkung, daß der Fürst, je weniger er in den Kreis der Privatinteressen herabgezogen werden kann, um so mehr an wahrer Unabhängigkeit und Erhabenheit seiner Stellung gewinnt. Auch in Hinsicht des bloßen Verwaltungsinteresses ist die Stellung des Staats, wenn er sich im Besitze aller Einkunftquellen befindet, günstiger als die des Fürsten, der in den besondern Revenüen sein eigenes Vermögen nützt und vertheidigt, und der dadurch sogar, wie hier der Fall vorliegt, in den Wasserzöllen in Collision mit den Anforderungen der Zeit treten kann. Dabei erwäge man den Umschwung, den die Eisenbahnen und die neue Weltindustrie in

---

[1] Im §. 133 des hannoverschen Staatsgrundgesetzes von 1833 war eine Vereinigung der aus dem Krongute fließenden Einkünfte mit den Landesabgaben festgesetzt; sie ward freilich leider gleichsam die Handhabe zum Umsturze der Verfassung.

Verbindung mit einer geläutertern Handelspolitik in allen Handelsverhältniſſen hervorrufen können. Als im Jahre 1839 die Eiſenbahnen in der hannoverſchen Ständeverſammlung zur Sprache kamen, wollte ſich die erſte Kammer nicht einmal zur Geldbewilligung zum Bau für die kleine Strecke von Hannover bis zum braunſchweigiſchen Gebiete verſtehen; nach einigen Jahren Ueberlegung wurden aber zum Bau einer Eiſenbahn ſo viele Millionen bewilligt, als das Land Schulden hatte. Man fing allmählig zu erkennen an, wie äußerſt wichtig und folgenreich eben die in Hannover zu bewerkſtelligenden Bahnen, welche die wichtigſten deutſchen Seeſtädte vom Meere gleichſam mitten in Deutſchland hineinſetzen, ohne ihre Seeſtellung nur um einen Zoll breit zu verrücken, für ganz Deutſchland und für das Wohl und die glücklichen Verkehrsverhältniſſe Hannovers beſonders ſeyn müßten; gerade wie jetzt die Blicke ſich erweitern in Bezug auf das, was Hannover im Zollverein für Deutſchland ſeyn würde. Ja, Hannover hat im Zollvereine, nimmermehr außer demſelben, eine ſee- und handelsmänniſche Rieſenſtellung zu erringen, an die ſich Folgen und Ergebniſſe hängen, gegen welche wahrlich einige geringfügige fiskaliſche Intereſſen gar nicht in Betracht kommen können. Die erſten und zukunftreichſten deutſchen Handelsemporien, im Mittelpunkte der Seeküſte von Liſſabon bis Petersburg, dort, wo ſich auf dem deutſchen Meere der Seehandel von allen Weltgegenden zuſammenzieht, ſelbſt hinwieder mit eiſernen Armen ins Herz von Deutſchland und in den fernſten Süden ragend, und Deutſchland der Mittelpunkt des großen Continentalhandels, wie zur Zeit als die Hanſa blühte — ſie mitten auf dem Continente und doch am Seegeſtade, auf dem großen Tummelplatze des Welthandels, wo die Handelsleute aller Völker zuſammenſtoßen wie einſt zu Sebaſtopol im ſchwarzen Meere, wo, nach Herodot, 80 verſchiedene Zungen gehört wurden — das ſind Verhältniſſe und Ausſichten, die mächtiger als alle in ſich unſichern Sonderbelange einwirken werden auf die Entſcheidung der deutſchen Lebensfrage: wird der Zollverein ſich bis zur Seeküſte ausdehnen und dadurch der dauerbare Grund der deutſchen See- und Handelsmacht gelegt werden? Dann wird es auch uns ſich kundthun, von welcher unſchätzbaren Wichtigkeit die Wohlfeilheit des zollfreien Transports und Verkehrs

für die gesammte Nationalerzeugung ist, wie sich die Schifffahrt auch auf den innern Gewässern belebt, auf den von den Zöllen wie vom Sande und Schlamme gereinigten Strömen und Flüssen; dann werden Rhein, Ems, Weser und Elbe untereinander durch Kanäle verbunden seyn, und auf alle den zahlreichen, jetzt getrennten, dann verknüpften Flüssen, Nebenflüssen und Kanälen werden die Waaren den Weg in das Innere des ganzen Landes, in alle Flecken und Dörfer finden. Ja, der Anschluß Hannovers, eine Lebensfrage für das deutsche Volk, ist eine solche auch für das Wohl und Weh der Nordseestaaten selbst, und erst wenn sie ihre Erfüllung gefunden hat, können wir mit erheitertem Antlitz die trauernden Worte Platens lesen:

— — — — — — — — — — — —

„Aber nicht mehr blüht die germanische Schifffahrt,
Mancher Freistaat sank, und des reichen Erwerbes
Quellen füllt anspülender Schlamm;
Ach, und das verarmte Volk schleppt knechtisch ein eisernes Joch nach!"

Also sollten die Unterhandlungen über Hannovers Anschluß unverweilt wieder aufgenommen und einem gedeihlichen Ziele zugeführt werden! In dieser Zeit, wo alle Welthandelsverhältnisse sich neu gestalten und alle Völker nach gründlicher Verbesserung ihrer wirthschaftlichen Zustände streben, ist jede versäumte Stunde ein unwiederbringlicher Verlust. Wollten wir auch ruhig zuwarten, bis die Zeit alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt hätte, die Politik anderer Nationen legte darum nicht die Hände in den Schooß. Die Völker aber leben nicht von Gehalten und Pensionen, und unsere gesellschaftlichen Zustände werden um so schwieriger, je mehr andere Völker uns überflügeln und wir die sich so natürlich darbietenden Hebel unserer Fortschritte nicht ansetzen. Jede Uebereilung ist freilich auch zu vermeiden. Wir haben keine Festung zu erstürmen um jeden Preis, noch weniger die Uebergabe durch verderblich rückwirkende Zugeständnisse zu erkaufen. Wir leben in keinem Kriege, dessen Ende wir durch einen entscheidenden Schlag am nächsten Tage herbeiführen müßten, und ein ächter der Entwickelung wahrhaft heilsamer Friede kann nur durch allseitige Billigkeit hergestellt werden. Das Haus, worin wir uns wohnlich sicher und angenehm einrichten wollen, soll ein Werk der Jahrhunderte werden, ein

Bau, der die Zeitstürme überdauert, und daran muß mit festem Mörtel gemauert, mit Vorsicht gezimmert werden. Mit heiligem Ernste soll daran gebaut werden, damit es etwas Rechtes werde, nicht ein Kartenhaus für 24 Stunden, das dem ersten Windstoß erliegt. Darum Eile mit Weile. Darum kein Zugeständniß, das schon wieder an dem Grundbau selbst, der sich eben erst erhebt, rütteln könnte. Andererseits muß der Zollverein den größten Werth darauf legen, daß jeder der noch getrennten Staaten bei der Entschließung über seinen Beitritt diese sehr wichtige Frage im vollsten Gefühle seiner Selbstständigkeit nach den Interessen, Bedürfnissen und Wünschen des Landes beantworte. Er ist eine so innige Verbindung, bei dem lockersten äußern Bande, Regierung und Unterthanen sind dabei gleichmäßig und so bedeutend betheiligt, daß, wenn der Anschluß an den Verein zum überwiegenden Nachtheil eines Staats ausschlagen sollte, dies die beklagenswerthesten Folgen haben müßte — beklagenswerth nicht bloß für den benachtheiligten Staat, sondern auch wegen des sich daraus ergebenden Zerwürfnisses für den ganzen Verein. Bisher hat noch kein Staat über die Folgen seines Beitritts geklagt, Regierungen und Regierte haben sich gleich wohl dabei befunden; und so muß es bleiben. Billigkeit und Recht müssen ihre Kraft auch nicht einen Augenblick verlieren; so nur schreitet die Reform vernünftig und vollständig auf der bestehenden Grundlage fort. Schroffer Widerstand hat keine Dauer, er bricht, ist er widernatürlich, am ersten in sich selbst. Billiges Uebereinkommen führt am weitesten. Das lehren die Erfolge der deutschen Bestrebungen seit dem Frieden, wenn sie auch den gerechten Hoffnungen und Ansprüchen, sowie den dringenden Bedürfnissen unseres Volkes bei weitem nicht genügen; sie weisen nicht auf Gewaltschritte, sondern auf Mäßigung und Geduld, auf den Fortschritt aus der Tiefe durch die Ueberzeugung. Diese Ueberzeugung aber wird täglich stärker, durchdringt mehr und mehr alle Kreise und Schichten des Volkes und macht die öffentliche Meinung unwiderstehlich; so wird der Fortschritt sicherer, wohlthätiger, befruchtender als durch allen immer nur springenden äußern Gewaltdrang. Eine gewisse Naturnothwendigkeit weiterer Entwickelung thut auch das ihrige, und das beängstende Gefühl wächst, daß, wenn an unserem Gesichtskreise die Flamme eines

Kriegs aufloderte, ohne innere Einung es leicht zu spät seyn möchte für die Einen, den spröden Widerstand zu brechen, für die Andern, das Billige zu gewähren. Daß wir auf dem Wege der Reform vorwärts schreiten, ist ein Ruhm, ein Glück für uns — man hüte sich, es unmöglich zu machen, daß es der deutsche Weg bleibe!

Darum soll der Zollverein aber auch handeln. Er soll durch Entwickelung und Vervollständigung seiner Gesetzgebung den noch nicht beigetretenen Staaten den Anschluß wünschenswerth machen, ihnen zeigen, welche Vortheile er ihnen gewähren, welche Quellen der Wohlfahrt er ihnen zu erschließen vermag, sie nicht bloß mit Verheißungen auf die Zukunft weisen. Er soll ihnen durch unbedingte Oeffentlichkeit in allen seinen Angelegenheiten, durch eine gleichmäßigere befreiende Gesetzgebung nach allen Richtungen der schaffenden Arbeit und der Erzeugung, durch Annahme einer nationalen deutschen Handelspolitik, auch durch parlamentarische Vertretung der großen Gesammtinteressen an Vereinstagen volles Vertrauen in die gemeinsame Leitung einflößen und die gewisse Beruhigung gewähren, daß durch den Anschluß ihren Interessen und Bedürfnissen die ganze Berücksichtigung gesichert ist, zu welcher sie berechtigt sind, daß Gewerbe, Handel und Schifffahrt immer die nöthige Pflege und den nöthigen Schutz finden, kurz daß ihre Zukunft in der des deutschen Handelsbundes gesichert erscheint. So entschieden wir jeden Anspruch auf eine Bevorzugung, welche die Prinzipien der Zollvereinsverträge antasten und nur Keime der Zwietracht und Auflösung in den Bund hineintragen würde, zurückweisen, so sehr wünschen wir, daß jeder neubeitretende Staat auf Bedingungen bestehe, welche die Garantien für Einhaltung der nationalen Zwecke und Ziele des Vereins und für die innere Selbstständigkeit der Staaten erweitern, oder die sonst geeignet sind, die Erreichung derselben zu beschleunigen, wie Oeffentlichkeit, Ausbildung der Zoll- und Schifffahrtsgesetzgebung, der Berathungs- und Beschließungsformen, Errichtung von Centralbehörden und Agenturen.

Die bestehenden Verträge beziehen sich auf zwei Zeitpunkte, die zu bedeutenden Wendepunkten in unserer Entwickelung werden können. Der preußisch-englische Vertrag läuft 1848 ab,

faſt zur nämlichen Zeit der holländiſch-engliſche: das iſt der paſſende Zeitpunkt, wo der Zollverein ſein ſchon vorher erklärtes Differentialzollſyſtem in volle Kraft ſetzen muß, wo ſich Niederland in Folge davon zu einer neuen Politik, ohne Erneuerung des engliſchen Vertrags, wo ſich die deutſchen Nordſeeſtaaten zu dem völligen Anſchluß an den Zollverband entſchließen werden. Die 1841 in Berlin auf 12 Jahre erneuerten Zollvereinungsverträge laufen 1854 ab, im nämlichen Jahre geht der hannoveriſch-engliſche Vertrag zu Ende: das iſt der Zeitpunkt, wo der deutſche Handelsbund, nun alle deutſche Nordſeeſtaaten umfaſſend, auf den neuen Erfahrungen und der nationalen Grundlage ſich, mit Durchſicht ſeiner ganzen Geſetzgebung, definitiv conſtituiren und wo der deutſche Handel, dann durch keinen Vertrag mehr gefeſſelt, ſich vollſtändig organiſiren kann. Wahrlich, ich wüßte nicht, warum dieſe Hoffnungen bei ernſtem Willen ſich nicht erfüllen ſollten, oder welches dann nicht leicht beſiegbare Hinderniß dem Anſchluſſe der norddeutſchen Staaten an den Handelsverein und der Entfaltung des Einheitsſymbols auf unſern Schiffen entgegenſtünde?

Nur ein deutſcher Staat wird zu jener Zeit vorausſichtlich noch außer dem Zollverbande ſtehen, obwohl hoffentlich ihm ſchon viel näher als jetzt durch Geſetzgebung und Verträge — Oeſterreich, der größte, der allein von allen in ſich ſelbſt auch die Hülfsquellen und Kräfte zu einer ſelbſtſtändigen Machtentwickelung findet, der darum auch am längſten ſeinen Entſchluß hinausſchieben und ihn zuletzt je nach der Geſtaltung der Dinge auf die ſeinem Vortheil am meiſten entſprechende Weiſe nehmen kann. Die zukünftige handelspolitiſche Stellung Oeſterreichs iſt noch ein Räthſel. Niemand hat uns darüber Aufſchluß gegeben, wie die öſterreichiſchen Staatsmänner ſich die Verwirklichung der Verheißung der Bundesakte, Deutſchland ſolle in Zoll und Handel eins ſeyn, in Bezug auf die eigene Monarchie gedacht haben. Wie Vieles und Bedeutendes auch für den Anſchluß der deutſchen Erblande Oeſterreichs an den Zollverein ſpricht, wie wünſchenswerth ſolcher namentlich für Tyrol, das in eine viel freiere glücklichere Stellung käme, für das Salzburgiſche, für Böhmen, für Steiermark und Trieſt wäre, unverkennbar ſteht doch ſolchem partiellen Anſchluſſe auch Wichtiges entgegen, und hat

Oesterreich zunächst die Aufgabe, alle seine innern Mauthlinien zu beseitigen und die ganze große Monarchie einem Zoll- und Handelssystem zu unterwerfen. Gesetzt aber nun, diese Aufgabe sey gelöst, wie dann? Für die italienischen Staaten waltet unläugbar dieselbe Nothwendigkeit ob, sich in einen Zollverband zu begeben, wie sie für die deutschen Staaten stattfand; ein italischer Handelsverband in der einen oder andern Form ist auf die Dauer durch keine Macht zu verhindern, und in Sardinien erwacht immer stärker das Bedürfniß, das Zustandebringen eines solchen wenigstens bis zur Lombardei und zum Kirchenstaate zu versuchen. Wir sähen alsdann mithin drei große Handelskörper in Mitteleuropa, einen deutschen, einen italischen und einen österreichischen in der Mitte, welcher letztere durch das gleiche Verhältniß zu den beiden Zollvereinen, nämlich daß er einen deutschen und einen italischen Bestandtheil in sich hätte, offenbar berufen wäre, das Mittel- und Verbindungsglied zwischen Deutschland und Italien zu bilden, zur Wohlfahrt aller drei. Denn in Betracht der schroffen Lage der süddeutschen Staaten gegen die Alpenwand und der der angränzenden österreichischen Provinzen gegen den Norden einerseits, und der günstigen Lage Sardiniens gegen das Mittelmeer andererseits, ist es klar, daß die drei Handelskörper erst durch eine nähere Verbindung untereinander, ohne Gefährde für ihre gegenseitige Selbstständigkeit, allen ihren Verkehrsbedürfnissen Befriedigung gewähren und der mitteleuropäischen Handelsmacht die stärkste, in sich gesichertste selbstständige Stellung im Weltverkehre verschaffen könnten. Ein Hauptelement der Blüthe, der Macht und Größe Frankreichs liegt unzweifelhaft in dem ungehemmten Verkehr zwischen seinen mittelländischen, atlantischen und nordischen Häfen und Gebieten: ebenso muß auch der Strom des Verkehrs sich von den norddeutschen Häfen bis nach Triest und Genua frei und unbelästigt ergießen, muß Mitteleuropa zugleich an das deutsche und an das Mittelmeer, an das baltische und an das schwarze Meer sich ungehemmt anlehnen können, damit alle Bedingungen des Wachsens und Fortschreitens aller dieser weiten Gebiete erfüllt, damit alle Hebel der Blüthe, der Macht und Größe für uns in Wirksamkeit gesetzt werden. Wirkliche Gegensätze der Interessen sind dabei nicht vorhanden; kleinliche Nebenbuhlerei zwischen

Stadt und Stadt, Hafen und Hafen, Staat und Staat aber wird alsbald in der Erhebung des Ganzen, in der erweiterten Einsicht und geläuterten Gesinnung ihr verdientes Grab finden mit einem passenden Leichensteine. Der deutsche Zollverein muß die Bildung eines italischen wünschen, und ihre nähere Verbindung liegt gleich sehr in beider Interesse; ebenso liegt im Interesse Oesterreichs nicht bloß ein starkes Preußen in Deutschland, sondern auch ein starkes Sardinien in Italien, beide haben vorzüglich die Westgränze Mitteleuropas zu hüten und zu sichern; endlich liegt es auch im Interesse Deutschlands, Oesterreich stark zu wissen zum Schutze der Donau und der ganzen Ostgränze, sowie zum Vordringen seines Handels nach der Levante und Indien. Wo ist da auch nur die Spur eines tiefern Gegensatzes in den Interessen zu entdecken, vorausgesetzt nur, daß Anerkennung der unverjährbaren nationalen Rechte und Freiheit der nationalen Entwickelung das unverbrüchliche Gesetz, das heilige Palladium des großen Bundes wird und bleibt? Ich will hier diesen Gedanken nicht weiter verfolgen, aber alle meine Betrachtungen über unsere und italische Verhältnisse führen mich auf ihn immer zurück — ich sehe keinen andern Ausgang, als eine solche Befreiung auf dem Wege der Reform, will man nicht, daß sie zuletzt mit Gewalt und Umsturz zu erreichen gesucht werde. Stünden nun die drei Handelskörper einmal da, im Innern consolidirt und durch Verträge, sowie durch ziemlich übereinstimmende Tarife miteinander verknüpft, so dürfte als weitere Folge sich vielleicht von selbst ergeben, daß die österreichische Monarchie mit ihrem italischen Bestandtheile sich dem italischen Zollvereine, mit dem ganzen übrigen Bestandtheil aber sich dem deutschen Zollvereine anschlöße, so daß sie beiden zugleich angehörte, und als wirkliches Verbindungsglied beiden zugleich ihren Einfluß liehe, ihren mächtigen Arm reichte und sie so durch und in sich zusammenschlöße. Dies scheint mir eine mögliche, vielleicht eine glückliche Auflösung jenes großen Räthsels zu seyn, jedenfalls wohl des Nachdenkens würdig. Damit wäre denn auch die Abrundung des Zollvereins, seine Ausbreitung ans Mittelmeer wie ans deutsche Meer, also sein äußeres hohes Ziel erreicht, wo er sofort, alle deutschen Staaten umspannend, in den deutschen Bund aufgeht: dann, auf dem höchsten Vertrage,

dem Bundesrechte beruhend, gewinnt er eine unerschütterliche Grundlage in unserem öffentlichen Rechte, in allen Herzen, in allen großen Anliegen unserer Großmächte und unseres Gesammtvaterlandes.

Mit einem solchen Ziele vor Augen, könnten Oesterreich und der Zollverein sich mittlerweile jedoch bedeutend nähern und gegenseitig die hülfreiche Hand reichen. Es wäre vor allen Dingen wünschenswerth, daß sie sich an ihrer ausgestreckten Gränzlinie von der Schweiz um Bayern, Sachsen und Schlesien bis Polen und in ihrem gegenseitigen Verkehre alle möglichen Erleichterungen leisteten, und daß sie ihre beiderseitigen Tarife mehr und mehr in Uebereinstimmung brächten, zunächst besonders in den für die Finanzen wichtigsten Artikeln, in welchen vorzüglich der Schmuggel getrieben wird. Es wäre möglich, hierdurch, sowie durch wechselseitige Zugeständnisse, den ganzen gewöhnlichen Paschhandel auf der vereinsländisch-österreichischen Gränze zu unterdrücken und den größten Theil der jetzigen Mauth- und Gränzbewachungskosten auf dieser schwierigen Linie mitten durch Deutschland zu ersparen, beides zu größtem Vortheile nicht nur der Zollkassen, sondern noch weit mehr auch der beiderseitigen Bevölkerung und des alsdann befreiten Gränzverkehrs. Zugleich würde dadurch der spätere Anschluß entschieden vorbereitet und erleichtert; auch würden bei allmählig herbeigeführter Uebereinstimmung der Tarife die Fragen über die Verschiedenheit der Zolleinkünfte, d. h. des Verbrauchs an steuerbaren Artikeln in den beiden Kreisen, der dann bekannt wäre, und über die Erstarkung der beiderseitigen Industrie für die Concurrenz gänzlich vermieden. Selbstredend müßten beide Handelskörper sich ferner völlige Freiheit von allen Durchgangsabgaben, Wasserzöllen ꝛc. gegenseitig zugestehen. Sehr wünschenswerth wäre sodann, daß sie gegen das Ausland sich bald gewöhnten, als eine und dieselbe Handelsmacht aufzutreten, also die nämliche Schifffahrtspolitik verfolgten, immer gemeinschaftliche oder doch übereinstimmende Handelsverträge mit fremden Staaten abschlößen, in welchen nur von der gemeinsamen deutschen Flagge die Rede wäre, auch in ihre Konsularvertretung eine gewisse Verbindung und Gemeinsamkeit zu bringen suchten. Die Schifffahrtsakte lautete füglich für beide Theile übereinstimmend, zumal bei

gemeinschaftlichen Maßregeln die bisherigen Rücksichten Oesterreichs auf seine großen Einfuhren landwärts, die es zu Gunsten der Rhederei einiger Seestädte nicht im Zoll nachsetzen mochte, wegfielen, indem dann ja die fremden Einfuhren mit der Nationalflagge, ob in Triest oder in Hamburg bewerkstelligt, immer die gleichen Begünstigungen erführen. Doch wäre das keine unerläßliche Bedingung; Oesterreich könnte vielleicht ein milderes Differentialzollsystem belieben, wenn nur die deutsche Flagge stets gleich gesetzt würde mit der österreichischen, so daß jedes deutsche Schiff, welchem Staat es angehörte, die gleiche Behandlung in allen deutschen Häfen wie im ganzen Auslande erführe. Ich bin fest überzeugt, daß eine solche Annäherung und Gemeinsamkeit zwischen Oesterreich und dem Zollverein, welche mit Erfolg anzustreben nichts behindert, eine ungemeine Wohlthat für beide Theile wäre und am meisten geeignet, die glückliche Lösung der letzten und größten Anschlußfrage zur Vervollständigung des deutschen Handelsbundes herbeizuführen.

Der Zollverein ist aber unvollständig in Ansehung nicht nur seines Gebietes, sondern auch, wie wir früher gesehen, seines Handelssystems und seiner Vertretung. Täuschen wir uns nicht, auch hat er noch eine Menge feindseliger Meinungen, Vorurtheile, Neigungen und Interessen zu überwinden, und damit er gegen die Anfechtungen der zahlreichen Gegnerschaft, gegen alle Gegenminen umher, die Stürme und Wechselfälle der Zeit gepanzert sey, muß er sich besonders innerlich festigen und tief durch den deutschen Boden und alle nationalen Zustände seine Wurzeln und Keime ziehen. Noch steht er schwach da im Innern, wesentlich ein Binnenverein, abgeschnitten von den Mündungen seiner großen Ströme, mit durchaus unnatürlichen Gränzen; und was schlimmer ist als dies, er zählt in seinem eigenen Schooße einflußreiche Gegner, die seine Organisirung, seine die deutsche Volkskraft weckende Bewegung, seine lebendige Entwickelung fürchten, ihn also in seiner Lockerheit als einen äußerlich durch bloße Administration zusammengehaltenen Bund, der jeden Augenblick wieder aufzulösen, erhalten, nicht aber ihn mit dem deutschen Volksthum sich aufs innigste verwachsen, nicht von dem deutschen Geiste sich durchdringen, zu dem Herzen des deutschen Volkes sich vertiefen lassen wollen. Sie irren sich, ja!

ebenso wie jene lauen oder interessirten Freunde unseres Handelsbundes, welche denselben wegen des so natürlichen Meinungszwiespalts über das Tarifsystem schon halb in Auflösung begriffen sahen, oder wohl gar, mit kaum versteckter Schadenfreude, über einen solchen „Krebsgang" der Dinge, wie sie's nannten, zu lamentiren begannen, sich in ihrer Herzensfalschheit bitter getäuscht haben. Mißgeschrei läuft überall unter, und verklingt in den Tag; die ernsten Kämpfe der Interessen aber können die Ansichten nur läutern und das Vereinsband am Ende nur stärken — selbst Sturm und Unwetter dienen zum Wachsthum. Der Zollverein beruht auf einer materiellen und moralischen Nothwendigkeit des deutschen Volkes. Das ist an sich das festeste Band, unendlich fester als die schwache Grundlage des Vertrags, auf welche er äußerlich sich allein noch stützt. Aber dieses Band genügt als solches doch nun nicht auch für die Entwickelung des Handelsbundes selbst, dazu sind durchaus geeignete Organe und Handhaben erforderlich, eine umfassende energische Leitung und ständige Einrichtungen, kurz eine starke Organisation, die noch so gut wie ganz mangelt. Jede auf Nationalbildungen bezügliche Idee bedarf zu ihrer Verwirklichung des sichern Bodens, den sie befruchtet und auf dem sie, mannigfach mit allen andern nationalen Bildungen verschlungen, in organischer Verkörperung wurzelfest sich erhebt, sie bedarf ferner der Stützen und Pfeiler, die auch mehr als dürres Holz und Mauerwerk seyn, die inneres Leben haben, in der deutschen Bildung wurzeln und mit dem ganzen Volksthum erstarken müssen. Konnte der Zollverein nicht anders entstehen und sich nicht wohl anders constituiren, auch seinen Vereinstagen vorerst keinen umfassendern Wirkungskreis anweisen, als solches geschehen ist, so bildet das doch keinen Maßstab für die Zukunft. Wir müssen uns innig davon durchdringen, daß der Verein in seiner bisher ausgebildeten Form nimmermehr seinen Zweck erfüllen, den großen Interessen und Bedürfnissen der deutschen Nation entsprechen könne; daß seine Unmacht, wesentlich auf dem Mangel eines Mittelpunktes für die umfassende Leitung einer thätigen nationalen Handelspolitik beruhend, so lange dauern werde, als die Gesammtheit deutscher Handelsinteressen sich keiner gesetzlichen Vertretung erfreut, wie England, Frankreich, Nordamerika eine besitzen. Da drängen

ſich die Uebelſtände haufenweiſe auf. Der Zollverein iſt noch unfrei in jeder Hinſicht, gefeſſelt ſogar in der Freiheit, für ſich ſelbſt Beſchlüſſe zu faſſen; eine einzelne Stimme, die nur einige hunderttauſend Einwohner vertritt, vermag die wichtigſte Maßregel zu vereiteln, den Fortgang eines Bundes von 28 Millionen zu lähmen, oder die alte traurige Zerſplitterung kehrte zurück. Wie harmlos man auch in die Zukunft blicken möge, immer erſcheint es gefährlich, dem Zollverein jene Alternative geſtellt zu ſehen; und die Befugniß der Vereinstage, einhellige Beſchlüſſe zu faſſen, die ſich für Kirchenſynoden wohl eignen mag, iſt unter ſchwierigen Zeitverhältniſſen ſo gut wie gar keine. Die Durchſicht des Vereinstarifs muß, ſtatt alle drei Jahre, alljährlich geſchehen, weil die Handelsverhältniſſe jedes Jahr je nach den Tarifveränderungen anderer Völker, nach den Ergebniſſen der Ernten und nach den politiſchen Ereigniſſen ſich verändern. Die jetzt beſtehenden Generalconferenzen von Commiſſären der Vereinsſtaaten ſind, auch abgeſehen von der im Voraus ſehr beſchränkten und gebundenen Sphäre ihrer Verhandlungen, ſowohl wegen der geringen Zahl als der perſönlichen Stellung ihrer Mitglieder ganz außer Stande, die wichtigen und mannigfachen Geſammtanliegen eines ſo großen Handelskörpers, wie der Zollverein, zu vertreten, überhaupt nur für ein ſelbſtſtändiges Organ deſſelben zu gelten. Eine ſchwache Körperſchaft iſt weit mehr der Gefahr ausgeſetzt, einſeitigen Richtungen zu verfallen und die Freiheit ihrer Bewegung zu verlieren, als eine zahlreiche, ihr mangeln die vielſeitigen Kräfte und Fähigkeiten, der Halt und die Thatkraft, welche einem zahlreichen frei vertretenden Körper inwohnen; ſie iſt außer Stande, für die mannigfachen wichtigen Unterſuchungen, die ſich darſtellen oder doch darſtellen ſollten, beſondere Ausſchüſſe zu bilden, durch Theilung der Arbeiten an Zeit und Kräften zu gewinnen; ſo erliegt ſie leicht der ſich anhäufenden Maſſe von Stoff und verliert über den Einzelnheiten, denen ſie doch wieder nicht die gehörige Aufmerkſamkeit ſchenken kann, die höhern Geſichtspunkte aus den Augen. Zwar ſteht die Abhülfe dieſer und anderer Mängel bis auf einen gewiſſen Grad mit der fernern Ausbreitung des Zollvereins im Zuſammenhang, der Beitritt jedes deutſchen Staats bringt ihm eine neue Stimme, ein neues Intereſſe, eine neue Kraft und

Stütze; namentlich würde der Anschluß der deutschen Küstenstaaten, als der natürlichen Vertreter der nicht hoch genug anzuschlagenden deutschen Seehandelsinteressen, günstig auf Umfang und Vielseitigkeit der gemeinsamen Berathungen einwirken. Immer aber bliebe die eigentliche Natur jener Generalconferenzen unverändert, die darin besteht, daß ihre Mitglieder Beamte, bloße streng an ihre Instruktionen gewiesene Regierungsbevollmächtigte sind, weßhalb sie keinerlei Keim zu einer wahrhaft parlamentarischen Vertretung in sich trägt. Das kann aber nur ein provisorischer Zustand seyn; denn offenbar konnten die Stände der Zollvereinsstaaten nimmermehr die Absicht haben, in Beziehung auf die so wichtige Gesetzgebung in volkswirthschaftlichen und handelspolitischen Dingen — sie bilden in England, Frankreich, Amerika den weit wichtigsten Theil der parlamentarischen Verhandlungen — sich ihres bundesmäßigen Rechts der direkten Mitgesetzgebung und Einwirkung auf die Vereinsangelegenheiten, die ihnen gebührt, für alle Zeiten zu entkleiden, zum Besten der Diktatur einer Finanzbüreaukratie, die im Allgemeinen unter der Entwickelung des deutschen Volkes während der letzten drei Jahrzehente zurückgeblieben ist, wie sich besonders seit der Thronbesteigung des jetzt regierenden großsinnigen Königs von Preußen fast bei jeder Gelegenheit augenfällig herausstellt.

Zur harmonischen Ausbildung der vier großen Elemente der Nationalwohlfahrt, Ackerbau, Industrie, Handel und Schifffahrt, gehört vor allen Dingen vollständige Erkenntniß der Bedürfnisse und der Hülfsquellen. Also müssen sich alle Nationalinteressen vernehmen lassen, alle Intelligenzen zusammenwirken können. Dazu ist durchaus erforderlich, daß diesen Nationalinteressen und Intelligenzen eine würdige Stellung gegenüber den Vereinsangelegenheiten und deren Leitung selbst eingeräumt werde; die Organe der einzelnen deutschen Stämme, die Landstände, reichen an sich, ohne organischen Verband unter einander, dafür natürlich nicht aus, und selbst einer freien Presse, obschon unendlich wichtig als Mittel zur Aufklärung, fehlen unmittelbar alle Handhaben für die Entscheidung. Wie nun auch ein solcher nationaler vertretender Körper am besten zu verwirklichen seyn mag, entweder auf dem Wege der direkten Volkswahl (dafür wär' ich ganz entschieden), oder durch Abordnung von Deputirten,

die von den einzelnen Landständen gewählt wären (dagegen spräche vorzüglich die einseitige Zusammensetzung vieler Landtage — man könnte einen Nationalcongreß bekommen, an dem die anerkannt einsichtsvollsten Männer der Nation fehlten), oder, wie auch vorgeschlagen worden, durch freigewählte Organe der fast überall in Deutschland bestehenden landwirthschaftlich-polytechnischen Vereine, der Agrikulturräthe, Gewerb- und Handelskammern,[1] oder endlich durch Verbindung mehrerer dieser Wege, damit Alles, was die Nation von den Quellen bis zu den Mündungen ihrer Lebensströme Tüchtiges besitzt, sich in der Repräsentation verbinde zur Stützung und Förderung der vaterländischen Interessen, damit aus den Wünschen der Einzelnen sich der große geläuterte Nationalwunsch frei und sicher gestalte — immer muß doch der das Ganze erhaltende Schlußstein des Zollvereinsbundes, eine Repräsentation der Nation und ihrer großen Gesammtinteressen, gelegt werden. Dahin ernsthaft zu wirken, ist die Zeit gekommen. Bei seiner jetzigen Organisation hat der Zollverein es noch nicht einmal zu einer selbstständigen Behörde gebracht — man nenne sie Rath oder Ministerium, wenn darin nur nicht, wie bei den Generalconferenzen, meist untergeordnete Finanziers, sondern Staatsmänner sitzen, fähig, auch die höhern Zwecke der Handelspolitik zu verfolgen und zu wahren — welche leitende Behörde, gleichsam ein ständiger Ausschuß der Regierungen neben den parlamentarischen Zollvereinstagen, so viel als möglich unabhängig von den einzelnen Vereinsstaaten die Gesammtinteressen des Handelsstaats überall zu hüten hätte, und die als vermittelndes Organ zwischen den Vereinsregierungen und den volksmäßig zu erweiternden Vereinscongressen ihre wesentliche Bestimmung fände. Wo sollte der Mehrzahl unserer Beamten die positive, die praktische Wissenschaft des Staats herkommen, die mehr ist als Empirie und Routine, mehr als äußeres statistisches Erkennen oder als ein einseitig verständiger Formalismus, die vielmehr auf dem innern

[1] Dies erscheint für den Zweck unzureichend, sowohl in Bezug auf die große Politik, als weil die zu berathenden Interessen nicht bloß Grundbesitzer, Kaufleute und Fabrikanten, sondern auch die Arbeiter, Rentiers, Kapitalisten u. s. w. berühren und für alle Volksklassen gleich wichtig sind.

Begreifen des wirklich staatlich Bestehenden, der Bedürfnisse und Anliegen der Völker, der allgemeinen und eigenthümlichen Grundbedingungen ihrer Lebensverhältnisse und Wechselbeziehungen beruht? Wie sollte sich bei uns, so lange das Staatsleben auf Polizei und Finanzen kümmerlich verschrumpft bleibt, der helle politische Verstand bilden und aufrichten, der ächte staatsmännische Blick namentlich in großen handelspolitischen Fragen sich schärfen und entwickeln? Daher auch in dieser Hinsicht das große Uebergewicht Englands über Deutschland, die anhaltende Macht der Schule, die Ohnmacht dagegen der praktischen Politik bei uns. Der brittische Volksstaat mit seinem großen frischen Leben und Streben, seinen freien Einrichtungen, seiner unbedingten Oeffentlichkeit in allen Beziehungen des Staats, seiner freien Presse und seinen durchgebildeten, mit allen Bedürfnissen und Anliegen des Landes gründlich vertrauten, von büreaukratischen Vorurtheilen und Thorheiten freien Staatsmännern — er muß und wird in allen handelspolitischen Fragen, auf allen Meeren und allen Märkten uns den Rang ablaufen, so lange wir ihm nur einen Polizei- und Beamtenstaat, nur ein trefflich routinirtes und wohlgeschultes in sich abgeschlossenes Beamtenthum entgegenzustellen haben. Eine Conferenz bloß von deutschen Finanz- und andern beamteten Räthen, Mitgliedern einer dem praktischen Leben entfremdeten, die Verwaltung als Selbstzweck betrachtenden Corporation, kann unmöglich allein als geeignet zur ausreichenden Berathung und Bestimmung der hochwichtigen Zwecke eines Vereins von 30 Millionen Menschen betrachtet werden. In England, wo die Beamten in und mit dem Volke ihre Erziehung gemacht haben, würde man es für unbegreiflich thöricht halten, wenn Jemand ihnen allein die Leitung der volkswirthschaftlichen Interessen des Landes zu übertragen vorschlüge, wie sie bei uns von dem weniger praktisch gebildeten Beamtenthum ausgeübt wird. Bekunden nicht auch das Schwanken und die Ungewißheit hinsichtlich des zu befolgenden Handelssystems, die Schwierigkeiten, es national auszubilden und über die Nordseestaaten auszudehnen, die mangelhafte Vertretung im Auslande, die nachtheiligen Verträge und anderes mehr, daß das Beamtenthum der großen Aufgabe des Zollvereins durchaus nicht gewachsen ist, und daß es dringend nothwendig wird, die Theilnahme des

Volks und aller Intelligenzen dazu aufzurufen? Soll der Zollverein aber einmal eine organiſche Repräſentation erhalten, ſo wäre meines Bedünkens eine unmittelbare durch Volkswahl einer mittelbaren aus den jetzigen Provinzial- und Landſtänden hervorgehenden weit vorzuziehen, um ſo mehr, als der Grundbeſitz in der preußiſchen Provinzialverfaſſung weit überwiegend vertreten iſt, die Vereinsintereſſen aber doch mindeſtens eben ſo ſehr die Gewerbe, den Handel und die Schifffahrt angehen. Wäre es bloß darum zu thun, den Landſtänden der einzelnen Vereinsſtaaten das Steuerbewilligungsrecht zu ſichern und zu verhüten, daß die landſtändiſche Zuſtimmung zu den den Zollverein betreffenden Geſetzen entweder einmal verſagt werde, was eine große Störung der Vereinsangelegenheiten veranlaſſen müßte, oder daß ſie, mit Beeinträchtigung der den Deutſchen zuſtehenden landſtändiſchen Rechte, in eine bloße Gewohnheitsformalität auslaufe; ſo würde freilich jene auf mittelbarem Wege erlangte Vertretung, alſo die repräſentative Theilnahme der Landſtände ſämmtlicher Vereinsſtaaten an der Erlaſſung der für dieſelben gemeinſchaftlich geltenden Geſetze, vollkommen ausreichen, und wir könnten uns mit Erfüllung des Wunſches begnügen, den die rheiniſche Ständeverſammlung, ich glaube, auf Antrag des Aachener Deputirten Hanſemann, einſtimmig an ihren König richtete: „Se. Majeſtät möge mit den übrigen Staatsregierungen des Zollvereins zu dem Zwecke in Verhandlung treten, daß die periodiſche Reviſion und Feſtſtellung des Zolltarifs in Zukunft nur unter Zuziehung ſtändiſcher Deputirten aus ſämmtlichen Zollvereinsſtaaten erfolge.“ Allein es gilt nicht bloß ein anerkanntes Recht zu ſichern, einen bloß negativen Zweck zu erreichen, wie wichtig ſolcher auch für die Selbſtachtung und Ehrliebe jedes gebildeten Volkes erſcheint, ſondern es gilt auch einen eminent poſitiven Zweck vom höchſten Belang. Uns thut ein vorurtheilfreies tieferes Eindringen in die wirklichen Bedürfniſſe und Anliegen unſeres Volkes noth, eine praktiſche Schule des politiſchen Lebens, welche die des Lehrſtuhls und abſtrakter Theorien ergänzt, Staatsmänner mit umfaſſendem, durch Erfahrung gebildetem Blicke, ein wahrhaftes Schutzſyſtem, als die poſitive Wiſſenſchaft, welche den natürlichen und politiſchen Geſetzen der Staatsentwickelung nachforſcht, und als die Staatskunſt, deren Gegenſtand

die praktiſche Erziehung und Entfaltung der Nationalkräfte iſt — kurz, der Zollverein muß, um zu einer wahren Befriedigung der vorhandenen nationalen Bedürfniſſe zu führen, nothwendig zu einem in ſich ſelbſtſtändigen Organismus kommen. Ein deutſches Vereinsparlament — vielleicht einſt das deutſche Unterhaus zu dem Oberhauſe der Bundesverſammlung in Frankfurt — iſt unumgänglich, ſollen die Nationalangelegenheiten wirklich auf eine der Höhe der Zeit entſprechende Weiſe geleitet werden, ſoll das Schickſal der ganzen Nation nicht dem Ungeſchick, dem Eigenſinn, dem Ermeſſen und den Launen einiger Miniſteriellen anheimgeſtellt bleiben. Weil die geſunde kräftige Entfaltung aller einzelnen Zweige der Nationalthätigkeit nicht von einzelnen Bedingungen und Lieblingsſchutzmitteln abhängt, ſondern lediglich von der Geſammtentwickelung der Nation, eben darum bedarf es durchaus einer feſtgeſtaltenden Einheit im Volksthum, d. h. einer verfaſſungsmäßigen Geſammtvertretung, damit aus ſolchem nationalen Einheitspunkte, wie einer Sonne, die Strahlen, die ſich darin geſammelt, wieder leuchtend und befruchtend in allen Richtungen ausſtrömen können.

Für die nationale Fortbildung des Zollvereins ſind demnach gegenwärtig drei Hauptaufgaben zu löſen, in Beziehung auf die Handelsgeſetzgebung, auf die äußere Abrundung und auf die innere Vertretung. Welche von ihnen die wichtigere ſey, iſt ſchwer anzugeben; alle drei ſtehen in engem Zuſammenhang mit einander, ſo daß die eine nicht erfüllt werden kann, ohne auch die andere zu fördern. Inſofern der Verein die Einführung von Differentialzöllen und einer Schifffahrtsakte frei in ſeiner Hand hält, was in Bezug auf die andern Aufgaben nicht ſo unmittelbar der Fall iſt, ſtellt ſie ſich uns zunächſt als der Ausgangspunkt und die Hauptfrage der deutſchen Handelspolitik dar und erſcheint jetzt von zwiefach großem Gewichte, da durch die Ausdehnung des Vereinsſyſtems auf die Schifffahrt und den Seehandel auch der Anſchluß der Nordſeeſtaaten offenbar am erſten zu erlangen wäre. Dieſe Erweiterung böte dann das naturgemäße Mittel, dem Verein eine ſichere, vor allem Wanken und Schwanken geſtützte unumſtößliche Rechtsgrundlage zu geben; ſobald die neue deutſche Handelsinnung ein integrirender Beſtandtheil der Bundesverfaſſung wird (was denkbar wäre ohne

Oesterreichs vollständigen Beitritt), kann auch in Zoll und Handel der einzelne Staat nicht mehr der Entwickelung des Ganzen störend entgegentreten, hängen die Beschlußnahme und ihre Durchführung in jedem Falle nicht mehr von Stimmeneinhelligkeit ab, und ist fremden Einflüssen und Intriguen ein Riegel vorgeschoben. Der Zollvereinstag hätte, wie der Bundestag, dessen andere volksmäßige Seite er wäre, für jede seiner gesetzlich durchgegangenen Anordnungen das Recht der Vollstreckung; dabei brauchte übrigens die neue Vertheilung der Vereinsstimmen mit der am Bundestag üblichen nicht gerade übereinzustimmen, sondern man hätte zugleich auf die Wichtigkeit der Bundesstaaten für den deutschen Handel und auf die besondern, bei der Vertretung nicht zu scheidenden Interessenkreise Rücksicht zu nehmen, wodurch dann auch das natürliche Gleichgewicht zwischen Macht und Einfluß, Rechten und Pflichten wieder hergestellt würde. Von selbst folgte die bundesmäßige Vertretung unserer auswärtigen Handelsbeziehungen, gemeinsame Agenturen ꝛc., und es verschwände auch die Möglichkeit der Gefahr, daß die ausschließliche Vertretung der auswärtigen Vereinsinteressen von Seiten eines Staats einer Einseitigkeit unterliegen und der letztere in denkbaren Fällen diese Stellung vorzugsweise zur Förderung seiner besondern Interessen benützen könnte zum Nachtheil des Ganzen. Ueberhaupt ist es bezeichnend, daß die Betrachtung über die Abhülfe fast jedes Bedürfnisses, jedes Mangels, auf die Erweiterung des Zollvereins über die deutschen Nordseestaaten hinführt: in ihr scheinen alle Schwierigkeiten, alle Besorgnisse zu schwinden, dagegen jeder organische Keim und Sproß in ihr seine Stütze, die Bedingung seines Wachsens und Erstarkens zu finden. Also sind die Unterhandlungen mit Hannover sofort wieder anzuknüpfen!! Mitteleuropa bedarf der Eintracht im Innern, der Macht und Freiheit nach Außen, und das kann ihm nur ein enger Bundeskreis gewähren, für welchen sich Preußen, stark durch seine Verbindung mit den tiefsten Interessen des deutschen Volkes, und durch seine Lage Vorkämpfer am Rhein wie an der Weichsel, und Oesterreich, stark durch seine unerschöpflichen Hülfsquellen, seine Lage und seinen Einfluß, als natürliche Kernpunkte darstellen. Um seine Einigkeit mit Deutschland, die schon im Zollverein sich angekündet, vollends zu begründen, sollte

namentlich Preußen nicht länger zögern, in dem Verfassungswerke aufrichtig voranzugehen. Hierin liegt für es eine unermeßlich große innere Eroberung jener Art, die zugleich ein Gewinn und eine Befreiung ist für alle Staaten des gleichen Volksthums. Das wesentliche Hinderniß fußt nur noch in jener Bureaukratie, die der deutsche Geist, obwohl er seit 1808 seine Flügel in Preußen so gewaltig geschwungen, mit seinem Schlage zwar vorübergehend berührt, nicht aber zu durchdringen und im Sinne der großen nationalen Bewegung zu vergeistigen vermocht hat. Darum steht dieselbe nicht vermittelnd, sondern, mit seltenen Ausnahmen, trennend zwischen dem König und seinem aufstrebenden Volke: sie faßt die Bedürfnisse der Zeit und des Volkes nicht, und begreift auch nicht die königliche Gesinnung, welche, weit umschauend, die staatlichen Zustände denselben entgegenführen will. Aber sind einmal in den Reichsständen die geeigneten Handhaben für die Berührung und Vermittlung zwischen König und Volk gefunden, so wird sich bald eine glückliche Umgestaltung zeigen und die gesinnungsvolle Minorität in Berlin wird, getragen durch die Intelligenz und den moralischen Einfluß der Landesrepräsentation, in ihre volle Bedeutung treten. Auch für die Entwickelung des Zollvereins ist daher die preußische Verfassungsfrage von höchster Wichtigkeit: mit Einführung der Reichsstände in Preußen siegt nicht nur das konstitutionelle Prinzip thatsächlich im ganzen Zollverbande und fallen eine Menge Besorgnisse und Widerstände gegen denselben weg, sondern es wird damit auch vollends die Bahn gebrochen werden zur kräftigen Durchführung des nationalen Prinzips in Handel und Schifffahrt. Uns will diese Politik gleichsam eine vorgezeichnete naturnothwendige erscheinen, gegen welche die Vorurtheile von keiner Seite dauernd etwas vermögen. Ueberhaupt sind ja die Verhältnisse der Staaten und Völker nicht willkürlich, von Menschen geschaffen, sondern geschichtlich durch eine höhere Macht, und wir haben sie nur anzuerkennen und darauf uns zu erbauen. Durch keine Vorliebe oder Abneigung dürfen wir uns bestechen lassen davon abzugehen; denn vor der Vernunft, der alle gleichberechtigt erscheinen, vor den Zwecken des Weltgeistes, der die Geschichte wirkt, vor der höhern ewig gerechten Weltordnung verschwinden Vorliebe und Abneigung. Wir

können bei innerer Eintracht und bei innerer Freiheit auf uns ſelbſt wie der mächtigſte Staat ſtehen. Dazu gehört unerläßlich nur eine geſchloſſene nationale Handelsgeſetzgebung und eine allgemeine deutſche Verfaſſung, in welche die Verfaſſungen aller deutſchen Staaten zu einem öffentlichen Geſammtbeſtand zuſammengreifen. Ein ſolcher Urkundenbrief, der die alten öffentlich tagenden Lebensrechte unſeres Volkes wiederherſtellte, würde in dieſem jede Muskel des Muthes und Unternehmungsgeiſtes ſpannen und die Kraft entwickeln, alle deutſchen Stämme und Staaten unauflöslich zuſammenzuhalten, alle Ränke und Verſchwörungen von Feinden unſeres Vaterlandes und ſeiner Freiheit zunichte zu machen und die uns verwandten kleinern Staaten umher, die ſich vom Reiche abgeſchält, wieder feſter als je mit uns zu verbinden. Keine Macht aber kann ſich ſtemmen gegen die ſchwellende Fluth der Ueberzeugungen einer großen Nation.

Die Aufgabe der Sprachreinigung.

Das von dem Vaterlandsgefühl gleich sehr wie von dem Sinn für das Schöne gebotene Bestreben, in Rede und Schrift fremder Wörter möglichst sich zu enthalten, ist heutzutage in Deutschland so sehr anerkannt; es vereinigen sich darin Schriftsteller der verschiedensten Fächer (sey die Rede mehr Zweck oder mehr Mittel zum Zweck) in der Art, daß es im Allgemeinen kaum mehr nöthig ist, darauf aufmerksam zu machen. Vielmehr muß man auf der einen Seite in mancher Hinsicht wieder daran denken, jenem löblichen Bestreben gewisse Gränzen zu setzen, während auf der andern Seite, zumal in besonderen Gebieten, die Aufgabe der Sprachreinigung viel weiter zu fassen ist, als sie gewöhnlich gefaßt wird. Beides an schlagenden Beispielen anschaulich zu machen, aber auch auf allgemeine, vernunftgemäße Grundsätze zurückzuführen, ist die Aufgabe, die ich mir in dieser kleinen Abhandlung gestellt habe; ich werde nämlich zu zeigen suchen, daß eine Menge von Wörtern täglich noch aus fremden Sprachen entlehnt werden darf, ohne den Klang und das Gepräge der deutschen Rede zu stören, aber auch, daß Namen aller Art, bis zu den Eigennamen im engsten Sinn, dem Deutschen mund- und schreibgerecht gemacht werden müssen, wenn das Werk der Sprachreinigung nicht auf halbem Wege stehen bleiben soll. Zuvor einen flüchtigen Rückblick auf die Geschichte jener Bestrebungen.

Wir haben bereits eine Zeit hinter uns, wo die Sprachmengerei, aber auch die Rückwirkung gegen dieselbe ins Aeußerste

und damit in völlige Abgeschmacktheit gerathen war. Es ist die Zeit im vorigen Jahrhundert, wo man insgemein im Durchspicken der Rede mit fremden, vornehmlich französischen Wörtern und Redensarten alle Gränzen überschritt, freilich in der Meinung, dabei eben höchst anständig und gebildet sich zu benehmen; wo deßgleichen die Männer der Wissenschaft ihre Schriften mit Latein überluden (wenn sie dieselben nicht ganz in der lateinischen Sprache abfaßten) und in Erschaffung lateinischer und griechischer Kunstwörter die Höhe der Wissenschaft zu erklimmen meinten. Die erste Rückwirkung gegen dieses Treiben brachte das Aeußerste auf der andern Seite zum Vorschein, ein ebenso abgeschmacktes Sprachreinigungsbestreben, abgeschmackt nicht nur hinsichtlich der Ausdehnung, die man demselben gab, sondern auch hinsichtlich der Mittel, die man anwandte, indem man Alles über Einen Leisten schlug, den Leisten der Uebersetzung und Umschreibung. Diese Versuche konnten freilich kein Glück machen, die Zeit solcher Deutschthümelei ging schnell vorüber mit ihren Fellraßlern, Leislautklimperkästen und Beagtsteinkräftigungsrüstzeugen. Sofort haschte man zwar nicht mehr nach Fremdwörtern, aber man ließ sich im Gebrauch derselben gewähren, worin selbst die besten Schriftsteller, ja die vorbildlichen Muster unseres Schriftenthums vorangingen, was sich sogar bei der Meisterschaft des Styls manchmal liebenswürdig ausnehmen mochte (so besonders unter den Händen eines Goethe, obwohl z. B. seine entschiedenen „Aperçüs" in der Farbenlehre entschieden nicht nur schlechte, sondern auch schlechtbezeichnete Wahrnehmungen sind). Höchstens waren es die wissenschaftlichen Schriftsteller, namentlich auch die philosophischen, welche noch immer etwas besonderes darein setzten, wenn die Kunstwörter in Täten und Turen, in Jonen und Ismen auslauteten. Freilich trägt hiezu die auch jetzt noch immer nicht hinlänglich vom Geist der Zeit bewältigte Rolle bei, welche die lateinische Sprache altherkömmlicher Weise in der gelehrten Welt spielt, zumal an den Herden der Wissenschaft, an unsern Hochschulen. Kommt es auch heutzutage wohl kaum mehr vor, daß man lateinisch liest, so will es doch kein Ende nehmen mit dem lateinisch Disputiren, Commentiren, Peroriren, Paragraphiren, Programmiren, Promoviren, Proscribiren. Auch das hat leider noch immer nicht aufgehört, daß Gelehrte vom ersten

Rang, namentlich auch Mathematiker, ihre unsterblichen Werke lateinisch schreiben, gewiß in falschem Weltbürgersinn, in tadelnswerther Rücksichtnahme aufs Ausland; schreiben die Gauß, Bessel, Jacobi deutsch, so müssen Franzosen und Engländer sie dennoch lesen, an Uebersetzern fehlt es ohnehin nicht. Doch dies führt von meinem nächsten Zweck ab, so sehr es damit zusammenhängt, und die Rolle der lateinischen Sprache in der heutigen Welt könnte auch für sich einen Aufsatz beschäftigen. — Wir bezeichneten die Zeit, welche derjenigen der nunmehr verschollenen Sprachreiniger folgte, als eine Zeit des Sichgehenlassens hinsichtlich der Einmengung fremder Wörter. Die Rückwirkung hiegegen gehört der neuesten Zeit an, sie dürfte nur etwa anderthalb Jahrzehende alt seyn und geht Hand in Hand mit dem jüngsten Aufschwung, den der deutsche Volksgeist genommen hat. Aber wie jede Rückwirkung gar leicht zu weit geht, so auch hier; man kann nämlich neuerdings Männer, welche für die Herrlichkeit der deutschen Sprache ganz besonders begeistert sind, nicht etwa nur solchen Wörtern, wie Elektricität, den Krieg machen hören, Wörtern, die freilich ganz im fremden Rock stecken, aber kaum sich ersetzen lassen, sondern selbst über Wörter, wie Grad, Punkt, wollen sie das Verbannungsurtheil aussprechen, über Wörter, denen doch das Ohr des Volks den fremden Ursprung gewiß nicht anhört, den vielmehr erst die Gelehrsamkeit nachweist, Wörter, die überdies durch vieljährigen Gebrauch förmlich eingebürgert und einheimisch geworden sind, die es in Biegung und Zusammensetzung den ursprünglich deutschen Wörtern gleich thun und ebendamit ihr Bürgerrecht beweisen. Während man Wörter der erstgedachten Art etwa als unvermeidliche Gäste, ja als nothwendige Uebel, immerhin betrachten mag, so möchte man sich der andern vielmehr liebend annehmen und sich für sie wehren gegen die Sprachreiniger? nein Sprachpeiniger, welche diese wackeren Ansiedler verfolgen und vertreiben wollen, wie Spaniens Ketzerrichter die Abkömmlinge der Mauren, welche, heimisch geworden an den lachenden Ufern des Quadalquivir, dieselben mit Anbau und Gewerbthätigkeit verschönt hatten, — mit welchem Erfolg? daß die reizenden Fluren verödeten und die schönen Städte herabkamen. Daran mögt auch ihr ein Beispiel nehmen, die ihr in so unschuldigen Wörtern sprachliche

Ketzer riechet, wahrhaftig nicht zum Frommen der Sprache; und wollt ihr in solchem Maß alles Fremde abwehren, daß ihr überall nur deutsche Wurzeln haben wollt, so müßt ihr auch die fremden Güter hinauswerfen mit den fremden Namen, die sie tragen, ihr müßt den Umgang mit Fremden aufgeben, müßt verbieten, daß Fremde sich bei euch ansiedeln, verbieten, daß ein Deutscher eine Französin heirathet; ihr müßt zuletzt eine chinesische Mauer um Deutschland ziehen und die Geschichte, welche euch jene Wörter gebracht hat, in den Abgrund der Vergessenheit versenken.

Damit sind wir übrigens bereits in die Erörterung unseres Gegenstandes selbst hineingerathen, wir haben uns eine Gränze der Sprachreinigung vorgehalten, die zwar nicht aus dem inneren Wesen der Sache, d. h. der Wörter selbst, hervorgeholt, aber von nicht zu übersehendem Belange ist; wir dürfen nämlich bei jenem Bestreben nie vergessen, daß wir in einen lebendigen Verkehr mit Völkern fremder Zungen hineingestellt sind, daß unsere Zeit eine Vergangenheit hat, und was für eine! Die mannigfaltigsten Einflüsse des Auslands, zahlreiche Einwanderungen von Menschen, Erzeugnissen, Erfindungen, Lehren liegen hinter uns, ist ja doch auch das Christenthum auf fremdem Boden entstanden, sowie die Keime der Wissenschaft und der ganzen neuweltlichen Bildung aus fernen Zeiten und Zonen stammen! Wie könnte es da anders seyn, als daß zugleich mit den Gegenständen eine Menge fremder Wörter in unsere Sprache hereingekommen und, zu einem großen Theil wenigstens, auch auf die oben bezeichnete Art in dieselbe übergegangen ist, so daß es gegen Herkommen und geschichtliches Recht, wie gegen Verständlichkeit, gegen den Vortheil der Sprache überhaupt wäre, sie verdrängen zu wollen. Doch es sey ferne von uns, das Herkommen als durchaus maßgebend zu betrachten; nimmermehr, wofern es sich nicht zugleich als vernunftgemäß erweist; beabsichtigen wir ja doch in diesem Aufsatze selbst, gar manches Herkömmliche als vernunftwidrig zu verwerfen. Wo anders aber werden wir die allgemeinen Gesichtspunkte für eine vernunftgemäße Sprachreinigung zu suchen haben, als in der Sache selbst, d. h. in der Natur, im Wesen der Wörter, der Sprache, um die es sich handelt.

Bedenken wir nun, daß die Hergänge der ursprünglichen

Sprachbildung überhaupt uns zu ferne liegen, um uns einigermaßen hineindenken zu können, beachten wir, wie auch die Sprachen, gleich Allem in der Zeit, fortwährend sich verändern, wie sehr das ursprüngliche Deutsch von dem jetzigen abweicht: so wird es nicht zu gewagt seyn, den Satz aufzustellen, der überdies noch diesen und jenen Beschränkungen unterworfen werden mag, den Satz, daß einfache ursprüngliche Zusammensetzungen von Grundlauten (Buchstaben) zunächst als ein Gemeingut aller Zungen sich betrachten lassen, dergestalt, daß sie eben so gut in jener, wie in dieser Sprache vorkommen können, daß sie noch keineswegs das unterscheidende Gepräge einer bestimmten Sprache an sich haben, welches vielmehr erst hervortritt in der Art der Biegungssylben, der Sproßformen und der Zusammensetzungen, denen jene einfachen Lautgefüge, die Sprachwurzeln, unterworfen werden. Ich denke nicht, daß dies Jemand so mißverstehen sollte, als ob damit die Verschiedenheit der Sprachen in den Wurzeln geläugnet würde, diese ist ja über allen Streit erfahrungsmäßig, vielmehr wird bloß behauptet, daß wir einem solchen einfachen Lautgefüge an und für sich es nicht anzusehen oder anzuhören vermögen, ob es z. B. eine deutsche oder lateinische Wurzel ist. Läßt sich ein solches Lautgefüge erfahrungsmäßig nicht als deutsche Wurzel nachweisen, so vermögen wir in der Regel keinen inneren Grund dafür anzugeben, z. B. warum lup keinem gangbaren Wort zu Grunde liegt. In überaus zahlreichen Fällen kommt aber eine und dieselbe Wurzel mehreren Sprachen zugleich zu, nur freilich meistens in verschiedenen Bedeutungen, die bald ganz fremdartig, bald mehr oder weniger verwandt sind, und wir vermögen dann aus den Lauten selbst noch keineswegs auf die Bedeutungen in den betreffenden Sprachen zu schließen, z. B. daß das Lautgefüge art dem lateinischen Wort für das zu Grunde liegt, was wir am nächsten mit Kunst bezeichnen, während das deutsche Wort Art einen andern, wenn auch einigermaßen verwandten Sinn darbietet. Warum? das könnt ihr gewiß nicht beantworten, so wenig als warum der Stein gerade im Lateinischen vom Fallen (lapis, labi), im Deutschen vom Stehen seinen Namen hat; da können wir bloß auf die Willkür der ursprünglichen Sprachbildung, die Zufälligkeiten der Namendichtung (Onomatopoesie im weitesten Sinn)

zurückgehen. Ist aber endlich die Sinnverwandtschaft bei einerlei Lautgefüge in zweien (oder mehreren) Sprachen sehr groß (trifft einerlei Bedeutung mit einerlei Laut zusammen), so sagen wir erst, daß die betreffenden Sprachen diese Wurzel gemein haben (sowie daß sie bloß wurzelverwandt sind, wenn das Zusammentreffen von Bedeutung und Laut nur annähernd stattfindet); je mehr solcher Fälle sich nachweisen lassen, für desto verwandter erklären wir die betreffenden Sprachen; jemehr Sprachen aber in einem und demselben Fall zusammentreffen, desto eher läßt sich dann die Entstehung des Worts aus seinen Lauten selbst erklären.

In diesem Sinn also ist der obige Satz aufzufassen und überdies einzuräumen, daß die Behauptung allerdings nicht von jeder Lautverbindung gilt; vielmehr gibt es auch Lautverbindungen, ja schon Laute selbst und Doppellaute, Verbindungen von Selbstlautern sowie von Mitlautern, welche bloß dieser Sprache angehören und entschieden einer andern nicht.

Was aber nun aus diesem Satz folgt, ist leicht abzusehen. Nämlich daß man sich gegen sogenannte Fremdwörter, welche nichts anderes, als einfache Lautgefüge von der bezeichneten Art sind, keineswegs zu sträuben braucht, nicht nur, wenn zu diesem natürlichen Recht noch das geschichtliche des Herkommens tritt, wenn das Wort, z. B. Grad, Zone, längst eingebürgert ist, sondern selbst dann nicht, wenn letzteres fehlt, wenn das Wort vielleicht erst neuerlich zum wirklichen Gewinn des Sprechens aus einer fremden Sprache entlehnt worden wäre, wenn z. B. die ungeschickte Benennung Zeitwort in der Sprachlehre mit Verb (natürlich nicht Verbum) vertauscht, oder wenn das einfache Vergrößerungsglas mit den Franzosen Luppe genannt wird (natürlich so, d. h. mit u und zwei p geschrieben); zum wirklichen Gewinn des Sprechens nämlich geschieht dies, weil wir z. B. für die genannten Gegenstände in unserer Sprache keine einfachen Namen haben. Ich möchte das erwünschte, höchst passende Eroberungen und Erwerbungen nennen, womit der Deutsche seine Sprache fortwährend bereichern mag, und dieses Verfahren bloß an folgende zwei Bedingungen knüpfen: einmal, daß einem wirklichen Mangel durch ein solches Wort abgeholfen werde, daß also kein einfaches ursprünglich deutsches Wort von

derſelben Bedeutung vorhanden iſt; und zweitens, daß das entlehnte Lautgefüge im Deutſchen nicht ſchon in einer andern Bedeutung gangbar, wenigſtens nicht allgemein gangbar iſt. Schreiben wir dann noch, was ſich von ſelbſt verſteht, die einfachen Laute ſelbſt, wo es nöthig iſt, deutſch, wie in dem zuletzt angeführten Beiſpiel der Luppe, oder in Raſſe, ſo können wir ſolche Wörter geradezu als deutſche Wörter betrachten und gebrauchen. Ich füge endlich noch bei, daß die erſte der eben ausgeſprochenen Bedingungen wiederum durch das Recht des Herkommens aufgewogen werden kann; wollte z. B. Jemand ſagen: wohlan! was bedürfen wir der Wörter Punkt, Linie, Zone, wir haben ja Tupf, (Tüpfel), Strich, Gürtel, ſo würden wir damit nicht einverſtanden ſeyn, weil jene Fremdwörter längſt neben dieſen urſprünglich deutſchen dergeſtalt eingebürgert ſind, daß letztere entweder der Schriftſprache ſich ganz entfremdet haben (wie das erſte), oder eine entſchiedene Verſchiedenheit in Bedeutung und Gebrauch zwiſchen den ſinnverwandten Ausdrücken ſich hergeſtellt hat (wie in den beiden andern Beiſpielen).

Dieſem erſten Grundſatz, der ganz von dem lautlichen Weſen der Wörter hergeholt iſt, ſtellen wir ſofort einen zweiten gegenüber, welcher das begriffliche oder das logiſche Weſen derſelben betrifft, die Rolle, welche ſie im Zuſammenhang der Rede ſpielen. Hiebei iſt aber gewiß höchſt einleuchtend, daß jemehr ein Wort den Satzbau beſtimmt und dadurch die ganze Rede beherrſcht, deſto weniger es aus einer andern Sprache entlehnt werden darf, ohne dadurch der Rede in ihrem Zuſammenhang ſelbſt ein fremdes Gepräge aufzudrücken, was das Schlimmſte iſt. Da iſt es denn auch kaum nöthig zu bemerken, daß bei den Fürnamen, Vorwörtern und vollends bei den Fügwörtern der Gebrauch des fremden ſchlechthin nicht möglich iſt, ohne geradezu aus der deutſchen Sprache ganz herauszufallen, und jener Pariſer Kellner hatte ſo Unrecht nicht, wenn er meinte, den deutſchen Ankömmlingen noch einigermaßen mit Deutſch entgegenzukommen, als er ihnen bemerklich machte, man ſpeiſe „wenn die cloche sonne.“ Den nächſten Rang im Satzbau, im Gewebe der Rede, behauptet das Verb ſammt dem Beiverb; auch fremde Verben geben noch dem Ganzen der Rede einen entſchieden fremden Anſtrich, wenn wir auch eine mit fremden Verben (übrigens

verſteht ſich, nach deutſcher Biegung) ausgeſtattete Rede noch für deutſch halten können. Deßhalb muß hier die äußerſte Strenge Grundſatz der Sprachreinigung ſeyn, und wenn z. B. das Wort Kur ganz zu jenen gehört, die wir unbedenklich wie deutſche gebrauchen (z. B. in Zuſammenſetzungen wie Waſſerkur, Kurort bringen) mögen, ſo iſt dies ſchon nicht mehr der Fall mit dem Verb kuriren, vielmehr werden wir gegen dieſes unbedenklich das Verbannungsurtheil unterſchreiben. Ueberhaupt ſind dieſe Fremdverben diejenigen, welche mit „iren" auslauten, im übrigen den deutſchen Biegungsregeln ſich anſchließen; wird ja die Endung ſelbſt deutſchen Worten (halbiren, buchſtabiren und vielen andern) angehängt. Auch geſtattet ſie allerdings den Vortheil einer unbegränzten Verbenbildung und iſt gewiß nicht ganz zu umgehen, weil der Gebrauch ſie zu ſehr zur deutſchen Endung geſtempelt hat. Allein möglichſte Vermeidung ſolcher Verben, zumal wenn der Stamm ſelbſt ſchon das fremde Gepräge trägt, muß jedenfalls ein oberſter Grundſatz, und allmählige Verdrängung jener Endung durch die rein deutſche und überdies einfachere Endung „en" in den meiſten Fällen, wo der Stamm deutſch oder einem deutſchen nach Obigem gleichgeltend iſt, dürfte vielleicht eine ausführbare Maßregel der Sprachreinigung ſeyn; in allen Fällen geht es zwar wiederum kaum (man denke nur an Beiſpiele, wo beide nebeneinander beſtehen, wie hauſiren und hauſen), wofern man nicht manche ſolche Verben ganz über Bord werfen wollte.

Anders verhält es ſich mit den Namen (und Beinamen), dem Redetheil, der wieder eine Stufe tiefer ſteht hinſichtlich der Herrſchaft über die Rede. Zwar wenn ſie nicht mehr ſolche einfache Lautverbindungen ſind, wie die oben beſprochenen, wenn vielmehr die fremde Zunge nach fremden Geſetzen fremde Erweiterungen, Verwandlungen und Zuſammenſetzungen vorgenommen hat, ſo trifft auch die Namen im Allgemeinen mit Recht das Verbannungsurtheil des Sprachreinigers und dieſes muß zunächſt bloß dem Grundſatz der Duldung weichen, wo das Fremdwort nur durch weitläufige Umſchreibung, oder durch, ſey es abgeſchmackte, ſey es ſinnentſtellende Ueberſetzung, erſetzt werden könnte. Dies iſt nun aber freilich unzähligemal der Fall bei den Namen, denn mit den Dingen kommen ihre Namen von außen; wir haben hier eine fortdauernde Quelle von Fremdwörtern. Daß dieſelben

wieder um so mehr zu vermeiden sind, je allgemeiner ihre Bedeutung, je gangbarer und volksthümlicher die Gegenstände, die sie bezeichnen, liegt in der Natur der Sache; daß man aber sachte zu Werk gehen muß, und, ist nur einmal das allgemeine Bestreben da, viel dem langsamen aber sichern Gang der Zeit, dem Zusammenhelfen Vieler in den verschiedenen Landschaften Deutschlands überlassen darf, um allmählig die passenden Ersatze zu finden, anstatt die Sache vom Zaun abzubrechen und durch übereilte, unpassende Mittel das Spiel zu verderben, kann in dieser Hinsicht nicht genug empfohlen werden. Allein das Uebersetzen und Ersetzen fremder Namen hat zuletzt seine Gränze an den Eigennamen, zu denen in weiterem Sinn nicht nur die Personnamen, unter denen wiederum zunächst nur von den geschichtlichen Namen die Rede seyn mag, sondern auch die geographischen gehören. Bei diesen kann und darf der fremde Klang nicht vermieden werden; nur in seltenen Fällen kann von einem besondern deutschen Ausdruck oder auch von einer Uebersetzung die Rede seyn. Besondere deutsche Ausdrücke treffen wir hergebrachter Weise für besonders berühmte Namen, Heiligennamen (Kalendernamen), Namen von Männern ersten Rangs (z. B. Neuton), deßgleichen von Städten wie Venedig, Paris; Uebersetzungen darf man sich überall erlauben, wenn der Name nichts anderes ist, als ein sonst in der Sprache gangbarer Begriffsname oder eine Zusammensetzung mit solchen (z. B. Felsgebirge in Nordamerika, Oranienfluß in Südafrika). Hierauf muß ich noch einmal zurückkommen; im Allgemeinen aber beschränkt sich in diesem ganzen Gebiet der Eigennamen, sowie bei den vor der Hand unersetzbaren Namen anderer Art (namentlich vieler Kunstwörter) die Aufgabe der Sprachreinigung darauf, daß man das fremde Gepräge des Fremdwortes möglichst abschleift, indem man die Schreibart oder die Laute selbst (oder auch beides) dem Deutschen verähnlicht und so die Namen dem Deutschen mund- und schreibgerecht macht. Ueber diesen Grundsatz der Sprachreinigung, welcher die ihrer Natur nach fremden Wörter betrifft, muß ich mich besonders verbreiten, indem ich hauptsächlich die geographischen Namen berücksichtige, bei denen es in der That so Vieles in Deutschland zu erinnern und zu wünschen gibt.

Da herrſcht nämlich leider in Deutſchland gerade das entgegengeſetzte Beſtreben. Man denkt nicht nur nicht daran, daß die Aufgabe der Sprachreinigung auch hierauf ſich erſtreckt, daß es am Fremdnamen ſelbſt wiederum Fremdes gibt, was der deutſchen Zunge oder dem deutſchen Auge widerſtrebt, was im Zuſammenhang deutſcher Rede widerlich und ſtörend ſich ausnimmt. Vielmehr werden die deutſchen Geographen nicht ſatt, hier an die Stelle althergebrachter Namen, die bereits volksthümlich geworden ſind, die ihrer Meinung nach ächteren einheimiſchen Namen zu ſetzen, dort eine ebenſo gangbare Schreibart oder Ausſprache, wie ſie glauben, zu verbeſſern, indem ſie die Namen ſchreiben und ſprechen wollen wie die Eingebornen, wie wenn ohne das keine Kenntniß der Sache möglich wäre. Da ſoll man von einem Oranje Rivier und von Rockymauntains wiſſen anſtatt vom Oranienfluß und vom Felsgebirge, da ſoll man Wlachen aus Wallachen machen, ſoll Sibirien mit zwei S ſchreiben, ſoll ſtatt Mexico Mejico ſchreiben und Mehiko ſagen, Perú ſtatt Peru u. ſ. w.; ſie verbieten uns zuletzt Paris und London zu ſprechen, oder gar Mailand und Venedig, Straßburg und Dünkirchen. Biſt du im Begriff, eine ſachgemäße Schilderung von der Lage und Anſicht Veronas zu geben, ſo fährt dir, zumal wenn du gar „Ferona" geſagt haſt, ein guter Freund übers Maul, „verzeihen Sie, man ſagt Veróna," meinend, bei ſolcher Betonung habe er ſelbſt italieniſches Blut in ſeinen Adern; und beginnſt du die lebendigſte Schilderung der großen Baumwollenſtadt mit Mancheſter (anſtatt „Mäntſcheſter"), ſo zucken ſie die Achſeln über den Nichtswiſſer, der meint, mit ſeinem deutſchen Schnabel über England ſprechen zu können. Aber, ſagt man, das Engliſche und das Italieniſche, oder wenigſtens das Franzöſiſche iſt ſo gäng und gäb in Deutſchland, daß das Sprechen und Schreiben keinem Gebildeten ſchwer fällt. Das iſt aber erſtlich nicht einmal ganz wahr, denn in den Namen haben die Sprachen oft Beſonderheiten, die ſich den allgemeinen Geſetzen entziehen; alsdann nehmen ſich die eigenthümlichen Fremdlaute im deutſchen Mund ſchwerfällig, die eigenthümlichen fremden Zeichen in der deutſchen Schrift widerwärtig aus, die ganze Rede klingt ſchlecht, die ganze Schrift beleidigt das Auge; endlich ſollten die geographiſchen und geſchichtlichen Namen auch in

denjenigen Volksklaſſen zugänglich ſeyn, welche keinen Unterricht im Franzöſiſchen erhalten, wohl aber (verſteht ſich in ihrer Art) in jenen Gebieten (oder ſollen Geographie und Geſchichte nicht auch Fächer der Dorfſchulen ſeyn?); der Bauer ſoll auch ſeine Zeitung leſen können, ohne ausgelacht zu werden, wenn er Bord„eaux" ſagt. Aber wie? ſo will der Sprachreiniger am Ende auch Bord„eaux" ſprechen? Das geht doch wohl nicht, das iſt gerade das rechte Beiſpiel, welches zeigt, daß man die erſtrebte Verähnlichung der ausländiſchen Namen doch nicht wohl durchführen kann. Nur gemach! wir wollen allerdings nicht ſo ſprechen, aber was hindert uns Bordo zu ſchreiben? Was hindert uns hier und in allen ähnlichen Fällen die deutſchen Zeichen für die betreffenden Laute zu ſetzen? in der vernünftigen Hoffnung, damit ebenſowenig unwiſſend oder albern zu erſcheinen, als wenn der Franzoſe Stuttgart mit ou ſchreibt und das t am Schluſſe nicht ausſpricht. Und anſtatt in einem volksthümlichen Buche eingeklammert beizuſetzen: „ſprich Bordo," was gewiß eine abgeſchmackte Gewohnheit iſt, wollen wir nicht lieber in einem minder volksthümlichen Buche einklammern: »Bordeaux« und dazu noch »Burdigala« ſetzen, um demjenigen, der fremder und alter Sprachen kundig iſt, in der Klammer die Geſchichte des Namens anzudeuten? — Doch es iſt Zeit, daß wir nun den bereits angedeuteten dritten Grundſatz genauer entwickeln.

Es gibt nämlich zweierlei Wege, die Verähnlichung fremder Namen zu bewerkſtelligen, gleichwie das Fremdartige, was die fremden Namen ſelbſt wieder behaftet, in zweierlei liegen kann, entweder nämlich in den Lauten ſelbſt, oder in der Bezeichnung der Laute, entweder in der Ausſprache und Betonung, oder in der Schrift. Liegt aber jener fremde Anſtrich in der Schreibart, indem Laute, die uns ebenſo gangbar ſind, auf abweichende Art bezeichnet werden, was iſt da vernunftgemäßer, natürlicher, gegebener, als für die fremden Zeichen ganz einfach die deutſchen Zeichen zu ſetzen und ſo die Namen uns ſchreibgerecht zu machen, alſo z. B. Bordo, Liverpul, Heugens, Dümurie (Dümurië, Dümurieh) zu ſchreiben? Es thut einem gewiß wohl, in Schloſſers Werken überall ü an die Stelle des franzöſiſchen u geſetzt zu ſehen, aber warum hat ſich der große Geſchichtſchreiber auf dieſen einzigen Fall beſchränkt, warum hat

er nicht einmal den ganz ähnlichen mitgenommen, u für ou zu ſchreiben, ſo daß man z. B. „Dümouriez" zu einem Drittel deutſch und zu zwei Dritteln franzöſiſch geſchrieben ſieht? Dagegen iſt y und ph keineswegs zu den fremdartigen Zeichen zu rechnen, weil ſie, wie in andern Sprachen, ſo auch im Deutſchen (ſchon durch Bibel und Kalender) längſt volksthümlich geworden ſind. Liegt dagegen das Fremdartige vorzugsweiſe im Laut ſelbſt, ſind es uns ganz fremdartige Laute oder Betonungen (wie das engliſche th, das franzöſiſche ill, gn zumal mit folgendem ſtummem e), die ſich meiſt in unſerem Munde gezwungen ausnehmen, die man ohne große Uebung in der fremden Zunge gar nicht nachahmen kann (wie denn z. B. bei jenem franzöſiſchen ille jeder Deutſche wieder einen andern Triller ſchlägt): warum ſollen wir dann nicht die Ausſprache uns mundgerecht machen und entweder geradezu ſprechen wie bei einem deutſchen Wort (z. B. Mancheſter, Portsmouth, Taylor), bald auch kleine, den Klang des ganzen Worts wenig verdeckende Lautänderungen, natürlich zugleich die entſprechenden Zeichenänderungen in der Schrift, eintreten laſſen, z. B. Süderſee, Lianos, Marſellien, Bretannien ſchreiben und ſprechen? Ein n anfügen, ein e am Schluß hören laſſen u. dgl. gibt alsbald dem Wort einen deutſchen Anſtrich, wodurch es mundgerecht und überdies ſein Klang im Zuſammenhang deutſcher Rede annehmlicher wird. Die genannten beiden Regeln greifen in der Anwendung vielfach in einander ein, wie ſchon an den angeführten Beiſpielen erhellt; manchmal kann man auch in der Anwendung des einen oder andern ſchwanken, z. B. ob man Seine ſprechen oder zugleich Säne ſchreiben will u. dgl. Ueberhaupt aber dürfte ſich die Aenderung der Schreibart wieder vorzugsweiſe bei Selbſtlautern eignen, da dieſe das beſonders Ohrenfällige, aber auch das Wandelbare am Worte ſind, während der mehr mit Weſen und Abſtammung des Worts verwachſene Mitlauter zugleich weniger ins Gehör fällt und daher eine Aenderung der Ausſprache leichter verträgt.

Solche Namensänderungen dagegen, bei denen man die Gegenſtände nicht mehr kennt, weiſe ich weit zurück, wie ſie namentlich der Geſchichtſchreiber Leo ſich herausgenommen hat, z. B. Wälſch Bern anſtatt Verona, Janau anſtatt Genua u. ſ. w. Zwar ſind dies (wenigſtens zum Theil) keineswegs willkürliche,

zum Behuf der Verähnlichung ersonnene Aenderungen, sondern sie haben eine geschichtliche Grundlage, es sind wirkliche deutsche Namen für jene italienische Städte, aus einer Zeit stammend, wo Italien in engerem Verband mit Deutschland stand; allein sie sind entschieden veraltet und gehören daher heutzutage in jene geschichtlichen Klammern, sowie die neu italienischen Namen (z. B. Genova, so daß also in diesem Beispiel neben diesem Namen, wie neben dem altdeutschen, vielmehr Genua als der in Deutschland gebräuchliche Name zu betrachten ist). Solche entschieden veraltete Namen darf man daher nicht unter den oben erwähnten Gesichtspunkt stellen, daß sie als die besonderen deutschen Namen den Benennungen der Eingebornen vorangehen müssen; am ehesten könnte man sich hiezu noch versucht fühlen, wenn es zugleich deutsche Land- und Ortschaften sind, denen jene Namen angehören, vollends wenn sie an Ort und Stelle noch heutzutage gangbar sind, z. B. Nanzig für Nancy, Lützelburg für Luxemburg (letzteres ist nämlich, obwohl wiederum leidlich deutsch klingend, der von Frankreich aus aufgebrachte Name für die betreffende Stadt, Landschaft und Fürstenrasse). Doch selbst in solchen Fällen möchte ich das Zurückgehen auf dergleichen im Allgemeinen veraltete Namen nur dann passend finden, wenn sie nur kleine Lautverschiedenheiten von den heutzutage herrschenden Namen darbieten, zumal wenn überdies eine entschieden fremde Sprechweise oder Schreibart dadurch verdrängt wird (z. B. bei Nanzig), und möchte daher z. B. den ursprünglichen Namen Wässichenwald für den zwar wie Luxemburg durchs Französische hindurchgegangenen, aber wiederum deutsch zugestutzten, überdies herrschenden und ziemlich von jenem abweichenden Namen Vogesen nicht zulassen, sondern zunächst in die geschichtlichen Klammern verweisen. Denn jenen obersten Grundsatz aller Darstellung darf man denn doch auch hier nicht aus dem Auge verlieren, daß man verständlich bleibe und keine Räthsel gebe. — Ich habe oben schon mit der Regel, an besondern in Deutschland gangbaren Namen festzuhalten, die für die Uebersetzungen zusammengestellt; auch hierauf muß ich noch einmal zurückkommen und auch hier ein „zumal" anbringen, nämlich daß Uebersetzungen von Eigennamen, welche aus gangbaren Begriffsnamen bestehen, geboten sind, zumal wenn dies an Ort

und Stelle, oder in der näheren Umgebung wirklich volksthümlich ist. Da steht dann oben an das Beispiel vom lago maggiore, wofür wir „der lange See" sagen müßten, auch wenn in der Schweiz nicht wirklich so gesagt würde, oder schlechtweg Langensee, eine zwar herbe, aber jedenfalls bequeme und in sofern vielleicht nicht zu verschmähende Verschmelzung in Ein Wort, als sie nicht ohne Beispiel ist; ich erinnere nur an Rothenacker an der Donau; indeß will ich dieser Weise der Wortbildung keineswegs das Wort reden. Dagegen (um auch ein Beispiel von der andern Seite anzuführen) könnte die Uebersetzung von le Havre de grace mit Gnadenhafen gegen sich haben, daß Havre im Französischen nicht mehr der gangbare Begriffsname für Hafen, und daß jener vollständige Name im Gebrauch bereits schlechtweg in Havre zusammengeschrumpft ist.

Mit diesen Bemerkungen glaube ich auf das Wesen der Sache eingegangen und von vernunftgemäßen Ansichten ausgegangen zu seyn. Ich habe drei bestimmtere Grundsätze aufgestellt, wovon der erste die Aufnahme einfacher Lautverbindungen aus fremden Sprachen für Begriffsnamen gestattet, der zweite den Gebrauch fremder Verben verbietet, der dritte die Verähnlichung der fremden Eigennamen nach Aussprache und Schreibart regelt; dabei habe ich die Anführung von Beispielen beschränkt, um den Fluß der Rede nicht zu sehr zu stören. Es erübrigt das Verhältniß der Sprachreinigung zu den verschiedenen Arten der Rede zu besprechen, wo es sich denn besonders um die wissenschaftlichen Kunstwörter handelt; indeß beschränke ich mich hier auf die allgemeinsten Bemerkungen hierüber und gedenke der philosophischen und mathematischen Kunstsprache eigene Aufsätze zu widmen. Hier stelle ich aber den einleuchtenden Satz voran: jemehr die Rede zum Zweck gehört, jemehr sie künstlerischen oder rednerischen Anspruch macht oder machen soll (wohin also nicht nur die dichterische und die rednerische Darstellung selbst, sondern auch die geschichtliche und die schildernd beschreibende Darstellung gehört), desto mehr ist die äußerste Reinheit der Sprache oberster Grundsatz, eben weil das Streben nach Reinheit Hand in Hand geht mit dem Streben nach Schönheit. Dem gegenüber steht der wissenschaftliche Vortrag, welcher je nach dem Gegenstand mit einem ausgedehnteren oder beschränkteren

Inbegriff von Kunſtwörtern ſich befaſſen muß; auch hier aber iſt wieder zwiſchen dem gemeinfaßlichen Vortrag der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und dem für die Leute vom Fach, der fachmäßigen (techniſchen) Darſtellung wohl zu unterſcheiden. Denn wenn bei letzterer die Rede am meiſten zum Mittel wird, ſo ſpielt ſie bei erſterer eine viel bedeutendere Rolle, ſo daß dieſe gewiſſermaßen ein Mittelglied zwiſchen der redneriſchen und fachmäßigen Darſtellung bildet. In dieſes Gebiet möchte ich die geſammte philoſophiſche Darſtellung verweiſen, und es iſt gewiß ſehr tadelnswerth, wenn man noch immer, freilich nach dem Vorgang unſerer größten Denker, Unterſuchungen und Betrachtungen vom allgemeinſten Anklang mit einem Wuſt von wälſchen Kunſtausdrücken überladet, zumal wenn z. B. über das Schöne ſelbſt philoſophirt wird. Daß aber auch auf dieſem Gebiet hervorragende Männer das Bedürfniß einer deutſchen Kunſtſprache eingeſehen haben, das mag Schleiermacher bezeugen mit der Dankbarkeit, die er dem Profeſſor Dellbrück für den Ausdruck ſchlechthinig zollte. Am meiſten freilich muß man der fachmäßigen Darſtellung, z. B. der mathematiſchen, phyſiſchen, chemiſchen, naturgeſchichtlichen, technologiſchen Kunſtſprache den Gebrauch der Fremdwörter vor der Hand frei laſſen, ohne doch auch hier den Wunſch und die Hoffnung aufzugeben, die gränzenloſe Sprachmengerei, das wahrhaft babyloniſche Gewälſche allmählig zu verdrängen, worin die Schriftſteller dieſer Gebiete noch häufig ſich bewegen. Die Kunſtſprache der Naturgeſchichte iſt ſogar hergebrachtermaßen ganz lateiniſch, aber an Oken mag man wahrnehmen, was auch hier geſchehen könnte; nicht zu überſehen iſt aber freilich, daß im Gebiet der Naturgeſchichte, wie auch der Chemie und Technologie, das Fremdwort häufig dieſelbe Rolle ſpielt, wie in der Geographie, d. h. zum Weſen der Sache gehört. Soll ich vorläufig ein Wort von der mathematiſchen Kunſtſprache ſagen, ſo iſt auf der einen Seite ſehr viel und paſſendes thunlich und gethan; ich ſelbſt habe in meiner Arithmetik mich beſtrebt, nach dem Vorgang anderer (z. B. Crelle in Berlin) wie nach eigener Empfindung von manchen gebräuchlichen Fremdwörtern Umgang zu nehmen; ich will aber hier nur Ein ſchlagendes Beiſpiel ausdrücklich anführen, das überdies von einem Jakobi in Berlin herrührt, nämlich Schmiegung

ſtatt Osculation, Schmiegebene ſtatt des Wortungethüms Osculationsebene. Auf der andern Seite iſt auch hier das ſprachreinigende Beſtreben durch manche Rückſichten gehemmt; denn eben hier iſt Kürze, Beſtimmtheit und Ebenmaß des Ausdrucks von ſolchem Belang, daß jenes Streben dieſen Rückſichten wenigſtens häufig geopfert werden muß; ich habe auch Ebenmaß geſagt und hervorgehoben, d. h. ſo lange nicht ſämmtliche zuſammengehörigen Begriffe gleichmäßig deutſch wiedergegeben werden können, ſondern etwa bloß einige darunter, ſo laſſe man lieber für alle die fremden Ausdrücke, ſage z. B. getroſt „normal," ſo lang man „parallel" zu ſagen veranlaßt iſt. Von eben dieſer Rückſicht aus ſtellt ſich aber das Verfahren mancher Mathematiker beſonders verwerflich dar, das auch bei Philoſophen häufig vorkommt und nicht minder in jeder andern Beziehung verwerflich iſt, daß man nämlich den deutſchen und den gleichbedeutenden oder wenigſtens entſprechenden fremden Ausdruck in zweierlei Sinn gebraucht (z. B. Schwere und Gravitation, Laune und Humor); lieber ein Dutzend neuer Fremdwörter, als eine einzige Sprachſchuſterei dieſer Art!

Ueber Bildung und Stellung technischer Beamten.

Das Streben der deutschen Nation nach höherer geistiger Bildung, der wahrhaft philosophische Sinn derselben, nannte man sie auch darum durch eine lange Reihe von Jahren das träumende Volk, hat das Studium römischer und griechischer Klassiker, die philosophischen und juridischen Wissenschaften zunächst und vorzugsweise genährt und gepflegt. Das Gymnasium, das Lyceum, die Universität waren die heiligen Hallen, in welchen fast allein gründliche Studien betrieben wurden, wo ein systematisches Wissen zur Entwicklung gelangte und die dem künftigen Regierungs- und Justizbeamten, dem Staatswirth und geistlichen Rath die erforderliche Schulbildung verschaffen sollten. Die mediciniſche Fakultät allein ließ die Naturwissenschaften, welche sich jedoch nur eines langsamen Fortschrittes erfreuten, die gebührende Stelle einnehmen. Künste und Gewerbe, die gesammte Landwirthschaft, also die vortheilhafteste Benützung der Bodenoberfläche, der Ackerbau, die Viehzucht, die Gartenkultur ꝛc., der entsprechende Abbau mineralischer Lagerstätten, die Zugutebringung derselben, der Hüttenbetrieb, alles, was die sogenannte Urproduktion und das unbegränzte Feld der Industrie betrifft, konnte nur praktisch, zunftmäßig, bei Meistern, durch langjährige Verdingung u. dgl. erlernt und Einzelnes davon durch das selbsterfindende und selbstschaffende Genie unvorbereitet und fast zufällig verwirklicht werden. So verfloßen viele Jahre und Jahrzehende, bis sich endlich das allgemein Nützliche, das Unentbehrliche, das Materielle gleichsam seine eigene Bahn brach.

Landwirthschaftliche Institute, Bergschulen, Forstschulen, polytechnische Lehranstalten, Gewerbs- und Industrieschulen aller Art tauchten hie und da, mehr oder weniger vereinzelt, mit vorzugsweise theoretischer oder praktischer Richtung, keineswegs gleichmäßig berücksichtigt und gefördert, endlich fast allgemein siegreich hervortretend auf, und die sogenannten realen Wissenschaften stehen nunmehr den idealen Studien, die technischen Schulen den Lyceen und Universitäten ziemlich schroff entgegen. Man zankt und eifert über die größere Nützlichkeit der Einen oder der Andern, und wie es das menschliche Streben durchaus mit sich bringt, so scheint es uns auch in dieser Beziehung zu ergehen. Ein Gegensatz ruft den andern hervor und indem wir die Wahrheit in der Mitte suchen, scheint unsere Aufgabe auch wirklich in der Vermittlung zu liegen. Das geistige und materielle Streben muß sich einigen, soll es nicht zur Träumerei oder zum Materialismus führen. Geist und Körper fordern eine gleiche Beachtung, und wie die Menschheit zwei Welten, gleichsam Himmel und Erde verbinden soll, so muß sie auch die ideale und naturwissenschaftliche Bildung mit gleicher Liebe und Würdigung fördern. Der Gegensatz ist nicht nothwendigerweise trennend und das Glück der Völker durch die entsprechende Einigung am sichersten begründet. Ein wahrhaft ideales Streben muß die materielle Wohlfahrt als unentbehrlich erkennen; diese macht sogar den Geist unabhängiger von der Natur und gewährt uns das, was die höhere Bestimmung des Menschen fordert. Wenn daher in der neueren Zeit so häufig die Fragen wiederkehren: soll der künftige technische Beamte seine erste Bildung durch die Realschule oder das Gymnasium erhalten? sollen seine Vorstudien in den Wissenschaften polytechnischer Lehranstalten oder den Unterrichtsgegenständen der philosophischen Fakultät bestehen? so liegt unsere Ansicht und persönliche Meinung nahe genug. Weder das Eine noch das Andere wünschen wir ausschließlich.

Eine entsprechende Vermittlung wäre unser Wunsch. Nur in dieser sehen wir das beste Mittel zur Erreichung des besten Endzweckes. Aber diese Vermittlung scheint weit allgemeiner nöthig und vortheilhaft zu seyn, sowie auch manches Anderweitige hier in Betracht zu ziehen ist. Denn nicht nur daß man fragt: welche Vorbildung soll der technische Beamte erhalten?

auch die weitere Frage klingt allenthalben nach: wie soll die eigentliche Fachschule beschaffen seyn? Soll die theoretische oder die praktische Richtung vorwalten? Soll der praktische Unterricht vorgehen oder nachfolgen? Erheischen jene Dienstesstufen, welche nach ihrer höhern Stellung im Staate, nach ihrem ausgedehnteren und mannigfaltigeren Wirkungskreise, nach ihrem Einfluß und ihrer Rückwirkung auf andere Aemter und Beamte eine allgemeinere Bildung verlangen, auch eine veränderte Vorbildung? Soll diese eben darum eine mehr theoretische seyn? Oder welche anderweitigen Verfügungen wären in dieser Beziehung wünschenswerth? Wir wollen es nun, freilich nur mit schwachen Kräften, aber mit dem besten Willen und nicht ohne einschlägige Erfahrung versuchen, diese Fragen im Allgemeinen und zunächst mit Rücksicht auf mehrere, besonders wichtige Verwaltungszweige zu beantworten.

Vor allem kann nicht geläugnet werden, daß man durch die sogenannten Real-, Gewerbs- und polytechnischen Schulen die materielle Richtung vorzugsweise fördere, und bei gründlicher Ausbildung in den Naturwissenschaften und der Mathematik, sowohl als reine als auch als angewandte Studien betrachtet, die ideale Seite, die absoluten Wissenschaften, das Moralische und Religiöse zu sehr vernachlässige. Die Ausbreitung eines groben Materialismus ist die damit verbundene Gefahr, und jedem unbefangenen Beobachter wird es leicht wahrzunehmen, wie die heranreifende Jugend dieser Schulen nur zu leicht mit den sogenannten realen Wissenschaften die Realität der geistigen Welt, des Absoluten und Göttlichen übersieht; wie dann als weitere Folge nur in gewinnreichen Gewerben, in einer maßlosen Industrie, im Reichthum und Genusse das Ziel, der Endzweck der menschlichen Bestrebungen gesucht wird und nur derjenige scheinbar Werth hat, der mit einem hellen Kopfe, also mit der entsprechend ausgebildeten größeren Verstandesanlage viele Energie, das heißt ein kräftiges, äußeres Einschreiten verbindet; wie man die Achtung vorzugsweise jenen zollt, welche was zu unternehmen wissen und reich werden, und wie die Geldaristokratie dann Alles zu beherrschen sucht. Der Religionsunterricht kann dagegen nicht kräftig genug wirken. Er ist nothwendigerweise mehr praktischer, formeller, kirchlicher Natur. Die im übrigen

zum Denken, zum tiefen, gründlichen Denken aufgeforderte Jugend will nur das reine Wissen gelten lassen. Sie erklärt den Glauben für ein bloßes Dafürhalten ohne Ueberzeugung und hält die Religion für Mysticismus. Die philosophische Grundlage ist nicht vorhanden, und so wird der reingeistige Theil des Menschen, seine göttliche Natur, Anlage und Bestimmung verkannt und die wahre Religion, die unveränderliche und unerschütterliche Grundlage des reinen Christenthums und aller gültigen Religionen, nicht oder nur ausnahmsweise ergriffen, bewahrt, genährt und gefördert. Und dennoch muß man behaupten, daß, abgesehen von der allgemein nöthigen moralisch-religiösen Bildung, der religiöse Charakter des technischen Beamten insofern höchst wichtig und beachtenswerth ist, als derselbe nur zu oft allein oder im Vereine mit dem Seelsorger und Dorfschullehrer das Beispiel, der Führer, Leiter, ja Vater einer ganzen Gemeinde ist. Wie viele Landwirthschaftsbeamte üben nicht in dieser Hinsicht einen ungeheuern, fast maßlosen Einfluß aus! Wie häufig ist der Förster, der Bergbeamte, der Hüttenmeister der einzige gebildete Mann im weiten Umkreise! Eine bedeutende Anzahl von Arbeitern ist ihm untergeordnet, das materielle und hiedurch auch das geistige Wohl derselben ist in seine Hände gelegt. Er ist das Vorbild, seine Schlechtigkeit wirkt gleich dem ansteckenden Pestübel. Wie ein Gift ergreift es sein Arbeitervolk, und jeder Unterschleif und Betrug verzweigt sich vielfach. Und wenn er dagegen in seinen Handlungen unbescholten dasteht, wenn er nicht bloß als ein guter Hausvater, treuer und sorgsamer Gatte und Vater das Wohl seiner Familie bedenkt, sondern seine ganze Gemeinde als Patriarch und väterlicher Freund behandelt, wenn er Mißbräuche abstellt, Diebstahl und Unterschleif zu entdecken und zu bestrafen weiß, dem Arbeiter zu leben gibt und seine Thätigkeit und Rührigkeit zu steigern versteht, überall Ordnung hinbringt, für das Gute in jeder Beziehung eifrig wirkt und in Folge eines wahrhaft moralisch-religiösen Lebens das ihn umgebende Volk erbaut, erhebt, veredelt, müssen wir dann nicht sein stilles, so häufig unbeachtetes Wirken hochschätzen, verehren und stets mehr und allgemeiner verwirklicht zu sehen wünschen? Wenn aber nun nicht geläugnet werden kann und will, daß die

Tiefe des Gemüths auch viele derjenigen zum schönen Ziele leite, welche ohne philosophische Studien ihre wissenschaftliche und technische Ausbildung erlangten, so ist doch auch wieder gewiß, daß die Anregung zum Besseren auch leichter das Bessere selbst schaffen läßt. Wo finden wir aber die schönste geistige Anregung? In dem Studium der alten und neuen Klassiker, in der Moral-, Religions- und Rechtsphilosophie, in der Weltgeschichte und in den christlichen Urkunden. Ist dies aber der Fall, dann lasset die Techniker auch Philosophen im reinen, universalen, wahren Sinne seyn! Lasset sie nicht bloß die realen, sondern auch die idealen Wissenschaften betreiben und gebt ihnen das Wissen beider Welten. Soll dies möglich seyn, so ist eine gänzliche Reform der meisten Schul- und Studieneinrichtungen dringend nöthig. Es darf sich nicht länger um gewisse Aequivalente handeln, und es soll nicht gleichgültig seyn, ob man eine Real- oder Gewerbsschule oder das Gymnasium eine Zeitlang besucht habe. Die Elementarschule sollte zwar durchaus nur die Anfangsgründe des einfachsten und unentbehrlichsten Wissens gewähren, das sich daranschließende Gymnasium aber den Zweck der Real- oder Gewerbsschule und des bisher sogenannten Gymnasiums ganz oder zum Theil vereinigen. Man beschränke das Studium der lateinischen und griechischen Sprache und fördere den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. Wenn man hiebei überall das wirklich Nöthige und Unentbehrliche im Auge behält, nicht zu viel und nicht zu wenig gibt und die Lehrgegenstände zweckmäßig aneinander reiht, so läßt sich das gewünschte Ziel schon erreichen. Nicht minder müßten aber auch die höheren Klassen der Real- und Gewerbsschulen mit den philosophischen Studien verschmolzen werden, um hiedurch jene Vermittlung der materiellen und rein geistigen Bildung zu Stande zu bringen, welche uns so nöthig, wichtig und ersprießlich scheint. Betrachtet man dagegen das wirklich Bestehende, so überzeugt man sich bald, daß die Gymnasialstudien dermalen häufig zu wenig naturwissenschaftliche und mathematische Vorkenntnisse gewähren. Dies ist aber der Grund, warum man die künftigen technischen Beamten lieber auf Real- und Gewerbsschulen als auf Gymnasien und Universitäten schickt, bevor sie zum eigentlichen Fachstudium gelangen. Die gedachten Vorkenntnisse erleichtern zu

sehr die technischen Hauptstudien selbst, als daß man dies nicht wünschen sollte.

Die Bildung würde auf diesem Wege eine weit allgemeinere und dadurch einflußreicher. Die Anwendung der allgemeinen Wissenschaften auf besondere Fächer hat aber keine Gränzen. Sie kann dann rascher, häufiger und fruchtbringender erfolgen und die Wechselwirkung zwischen Theorie und Erfahrung, zwischen reinen und angewandten Wissenschaften wird in jeder Beziehung gefördert. Ein Bedenken dagegen könnte nur darin gefunden werden, daß man es für überflüssig hielte, wenn in Folge einer auf diese Weise gänzlich veränderten Schuleinrichtung auch die dereinstigen Justiz- und Regierungsbeamten, Seelsorger u. s. w. die naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächer in einer größeren Ausdehnung zu studiren hätten. Die Vortheile einer allgemeinen materiellen und formellen Bildung liegen indeß so nahe, daß man einen derartigen Einwurf kaum besorgen sollte. Die Seelsorger sollten durchaus die wesentlichsten Kenntnisse des Land- und Gartenbaues besitzen, um eben hiedurch und im Verein mit Schullehrern, Förstern 2c. den Obst- und Gemüsebau, die Holzzucht 2c. nach Möglichkeit auszubreiten und zu fördern. Der Justiz- und Regierungsbeamte bedarf so häufig technischer Gutachten und Aufklärungen, daß es wenigstens nur für ersprießlich erkannt werden muß, wenn ihm seine Jugendbildung das richtige Auffassen derselben erleichtert. Staatswirthe und Cameralisten können die Naturwissenschaften auf keinen Fall entbehren, und das medicinische Studium bedingt sie so sehr, daß sie dort, wo sie an der philosophischen Abtheilung der Universität nur in engeren Gränzen oder bloß theilweise gelehrt werden, erst in der medicinischen Fakultät nachgeholt werden müssen. Beim Wunsch, eine möglichst entsprechende Vorbildung für künftige technische Beamte zu erhalten, würde uns also die Vereinigung der bisher getrennten Realschulen und Gymnasien und jener allgemeinen Wissenschaften, welche in Gewerb- und polytechnischen Lehranstalten vorgetragen werden, mit der philosophischen Fakultät als sehr nützlich erscheinen, wobei jedoch eine längere Zeitdauer des Studiums und eine Ueberbürdung der studirenden Jugend durchaus nicht

vorausgesetzt werden darf, indem nur bei zweckmäßiger Beschränkung jedes einzelnen Faches der Zweck überhaupt erfüllt würde.

Wenden wir uns nun zur weiteren Frage: Wie sollen die technischen Schulen selbst eingerichtet seyn? Wie ist es mit dem praktischen Unterrichte zu halten? In wieferne muß die künftige Stellung der Beamten hiebei in Betracht kommen? Zunächst dürfte das Entscheidendste die Bestimmung der vorgehenden, nachfolgenden oder gleichzeitigen Praxis seyn. Nebstbei wäre jedoch der Umstand festzuhalten, daß wir eine entsprechende theoretische Vorbildung als bereits erlangt voraussetzen. Wäre diese nicht vorhanden, so müßte die technische Schule eine Erweiterung der Art erhalten, daß sie im unmittelbaren Zusammenhange mit den Fachstudien die erforderlichen realen und formalen Vorkenntnisse selbst gewähren könnte. Dies findet man z. B. bei den Bergschulen von Freiberg und Schemnitz — wir erlauben uns letztere hier beispielweise anzuführen, weil sie nach ihrem Ursprunge, ihrer Verfassung und Bestimmung eine wesentlich deutsche Anstalt genannt werden muß — bei vielen Forstschulen, bei landwirthschaftlichen und polytechnischen Instituten. Abgesehen nun hievon würde es sich also um die Untersuchung handeln: ob die Theorie der Praxis oder letztere der ersteren vorgehen solle? Die Meinungen hierüber waren von jeher getheilt und ich schmeichle mir keineswegs, die Sache hiemit abthun zu können. Geht die Theorie voraus, so scheint damit der Vortheil verbunden zu seyn, daß die studirende Jugend, in der Anstrengung des Geistes fortwährend geübt und derselben noch nicht entwöhnt, die vorzutragenden Lehren in ihrer reinwissenschaftlichen Beziehung leichter und schneller aufzufassen vermöge und die damit verbundenen Schwierigkeiten ohne Anstand überwinde. Der mehr wissenschaftlich gehaltene Unterricht läßt sich verhältnißmäßig kürzer zusammenfassen; die sich unmittelbar anschließende Praxis bildet sodann den angemessenen Uebergang zur Dienstesleistung selbst, und die praktische Verwendung kann mit mancherlei Vortheilen gleichsam in einem Zuge durchgeführt werden. Geht dagegen der praktische Unterricht voraus, so wird, weil die Uebersicht über das ganze Fach fehlt, die einzelnen Gegenstände noch nicht im Zusammenhange

aufgefaßt sind und jene Beamte, welchen die Lehrlinge zugewiesen werden, gewöhnlich weder Zeit noch Beruf finden, ihnen eine allgemein entsprechende, der Theorie gehörig vorarbeitende Anleitung zu geben, die aufzuwendende Zeit nicht auf das vortheilhafteste benützt; die praktische Beschäftigung zerstreut den Geist zu sehr, das anstrengende Studiren fällt immer schwerer und schwerer und der nachfolgende theoretische Kurs kann minder fruchtbringend werden und eine größere Anstrengung oder eine längere Dauer der gesammten Bildungszeit erheischen. Hiezu kommt, daß im praktischen Leben manche Ansicht Eingang findet, die nur durch den längst gewöhnten und allbeliebten alten Schlendrian gerechtfertigt werden kann, eben darum aber um so schwerer bekämpft wird. Viele vorgefaßte Meinungen, falsche Vorstellungen, Irrlehren und ein Widerwille gegen alles Neue werden nicht selten auf die später zu besuchende land- und forstwirthschaftliche, berg- und hüttenmännische Akademie gebracht. Hört man die Aussprüche solcher jungen Männer, so wird man nicht eben selten erfahren, wie sie gegen jede Theorie eifern, die Meinung hegen, daß sie Dieses oder Jenes für ihre künftige Dienstesleistung nicht nöthig hätten, wie es Schade sey, so viele Jahre noch auf der Akademie zubringen zu müssen u. s. w. Es kann somit nicht auffallen, wenn viele Lehrer, insbesondere jene, deren Bildung und Kenntnisse an und für sich mehr theoretische sind, gegen die vorgehende Praxis eifern und es am zweckmäßigsten finden, wenn sich der theoretische Lehrkurs unmittelbar an die Vorstudien und an diese erst die Praxis im Uebergange zum Dienste selbst anschließt. — Aber auch die Kehrseite hat ihr Wahres. Technische Fachstudien fordern praktische Vorstellungen und Selbstübungen, wenn sie richtig aufgefaßt, gehörig begriffen und mit günstigem Erfolge angewendet werden sollen. Vieles muß vom Katheder mühsam explicirt, in das kleinste Detail gezeichnet und weitläuftig auseinander gesetzt werden, was praktisch spielend, mit Leichtigkeit und ohne Anstrengung gezeigt, begriffen und erlernt wird. Die frühere praktische Verwendung bringt viele Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe und praktische Fertigkeiten mit sich, der Lehrer weist in Kürze auf dieselben zurück, deutet die Gegenstände kurz an und kann dennoch gewiß seyn, daß

man wisse, was gemeint ist. Die praktische Beziehung aller Lehrgegenstände tritt, einen zweckmäßigen Unterricht vorausgesetzt, überall schnell und deutlich hervor, der Schüler weiß sogleich, wozu er dies oder jenes werde gebrauchen können, er fühlt sich in Wald und Flur, in der Grube und der Hütte heimisch und ergreift jede Gelegenheit, theoretische Aufschlüsse zu erhalten, mit wahrer Freude und dankbarer Anerkennung. Er kennt den Zweck seiner Studien, begreift die Nützlichkeit derselben, arbeitet mit regem Eifer und einer Lust, die dem Lehrer wahres Vergnügen bereitet und einen Lohn verschafft, den er bei seinem nur zu häufig nicht gehörig gewürdigten, höchst ermüdenden Dienst im Uebrigen nur selten findet. Technische Fächer, wie wir sie hier vorzugsweise in Betracht ziehen, scheinen es also wieder andererseits zu bedingen, daß Behufs einer gründlichen Unterrichtung und besserer Ausbildung eine praktische Verwendung dem theoretischen Studium vorausgehe. Jede der beiden Hauptansichten hat daher ihre Licht- und Schattenseite und beide Systeme ihr Gutes und Schlechtes.

Dies wohl einsehend und würdigend wünscht man demnach theilweise ein drittes und schlägt vor, den praktischen Unterricht nur in einer gewissen Ausdehnung vorangehen, im Uebrigen nachfolgen zu lassen. Oder man meint, es sey am besten, den theoretischen Lehrkurs für eine bestimmte, jedoch längere Zeit, etwa ein Jahr, zu unterbrechen und die praktischen Uebungen inzwischen einzuschalten. Hiebei wird man zugleich von dem Gedanken geleitet, daß es an den technischen Schulen wegen der Fülle des zu ertheilenden theoretischen Unterrichts, wegen der großen Zahl der Schüler und wegen mangelnder Gelegenheit nicht recht thunlich werde, die praktischen Uebungen daselbst in hinreichender Ausdehnung und möglichst entsprechend durchzuführen. So gut nun die Absicht ist und so richtig die Gedankenfolge erscheint, welche diesen Vorschlägen zu Grunde liegt, so ist hiebei doch ein Studiengang und eine Einrichtung der Fachschulen vorausgesetzt, die wir anders bestellt zu sehen wünschen; denn müssen die im Früheren bemerkten Gegensätze und damit zusammenhängenden Uebelstände hiedurch auch kleiner werden, gänzlich beseitigt oder möglichst beschränkt werden sie doch nicht. Kommt dagegen eine ganz entsprechende Vorbildung durch

die gewünschte Einrichtung der allgemeinen Schulen zu Stande, und haben daher die besonderen technischen Anstalten jene nicht erst zu geben oder nachzuholen, so lassen sich dieselben in der Art zweckmäßig gestalten und ohne unverhältnißmäßigen Aufwand vervielfältigen, daß alle Schwierigkeiten rücksichtlich der innigsten Verbindung des theoretischen und praktischen Unterrichts gänzlich wegfallen, alle Vortheile sicher erlangt werden und zugleich ein wesentlicher Zeitgewinn erreicht wird. Reine Fachschulen befassen sich nämlich nur mit einzelnen Wissenschaften, die bei vorausgesetzter allgemeiner tüchtiger Vorbildung und für den Fall, daß die erforderlichen mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse bereits erworben und die sogenannten Grund- und Hülfswissenschaften schon erlernt sind, auf einen solchen Umfang beschränkt und zurückgeführt werden können, daß sie höchstens ein bis zwei Jahre zu ihrem Vortrag erheischen, während die auch mit allen Hülfs- und Nebenfächern ausgestatteten Schulen wenigstens drei bis vier Lehrkurse bedingen. So z. B. fordert eine Bergakademie, welche zugleich die Grund- und Hülfswissenschaften umfassen soll, mindestens eine vierjährige Lehrzeit, wogegen eine Bergschule ohne diese Fächer, aber einschließlich eines ausgedehnten praktischen Unterrichts, mit zwei Jahrgängen ausreicht. (Man vergleiche Freiberg, Schemnitz und die Schule zu Vordernberg in Steiermark.)

Hiernach reicht für reine Fachschulen meist die Bestellung eines einzelnen Hauptlehrers mit ein paar Gehülfen aus, und die Kosten für dieselben, wenn ein entsprechender praktischer Unterricht damit verbunden und ihnen zu diesem Ende ein technischer Betrieb in mäßiger Ausdehnung anheimgegeben wird, werden so gering, daß sich viele errichten lassen, wodurch es möglich ist, die Zahl der Studirenden an jeder einzelnen Anstalt insoweit zu beschränken, als mit einer tüchtigen, zureichende Uebung verschaffenden praktischen Unterweisung vereinbar erscheint. So könnte z. B. für landwirthschaftliche Institute — und im Vorbeigehen sey es gesagt, derselben sind bei ihrer großen Wichtigkeit und allgemeinen Nützlichkeit noch viel zu wenige vorhanden — einem Hauptlehrer, der zugleich Wirthschaftsbeamter ist, ein kleines Landgut zur Betriebsleitung und Behufs des praktischen Unterrichts zugewiesen und ein Hülfspersonal von einem

oder zwei Unterlehrern, die nebstbei Unterbeamte des Gutes zu seyn hätten, beigegeben werden. Oder denken wir uns eine Forstschule — und die stetig zunehmende Wichtigkeit des Forstwesens liegt so nahe, daß seine besondere Berücksichtigung fast allenthalben stattfindet — so könnte, wie uns dünkt, der Oberlehrer zugleich Oberförster für einen nicht zu bedeutenden Waldkörper seyn, der allenfalls zwei Wirthschaftsbezirke umfassen sollte, während die beiden ihm unterzuordnenden Förster nebstbei als Hülfslehrer anzustellen wären. Wie unbedeutend müßte aber hiernach der besondere Aufwand für eine Schule der Art werden! Besondere Kosten würden nur dadurch erwachsen, daß die innere Einrichtung der Lehranstalt Auslagen verursachen möchte und Oberförstern und Förstern, die zugleich Lehrer sind, verhältnißmäßig kleinere Verwaltungsbezirke zuzutheilen wären, und daß hiezu die tüchtigsten und besten Köpfe mit ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung gewählt und besser honorirt werden müßten. Nun ist es aber eine allgemeine und leicht begreifliche Erfahrungssache, daß bei geforderter ganz entsprechender und genügender praktischer Unterweisung nur wenige Schüler gebildet werden können. Eine Anzahl von zehn bis zwölf Schülern dürfte so ziemlich die vortheilhafteste seyn. Denken wir uns aber dies verwirklicht, so läßt sich auch mit gutem Grunde behaupten, daß es am zweckmäßigsten sey, Theorie und Praxis, Wissenschaft und Anwendung stets Hand in Hand gehen zu lassen. Was beim theoretischen Unterricht als Anschauung, zur richtigen Vorstellung und zur entsprechenden Auffassung nöthig ist, kann durch den praktischen Unterricht jedesmal zur gehörigen Zeit, ja fast jeden Augenblick geleistet werden, und was die Theorie lehrt, kann eben so schnell und zweckmäßig selbst versucht und angewendet werden. Der junge erst zu bildende Mann kommt nicht mit unrichtigen, einseitigen, schwer zu bekämpfenden, falschen Ansichten auf die Lehranstalt, die Theorie bleibt aber ebensowenig starr und todt oder eine bloße Gedächtnißsache und eingelernte Formel. Ferner ist der Zeitgewinn hiebei bedeutend, denn wie oft geht der Lehrling z. B. in den Wald ohne bestimmten Plan und ohne systematische Anleitung, und was er in einem Vorbereitungsjahre an praktischer Vorbildung gewinnt, wäre bei einem wissenschaftlich

gründlichen Vorschreiten oft in wenigen Wochen erreicht; während entgegengesetzt der aus der Schule austretende Theoretiker in seinem nachfolgenden praktischen Leben erst wieder von vorne zu lernen anfangen muß und nicht selten die ganze Theorie über Bord wirft.

An einer technischen Schule dagegen, wie wir sie eingerichtet wünschen, lehrt und lernt man alles gleichmäßig und gleichzeitig theoretisch und praktisch, und es ist weder durch die eine noch die andere Einseitigkeit ein Zeitverlust gegeben. Wie viel müßte ferner der Unterricht auch dadurch gewinnen, daß der Lehrer stets mit dem technischen Betriebe selbst beschäftigt wäre. Was er vom Katheder lehrt, muß er im Walde, auf dem Felde, in der Grube, bei der Hütte nachweisen, und was man dort sieht, muß er wissenschaftlich erklären und rechtfertigen. Die Theorie muß lebendig werden, die Praxis dagegen muß den Schlendrian aufgeben, muß sich das Gute aneignen, muß rüstig, rührig und durch die Wissenschaft geleitet vorwärts schreiten. Was sonst oft so schwer zur Ausführung kommt, wird mit Leichtigkeit durchgeführt werden; nur muß man nicht von oben her zu viel regieren wollen, und was als theoretischer Ballast erscheint, wird zum großen Vortheile beseitigt werden. Grau ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum, die zunftmäßige Meisterschaft aber keineswegs das beste Ziel des vorwärtsstrebenden, tüchtigen Technikers. Wenn aber Wissenschaft und Leben Hand in Hand gehen, wenn die Lehrkanzel zugleich der Sitz des Werk- und Betriebsleiters ist, dann kann es nicht an einem schönen Erfolge fehlen, und das Werk, die Grube, die Hütte, das Landgut, der Forst werden in kurzer Zeit Musterwirthschaften darstellen, deren Erträgnisse nebst den Zinsen der Betriebskapitalien die Kosten der Schule mehr oder weniger decken. Wohin wir also blicken, je mehr wir die Sache beleuchten, je genauer wir sie betrachten, desto mehr Vortheile treten bei der von uns gewünschten Einrichtung besonderer technischer Schulen hervor, desto mehr verschwinden alle sonstigen Nachtheile und wir stehen nicht an zu wiederholen:

Nur jene Fachschulen, welche bei vorgehender Ausbildung in den erforderlichen Grund- und Hülfswissenschaften und bei Vermehrung ihrer Anzahl,

wornach nur wenige Schüler auf jede einzelne Lehranstalt kommen, Wissenschaft und Anwendung innigst verbinden und gleichmäßig mit ihren eigenen Kräften durchführen, können dem Zwecke am meisten entsprechen und den größten Nutzen schaffen.

Der Kreis unserer Betrachtungen ist aber hiemit keineswegs geschlossen. Wir haben auch die Frage aufgeworfen:

Erheischen jene Dienstesstufen, welche nach ihrer höheren Stellung im Staate, nach ihrem ausgedehnteren und mannigfaltigeren Wirkungskreise, nach ihrem Einfluß und ihrer Rückwirkung auf andere Aemter und Beamte eine allgemeinere Bildung verlangen, auch eine veränderte Vorbildung? Soll diese eben darum eine mehr theoretische seyn? Oder welche anderweitigen Verfügungen wären in dieser Beziehung wünschenswerth? Da wir hier nur den Beamten selbst und keineswegs den bloßen Diener und Aufseher berücksichtigen, so können wir kurz darauf zurückweisen, daß wir überhaupt eine Schuleinrichtung als nothwendig erachten, welche eine höhere allgemeine Bildung schon an und für sich allgemeiner verbreiten müßte. Diese wäre sodann aber bei allen Beamten als bereits erworben vorauszusetzen, und nur insoweit dies nicht geschehen könnte, würde eine besondere Vorbildung für höhere Dienstesstufen erforderlich seyn. Einer Unterscheidung des Unterrichts in den Fachschulen selbst, und zwar nach Maßgabe der künftigen Bedienstung, können wir dagegen keineswegs das Wort reden. Eine gleichsam aristokratische Trennung, obwohl sie vielleicht noch theilweise vorkommt, wird schwerlich jemand vertheidigen wollen; wenn diese aber wegfällt, so muß man bedenken, daß man wohl kaum voraussehen kann, welche derjenigen Jünglinge, die zu irgend einem Fachstudium die früher erlangte allgemeine wissenschaftliche Bildung mitbringen, zu der einen oder der anderen Bedienstung dereinst mehr geeignet seyn werden. Manches Talent entwickelt sich erst später; mancher, der leicht und schnell auffaßt, aber wenig zum tiefen Denken und anhaltenden Studiren geneigt ist, bleibt längere Zeit ein mittelmäßiger Beamter, in späteren Jahren ändert sich jedoch sein Charakter mehr oder wenig auffallend und er zeigt sich nun befähigt, den höchsten Stellen mit Glück und Erfolg vorzustehen;

Andere dagegen versprechen Anfangs sehr viel, sie ändern sich indeß nach und nach in merklicher Weise, und was man von ihnen erwartete, wird keineswegs verwirklicht. Wie sehr kann man sich also irren, wenn man zu schnell und frühzeitig die künftigen Geschicke junger Männer bestimmen will! Man sollte demnach für den Fall, daß etwa zu höheren Bedienstungen dennoch manche Studien noch betrieben werden müßten, die auf der besondern technischen Anstalt füglich nicht gelehrt werden können und wollen, sondern wozu der abermalige und weitere Besuch einer Universität oder einer andern Lehranstalt nöthig ist, die Zulassung hiezu keineswegs an die vorhergehenden Fortschritte binden, sondern lieber vollkommene Freiheit hierin gestatten. Im Uebrigen aber sollte das technische Studium ganz gleichmäßig betrieben werden, indem es dem künftigen Oberbeamten und Direktor nur höchst nützlich seyn kann, wenn sie allenthalben auch eine tüchtige praktische Uebung und technische Fertigkeit gewonnen haben, so wie sich unter den Studirenden nach Maßgabe ihrer Fortschritte Unterschiede genug ergeben, um hiernach selbst für den ersten Anfang brauchbare Qualitäten nach allen Diensterfordernissen zu erhalten. Es ist ferner sogar besser, wenn die technische Lehranstalt nur das Nöthigste und Wesentlichste der Sachkenntnisse unmittelbar verschafft und hiebei mehr das durchschnittliche Talent berücksichtigt. Das ausgezeichnetere Talent und der gute Wille helfen sich dann schon selbst weiter; gerade die Mittelmäßigkeit und das gewöhnliche Talent bedürfen dagegen am meisten der Anleitung und Führung des Lehrers. Gedanken nebenbei zu wecken, die Befähigteren anzuregen, die höhere Erkenntniß anzudeuten, hat derselbe daneben noch immer Gelegenheit genug, und so wird auch für die Vorzüglichsten der Weg zum fernern Fortschritt zweckmäßig angebahnt. Kommt hiezu noch das Institut der Staatsprüfungen, werden diese zweckmäßig vorgeschrieben und ausgeführt und sind die technischen Schulen so eingerichtet, wie wir vorschlugen, so wird es an tüchtigen Leuten für alle vorkommenden und nöthigen Aemter nicht fehlen. Hiebei sollte es jedoch Grundsatz seyn, keine Dienststufe sprungweise erreichen zu lassen; denn wenn auch Talent, ausgezeichnete Kenntnisse, Tüchtigkeit im Dienste und vor allen ein ehrenwerthes, wahrhaft männliches und streng

rechtliches Benehmen vorzugsweise Berücksichtigung verdienen, so ist es doch auch nöthig den Wirkungskreis aller Zwischenstellen, über die man zu verfügen hat, die überwacht und geleitet werden sollen, genau zu kennen, was am besten durch persönliche Bekleidung derselben erreicht wird. Es wird ferner hiedurch der so nachtheiligen Protektion ein tüchtiger Kappzaum angelegt und unter den übrigen Beamten minder böses Blut erzeugt, da lange Dienstjahre, eine reife Erfahrung und Aufopferung aller Kräfte für das Beste des Dienstes, selbst bei minderer geistiger Befähigung, aber gutem Willen und regem Eifer auch ihren großen Werth haben. Die Staatsprüfungen sollten ferner so vorgeschrieben seyn, daß sie für jede Dienststufe abgesondert zu bestehen sind und erst dann erstanden werden dürfen, wenn man die nächstniedere Bedienstung etwa zwei oder drei Jahre bereits bekleidet hat. Nur diejenigen aber, welche sie ausgezeichnet bestehen, sollten zur Beförderung geeignet erklärt werden. Damit ferner die Prüfung der Sache entspreche, hätte sie sich auf das wirklich Nothwendige zu beschränken, sich über wenige, aber passende Gegenstände zu verbreiten und sollte der eigenen Ueberzeugung keine Fesseln anlegen. Der Stoff wäre vielmehr von dem zu Prüfenden durchaus nach eigenem Ermessen zu behandeln, seine besondere Ansicht und Ueberzeugung wäre auszusprechen und zu entwickeln, und hiernach wäre er angemessen zu beurtheilen. Sollte selbst seine Ansicht unstichhaltig seyn, ist sie nur geistreich und praktisch durchgearbeitet, läßt sie die Befähigung und den fleißigen Arbeiter erkennen, so sollte sie als entsprechend angenommen werden.

Es würde hiedurch gehörig zum Fortschreiten aufgemuntert und man verfiele nicht in jene Schulmeisterei, welche verlangt, daß der Examinand nur im Geiste der dirigirenden Beamten und der Professoren, welche die Prüfungscommission zusammensetzen, antworten müsse, wodurch die Staatsprüfung zum bloßen Formwesen wird und höchstens soviel nützt, daß man das Studium nicht ganz an den Nagel hängt. Auch wären die Prüfungen nur schriftlich abzuthun, denn das mündliche Examen bringt den Nachtheil der Befangenheit, der Einschüchterung, der plötzlichen Verwirrung mit sich, was leicht zu weitern Mißgriffen und unwillkürlichen Ungerechtigkeiten führt. Zur ersten

Anstellung scheint mir dagegen die Staatsprüfung ganz überflüssig zu seyn, vorausgesetzt, daß die technischen Schulen nach dem im Früheren besprochenen Vorschlage eingerichtet würden, und daß dabei, wie es allein zweckmäßig ist, strenge Semestral- und Schlußprüfungen bestehen, wornach die Austrittszeugnisse ausgefertigt werden. Man mag von gewissen Seiten dagegen eifern wie man will, die Prüfung ist denn doch das schärfste Erkennungsmittel des Wissens und Fleißes, so wie sie ganz besonders den jungen Mann zum Studiren zwingt und ihn nöthigt, seine Zeit möglichst gut zuzubringen. Auf den Grund solcher Zeugnisse wird aber mit hinreichender Sicherheit eine erste Anstellung oder Aufnahmsbewilligung in Staatsdienste ertheilt. Endlich müssen wir auf die Einrichtung der technischen Schulen nochmals insoweit zurückkommen, als wir uns dahin ausgesprochen haben, daß der Oberlehrer auch Oberbeamter und die Hülfslehrer Unterbeamte seyn sollten. Ein besonderer Vortheil würde nämlich diesfalls noch dadurch gegeben seyn, daß einerseits besonders ausgezeichnete jüngere Männer schnell genug und ohne anderweitigen Nachtheil in möglichst ersprießlicher Weise für das Allgemeine benützt und rechtzeitig befördert werden könnten, andererseits aber die Professoren, was bei derlei Fächern sonst so leicht geschieht, nicht veralten würden; sowie daß überhaupt ein weit schnelleres Vorschreiten in Wissenschaft und Anwendung damit verbunden wäre. Zu Unterlehrern müßten nämlich die besten Köpfe und sonst hiezu geeignete junge Männer ausgewählt werden; da sie jedoch zugleich Unterbeamte wären, so würde ihnen nicht die Gefahr erwachsen, auf theoretische Abwege zu gerathen und in der praktischen Weiterbildung zurückzubleiben. Sie wären ebenso gut tüchtige Lehrer als geschickte technische Verwalter. Zu Oberlehrern, welche nicht minder zugleich Oberbeamte seyn müßten, würden aber nur Unterlehrer zu befördern seyn, da auch das Lehrfach eine Vorbildung und Einübung voraussetzt. Gerade hiedurch würden aber die tüchtigsten Leute schneller zu Oberbeamtenstellen in zweckmäßiger Weise gelangen können. Da sich nun der Oberlehrer noch ein weiteres Ziel stecken könnte, indem er als Oberbeamter einer niedrigsten Stufe noch mehrere Grade des Vorrückens vor sich hätte, so würde er sich sicherlich bemühen, sich dieser würdig zu zeigen und sie

zu erstreben. Im technischen Fache ist aber die Professur noch mehr als sonst anstrengend, ermüdend, Kräfte verzehrend. Man hält es nicht lange aus mit aller Energie, mit allem Eifer für die Arbeit, und längstens nach acht bis zehn Jahren sehnt sich jeder nach einem ruhigern Dienst oder er läßt im Eifer und in der Dienstleistung zum großen Nachtheile des Ganzen nach. Man bedenke nur z. B. den Umstand, daß vielleicht täglich oder allenfalls an jedem zweiten Tage eine, zwei oder auch mehr Stunden lang ausführliche Vorträge gehalten werden sollen, daß wöchentlich zwei bis drei Tage hindurch oder alle Tage Nachmittags eine ausgedehnte praktische Unterweisung bei stetem Sprechen und fortwährender geistiger und gleichzeitig körperlicher Anstrengung, z. B. bei ermüdenden Exkursionen, Grubenbefahrungen, Arbeiten im Walde stattfinden muß, und daß daneben die Geschäfte eines Oberbeamten, wenn auch für einen kleinen Bezirk oder ein minder ausgedehntes Werk zu besorgen sind. Es ergibt sich also gewissermaßen als Bedingniß, daß kein Beamter sehr lange Oberlehrer seyn könne und dürfe, um die Kräfte nicht vor der Zeit aufzureiben, weil eine jugendlichere Stärke dazu erforderlich ist und weil sonst eine nachtheilige Abspannung eintritt. Geschieht dies aber, so wird der Oberbeamte, der Oberlehrer war, ein Beamter höhern Ranges; z. B. der Förster und Unterlehrer wird Oberförster und Oberlehrer, der Oberförster und Oberlehrer aber Forstmeister oder Forstinspektor, Forstrath u. dgl. Die Folge davon ist, daß wissenschaftlichen Individualitäten, welchen jedoch die praktische Befähigung keineswegs mangelt, sondern gerade daneben eigen ist, der höhere Wirkungskreis zufällt, und daß dadurch vieles Gute weit schneller allgemein verbreitet wird und in Ausführung kommt. Es würde somit die wissenschaftliche und praktische Bildung der technischen Behörden in stetiger Progression zunehmen müssen, und auch die Anwendung derselben müßte progressiv vorwärts gehen. Auch der Umstand verdient Beachtung, daß alle Naturwissenschaften, die sogenannten Grund- und Hülfsfächer der technischen Zweige, tagtäglich an Ausdehnung, Tiefe und Vollkommenheit zunehmen. Je öfter und schneller nun die Befähigtsten, mit denselben nach ihrem neuesten Stande ausgerüstet, einem technischen Fache, und zwar insbesondere dessen Lehrstande zugeführt

werden, desto gewisser würde die Erweiterung unserer betreffenden Kenntnisse auch in den einzelnen Fächern nutzbringend. Dies wäre aber gerade durch die gedachte stetige Beförderung der Lehrer möglich. Denken wir uns dagegen das gewöhnliche Verhältniß. Gesetzt auch einer der Tüchtigsten sey Lehrer, so ist die Stellung desselben, eben weil sie so schwierig ist und so viele Kenntnisse erfordert, häufig der Art, daß sie ein besseres Einkommen gewährt und einen höheren Rang ertheilt. Nun bleibt aber der Lehrer auch stets oder wenigstens sehr lange Lehrer, während ihm das Verwaltungs- und leitende Direktionspersonal des technischen Faches nicht eben selten ziemlich schroff gegenüber steht. Die Theorie fängt daher bei dem Lehrer meist einseitig vorzuwalten an, und ganz natürlich, denn dem praktischen Leben wird er oft absichtlich entzogen; das technische Beamtenpersonal entfremdet sich dagegen immer mehr und mehr der Wissenschaft, die Erfahrung, im praktischen Dienste gewonnen, wird allein über alles gepriesen, das bewährte Gute lediglich festgehalten, das Bessere aber darüber nicht beachtet, verkannt, für unausführbar erklärt und so eine weite Kluft zwischen der Schule und dem Dienste gebildet. Dadurch wird es immer schwieriger, dem Lehrer eine anderweitige Bestimmung zu geben; er veraltet und die Schule mit ihm; das Gute wird weniger schnell verbreitet, Wissenschaft und Anwendung kommen nicht in Einklang, der Fortschritt ist gehemmt, und was sonst in einem Decennium erreicht werden könnte, braucht oft mehr als ein Menschenleben. Wie viele Jahre vergehen, bis ein neuer, jugendlich-kräftiger Professor an die Stelle eines frühern treten kann! Wie lange kämpft die Verwaltung gegen Neuerungen an! Wie lange braucht es, bis auch nur eine einzelne Verbesserung zu Stande kommt! Welche Schwierigkeiten müssen überwunden werden, bis der starre Organismus neues Leben gewinnt! Wir verkennen keineswegs, daß die neuere Zeit auch hierin viele auffallende Aenderungen wahrnehmen läßt, daß auch das Verwaltungspersonal von dem Eifer des Jahrhunderts wach gerüttelt wurde, daß viel gelesen, geschrieben, gearbeitet und gebessert wird, und daß auch Lehrstand und Verwaltungsbehörden nicht immer so schroff mehr einander gegenüberstehen. Vieles aus

eigener Erfahrung könnte ich sogar zum Belege dessen hier anführen. Aber der Gegensatz sollte nur hervorgehoben werden, um das, was uns das Beste scheint, deutlicher zu machen, und ist mir dies auch nur halb so gut gelungen, als ich es wünschte, so wird auch der Erfolg nicht fehlen, um den allein es mir zu thun ist.

Was weiter die öffentliche Stellung technischer Beamten betrifft, so läßt es sich ebenfalls nicht läugnen, daß sich diese im Vergleich einer frühern Zeit und in Folge der materiellen Richtung des Jahrhunderts nicht minder wesentlich gebessert habe. Einzelne Abtheilungen derselben erwarten jedoch fortwährend eine allgemeinere Anerkennung ihrer Kenntnisse, Leistungen, Verdienste und eine Verbesserung ihrer ungünstigen Stellung. Nicht eben selten findet man ferner, daß Beamte, welche einen mehr juridisch-politischen Wirkungskreis besitzen oder für welche man wenigstens die betreffenden Studien vorschreibt, obgleich bisweilen eine mehr technische Bildung die nützlichere für sie wäre, durch den ihnen gewährten Rang in einem höhern Ansehen stehen und ein weit größeres Einkommen, wenigstens in den höhern Dienststufen genießen. Dies ist aber ein großer Uebelstand, denn er stört die natürliche Entwicklung und möglichst beste Benützung der menschlichen Kräfte, da die Mehrzahl durch die besser gestellten Dienste sich bestimmen läßt, ohne Rücksicht auf Anlage, Fähigkeiten und Vorliebe den einträglichern Aemtern sich zuwendet und hiedurch eine bessere Zukunft auf Kosten ihrer ausgezeichneteren Brauchbarkeit für andere Zwecke erstrebt. Es wirkt ferner allgemein nachtheilig ein, denn es verrückt die Ansicht über den Werth der Dinge und Leistungen, es setzt jene unverdientermaßen zurück, welche durch widrige Umstände gedrängt eine Universität nicht zu besuchen vermögen, d. h. weder Zeit noch Mittel dazu aufbringen, welche bei gleichen und vielleicht größern Anlagen, Fähigkeiten und Kenntnissen, die sie sich mühselig selbst erworben haben, einem technischen Fache sich zu widmen gezwungen sind, in diesem aber dennoch ihre besten Kräfte mit gleichem und auch größerem Eifer, gleicher oder mehr Thätigkeit, Umsicht, Aufopferung, Hingebung darbringen, also im Grunde ebenso viel und mehr leisten als andere, besser gestellte und besser gelohnte

Beamte. Ja es ist dies sogar eine, wenn auch unwillkürlich ausgeübte Ungerechtigkeit, welche zudem diejenigen mit trifft, die ein minder ausgezeichnetes, vielleicht aber für das Allgemeine höchst wichtiges, technisches Fach nach erlangter allgemeiner Bildung auf der Universität und nach erforderlicher längerer Studienzeit, als sie manche juridisch-politische Bedienstungen erheischen, aus Vorliebe wählen, und welche sich unter diesen Umständen dennoch die Zurücksetzung in den Existenzmitteln, im Ansehen und der äußern Ehre gefallen lassen müssen. Selbst die Sache, um die es sich handelt, leidet. Die untergeordnete Stellung, der geringe Einfluß, das verkümmerte Ansehen lassen manches nicht gelingen, der Eifer und der gute Wille sinken, die Thatkraft läßt nach und Mißmuth, Ueberdruß und Gleichgültigkeit treten an ihre Stelle. Man wende nicht als entscheidenden Umstand ein, daß Bedienstungen, die den Besuch der Universität und die damit zusammenhängenden Zeit- und Geldopfer voraussetzen, eine Ausgleichung durch höheres Ansehen und größeres Einkommen, welche mit denselben verbunden werden, fordern. Vielfältige Umstände begünstigen ja häufig jene, welche Universitäten besuchen, schon an und für sich. Ihre Eltern wohnen in Städten, welche wenigstens ein Gymnasium besitzen, und die Vorbildung ist ihnen hiedurch wesentlich erleichtert. Der Vater ist selbst Regierungs- oder Justizbeamter und eben dadurch in der Lage, den Sohn leichter fortzubringen; die Universität ist nahe, vielleicht im Orte selbst, der Aufwand für Reisen klein oder verschwindend; die zu bringenden Opfer sind also jedenfalls geringer. Dagegen ist es keineswegs richtig, daß derjenige, welcher den Bildungsgang, dessen Gipfelpunkt das Universitätsleben ist, aufgeben muß, eben darum leichter zum Ziele gelange und durch die mit der Bedienstung, welche er möglicherweise erreicht, verbundenen Gemüsse weniger entschädigt zu werden brauche; denn die Zeit, die er in den untersten Stufen des öffentlichen Dienstes, mit welchen meist sehr geringe Einnahmen verbunden sind, zuzubringen hat, die langjährige praktische unentgeldliche Verwendung, welche man öfters fordert, die Lehrzeit selbst und das geringere Ansehen sind Nachtheile, die wohl den Opfern, welche die Universitätsstudien mit sich bringen, so ziemlich gleichkommen.

Da sich jedoch in neuerer Zeit eine stetig vermehrte wissenschaftliche Bildung für alle technischen Beamten als unumgänglich nöthig herausstellt, da die Real- und polytechnischen Schulen, sowie die besondern Lehranstalten für einzelne technische Zweige oft fast ebenso viele Studienjahre und nicht minder große Geldopfer erheischen, und da, unserer Ansicht gemäß, ein gleichmäßiger Studiengang Behufs der erforderlichen Vorbildung für alle Beamten ohne Unterschied als wünschenswerth erscheint, so fällt dieser Einwand überhaupt weg und es wäre lediglich die Beseitigung jener drückenden Verhältnisse, welche junge Leute von ausgedehnteren und kostspieligeren Studien abhalten, zu Stande zu bringen. Hiezu sind aber, abgesehen von andern Mitteln, als z. B. Betheilung mit Stipendien, Freiplätzen, Erziehungsbeiträgen u. dgl. vorzugsweise eine allgemein zu verwirklichende günstigere Stellung der technischen Beamten selbst und die Verminderung des für die Studien erforderlichen Aufwandes von Seite der Schüler passende Hülfsmittel. In letzterer Beziehung gewährt die im Oesterreichischen bestehende Einrichtung, so sehr man sich auch sonst dagegen erklärt, entschiedene Vortheile. Der Unterricht ist daselbst bekanntermaßen insofern kostenfrei, als für denselben kein Honorar an die Professoren gezahlt wird, und da außer einem mäßigen Schulgelde, das nicht einmal für alle Lehranstalten, insbesondere nicht für manche technische Schulen vorgeschrieben ist, und von dessen Entrichtung zudem der Bedürftige bei gehöriger Nachweisung der Mittellosigkeit losgesprochen wird, auch für nichts anderes als z. B. für Experimente, die Uebung in chemischen und technischen Laboratorien u. dgl. etwas zu berichtigen ist, so fällt ein namhafter Theil der Auslagen für eine ausgedehntere Bildung durch Studien in diesem Theile von Deutschland weg. Den Studienzwang, wodurch man genöthigt ist, jährlich Bestimmtes zu leisten, und welcher alle Uebelstände eines müßigen Lebens möglichst beseitigt, sowie die Befreiung von der Bezahlung von Honorarien, was man beides den österreichischen höhern Lehranstalten zum Vorwurfe macht, halten wir also gerade für Vorzüge derselben.

Das Institut der Privatdocenten, sowie die stete Anregung

der Lehrer zum Besseren lassen sich übrigens auch durch andere Mittel und Wege erreichen. Man betrachte nur die Lehranstalten allenthalben bloß als gemeinnützige Einrichtungen, welche den Einzelnen, die sie zum weitern Nutzen des Allgemeinen besuchen, die Aneignung des Wissens in jeder Beziehung möglichst erleichtern sollen, und die vortheilhaften Folgen werden nicht ausbleiben. Zur Verringerung der Kosten ist jedoch nicht bloß die Abstellung der Honorarien und sonstigen Zahlungen nach Maßgabe des im Oesterreichischen Bestehenden überhaupt wünschenswerth, sondern es muß auch vermieden werden, die Lehranstalten an theuern Orten zu errichten oder ihren Besuch durch eine gemeinschaftliche, im Allgemeinen aber einen zu großen Aufwand veranlassende Verköstigung der Studirenden, wie dies an manchen, insbesondere technischen Schulen geschieht, für die Minderbemittelten, die mit Geringerem zufrieden wären, zu erschweren. Ist jedoch das Beisammenwohnen und die gemeinschaftliche Verköstigung nicht zu vermeiden, so muß Alles auf das Einfachste und Wohlfeilste, was leider nicht immer geschieht, eingerichtet werden, da Mäßigkeit und Sparsamkeit, welche sich die Vermöglicheren dabei anzugewöhnen genöthigt sind, nur nützen und keineswegs schaden können, der Mehraufwand für die Aermeren dagegen zu drückend ist. Was endlich andererseits die theilweise wünschenswerthe günstigere Stellung der technischen Beamten betrifft, so haben wir sie bereits aus mehreren Gründen als billig und nothwendig hervorzuheben gesucht, und es wäre daher diesfalls nur noch zu bemerken, daß der Landbeamte, zu welcher Klasse der Techniker in der Regel gehört, zwar einerseits wohlfeiler zu leben vermag, andererseits aber mancherlei Bedürfnisse zu befriedigen hat, die ihn weit höher als den in Städten wohnenden Beamten zu stehen kommen. Dahin gehören außer dem bereits besprochenen Unterricht der Kinder auch noch ärztliche Hülfe und Arzneien, und alles, was Handel und Wandel, Industrie und Kunstproduktion uns verschaffen. Sollen wir daher unsere Ueberzeugung kurz und bündig aussprechen, so meinen wir, es werde immer nöthiger, eine pecuniäre und sonstige Gleichstellung der Beamten verschiedener Fächer eintreten zu lassen, wobei eine weise Sparsamkeit

und die Beseitigung des Ueberflüssigen keineswegs ausgeschlossen seyn soll. Insbesondere könnte der Staatsaufwand für Beamte und öffentliche Diener durch eine Vereinfachung des ganzen Organismus und Aufhebung überflüssiger Zwischenstellen und Controlebehörden zum Theil um das wieder vermindert werden, was die nöthige bessere Bezahlung einzelner Abtheilungen und Stufen mehr erfordern möchte. R. F.

Die Naturwissenschaft und die Philosophie.

Ein durch Herrn Professors J. H. Fichte Einladung zu einer Philosophenversammlung veranlaßter dringender Zuruf an unsere Naturforscher.

Von Dr. H. Vogel.

Wunsiedel in Bayerns Oberfranken, im Oktober 1846.

Die Redaktion der Allgemeinen Zeitung hat am 15. August d. J. in ihren Bättern einen der Zeitschrift des Herrn Professors Dr. Fichte für Philosophie und spekulative Theologie entnommenen Vorschlag zu einer Philosophenversammlung veröffentlicht, welche nach dem in demselben ausgedrückten Wunsche nicht die Erfindung neuer spekulativer Systeme, sondern das Erkennen des objektiven Systems der Dinge zum Gegenstande ihrer Berathungen zu erheben habe.

Dieser Vorschlag, welcher mit unverkennbarer Zurückweisung unserer bisherigen unfruchtbaren idealen und naturphilosophischen Spekulationen das objektive Erkennen des Lebens der Natur aus dessen conkreten Erscheinungen in sogenannter kosmischer und tellurisch-materieller und psychischer Beziehung anbahnen soll, ist für das allgemeine Interesse weit wichtiger, als man dem ersten Anscheine nach meinen dürfte, weil seine Durchführung nicht nur eine schon längst für nöthig erachtete Reform der Wissenschaft überhaupt, sondern auch eine Umgestaltung unserer

so vielfach verachteten und dem Publikum unzugänglichen spekulativen Philosophie in eine auf objektivem Erkennen beruhende und daher in ihren Grundzügen schon dem ersten Schulunterrichte anzupassende Volksphilosophie vorbereiten würde, die uns in unserer Zeit der fortwährenden und alle natürlichen und gesetzlichen Schranken durchbrechenden Aufregungen der ungebildeten Volksmasse mehr als je Noth thut, und weil in jenem Vorschlage ferner der Naturforschung, welche zu dem Erkennen des objektiven Systems der Dinge nothwendig den Grund legen muß, von Seite der Philosophie zum erstenmale die Hand geboten wird zum freundschaftlichen gemeinsamen Streben nach Erforschung der so lange uns verhüllt gebliebenen Tiefen der objektiven Wahrheit.

Durch die folgenden Bemerkungen, welche als Nachtrag zu Herrn Professor Fichtes Vorschlag zu betrachten sind, wird beabsichtigt, außer unsern bereits eingeladenen Philosophen auch noch unsere Naturforscher zur Förderung des großen und wichtigen Zwecks einzuladen, und, was vor Allem am meisten nöthig seyn dürfte, auf die durch die neuesten Ergebnisse der Naturforschung von selbst entstandene, aber noch immer durch den Nebel unserer Ideen verhüllte Brücke hinzuweisen, welche über die leider vorhandene große Kluft hinüber führt, die sich bis jetzt zwischen den Bestrebungen der Philosophen und der Naturforscher eröffnet hatte, die aber mit der Zeit von selbst sich schließen wird, wenn wir durch das richtige induktive Erkennen der uns bisher verborgen gebliebenen objektiven Wahrheit den Grund und die Bedeutung unserer subjektiven Ideen selbst und deren Unhaltbarkeit bei Erforschung jener Wahrheit werden erkannt haben.

Es drängt sich uns nämlich, wenn wir uns damit beschäftigen, den Grund der Parteikämpfe aufzusuchen, welche zu allen Zeiten auf dem theoretischen wie auf dem praktischen Gebiete unseres Wissens und Glaubens stattgefunden haben, täglich mehr die Ueberzeugung auf, daß diese Kämpfe zum größern Theile nicht sowohl die Aufrechthaltung objektiv erkannter Wahrheiten als vielmehr die Geltendmachung subjektiver Vorstellungen und Ideen bezweckten, die man theils deßhalb, weil man sie zu einem, vermeintlich der objektiven Welt entsprechenden, systematischen

Ganzen verarbeitet hatte, theils deßhalb, weil sie durch eine traditionelle Verjährung oder auch durch den Ausspruch anerkannt großer Männer geheiligt waren, aus Mangel der Erforschung des subjektiven Grundes ihrer Entstehung für die objektive Wahrheit selbst hinnahm. Denn das, was allgemein als objektiv wahr erkannt wird, muß auch allgemein überzeugen und kann nicht mehr Gegenstand eines wissenschaftlichen Streites oder Kampfes seyn, während durch jenen Kampf verschiedenartiger subjektiver Ideen und Vorstellungen, was man auch zu dessen Lobe sagen mag, die objektive, allgemein überzeugende Wahrheit nicht im Entferntesten gefördert wird, weil dadurch immer nur eine subjektive Idee an die Stelle einer andern aufgepflanzt wird, und jede derselben, mit Einschluß der menschlich geschaffenen sogenannten absoluten Idee, immer noch den Zweifel freiläßt, ob sie der objektiven Welt auch wirklich entspreche.

Die Aufgabe unserer Zeit, oder der Wissenschaft, besteht daher, wie Herr Prof. Fichte in seiner erwähnten Einladung sehr treffend ausspricht, nicht darin: ein neues spekulatives System zu erfinden, das seinem subjektiven Grunde zufolge doch wieder in sich selbst untergehen müßte, sondern das objektive, unsern subjektiven Vorstellungen gegenüber allein wahr bleibende System der Dinge zu erkennen, und, möchte ich hinzusetzen, dieses Erkennen, welches seiner Natur nach einem Jeden zugänglich ist, nicht bloß als Gegenstand der Forschung eines philosophisch gebildeten Publikums zu behandeln, sondern auch durch zweckmäßigen Unterricht dem gesammten Volke möglich zu machen. Denn ein richtiges Erkennen der objektiven Wahrheit thut in unserer bewegten Zeit der Masse des Volkes eben so sehr Noth, als dem gebildeteren, intelligenten Theile des Publikums, und unsere subjektiven, spekulativen und dialektischen Denkbewegungen, wenn man sie auch noch so populär darstellen könnte, finden in unsern die praktische Richtung verfolgenden Tagen, in denen man sich nur dem zuwendet, was man durch eine naturgemäße Zusammenstellung unserer sinnlichen Wahrnehmungen erkennen kann, weder Anklang noch wirken sie allgemeine Ueberzeugung mehr. Und wenn auch Viele durch ein Glauben und durch Aneignung fremder Ideen zu ersetzen suchen, was sie

objektiv nicht zu erkennen oder zu wissen vermögen, so sind doch eben so Viele oder noch Mehrere vorhanden, die gar nichts glauben oder für wahr halten, was sie bisher nicht zu wissen oder mittelst ihrer Sinne zu begreifen vermochten, und in diesem Wahne alle der menschlichen Brust entsteigenden moralischen und religiösen Gefühle eben deßhalb, weil deren Grund ihnen bisher objektiv nicht vorgeführt wurde, über den Haufen werfen.

Es kommt daher, wenn die Wissenschaft, welche wir Philosophie nennen, das objektive System der Dinge erkennen und die so eben erwähnten Gefühle und Ahnungen erklären will, nicht bloß darauf an, die konkreten Erscheinungen, welche uns die Natur darbietet und welche unsere Naturforscher in den Gebieten der Naturlehre, Naturgeschichte, Anthropologie, Geologie, Chemie, Physiologie, induktiven Psychologie und Astronomie beobachtet, und deren Gesetze sie schon zum großen Theile erforscht haben, zu erkennen und zu verbreiten, sondern es kommt, da der bessere Theil der Menschen nicht bloß jene Erscheinungen, sondern auch den Grund derselben und das Verhältniß seiner eigenen menschlichen Erscheinung zu diesem Grunde kennen lernen will, auch darauf an, unsere Forschungen noch weiter zu erstrecken, als es bisher geschah, um auf demselben objektiven oder induktiven Wege, auf dem wir zur Kenntniß jener Erscheinungen und ihrer Gesetze gelangt sind, auch den Grund oder die Elemente derselben bis zu einer Tiefe oder zu einem Gränzpunkte hin zu erkennen, der sich deßhalb, weil über ihn hinaus alle objektiven Wahrnehmungsmomente aufhören, durch sich selbst, oder objektiv, als die Gränze ausspricht, welche uns auf unserem menschlichen Standpunkte für unser Wissen oder objektives Erkennen vorgezeichnet ist, und über welchen hinaus jedes weitere Forschen auf dem Wege der Spekulation und Dialektik von vorne herein vergebens seyn muß, an welchen aber jeder Einzelne, der bei Erreichung dieser Gränze sich in Bezug auf seine moralischen und religiösen Regungen nicht vollkommen befriedigt finden sollte, je nach seinem intellektuellen, moralischen und religiösen Bedürfen einen sogenannten Glauben anknüpfen könnte, der indessen, weil alle zu dessen Begründung erforderlichen objektiven Wahrnehmungsmomente fehlen würden, immer nur der subjektiven Gestaltung oder gläubigen

Unterwerfung der Einzelnen unter ein historisches oder traditionelles Dogma überlassen bleiben müßte, und mit welchem die induktive Philosophie, weil der Gegenstand dieses Glaubens nicht zu ihrem objektiven Gebiete gehört, nicht rechten könnte.

Es muß aber auch dem Menschen möglich seyn, auf objektivem Wege jenen Grund der Erscheinungen des Wirkens der Natur in sogenannter materieller und physischer Bedeutung bis zu einem bestimmten Gränzpunkte hin zu erforschen, und es muß der Mensch, an diesem Gränzpunkte angelangt, schon durch die gehörige Ausbeutung des auf diesem Wege erlangten Wissens nothwendig eine vollkommene Befriedigung in Bezug auf alles das finden können, was bisher einzig und allein seiner Spekulation und seinem Glauben heimgegeben war, weil sich nicht annehmen läßt, daß dem Menschen bei seiner Erschaffung das traurige Loos auferlegt worden sey, ewigfort mit den Truggestalten seiner eigenen und fremden Ideen zu kämpfen und nie auf eine objektiv überzeugende Weise mit sich selbst einig zu werden über seine irdische Bestimmung und über sein Verhältniß zu den übrigen Gegenständen der Schöpfung und zu dieser selbst.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir die so eben bezeichneten weiteren Forschungen nach dem Grunde der in so großer Regelmäßigkeit sich entfaltenden Erscheinungen der Natur oder der primitiven jedenfalls sehr einfachen Elemente, welche diese Erscheinungen hervorrufen, ferne von aller Spekulation, immer nur Hand in Hand mit unsern Naturforschern oder auf demselben induktiven Wege erreichen können, welchen diese selbst wandeln, und es sind die Ergebnisse der Naturforschung allerdings erst in jüngster Zeit zu der überraschenden Höhe gediehen, auf der es uns möglich werden kann, über die konkreten Phänomene hinüber uns auch mit deren Elementen zu beschäftigen. Denn nicht nur die Gesetze der kosmischen Bewegungen unserer Himmelskörper, sondern auch die Vorgänge des anorganischen und organischen Lebens unserer tellurischen Gebilde oder der ewigen Formänderungen dieser Gebilde unter dem fortwährenden Einflusse einer sogenannten positiven und negativen Polarität (die elektro-chemische Theorie) liegen unserer objektiven Wahrnehmung in großer Klarheit vor, und eine unbefangene

psychologische Betrachtung hat uns gelehrt, auf welche Weise alle Erscheinungen des kosmischen und tellurischen Naturlebens nach und nach in den Wirkungskreis unserer Psyche durch unsere Sinneswahrnehmungen herein treten und dort theils zu Massenbildern der concreten Natur, theils zu subjektiv aus einzelnen Bestandtheilen dieser Bilder geformten Ideen verarbeitet werden, mit denen wir mit den übrigen Gebilden der Welt in Verkehr treten, wie alle andern anorganischen und organischen Gebilde durch ihre Lebensthätigkeit, jedes nach seiner Weise.

Allein unsere Naturforscher haben sich in neuester Zeit zum großen Theil einem weitern Fortschreiten zur Auffindung des Grundes der concreten Erscheinungen der Entfaltung der Natur sehr abgeneigt gezeigt. Während sie früher die Erforschung dieses Grundes der Spekulation der Philosophen, namentlich der Metaphysiker, heimgestellt haben, welche freilich darüber nichts weiter als subjektive Ansichten aufstellen konnten, die bald wieder durch andere eben so subjektive Ansichten verdrängt wurden, bezeichnen sie nun das Erkennen jener concreten Erscheinungen sogar als die Gränze, über welche hinaus weder durch Beobachtung, noch durch Schlüsse die Wahrheit gefunden werden könne, an welcher die Hypothese an die Stelle der Gewißheit trete und alle weitern Forschungen nur als nichtige Träumereien der naturphilosophischen Schule zu betrachten seyen.[1]

Dieser Ausspruch, welcher nicht nur über unsere spekulative Philosophie (was wir uns immerhin gefallen lassen konnten) den Stab bricht, sondern auch das Erkennen des objektiven Systems der Dinge im Voraus als eine nichtige Träumerei bezeichnet, und gegen den sich unser großer philosophischer Naturforscher A. v. Humboldt in seinem „Kosmos" (Thl. I. S. 69 und 72) ganz entschieden erklärt hat, ist aber schon aus objektiven Gründen unrichtig. Denn wenn es auch zugegeben werden muß, daß es vor Allem darauf ankam, die concreten Erscheinungen erst kennen zu lernen, ehe man zur Erforschung des Grundes oder der Elemente derselben schreiten konnte, so kann doch das Erkennen dieser concreten Erscheinungen nicht die Gränze unseres auf induktivem oder objektivem Wege zu erreichenden

[1] Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik, im Prospektus.

Wissens seyn; es muß vielmehr, da sich die Elemente dieser Erscheinungen bei einer unbefangenen Fortsetzung unseres Forschens eben so objektiv darstellen, wie diese Erscheinungen selbst, ja sogar selbst nur Erscheinungen sind, welche den übrigen zu Grunde liegen, auch möglich seyn, diese Elemente in sogenannter materieller wie geistiger Beziehung auf induktivem Wege zu erforschen und durch das Erkennen des Waltens dieser Elemente zu dem mittelbaren objektiven Erkennen eines dieselben Ueberwaltenden zu gelangen, wenn es uns auch auf unserem menschlichen Standpunkte, offenbar sehr weise, versagt ist, das Wesen jener Elemente wie dieses sie Ueberwaltenden zu erkennen.

Und sind es denn nicht unsere Naturforscher selbst, welche, während sie bloß mit Erfahrungssätzen zu verkehren wähnen und es für unmöglich halten, den Grund der concreten Phänomene der Natur zu erforschen, diesen Phänomenen einen Grund, und zwar einen sehr hypothetischen Grund unterbreiten? Legen sie denn nicht, wenn sie die Erscheinungen des Wirkens und Waltens der Natur erklären wollen, allen diesen Erscheinungen eine sogenannte „Kraft" unter, wie der Psycholog den Erscheinungen des psychischen Wirkens der Natur ein sogenanntes „Vermögen" unterlegt? Durch diese Verfahrungsweise haben sie selbst auf rein idealem Wege eine Unzahl von mechanischen, physikalischen, chemischen und physiologischen Kräften und psychischen Vermögen geschaffen. Wir haben als Molekularkräfte eine Cohäsions- und Expansionskraft, wir haben eine Gravitationskraft, eine Schwerkraft, eine magnetische, elektrische, galvanische, katalytische, ja sogar eine der ohnehin belebten Natur inwohnende besondere Lebenskraft, wie ein Erkenntniß-, Willens- und Gefühlsvermögen, und fragen wir: in welcher objektiven Erscheinung diese Kräfte als vorhanden zu erkennen seyen, so erwiedert man uns, daß diese Kräfte allerdings objektiv nicht zu erkennen seyen, daß aber doch nothwendig jede Erscheinung einen Grund haben müsse, und daß der Name „Kraft" nichts weiter bedeute, als diesen nicht objektiv zu erkennenden Grund.

Allein abgesehen davon, daß unsere Naturforscher dieser Erwiederung ungeachtet bei der Hinstellung einer Kraft nicht bloß den unbekannten Grund einer Erscheinung, sondern allerdings ein selbstständiges, sich selbst zur Thätigkeit bestimmendes,

ſubjektiv und hypothetiſch hingeſtelltes Agens im Sinne haben, welches die Materie, entweder neben ihr vorhanden oder ſie durchdringend, was immer daſſelbe iſt, zu einer als Erſcheinung auftretenden Entfaltung antreibt, und im Grunde immer als etwas Anderes als die ſogenannte Materie ſelbſt gedacht wird, können ſie durch die Annahme von Kräften der angegebenen Art den Grund der Erſcheinungen des Wirkens der Natur uns nicht nur gar nicht erklären, ſie ſetzen ſich auch durch die Annahme jener hypothetiſchen Kräfte offenbar in die Lage, jenen Grund auf ganz unrichtige Weiſe erklären zu müſſen. Wenn ſie, nur beiſpielsweiſe erwähnt, den Atomen oder kleinſten Theilchen der ſogenannten Materie eine Cohäſionskraft, welche dieſe Theilchen durch gegenſeitige Anziehung zuſammenhält, und zugleich eine Expanſionskraft zuſchreiben, welche dieſe Theilchen veranlaßt, ſich gegenſeitig abzuſtoßen, ſo ſtellen ſie eine Hypotheſe auf, die aller Erfahrung und ſelbſt den gewöhnlichen Denkgeſetzen widerſpricht. Alles was von Natur dazu beſtimmt iſt, ſich liebend zu verbinden, kann nicht zugleich beſtimmt ſeyn, ſich feindlich abzuſtoßen. Dieſe vermeintliche Abſtoßung kann immer nur eine Trennung ſeyn, die durch ein Drittes herbeigeführt wird, welches jener Verbindung feindlich entgegentritt, und es muß daher für die Wiſſenſchaft von höchſtem Intereſſe ſeyn, dieſes Dritte, Aufregende, von dem ſich Verbindenden zu unterſcheiden.

Man darf ſich gar nicht wundern darüber, daß bei der bisherigen Annahme ſo vieler hypothetiſch hingeſtellten Kräfte ſo viele natürliche, aus dem Wirken ganz heterogener Elemente hervorgehende Erſcheinungen, deren Grund uns durch die überraſchenden neueſten Entdeckungen im Gebiete der Naturwiſſenſchaften ſo nahe gelegt wurde (z. B. die erſt kürzlich von Faraday entdeckte Uebereinſtimmung der elektro-magnetiſchen und photo-thermiſchen Phänomene), bis jetzt theils unerklärt blieben, theils offenbar unrichtig erklärt wurden.

Blicken wir, ſowohl Philoſophen als Naturforſcher, mit hellem Auge in die Geſammtmaſſen der Erſcheinungen der objektiven Welt, welche in den Ueberſchauungskreis unſerer Pſyche hereingetreten ſind, wir werden uns geſtehen müſſen, daß wir, wenn wir uns damit beſchäftigen, die objektive Wahrheit und namentlich den Grund jener Erſcheinungen im Gebiete des

kosmischen und tellurisch-materiellen und psychischen Naturlebens zu erspähen, bisher allenthalben von hinten oder von da anfingen, wo wir hätten endigen sollen.

Auf dieselbe Weise, wie man das Verhältniß des Seyns zum Denken subjektiv construiren wollte, ohne erst objektiv erkannt zu haben, was Seyn und Denken selbst sey, auf dieselbe Weise, wie man eine sogenannte Vernunft zur Natur sich verkörpern ließ, ohne sich zu fragen, ob denn auch eine solche sich verkörpernde Vernunft im Zusammenhalte mit unseren objektiven Wahrnehmungen möglich sey, auf dieselbe Weise hat man eine natura naturans, eine schöpferische Weltseele, gegenüber einer natura naturata, einem Inbegriff alles durch Jene gesetzten Daseyns, und jedem Phänomene der Natur eine ihm zu Grunde liegende einzelne Kraft vorangestellt, ohne durch eine nüchterne Zusammenstellung unserer objektiven Wahrnehmungen sich der wichtigen Wahrheit bewußt zu werden: daß jede Thätigkeit oder jede Aeußerung des anorganischen, organischen, kosmischen und selbst psychischen Lebens nur durch verschiedene, einander gegenübertretende Lebenselemente hervorgerufen wird, welche als bloße Potenzen einer solchen Wechselwirkung nur durch dieses Gegenübertretende, nicht aber durch das, was sie selbst sind, zu einer Thätigkeit bestimmt oder angetrieben werden können, und daß die subjektive Annahme eines Wesens, dem das traurige Geschäft auferlegt wäre, ewigfort theils freundlich, theils feindlich gegen einander Gesinntes aus sich selbst zu produciren und immer wieder in sich zurück zu verschlingen, mit jener auf objektivem Wege erlangten Wahrheit im grellsten Widerspruche stünde.

Es erging uns bisher wie jenem Indianer, dem eine astronomische Uhr gezeigt wurde, und der (man sieht, er war ein geborner Hegelianer) in derselben den großen Geist anstaunte, welcher offenbar ein großes unsichtbares in den geregeltsten Zeitabschnitten sich bewegendes Rad seyn müsse, das die verschiedenartigen Räder der Uhr zum Zweck einer der seinigen möglichst gleichkommenden geregelten Bewegung aus sich producirt habe, und der sehr erstaunt war, als man ihm erläuterte: daß alle die verschiedenen Räder der Uhr aus sehr einfachen, ihrer Natur nach zu einem ruhigen Nebeneinanderbeharren strebenden Stoffen bestänben, welche auf der einen Seite durch das Element eine

Feder aus ihrer Ruhe zur fortwährenden Rotation angetrieben, auf der andern Seite aber durch ein ihrem ruhigen Beharren mütterlich zu Hülfe kommendes Element einer Spindel in ihrer Rotation in der Art aufgehalten würden, daß durch eben dieſes in entgegengeſetzter Richtung erfolgende Einwirken der beiden heterogenen Elemente auf ein drittes, in ihrer Mitte liegendes verkörpertes und bei all ſeinem Beſtreben zum ruhigen Verharren doch leicht aufregbares Element alle die regelmäßigen Erſcheinungen hervorgehen, welche uns die Uhr darbietet. Am meiſten aber erſtaunte jener Indianer, als man ihm bemerklich machte, daß die einzelnen Theile dieſer Uhr nicht aus dem Ganzen derſelben producirt worden ſeyen, ſondern daß dieſelbe ein Künſtler gebaut habe, deſſen Weſen von dem der Uhr und deſſen Beſtandtheilen ganz verſchieden ſey, ohne deſſen fortwährendes Einwirken aber dennoch die Uhr bald ablaufen und ſtille ſtehen würde.

Ganz ähnlich, nicht gleich, wie der Gang dieſer Uhr verhalten ſich die Vorgänge des Entfaltens der großen Natur; ganz ähnlich jenem Indianer verhalten wir uns, wenn wir, ſtatt das Werden der Natur aus den objektiven Elementen dieſes Werdens zu verfolgen, dieſe Natur, welche ja nur der Inbegriff des von jenen Elementen erzeugten individualiſirten Lebens oder das Gewordene iſt, als die Schöpferin ihrer eigenen Beſtandtheile betrachten, oder wenn wir mit einem zur Natur ſich verkörpernden und objektiv nicht aufzuweiſenden Geiſte, oder mit einer zur natura naturata ſich geſtaltenden natura naturans oder mit ſogenannten Kräften verkehren, von denen jede einzeln durch ihre Einwirkung auf eine vermeintlich todte Materie eine ganze Reihe von Phänomenen hervorrufen ſoll, während dieſe Kräfte doch nichts weiter als eben die objektiv erkennbaren unverkörperten (nicht „immateriellen") Elemente aller aus ihnen hervorgehenden körperlichen Gebilde der Natur ſelbſt ſind, die ſich zu dieſer verkörperten Natur wie das Hegelſche reine (geiſtige) Seyn zu dem in körperliche Beſtimmtheiten übergegangenen Seyn, oder, um ein mehr materielles Beiſpiel zu geben, wie das aus der Verbindung zweier Luftarten hervorgegangene Waſſer und Eis zu dieſen unverkörperten Stoffen verhalten, und die als die — zwei — einfachen Elemente alles Lebens der Natur

durch ewige (geſchlechtliche) Vereinigung und wieder erfolgende Aufregung von Seite eines dritten Elements ſämmtliche, keineswegs todte, ſondern das bloß individualiſirte Leben eben dieſer Elemente tragende, anorganiſche, organiſche und kosmiſche Gebilde in mehrfachen und durch alle geologiſchen Perioden ſich ſteigernden Gradationen darſtellen und heranbauen, und welche daher die geſammte kosmiſche und telluriſche Natur keineswegs als ein Etwas vor ſich haben, aus dem ſie hervorgegangen ſind, ſondern als ein Etwas, das ſie, ſelbſt unkörperlich, durch ihre und ihrer Erzeugniſſe geſchlechtlich ſich fortſetzenden und durch ein drittes Element fortwährend aufgeregten Verbindungen erſt körperlich darſtellen und erzeugen, und die endlich als dieſe heterogenen Elemente nothwendig ein Höheres, nicht ihnen immanentes, ſondern transcendentes oder ſie Ueberwaltendes über ſich haben müſſen, das die bewundernswürdige Regelmäßigkeit ihres Wirkens bedingt.

Es haben ſich dieſe Lebenselemente, welche, den Erſcheinungen der Entfaltungen der Natur zu Grunde gelegt, auf die einfachſte Weiſe alles erklären, was uns bisher in materieller und geiſtiger Beziehung unerklärlich blieb — es haben ſich dieſe Elemente durch die neueſten Ergebniſſe unſerer Naturforſchung in objektiv erkennbarer Weiſe ſo klar herausgeſtellt, daß es ſich nur mit dem obenerwähnten Vorurtheile unſerer Naturforſcher erklären läßt, daß ſie bis jetzt nur als allerdings ſehr wichtige Erſcheinungen behandelt wurden, welche neben den übrigen Erſcheinungen des Waltens der Natur einher laufen, keineswegs aber als Erſcheinungen, welche allen übrigen zu Grunde liegen.

Es kann nicht Gegenſtand dieſer Zeilen ſeyn, jene Elemente und deren Wirken hier näher zu erörtern; der Verfaſſer dieſes Aufrufs hat aber dieſe Erörterung in allgemeiner Ausdehnung auf alle wiſſenſchaftlichen Gebiete und auf alle Lebensverhältniſſe der Natur und namentlich des Menſchen in einer eigenen Schrift[1] verſucht, über deren Inhalt ihm bereits ſehr erfreuliche Anerkennungen zugegangen ſind, deren Tendenz ferner in den „Göttinger

---

[1] Die Philoſophie des Lebens der Natur gegenüber den bisherigen ſpekulativen und Naturphiloſophien. Allen wiſſenſchaftlich Gebildeten gewidmet von Heinrich Vogel. Braunſchweig bei Fr. Vieweg u. Sohn.

gelehrten Anzeigen" (Jahrg. 1846 S. 273 ff.) näher dargeſtellt wurde, und der auch in den „Oeſterreichiſchen Blättern für Literatur und Kunſt" (vom 23. Oktober 1845) von unſerem in wiſſenſchaftlicher Beziehung ſehr conſervativen v. Feuchtersleben eine günſtige Beurtheilung zu Theil ward, und er erlaubt ſich hiermit des guten Zweckes wegen, der dadurch in Beziehung auf eine ſo ſehr nothwendige Reform unſerer philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen erreicht werden ſoll, nicht nur unſere Philoſophen,[1] ſondern auch unſere Naturforſcher zur öffentlichen Beurtheilung jener Erörterung einzuladen und dadurch die einzig und allein davon abhängende Möglichkeit des von unſerem F. H. Fichte proponirten Erkennens des objektiven Syſtems der Dinge und zugleich die Gründung einer allgemein verſtändlichen Philoſophie durch vereintes Beſtreben der Naturforſcher und Philoſophen vorzubereiten.

Der Verfaſſer hegt zu unſern Naturforſchern das Vertrauen, daß ihnen, wenn ſie auch vor der Hand die Annahme der von ihm hingeſtellten Elemente noch als eine der naturwiſſenſchaftlichen Prüfung zu unterwerfende Hypotheſe betrachten ſollten, eine Hypotheſe, die auf objektivem Grunde beruhend durchaus keine ſubjektive Idee genannt werden kann, aus der ſich ferner auf die einfachſte Weiſe Alles erklären läßt, was ſie und unſere Philoſophen bisher nicht erklären konnten, als Grundlage ihrer weitern Forſchungen immerhin mehr gelten wird, als die ſtarre Annahme von hypothetiſchen und objektiv nicht erkennbaren Kräften, welche alles weitere Vordringen in die Tiefen der Wiſſenſchaft von vorne herein abſchneidet.

---

[1] Nur müſſen dieſe das dargeſtellte Syſtem in ſeiner ganzen Durchführung zu begreifen und zu verſtehen ſuchen, und nicht einzelne Folgerungen aus demſelben, welche ſie wegen Mangels an den erforderlichen naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen nicht begreifen können, nach dem Maßſtabe ihrer ſpekulativen Syſteme beurtheilen wollen, wie es dem Recenſenten in den mir ſo eben zugekommenen Nr. 207 und 208 (vom 26. Juli 1846) der Leipziger Blätter für literariſche Unterhaltung erging, der in meiner Schrift ſogar die Annahme eines geſchlechtlichen Verhältniſſes zwiſchen einem irdiſchen und ſolaren Elemente gefunden hat, in öfterer Wiederholung von einem ſolaren ſtatt polaren Wechſelwirken ſpricht, und aus der Wägbarkeit eines Körpers auch deſſen übrige Eigenſchaften zu erkennen vermeint. Der Verfaſſer.

Wird dieſem Vertrauen entſprochen oder wenigſtens die hier vorgeſchlagene induktive Methode des wiſſenſchaftlichen, auf alle Theile der Wiſſenſchaft ſich erſtreckenden Forſchens anerkannt, dann werden Naturforſchung und Philoſophie, welche ſich bisher ſo feindlich gegenüber ſtanden, und die nothwendig ſich vereinigen müſſen, um die objektive Wahrheit zu enthüllen, die wir mit unſern idealen Spekulationen nie ergründen werden, Hand in Hand in kurzer Zeit durch Gründung einer induktiven Philoſophie das große Ziel erreichen, welches der Wahn der ſubjektiven Ideen und der Mangel des unbefangenen Hineinſchauens in die ſo lichtvoll ſich uns manifeſtirende Natur ſo viele Jahrhunderte fort verfehlt haben und auf dem bisherigen Wege nothwendig verfehlen mußten.

Der Kornhandel.

Wie? der Kornhandel in der deutschen Vierteljahrsschrift, und noch dazu unter eigener Rubrik? Allerdings glauben wir unsere Leser in den Mauthstationen der Gränzländer einen Augenblick aufhalten zu müssen, wo nach neuester Verordnung die Ausfuhr der Cerealien hoch besteuert, die Bevölkerung der davon Getroffenen, besonders der armen Gebirge, in die Blokade des Hungers versetzt und von anderer Seite Repressalien hervorgerufen werden, die alte Verbindungen und Handelswege hemmen, die Verhältnisse geordneter Staaten verrücken, während aus den belagerten Gebirgen der Nothruf sich in die Ferne hören läßt, und Deputationen erscheinen, um da wo das Verbot eingeleitet wurde Hülfe zu suchen. Ist das nicht auch Politik? und welche öffentliche Angelegenheit könnte bei dieser Noth und Besorgniß die öffentliche Besprechung mehr verdienen? Gewiß keinem einzigen, und auch nicht denjenigen die wenig beten, oder sich um Gebet nicht bekümmern, fällt es jetzt wohl auf das Gewissen, wenn der Heiland alle Bitten um materielle Güter in die einfachen Worte: „Unser täglich Brod gib uns heute," eingeschlossen hat.

Nun wollen wir keineswegs eine Anklage oder auch nur eine Beschwerde gegen die drei süddeutschen Regierungen erheben, welche sich durch Rücksicht auf die Lage ihrer Unterthanen und bei anhaltendem Steigen des Getreides durch eigene Erwägung und

durch die öffentliche Stimme der Nothleidenden oder Nothbesorgenden zu jener Belastung der Ausfuhr bewogen gefühlt haben; doch wird bei der Wichtigkeit der Sache an sich und in ihren Folgen es auch von ihrer Seite gestattet seyn die Frage offen zu erörtern, ob die Maßregel durch die Lage unbedingt geboten ist, und ob sie die Wirkung haben konnte, die man von ihr erwartet zu haben scheint?

Es ist mit dem Staatshaushalt auf vielen Punkten wie mit dem Familienhaushalt. Eine Familie wird sich, was sie zu ihrem Lebensunterhalt selbst erzeugt oder erworben hat, zu veräußern wohl in Acht nehmen, wenn es voraussichtlich ihr später fehlen sollte, und sie durch keine andere Rücksicht gedrängt wird; dagegen wird der kluge Hausvater kein Bedenken tragen seine Vorräthe gegen guten Preis loszuschlagen, wenn er die Aussicht hat sie gegen die Zeit des Bedarfs mit Gewinn von einer andern Seite wieder hereinzubringen, zumal wenn ihm seine augenblickliche Bereitwilligkeit zum Verkauf durch Rücksichten auf sichere Kunden geboten wird, die er im eigenen Interesse zu schonen genöthigt ist. Es ist nicht anders beim Staate, und indem er nach diesen Rücksichten verfährt, tritt er in die große Reihe der Vortheil Gebenden und Empfangenden oder in die Kette des socialen Völkerverkehrs ein, sey es daß die Waare dem Luxus dient oder das Bedürfniß befriedigt, wie beim Kornhandel. Die Frage, von der alle andern in dieser Sache beherrscht werden, ist offenbar: hat die Ernte des letzten Sommers so viel geliefert daß es ausreicht? Diese Frage muß nach allen Meldungen über die Erträgnisse des Sommers entschieden mit Ja beantwortet werden, wenn man die Blicke über die beschränkten Gränzen des eigenen Landes erhebt und über die Getreide liefernden Länder von Europa und Amerika ausdehnt, die bei dem großen Getreidehandel in Rechnung kommen. Es hat gefehlt in mehreren innereuropäischen Ländern, in Frankreich, in Deutschland, in England, wiewohl nicht durchgehends; manche Striche, z. B. die Niederungen der Donau, die Ebenen von Thüringen, die Marschländer am Meere und den preußischen Flüssen, haben ihren alten Ueberfluß hervorgebracht; aber im Durchschnitt hat es allerdings gefehlt, vielleicht sogar um ein Drittel oder Viertel des Bedarfs; jedoch dieser Mangel wird

mehr als gedeckt durch den ungeheuern Ertrag der Getreideernte in den nordamerikaniſchen Miſſiſippi- und Miſſouriſtaaten, in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, in der Ukraine und theilweiſe in Ungarn, und nach allen Ausflüſſen des Getreides daſelbſt lagern in den Häfen jener Länder noch ungeheure Vorräthe, aus denen der Bedarf der vom Mangel getroffenen Länder mehr als gedeckt werden kann. Ja, wenn einmal durch den Großhandel die Ausgleichung geſchehen iſt, darf man einer Preisermäßigung von 30 Procent gegen jetzt entgegenſehen. Der in Peſth um 4 fl. gekaufte Scheffel kann in München um 14 fl. verkauft werden, und wirft noch Gewinn ab. Es iſt nicht anders mit dem Getreide, das aus Riga, aus Odeſſa, aus Danzig, aus Philadelphia ꝛc. eingeführt wird, und wenn die Preiſe ſich nicht ſchon jetzt auf jenen mäßigen Fuß ſtellen, ſo geſchieht es, weil ein ſo großer Umſatz ſich weder über das Maß beſchleunigen, noch überhaupt arithmetiſch berechnen und mechaniſch leiten läßt. Er folgt eben mit jeder mächtigen Strömung den großen Schwankungen, und, man muß ihm das zugeſtehen, er iſt darauf angewieſen, er nimmt ſeinen Vortheil ſo viel und ſo lange er ihn haben kann, d. h. bis die Concurrenz ausgleichend und alles in das ihm gebührende Maß zurückführend dazwiſchentritt.

Damit aber das Schwanken, das Wagen, das über die natürliche Scala Emporhalten der Preiſe ſo bald als möglich gehoben werde, was iſt da nöthig? Verbot? Belaſtung? Hemmung? Alles Eingreifen in dieſes großartige und zum Theil der ſchärfſten Polizeieinſicht unverſtändliche Getreibe iſt — darüber kann und darf unter unbefangenen Beobachtern kein Zweifel beſtehen — eine Hemmung und Störung des Verkehrs, vermehrt die Wechſelfälle ſeiner möglichen Verluſte und führt darum zum Gegentheil, es verzögert die Erſcheinung eines ermäßigten Mittelpreiſes oder macht ihn unmöglich.

Aber wird nicht, wenn man einem Jeden, auch dem Ausländer, auf den großen Mittelpunkten des Kornhandels, auf den Schrannen, freien Einkauf geſtattet, dadurch den Einheimiſchen das Getreide gleichſam vor dem Munde hinweggenommen? oder wie wollte man läugnen, daß die Concurrenz der Fremden mit den Einheimiſchen gerade es iſt, welche die Preiſe ſo hoch ſteigert und emporhält?

Sieht man über dieſe zufällige Anſicht, welche am täglichen Bedarf haftet, hinweg, ſo ſtellt ſich hinter ihr ein ganz anderes Schauſpiel der Betrachtung entgegen. Jede große Schranne, z. B. die in München, iſt ihrer centralen Lage nach nicht nur auf das Inland, ſie iſt auch auf das Ausland angewieſen, ſie iſt der Kornmarkt, wo ſich außer unſerer Umgebung und unſern Gebirgen die tyroliſchen, die vorarlbergiſchen Lande, wo ſich die Schweiz und die Vorlande von Schwaben mit ihrem Vorrath von Cerealien verſorgen, und allein über den Hafen von Lindau werden hunderttauſende von Scheffeln in die Schweiz oder durch die Schweiz weiter geführt. Nicht nur der Wohlſtand der bei dieſem Handel betheiligten Plätze, ſondern auch der Wohlſtand unſerer getreideerzeugenden Provinzen, z. B. der Donaugegenden von Paſſau und Regensburg ſind davon bedingt, und dieſe würden bei guten Jahren in ihrem Ueberfluß erſticken, wenn nicht jener Abgang deſſelben ſich auf den Straßen von Innsbruck und Lindau offen hielte, und es erſcheint ſchon an ſich bedenklich jenen an uns gewieſenen Ländern, deren wir in glücklichen Zeiten zum Abſatze bedürfen, dieſen in unglücklichen zu verſagen, wo ſie auf uns zunächſt angewieſen ſind.

Dazu iſt, ſo lange wir jenes Hinterhalts in den kornerzeugenden Ländern, und zunächſt der Nachfuhren aus Ungarn ſicher ſind, der Abzug nach der Schweiz nicht ein Entziehen des uns Nöthigen, ſondern nur ein Vorſchieben der hier lagernden Vorräthe, denen, ſowie ſie abgeführt ſind, andere von gleichem Belange oder größere nachgeſchoben werden; denn die Waare ſtrömt nach den natürlichen Gravitationsgeſetzen dahin wo der Abgang ſtattfindet, und auch unſere hartnäckigen Verbotsvertheidiger konnten ſich in Wahrheit überzeugen, daß der Abſatz von 40,000 Scheffeln mehr in der einen Woche nur Anlaß war, daß die nächſte 50,000 mehr auf dem Platze waren.

Doch diejenigen, welche ſolchen allgemeinen Erwägungen auch dann nicht trauen, wenn ihnen die ſchlagendſten Thatſachen zu Hülfe kommen, werden ſagen: wozu alle dieſe allgemeinen Rückſichten gegenüber einem ſehr concreten und ernſten Fall, wenn von allen andern Erwägungen der Regierung die

eine Rückſicht auf die Preiſe und die Nothwendigkeit geboten war, ihr Steigen zu hemmen oder ſie herabzudrücken?

Dagegen läßt ſich fragen: ob das auf dieſem Wege möglich war, ob es auf ihm erzielt worden iſt? Wir wollen, um nicht wieder Allgemeines und darum Vielen Verdächtiges zu ſagen, nicht auseinanderſetzen, warum keine polizeilichen Maßregeln in einer ſo allgemeinen Bewegung hemmend auf die Preisſteigerung irgend einen Einfluß ausüben können, es ſey denn, daß die Polizei ſich ſelbſt auf der Schranne als Großhändler einfindet und durch ihre ermäßigten Preiſe die der andern nachhaltig regulirt; wir fragen aber, ob die Beſteurung der Ausfuhr um 25 Procent ad valorem z. B. in Lindau die Preiſe des Getreides herabgedrückt hat? Im Gegentheil. Nach einigem Schwanken ſind ſie wieder zur früheren Höhe gelangt und ſelbſt darüber, und iſt das zu verwundern?

Die Einfuhr von Getreide iſt für die Schweiz wie für jedes ſeinen Bedarf nicht erzeugende Land kein Artikel des Luxus, ſondern des Bedürfniſſes. Man muß das Brod haben, um zu leben, und muß ſich entſchließen, es zu höherem Preiſe, oder in dieſem Falle 25 Procent theurer zu kaufen, als man es bei dem natürlichen Laufe des Handels haben würde; daher alſo die, ſo viel uns bekannt, unbeſtrittene doppelte Erfahrung in Lindau: a) daß nach der Einführung des Zolles von 25 Procent ad valorem durchſchnittlich nicht weniger in die Schweiz ausgeführt worden iſt, als früher; b) daß in den gegenüber liegenden Strichen aber, zu St. Gallen, Zürich ꝛc. in Folge jenes Zolls das Brod auf eine beunruhigende Weiſe aufgeſchlagen hat, jedoch Getreide und Brod in Lindau nicht wohlfeiler geworden iſt. Die Maßregel, inſofern ſie durch Verminderung der Ausfuhr eine Verminderung des Preiſes zu erzielen berechnet war, hat ſich als eine Täuſchung erwieſen. Ja es geſchieht nun durch einen natürlichen Zurückſtoß oder Gegenſchlag, wenn die höheren Preiſe der benachbarten Länder auf die unſrigen ſteigernd einwirken, und wir mehren ſogar das Uebel, das wir vermindern wollten.

Ohne darum dem weiteren Ermeſſen vorgreifen zu wollen, meinen wir doch, daß im Fall, wie die Zeitungen melden, von Zürich eine Geſandtſchaft nach München auf dem Wege iſt,

um dort über diese Sache in Unterhandlung zu treten, diese, bei der Einsicht der hier betheiligten Regierung und der offenkundigen Wirkung der Maßregel, auf ein geneigtes Gehör werde rechnen dürfen.

Wir haben dabei nicht auf die unabweisbaren Folgen aufmerksam gemacht, welche die von andern Seiten in Gemäßheit jener Besteurung ergriffenen Maßregeln von Oesterreich haben werden, und die, was namentlich unser Verhältniß zu Tyrol betrifft, in vielfacher Hinsicht dieses beeinträchtigen; doch möchten wir bei der Gelegenheit erinnern, daß die Beschränkungen und Hemmungen, welchen man, ganz unabhängig von der Ausfuhr, den Verkehr der einzelnen Schrannen unterworfen hat, die Steigerung der Preise so wenig verhindert haben oder verhindern konnten, als die Auflegung des Zolls an den Gränzländern. Auch hier ist allein in der möglichst großen Freiheit und Mannigfaltigkeit des Handels und Verkehrs die allein denkbare Gewähr gegen den Erfolg der Künste des Eigennutzes und des Wuchers. Wird, wie es geschehen, die Berechtigung den Kornhandel zu treiben auf wenigere beschränkt, und diesen nun als ein persönlicher, durch den Händler selbst und allein zu besorgender, gestattet; wird begehrt, daß der Kornerzeuger wo möglich seine Waare selbst zur Schranne bringe, obgleich er oft nur wenige Scheffel zur Verfügung hat und die Fuhre ohne Schaden nicht leisten kann; wird auf den Schrannen noch dieses und jenes vorgekehrt, damit die Waare, wie man hofft, zu dem möglichst billigen Preise zunächst an diejenigen gelange, die ihrer zur Bestreitung des örtlichen Bedürfnisses benöthigt sind, z. B. an die Bäcker und Mehlhändler der Stadt, so wird man durch diese Beschränkungen theils die freie Zufuhr und die reichlichere Versorgung des Marktes aus dem Inlande zumal beschränken und hemmen, indem man in dem großen Triebwerke desselben viele und zumal die kleineren Räder zum Stehen bringt oder retardirt, theils wird man gerade durch Concentrirung des Kornhandels in wenige Hände die Händler der begünstigten Klasse von der Concurrenz der kleineren befreien, die allein ihrer Speculation zum Vortheil des Marktes das Gleichgewicht zu halten, dadurch aber die Erscheinungen des Wuchers abzuleiten im Stande ist, und wird endlich die Schranne mit einer

Unzahl von kleinen und ſchlechten Künſten von Scheinfuhren, Scheinverkäufen und vorausberechneten Preisforderungen erfüllt, welche dem ganzen Geſchäfte, deſſen vitale Wichtigkeit nun wohl jedem offen liegt, nicht nur als Hemmniſſe, ſondern als Verderbniſſe angehängt werden. Es mag allerdings für eine Verwaltung, die helfen ſoll und will, ſchwer ſeyn den unklaren Forderungen der augenblicklich Bedrängten zu widerſtehen und Wünſche abzuweiſen, von denen die Maſſen um ſo ſtärker bewegt werden, je mehr das Bedürfniß drückt, und je weniger ihren Blicken eine ferner liegende Hülfe erreichbar iſt; doch ſteht man gerade in ſolchen Fällen gegenüber der Aufgabe der höhern Staatsverwaltung vor einer Nothwendigkeit, die uns das sapere aude! entgegenruft.

Uebrigens iſt natürlich, daß, beſonders in Zeiten der Theurung, der Gewinn den der Kornhändler von ſeiner Waare zieht, von den durch die hohen Preiſe unmittelbar Getroffenen als Wucher angeſehen und nach Umſtänden als ſolcher verabſcheut und verfolgt wird. Auch hier aber iſt es des Staatsmannes würdig, ſich über die zufälligen Anſichten und Forderungen zu erheben und bei der gegenwärtigen Weltlage den Kornhandel im Großen als das einzige denkbare Mittel der Ausgleichung im Ertrag und Verbrauch da zu betrachten, wo durch Unfruchtbarkeit des Bodens oder Ungunſt der Witterung eine ſolche Ausgleichung zwiſchen den jährlich wachſenden Millionen der Conſumenten und Producenten geboten wird. Der Kornhandel als Welthandel, ja als der wichtigſte, dringendſte und gefährlichſte Zweig des Welthandels, folgt denſelben Geſetzen und Bedingungen, unter denen die andern großen Zweige des allgemeinen Austauſches gedeihen, und es geziemt nicht über Wucher zu ſchreien oder oft die ehrenwertheſten Chefs großer Häuſer als Wucherer zu bezeichnen, wenn ſie einen von der Verſchiedenheit der Preiſe ihrer Waaren an den Orten des Einkaufs und Abſatzes bedingten größern Vortheil ziehen. Gehenlaſſen, gewährenlaſſen, ſchützen, die Mittel des Verkehrs erleichtern, aber nicht bevormunden, hemmen, beengen, das iſt und bleibt nun einmal das Geſetz, unter dem Handel und Wandel am beſten gedeiht, und gegen das man bei dem gegebenen Falle um ſo weniger verfahren ſollte, wo gerade durch die Vorräthe, die im

Hintergrunde lagern und die allein durch den Großhandel mit Cerealien herbeizuschaffen sind, die sichere Aussicht sich öffnet, daß bei freiem Austausch durch stärkere Zufuhr die Werthe der Cerealien sich auf die natürlichen Mittelpreise stellen werden, welche durch die Ausdehnung des Monopols an den einzelnen Orten, durch die Entfernung der Länder des Ueberflusses von den mangelhabenden, endlich durch die aus der Concurrenz fließende Berechnung und die Witterungsverhältnisse ganz bestimmt sich erzielen lassen, aber durch polizeiliche Maßnahmen einzelner Staaten nie und nimmer können regulirt werden.

Der Religionsunterricht auf den Gymnasien.

Es ist in der neuesten Zeit mit Recht die Behauptung geltend gemacht worden,[1] daß wahrhafte freie Philosophie, wahrhaft freies Denken nur bei den Griechen und in der neueren Zeit gefunden werde, daß dagegen das Mittelalter nur in der Form des Dogmas, des Glaubens philosophirt habe. Diese Ansicht weist wenigstens darauf hin, daß man endlich die verschiedenen Gebiete der Philosophie und Theologie auch als verschiedene für das Bewußtseyn zu setzen und beide in ihrer Selbstständigkeit anzuerkennen gelernt habe. Die Philosophie der Griechen verlor sich mit dem Untergange des Alterthums im christlichen Dogma, indem sie auf die Gestaltung desselben den gewichtigsten Einfluß ausgeübt hatte. Der folgenden Zeit galt diese theoretische Voraussetzung als unmittelbar wahr, und die Vermittlung des theoretischen Momentes des Glaubens bestand lediglich darin, daß das Subjekt dasselbe in das individuelle Bewußtseyn aufnahm, ohne sich auch im Denken diesen gegebenen Inhalt anzueignen. Der Geist ist aber ein nach Einheit ringender: was er im unmittelbaren Selbstbewußtseyn als wahrhaften Inhalt besaß, das suchte er auch mit dem Denken zu vermitteln. So erwuchs die Religionsphilosophie, die Scholastik des Mittelalters. Das Eigenthümliche derselben besteht nun darin, daß sie das Dogma durch verständige Reflexion, d. h.

[1] Vergleiche z. B. Zellers Philos. der Griechen. I. §. 2.

also durch eine Reflexion, die das Dogma selbst nicht in Frage stellt, sondern dem dieses als unmittelbar gewiß gilt, für das Denken zugänglich zu machen suchte. Während so das Dogma als unmittelbar wahr gilt, steht das philosophirende Subjekt zu demselben in einem doppelten Verhältnisse: zuerst hat es den gegebenen Inhalt in das unmittelbare Selbstbewußtseyn aufgenommen, d. h. es glaubt, es verhält sich religiös; dann sucht es das so Erworbene mit dem verständigen Denken zu vermitteln, d. h. es philosophirt, verhält sich denkend. Da nun so die Philosophie den Inhalt des Glaubens nicht auf eine ihr eigenthümliche Weise erzeugte, sondern sich nur über denselben zu verständigen suchte, so blieb sie eine Magd der Kirche, ohne eigenthümliches Gebiet, ohne eigenthümliche Prinzipien. — Bald nach der Reformation versuchte die Philosophie, die so lange in der Knechtschaft der Theologie gelebt hatte, sich von dieser zu befreien, und den Inhalt des Glaubens auch auf gedankenmäßige Weise zu erzeugen. Cartesius forderte den Zweifel an Allem. Anfänglich war die Philosophie jedoch noch zu schwach, um ein solches Beginnen durchführen zu können. Das Resultat war darum, daß sie nach vielen vergeblichen Versuchen gewöhnlich auf den früheren Standpunkt zurücksank. Die Philosophie blieb Theologie. Aber bald sollte sich die Sache ändern. Eine Menge von Kenntnissen, namentlich die Naturwissenschaften, fielen der Nebenbuhlerin des Glaubens zu, und von diesen erfüllt und erstarkt, wagte sie einen zweiten Kampf, in dem sie nichts Geringeres beabsichtigte, als die Vernichtung der Gegnerin. Aber auch dieser Angriff mißglückte. Die Theologie, der Wahrheit des Glaubens unmittelbar gewiß, konnte es ruhig ansehen, wie ihre Gegnerin sich in einen rohen Materialismus stürzte; eine ganz natürliche Folge davon, daß die Philosophie nicht den Inhalt des Glaubens in sich aufgenommen hatte, daß sie sich für das höchste geistige Gebiet ausgab, ohne das anzuerkennen und in sich aufgenommen zu haben, was eben die Geistigkeit ausmachen mußte. Mit den Freiheitskriegen erwachten auch zugleich wieder die geistigen Interessen der Nation. Die nächste Philosophie wandte sich einerseits gegen die Glaubensarmuth und gegen die politisch-liberale Richtung, wie sie sich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf religiösem

Gebiete als Rationalismus, auf politischem Gebiete als Liberalismus und Kosmopolitismus Geltung zu verschaffen gesucht hatte, während sie sich auf der andern Seite um so inniger an die bestehenden sittlichen Mächte des Lebens anschloß, an das erwachte religiöse Leben der Nation und den auf einer höheren Grundlage restaurirten Staat. Dieses Bündniß war ganz schön, wenn es nur ein reines gewesen wäre, so daß beide Theile in der Einheit auch ihre gegenseitigen Unterschiede und Gerechtsame anerkannt hätten. Hegel bemühte sich zwar einerseits, die Philosophie von ihrer Abstraktion zu befreien, indem er dieselbe mit dem gedankenmäßigen Inhalte der Religion erfüllte, andererseits suchte er die Religion selbst als eine absolute Sphäre des Geistes dadurch zu sichern, daß er in den kirchlichen Dogmen, die man schon lange beseitigt zu haben glaubte, vernünftige nothwendige Bestimmungen des Geistes nachwies. Aber zu einer klaren Scheidung beider Gebiete hatte er es nicht gebracht, nicht nachgewiesen, wo das eine Gebiet beginne und das andere endige. Die erlangte Einheit war keine Einheit mit vorausgesetztem Unterschiede, sondern nur eine Trübmischung von zwei heterogenen Elementen, doch so, daß im Allgemeinen das Wissen als eine höhere Form des Geistes den Vorzug vor dem Glauben erhielt.

Obgleich man sich nun eine Zeitlang mit dem von Hegel Dargebotenen begnügte, so war dies doch auf die Dauer nicht möglich. Der Geist strebt nach wahrer, concreter Einheit, d. h. nach einer Einheit, die auf organischer Grundlage ruht, und wird nicht eher ruhen, als bis er diese erreicht hat. Sobald man daher einigermaßen des Hegelschen Systems mächtig geworden war, brach auch der alte Zwiespalt zwischen Religion und Philosophie in einer so heftigen Weise wieder hervor, als man noch nie zuvor gesehen hatte. Ein Kampf auf Leben und Tod begann, ein Kampf, der nicht um einzelne, streitige Punkte geführt wurde, sondern in dem es sich um das Seyn oder Nichtseyn der gegenseitigen Kämpfer handelte. Die Voraussetzung für beide Theile war: entweder hat die Philosophie Recht, und der Glaube somit den Anspruch auf Wirklichkeit verloren; oder der Glaube hat Recht, und die Philosophie ist nur ein Produkt träumender Phantasie. Es waren also beide Seiten darüber

einig, daß Religion und Philosophie im absoluten Widerspruche ständen, daß man nicht zugleich wahrhaft Gläubiger und wahrhafter Philosoph seyn könne. Und worauf beruhte diese Ansicht vom absoluten Widerspruche zwischen Religion und Philosophie? Sonderbarer Weise auf nichts Anderem, als daß man die Einheit beider voraussetzte — das hatte ja Hegel bewiesen — und nun auf dieser Voraussetzung der Einheit den Unterschied aufwies. Wäre man nur von der abstrakten Einheit beider in dem Einen Geiste ausgegangen, hätte dann den Gegensatz beider Gebiete zu seinem Rechte kommen lassen, so wäre man von diesem Gegensatze aus zu einem andern Resultate gekommen.

Dieser Gegensatz machte sich nun zuerst hauptsächlich durch Strauß geltend. Strauß stellte sich nämlich zur Religion so, daß er dieselbe für ein nothwendiges Moment in der Entwicklung der Menschheit behauptete, aber dies auch nur um sogleich zu zeigen, daß sich dieselbe ebenso nothwendig zur Philosophie aufheben müsse. Der Glaube ist mithin ein Wissen, aber nur ein untergeordnetes Wissen, hat nur ein phänomenologisches Interesse. „Dem Philosophen," hieß es, „gewährte seine Philosophie ebendieselbe Befriedigung, wie dem Gläubigen die Religion."[1] Das Einfachste ist mithin, „daß der Glaubende den Wissenden, wie dieser jenen ruhig seine Straße ziehen läßt; wir lassen ihnen ihren Glauben, so lassen sie uns unsere Philosophie, und wenn es den Ueberfrommen gelingen sollte, uns aus ihrer Kirche auszuschließen, so werden wir dies für Gewinn achten: falsche Vermittlungsversuche sind jetzt genug gemacht; nur Scheidung kann die Gegensätze weiter führen."[2] Wie wenig aber Strauß seine Gegner, die er ruhig ihre Straße ziehen lassen will, achtet, darüber hat er sich hinlänglich in seiner Glaubenslehre ausgesprochen. „Das theologische Studium, sonst das Mittel, sich zum Kirchendienste zu befähigen, ist jetzt der geradeste Weg, sich dazu unfähig zu machen: die Schusterbank, die Schreibstube, und wo man sonst am sichersten vor dem Eindringen der Wissenschaft verwahrt ist, sind heut zu Tage bessere Vorübungsplätze für das Predigtamt, als die Universitäten und

---

[1] Vergl. u. A. Glaubenslehre. I. S. 24.
[2] Daselbst S. 356.

Seminarien; religiöse Idioten und theologische Autodidakten, die Vorsteher und Sprecher der Pietistenstunden, das sind die Geistlichen der Zukunft."[1] So heftiger Ausdrücke aber Strauß sich auch immerhin gegen seine Gegner bedient, so stand seine philosophische Denkweise doch noch nicht im absoluten Widerspruche mit der Religion. Zwar erschlägt der Philosoph, ein zweiter Orestes, seine Mutter, behält aber dennoch das Bewußtseyn, daß es eben diese erschlagene Mutter war, der er Daseyn und Leben verdankt. Es kann uns daher nicht befremden, wenn wir ihn oft mit Pietät von dieser Mutter reden hören: „Es liegt eine schöne Humanität in der Hegelschen Ansicht, die Religion als die Form zu bestimmen, in welcher die Wahrheit für alle Menschen ist; bleibt sie gleich, auch ihrem Inhalte nach, nicht ungetrübt durch diese Form, so sind es doch auch in dieser Brechung ihre Strahlen, welche auf alle sich ausgießen; wenn die Religionen und Kirchen auch oft um Hülsen sich gestritten haben, so sind es doch die Hülsen der Wahrheit gewesen; die Menschheit, „in ihrem dunkeln Drange, war doch des rechten Weges sich bewußt."[2] Zwischen Religion und Philosophie herrscht mithin ein tiefgehender Unterschied, und die Religion, wie sie einerseits historisch nothwendig war, wird auch fernerhin noch eine nothwendige Form des Geistes bleiben für alle die, welche sich nicht zum Wissen zu erheben vermögen, mithin für immer eine relative Berechtigung behalten.[3]

Ein schlimmeres Loos läßt Feuerbach der Religion widerfahren. Hier ist nicht mehr von einer relativen Berechtigung derselben die Rede, sondern sie ist geradezu ein verdrehter, krankhafter Zustand, der eine pathologische Behandlung verdient. Das Wesen der Religion ist das Verhalten des Menschen zu seinem (und zwar subjektiven) Wesen, aber das Verhalten zu seinem Wesen als zu einem andern Wesen.[4] Sobald ich erkenne, daß das, wozu ich mich in der Religion verhalte, mein Wesen

---

[1] Daselbst, II. S. 625.

[2] Glaubenslehre I. S. 21 und 22.

[3] Vergl. z. B. I. S. 24 mit I. S. 355. Zu dem Schwanken in diesen Stellen scheint hier eine glückliche Ahnung des Wahren geführt zu haben.

[4] Wesen des Christenthums, S. 20.

ist, ist die Religion aufgehoben; denn sie beruht auf nichts anderem, als auf der Illusion, daß das, wozu ich mich verhalte, ein von meinem Geiste absolut Verschiedenes sey, ein meinem Geiste absolut Fremdes mit eigener Existenz und Wirklichkeit. In der Religion bewegt sich das Absolute um den Menschen, d. h. das Absolute ist hier ein Produkt der endlichen Subjektivität, ihrer Wünsche und Begierden. In der Philosophie dagegen bewegt sich der Einzelne um das Absolute; ein theoretischer Zustand, indem sich das Subjekt der Sache, dem Gedanken unterwirft, und nicht diese nach Willkür zu modeln sucht. [1]

Worin Feuerbach und Strauß übereinstimmen, ist also, daß die Religion Theorie, Vorstellung sey: nach Strauß ist sie ein nothwendiger Durchgangspunkt zum Wissen; nach Feuerbach ist sie zwar, obwohl auch dies sich nicht mit Bestimmtheit behaupten läßt, für die Geschichte als phänomenologisch nothwendig zu betrachten, aber für den Einzelnen gilt der religiöse Standpunkt als unmittelbar überwunden. Beiden schließen sich entgegengesetzte Richtungen innerhalb der orthodoxen Theologie an, die, gemäß des oben angeführten Grundsatzes, daß die Religion Theorie sey, mit der Philosophie also denselben Boden einnehme, entweder die Religion für gänzlich unvereinbar mit der Philosophie erachten, oder den Glauben da beginnen lassen, wo ihr Wissen nicht mehr ausreicht. Ueberhaupt gehen also von der Voraussetzung, daß Religion und Philosophie auf demselben theoretischen Boden stehen, vier verschiedene Richtungen aus, von denen je zwei wieder eine eigenthümliche Gruppe bilden: 1) die vermittelnde Richtung, welche entweder, wie Strauß, das Wissen beginnen läßt, wo der Glaube aufhört und zu einer höhern Bildungsstufe über diesen hinaus fortgeschritten wird, oder welche den Glauben beginnen läßt, wo es mit dem Wissen ein Ende hat, wo das Wissen zu schwach ist, um noch die Fähigkeit der Erkenntniß zu haben; 2) die radikale Richtung, deren Anhänger entweder nur die Philosophie, oder nur den Glauben gelten lassen wollen: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Wenden wir nun das Gesagte auf unsern Gegenstand an, auf den Religionsunterricht auf Gymnasien, so mußte die Philo-

[1] Feuerbach, Leibnitz S. 120; Bayle S. 32; Vorrede z. Philosophie und Christenth. S. V; Das. S. 9 ff.

sophie nach Strauß den Religionsunterricht für ein nothwendiges Uebel, oder aber auch nach Feuerbach für einen Verderb der Jugend halten; dagegen sah die Theologie die wahre Weihe nur im Religionsunterrichte und verstieg sich nicht selten dazu, die ganze bisherige Organisation der Gymnasien in Frage zu stellen. Das Verfahren der Lehrer, die mit der eigentlichen Sachlage nicht hinlänglich vertraut waren, um dem Geschrei des Tages gegenüber einen selbstständigen Weg gehen zu können, wurde nach der einen oder andern Seite hin modificirt, und ging nicht eben sehr selten in puren Unsinn über. Die Fehden der Wissenschaft wurden in ein Gebiet übertragen, wo sie gar nicht hingehörten. Verhielt sich der Lehrer negativ gegen die christlichen Dogmen, so wußte der Schüler nur eben dieser negativen Verstandesdialektik zu folgen; was darüber hinausliegt, schierte ihn nicht, weil ihm die Vermittlungsstufen dazu fehlten. Denn der Geist ist nun einmal nichts Fertiges, Mittheilbares, sondern Selbsterrungenes. Aber eben so unpraktisch ist es, dem Schüler schon frühzeitig einen Haß gegen Richtungen einzuflößen, deren Bedeutung dieser nicht kennt, während es gleichwohl für den Lehrer unmöglich ist, beim Vortrage der christlichen Glaubenslehre sich aller Zeitelemente zu enthalten. — Was ist da nun zu thun? Soll man den Religionsunterricht überhaupt von den Gymnasien ausschließen, weil dieser mit der Bildung, die der Gymnasialunterricht als letztes Ziel anstrebt, unverträglich ist? Da müßte dieser absolute Widerspruch nachgewiesen werden, und ebenso gezeigt werden, daß die Religion nur ein solches phänomenologisches Interesse habe, daß der Unterricht in derselben nicht mehr auf diese Stufe gehöre. Oder sind die Gymnasien so zu reformiren, daß die „antik-heidnische Bildung" der Religion den ersten Platz einräumt? Wenn die Religion lediglich theoretische Bildung anstrebt, und diese in höherem Grade zu erzielen vermag, als der Unterricht im klassischen Alterthum, dann sind wir unbedingt damit einverstanden. Aber das möchte wohl am Ende eine Behauptung seyn, die sich schwer beweisen ließe. Oder sollen wir endlich Mittelwege einschlagen, wie sie etwa Vischer[1] angibt: daß man, wie dort der Gemeinde, so

[1] Vischer, Krit. Gänge, Bd. I. „Ueber allerlei Verlegenheiten bei

hier dem Schüler zwar eine Dogmatik in der Form von Vorstellungen gibt, aber überall den Gedanken hindurchleuchten läßt, damit der Schüler ganz sachte vom Glauben zum Wissen gelange? Oder soll man endlich dem Schüler begreiflich machen, daß das Denken seine gewissen Gränzen habe, wo es bescheiden still stehe und dem Glauben den ersten Platz einräume?[1] — Es sind dies alle Fragen, die die neuere Zeit, namentlich seit dem Auftreten der Straußschen Dogmatik, vielfach beschäftigt haben, ohne daß bis jetzt irgendwie eine genügende Lösung des Problems erfolgt wäre. Schon mit dem Jahre 1840 begann der herannahende Sturm sich in leisen Wellenschlägen anzukündigen, bis derselbe endlich im Jahre 1843 in der großartigsten Weise losbrach. Die Literarische Zeitung machte kurz nach dem Beginn des neuen Jahres mit einem Artikel den Anfang.[2] Der Vorwurf der Unchristlichkeit, der in neuerer Zeit den Gymnasien gemacht wurde, stütze sich gewöhnlich auf den verwahrlosten Religionsunterricht. Das sey schon ganz recht, aber der Vorwurf werde auch dann nicht schweigen, wenn der Religionsunterricht auf das allerbeste eingerichtet sey. Vielmehr gründe sich der Vorwurf auf die ganze Lebensluft der Gymnasien, deren geistige Atmosphäre ihren sichern Thermometer in dem religiös-sittlichen Bewußtseyn der Lehrer habe. Das Bewußtseyn der Philologen sey aber dem Christenthum abgewandt; seine Lebenssubstanz sey eine antik-heidnische. Die erste Stelle, die das wahrhafte Christenthum einnehmen solle, nähme im philologischen Bewußtseyn die Bildung und Gelehrsamkeit ein; daneben, wo Bildung stehen solle, stehe als dienende Genossin eine aus den alten Classikern bezogene abstrakte Verstandesmoral. Daß hierauf von Seiten der Philologen sich ein gewaltiges Geschrei erhob, war natürlich.[3]

Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle." Vergl. die Schlußabhandlung zum „Leben Jesu" von Strauß.

[1] Vergl. z. B. Hölzer, Ueber den religiösen Geist in den obern Klassen der Gelehrten- und Realschulen. Sondershausen 1840.

[2] Lit. Zeitung Nr. 5.

[3] Dem Verfasser allein sind aus diesem Jahre folgende Broschüren zu Gesichte gekommen: Ellendt, über das religiös-sittliche Bewußtseyn der Philologen und Schulen, besonders in Preußen. Eisleben 1843. Die religiöse Erziehung ein Vernunftmord. Leipzig 1843. Klopsch, Gymnasium und Kirche 1843. Die Philologie und die Gymnasien, Antwort

Aber theils vermochte man die Literarische Zeitung nicht prinzipiell zu widerlegen, theils verstand man gar nicht, um was es sich hier handle, oder man begnügte sich endlich damit, die Anklagen mit Schmähungen zurückzuweisen. Die Literarische Zeitung konnte endlich mit Fug und Recht behaupten, daß ihr Vorwurf selbst, die jetzige philologische Bildung sey sowohl mit dem Christenthum überhaupt, als auch mit den sittlichen Mächten der Gegenwart nicht mehr im Bunde, noch keineswegs widerlegt worden sey. Dennoch hielt man es auf beiden Seiten für gut, über diese verdrießliche Sache zu schweigen, obwohl man gerade erst jetzt in die größte Unklarheit gekommen war. Nur die Wigandsche Vierteljahrsschrift versuchte es noch im folgenden Jahre in zwei längeren Abhandlungen: „Ueber das Wesen der Erziehung," und „Ueber den Religionsunterricht auf Gymnasien" [1] auf ihre Weise den Knoten zu zerhauen, statt zu lösen. Das Raisonnement stützte sich auf die Feuerbachschen Theorien, die bis zum Ermüden wiederholt werden. Es wird die Frage aufgeworfen, wie weit der Philologe, indem er seinen Pflichten als Schulmann nachkomme, seine Pflichten als Christ erfülle. Ziel der christlichen Erziehung ist Bildung für den Himmel, Ziel der Gymnasien Bildung für die Erde, wahrhaft menschliche Bildung: das Eine schließt somit das Andere aus.

Es käme nun darauf an, ob sich nicht ein Weg ausfindig machen ließe, auf dem jenen oben angeführten vier Hauptansichten Genugthuung gewährt werden könnte, und zwar in einer solchen Weise, daß diese Genugthuung sich auch auf die Religion und das letzte Ziel der Gymnasialbildung erstreckte, denn daß der Religionsunterricht in der jetzigen Gestaltung nicht die richtige Stellung im Kreise der übrigen Unterrichtsobjekte einnimmt,

---

auf den in Nr. 5 der Lit. Zeitg. enthaltenen Artikel. Berlin 1843. Anekdota von Ruge, 2r Theil: „die christliche Philologie." Lehnerdt, der Dekalog und die evangelischen Gymnasien, Königsberg 1843. Die Organisation der gelehrten Schulen, von Fried. Lübecker, Leipzig 1843. Erwiederungen hierauf und Ergänzungen zu Nr. 5 finden sich in der Lit. Zeitg. Jahrg. 1843, Nr. 24, 38, 42 und 43; ebenso Erwiederungen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung in Nr. 76, 77, 78, 79, einer Menge Artikel untergeordneterer Zeitungen nicht zu gedenken.

[1] Jahrgang 1844, Bd. 1 u. 3.

darüber ist man ja eben von allen Seiten her einverstanden. In der That zeigt sich schon nach einem flüchtigen Blicke die Zerfahrenheit, welche in der Methode dieses Unterrichtsgegenstandes herrscht. Um davon abzusehen, daß dem Gymnasialunterrichte in der Religion auch der Unterricht zur Seite tritt, welchen der praktische Geistliche ertheilt, und es so in der jetzigen Zeit der Aufregung gar nicht selten vorkommt, daß beide Behandlungsweisen nicht nur einen verschiedenen Ausgangspunkt nehmen, sondern sich geradezu befeinden oder wohl gar lächerlich zu machen suchen, so ist auch wiederum selbst in der Methode des Gymnasialunterrichtes selten eine irgendwie erträgliche Einheit. Erstlich findet es sich häufig, daß der Unterricht in den Händen von Philologen [1] ist, die eben von der Theologie nicht zu viel wissen, sondern dieselbe als eine hergebrachte Zugabe zur klassischen Bildung ansehen. Dann aber, was die Hauptsache ist, ist die ganze Art und Weise, mit der hier der Religionsunterricht betrieben wird, eine gänzlich verkehrte, unsystematische. Ich will zum Beweise nur auf einen Punkt eingehen. In den beiden obern Klassen der Gymnasien besteht der Unterricht in der Religion gewöhnlich darin, daß ein kurzer Abriß der Kirchengeschichte gegeben wird, einige Stellen des N. T. in der Ursprache gelesen werden, und daß endlich die Glaubenslehre in ihren Grundzügen vorgetragen wird. Diese wissenschaftliche Glaubenslehre ist es nun aber, die zu baarem Unsinn führt und führen muß. [2]

---

[1] Um sich davon zu überzeugen, welche verdrehte Ansichten hier meist herrschen, sehe man sich nur die in dem oben berührten Streite erschienenen Broschüren an. Der Dr. Mager, in der pädag. Rev. Jan. 1843, tröstet sich auf den Vorwurf, daß er ein Heide sey, damit, daß er doch wenigstens $^{99}/_{100}$ der heutigen Gebildeten zu Nachbarn habe. Auch die Philologenversammlung zu Gotha im Jahre 1840 liefert nach dieser Seite hin einige merkwürdige Belege, und die Vorwürfe der Lit. Zeitg. in Nr. 42, Jahrg. 1843 sind daher sehr wohl begründet.

[2] Der Verf. erinnert sich noch von seiner Schulzeit her, daß hier an die Spitze der Dogmatik die verschiedenen Definitionen des Religionsbegriffes von dem modus cognoscendi colendique Dei bis zu Schelling und Hegel gestellt wurden. Was sich aber ein Gymnasiast, der von Spekulation auch nicht einmal eine Ahnung hat, unter einer Hegelschen Definition des Religionsbegriffes denken soll, das vermag ich in der That nicht anzugeben.

Denn erstlich wird doch wohl Niemand läugnen wollen, daß eine Dogmatik nicht ohne jegliche Voraussetzung dem Schüler mitgetheilt werden kann. Der Schüler muß auch den Grad der Bildung erreicht haben, um dem Lehrer folgen zu können, d. h. er muß die Voraussetzungen der jetzigen Dogmatik kennen. Und welches ist diese Voraussetzung? Der Schüler mag im N. T. bewandert seyn, aber das reicht lange nicht aus: er muß auch die Dogmatik in ihrer Genesis erkennen, d. h. Dogmengeschichte verstehen. „Die Dogmatik ist nur der aus seiner Bewegung zur Ruhe gekommene Fluß der Dogmengeschichte. Sie will das, was in der Dogmengeschichte nur ein stets sich Veränderndes und Wechselndes ist, zum Stehen bringen, es gleichsam aus dem Strome, welcher es immer weiter forttreibt, an das Ufer des Landes retten.“ [1] Kennt der Schüler diesen Proceß der Dogmengeschichte nicht, so daß diese objektive Entwicklung des Dogmas nicht auch zugleich subjektiv für ihn gesetzt ist, so kann die Dogmatik für ihn nicht mehr Werth haben, als jede beliebige Zusammenstellung von Phantasmagorien. Sie stürzt in dem Augenblicke ihres Aufbaues zusammen, weil jeder Grund fehlt, weil sie nur etwas Subjektives ist, ich meine nicht für den Lehrer, sondern für den Schüler. Was der Schüler sich höchstens merkt, ist, wie bereits angedeutet, das Resultat der Polemik der Lehrer gegen Andersdenkende, d. h. er merkt sich, daß alles Quark ist, und geht damit in einen Zustand der Blasirtheit über. Es wird nun aber Jeder zugeben müssen, daß auf den Gymnasien kein Unterricht in der Dogmengeschichte bis auf die Gegenwart herab ertheilt werden kann, und zwar weil das Dogma in der neueren Zeit sich in und durch die Philosophie entwickelt hat. Ich sage, es wird dies Jeder zugeben müssen; denn selbst der orthodoxeste Dogmatiker verhielt sich bisher doch wenigstens negativ gegen die Philosophie.

Was ist nun unter den obwaltenden Umständen zu thun? Wie ist es möglich alle Klippen zu umschiffen? Das Einfachste ist, man ertheile auf der Schule gar keinen Unterricht in der modernen Glaubenslehre, sondern statt dessen in der Dogmengeschichte und rücke hiermit soweit in der Zeit vor, als der

---

[1] Worte Baurs, Dogmengeschichte, §. 2.

Schüler der Entwickelung zu folgen vermag, meinetwegen bis etwa zur Reformation. Man hat behauptet, das kirchliche Dogma hebe sich im Verlaufe der Entwicklung zur Philosophie auf. Nun gut, so ist doch wohl die Philosophie nicht ohne das Dogma, und der Schüler mag nach seinem Abgange von dem Gymnasium dafür Sorge tragen, wie er das Dogma in eine seiner Anschauung adäquatere Form gieße. Man hat behauptet, die Religion habe nur für die Geschichte ein Interesse, für den Einzelnen sey sie in der Gegenwart unmittelbar überwunden. Hat aber die Religion ein Interesse für die Geschichte — was sie doch wohl am Ende haben muß, schon aus dem ganz einfachen Umstande, daß sie faktisch Jahrtausende vorhanden gewesen ist — so läßt sich abermals nicht absehen, warum sie vom Gymnasialunterrichte ausgeschlossen werden soll; denn Zweck der gelehrten Bildung, wozu das Gymnasium vorbereitet, ist nicht unmittelbare Vernunft, Instinkt des Vernünftigen, sondern bewußte Vernünftigkeit. Ferner verlangt man, die Religion solle Nichts mit der Philosophie zu thun haben, oder der Glaube müsse da beginnen, wo die Philosophie aufhöre; auch dieser Ansicht wäre Genüge geleistet, sofern sie sich nicht dazu versteigt, auch die Entwicklung des Dogmas bis zur Reformation oder bis zur formula concordiae für eine verfehlte zu halten. Aber auch dann kann sie füglich nichts gegen diesen Vorschlag einwenden, wenn sie eine ganz einfache Darlegung der hauptsächlichsten Dogmen ohne alle negative Dialektik verlangt. Denn diese gibt ja, wenn die Dogmengeschichte ja nicht einfach genug seyn sollte, der Geistliche dem Schüler im Confirmandenunterrichte. — So genügend indeß dieser Ausweg auf den ersten Anblick erscheinen mag, so ließe sich doch noch ein anscheinend gewichtiger Einwurf dagegen vorbringen. Dieser ist nämlich folgender. Wir haben vorhin gesagt, daß die Glaubenslehre auf dem Gymnasium noch nicht wissenschaftlich vorgetragen werden könne, weil sie als solche auf einer philosophischen, also vermittelten Basis beruhe. Nun könnte man aber denselben Einwurf auf die historische Theologie auch ausdehnen wollen, da ja auch in der Geschichte nicht das Faktum das Letzte ist, sondern der allgemeine Gedanke, dessen Träger eben das Faktum ist. Damit wäre denn auch die Einheit der Methode, die wir festzuhalten hofften, wieder zerrissen.

Es könnte der eine Lehrer seinen Schülern begreiflich machen wollen, daß die evangelische Geschichte Wort für Wort wahr, d. h. einzelnes, wirklich geschehenes Faktum sey, ein Anderer aber, daß die Offenbarung, so weit sie in den Urkunden des N. T. niedergelegt ist, ganz in den historischen Proceß eingehe, und also auch aus diesem heraus zu behandeln sey. Dieser Einwurf wird jedoch dadurch beseitigt, wenn wir auf den Zweck der Gymnasien sehen, deren Methode es nur mit einer äußern verstandesmäßigen Formation des Stoffes zu thun hat. Doch darüber später. Hier kann nur noch erwähnt werden, daß die historische Theologie den Schülern ebenso vorzutragen wäre, wie es mit der Geschichte gehalten wird, d. h. in einem pragmatischen Zusammenhange. Die historische Kritik würde dann so weit zu ihrer Berechtigung kommen, als sie sich in der jedesmaligen Periode der Geschichte, die gerade vorgetragen wird, geltend gemacht hat. Zu dieser Berechtigung vermag sie aber zu kommen, da die Philosophie des Mittelalters, wie im Eingange dieser Abhandlung berührt worden ist, es nur mit einer verständigen Formation des überlieferten und unmittelbar als wahr geltenden Dogmas zu thun hat.

Es handelt sich hier indeß nicht um beliebige Auswege, die aus den gegenwärtigen Wirren in dieser Hinsicht führen, sondern darum, was die Sache selbst fordert. Die Methode des Unterrichts darf nicht äußerlich an den Gegenstand herangebracht werden, sondern muß mit Nothwendigkeit aus demselben resultiren. Wir erachten es deßhalb für zweckmäßig, hier in Kurzem den Begriff der Religion [1] zu entwickeln, um zu sehen, welche Unterrichtsweise dieselbe fordert; dann, und erst dann können wir beurtheilen, wie und wie weit die hieraus resultirte Methode auf den Gymnasien ihre Anwendung finden kann.

Die Religion bestimmte man früher als einen modus cognoscendi colendique Dei. Was man auch sonst gegen diese

[1] Ich könnte mich hier noch kürzer fassen und mich auf Werke der Tübinger Schule berufen, worin sich eine vollständigere Darlegung dessen, was hier gegeben wird, findet. Leider ist aber den Philologen noch nicht der Vorwurf des Universalismus, den man in unsern Tagen so häufig hört, zu machen.

Definition einwenden mag, so sind doch darin zwei Momente, die in ihrer Einheit die Religion constituiren, angegeben. Zwei Seiten stehen sich, wenn wir diese Definition subjektiv wenden, gegenüber: Gott und Mensch. Von beiden hieß es dann, daß das Göttliche das Wahre, Ewige, Unendliche sey, das Menschliche dagegen für sich das Unwahre, Nichtige, Endliche. Aus diesem Zustande der Nichtigkeit erhebe sich aber der Mensch durch Hingabe an das Göttliche, denn dies sey erst seine Wahrheit. Die Religion beruht also auf der Unterscheidung eines Unendlichen und Endlichen, und dadurch, daß diese Differenz subjectiv im Bewußtseyn des Menschen gesetzt wird, ist erst ein religiöses Verhalten möglich. Käme der Mensch nicht zum Bewußtseyn dieser Differenz, bliebe er unmittelbare Einheit, so hätte er auch keine Religion, wäre überhaupt kein Mensch, sondern sein Leben wäre das des Thieres. Es wird also an der Religion ein Unendliches, Vollkommenes von dem Endlichen, Unvollkommenen unterschieden, und zwar so, daß dies Unendliche, wie man dasselbe auch immerhin anschauen und denken mag, als die Wahrheit dem Endlichen gegenübertritt, und an dieses die Forderung stellt, sich zu ihm zu erheben. Und wodurch geschieht diese Erhebung? Zuerst offenbar durch das cognoscendi. Und welcher Art ist dies Erkennen? Wir wissen, daß in allen Religionen das Göttliche verschieden angeschaut wird. Der Neger hat in dieser Beziehung einen andern Gott als der Grieche; der Gott der Perser ist wiederum ein anderer als der der Aegypter, der Gott der Juden ein anderer als die Götter der Griechen, und so fort bis zum Christenthum herab. Aber auch innerhalb derselben Religion findet diese Verschiedenheit statt: der Gott der Christen des Mittelalters ist ein anderer als der Gott der modernen Christen; der Gott der gebildeten Christen ist verschieden von dem der ungebildeten, der Gott des Kindes von dem des Jünglinges, des Mannes u. s. f., so daß man am Ende sagen kann, es gebe so verschiedene Götter als Menschen.[1] Jeder Planet

[1] Man hat daraus in neuester Zeit nach Kant'scher Methode die scharfsinnige Folgerung gezogen, daß es somit gar keinen Gott gebe. Feuerbach hat dazu den Grund gelegt; auf die Spitze wird dann diese Ansicht getrieben von dem Verfasser des „Verstandesthum und Individuum,"

hat seine eigene Sonne, sieht die Sonne auf eine andere Weise an, oder richtiger, die Sonne ist in andern Beziehungen für jeden da, und wenn wir nun auch zugeben müssen, daß dennoch alle Planeten wiederum nur dieselbe Sonne haben, so folgt doch für unsere Behauptung daraus, daß Gott, als die absolute Wahrheit, *für den Menschen* nie etwas Fertiges, Fixes, Gegebenes ist, sondern daß, je höher die jedesmalige Bildungsstufe des Menschen ist, er auch desto reiner, geistiger das Göttliche auffaßt, so daß man von dem Gottesbegriffe eines Volkes oder eines einzelnen Menschen mit Recht auf die Bildungsstufe des Volkes oder des Einzelnen schließen kann. Gott spiegelt sich, wie die Sonne in den vielen Tropfen des Wassers, so auch in jedem Menschen in verschiedenen Strahlenbrechungen; oder die Menschen fassen Gott in so verschiedener Weise auf, als es Menschen gibt. Der Gottesbegriff, oder überhaupt die Ansichten von dem Göttlichen, sind also nach dieser Seite hin absolut variabel. Freilich ist diese Verschiedenheit nicht bloße Verschiedenheit, die Veränderlichkeit nicht bloße Veränderlichkeit, sondern sie ist auch zugleich Entwickelung. Wie man in der Geschichte von einer fortwährenden Entwickelung, einer Veränderung vom Unvollkommneren zum Vollkommneren spricht, so auch schreitet die Wissenschaft in einer nothwendigen Stufenfolge zu immer höheren Formen des Bewußtseyns. Der Gott des *nur* sinnlichen Menschen ist auch *nur* ein Gott der sinnlichen Welt; der Gott des Denkers ist nicht nur Gott der sinnlichen Welt, sondern auch des Geistes. Jede höhere Stufe setzt so eine minder höhere u. s. f. voraus, und eben so wenig ein Schüler den Cicero zu lesen vermag, wenn er nicht zuvor die Declinationen gelernt hat, eben so wenig kann einem Schüler in der Wissenschaft etwas vorgetragen werden, das zu fassen eine höhere geistige Bildung voraussetzt, als auf der er sich befindet. — Würde nun das Prinzip einer *bestimmten* Religion darin bestehen, daß Gott so und nicht anders theoretisch aufgefaßt würde, so wäre diese Religion in demselben Augenblicke der Vergänglichkeit anheim-

---

Leipzig 1845: ein Werk, das einen merkwürdigen Beitrag liefert zur Blasirtheit unserer Tage. Vergl. über den Grundirrthum die theol. Jahrbücher von Zeller. Jahrgang 1845, 1s u. 2s Heft.

gefallen, in dem sie diese Bestimmung als ihren Charakter, ihr Prinzip ausspräche. Dann könnte man auch mit Feuerbach das Christenthum auf das Mittelalter beschränken, ja man müßte folgerichtig noch weiter gehen und behaupten, nur Christus sey eigentlich ein Christ gewesen. Es könnte dagegen eingewendet werden, das Christenthum sey κατ' ἐξοχὴν Religion, sey der Sphäre der Endlichkeit dadurch entnommen, daß es ein Glauben an einen durch die Offenbarung gegebenen Inhalt sey. Aber dies zugegeben, so faßt doch ein Jeder diese Offenbarung wieder anders auf, und so ist auch der Glaube immer wieder ein anderer, einer steten Vervollkommnung im obigen Sinne fähig. Ferner wird von der philosophischen Seite in ähnlichem Sinne behauptet: nicht deßwegen sey das philosophische Bewußtseyn über den Standpunkt der Religion hinweg, weil es schlechtweg einen höheren Gottesbegriff habe, sondern deßwegen, weil das religiöse Verhalten dem vorstellenden Bewußtseyn eigen sey. Wir müssen nun freilich zugeben, daß der Philosoph sich nicht mehr in Vorstellungen bewegen soll; ob aber darum die Religion wegfällt, ist eine andere Frage. — Wir haben uns bisher nur mit dem einen Moment des Religionsbegriffes beschäftigt, mit dem Momente des cognoscendi. Es liegt aber auch noch ein Weiteres in der oben angeführten Definition. Die Religion verlangt von mir nicht bloß Gotteserkenntniß, sondern stellt auch die Forderung, daß diese Erkenntniß eine lebendige sey, daß ich mich derselben gemäß bethätige, indem ich dieselbe in das Gefühl aufnehme und darnach das äußere Leben gestalte. Wenn die Bibel lehrt, daß Christus die Menschen erlöst habe, so soll ich nicht bloß äußerlich diese Behauptung als wahr annehmen, sondern sie auch subjektiv als solche setzen, sie zu meinem Eigenthume machen. Erst dadurch ist Christus nicht bloß Erlöser überhaupt, sondern auch ein Erlöser für mich. Bloße Erkenntniß als solche gehört der Philosophie an, ist kein religiöser Inhalt, sondern dieses ist sie nur erst dann, wenn sie in das individuelle Gemüthsleben des Einzelnen aufgenommen wird. Damit ist also im Begriffe der Religion das Moment des Einzelnen enthalten. Die Religion hat also im Ganzen zwei constituirende Momente: das Göttliche, Allgemeine auf der einen Seite, das Einzelne auf der andern Seite. Die Vermittlung beider Seiten ist

ifisch religiöse Thätigkeit, und wenn wir diese Thätigkeit nach
Vorgange Anderer erst den wahren, lebendigen Glauben
nen, so wüßte ich nicht, was sich dagegen einwenden ließe,
ja auch der pauliniſche Begriff vom Glauben ſowohl die
retiſche als die praktiſche Vermittlung des Einzelnen mit dem
tlichen verlangt. Der Glaube alſo, als die Bewegung,
mittlung zwiſchen Gott und dem Einzelnen, würde ſomit
Momente in ſich faſſen: erſtlich, daß ich mich theoretiſch
dem Göttlichen vermittle durch den Akt des Erkennens,
her Art dies Erkennen auch ſeyn mag; zweitens, daß ich
s Erkennen als Norm für mein Handeln aufſtelle, indem
daſſelbe in das Gefühl aufnehme und in Fleiſch und Blut
andle. Der Glaube iſt alſo kurzweg die Vermittlung des
elnen nach allen Seiten ſeines Daſeyns mit ſeinem wahren,
lichen Weſen; ein praktiſches Verhalten auf Grundlage einer
retiſchen Vorausſetzung. Der Charakter des Glaubens wird
darin liegen, wie ſich dieſes Verhältniß zwiſchen dem Gött-
n und Endlichen beſtimmt. Dieſe Beſtimmtheit iſt unab-
zig von der Veränderung der Momente. Das vorſtellende
ußtſeyn denkt ſich das Göttliche als ſinnlich real, für den
kenden hat daſſelbe nur in geiſtiger Beziehung Bedeutung:
en iſt aber das ſo verſchiedene Göttliche das allgemeine,
ferifche Weſen des Menſchen, beiden das Unendliche, das
ge, die abſolute Norm für das Handeln; beide fühlen ſich
einheit mit dieſem Göttlichen im Genuſſe der Seligkeit, in
Trennung aber im Zuſtande der Sünde und der Verdammniß.
Kehren wir nun nach dieſer Excurſion zu unſerem Gegen-
e zurück, um aus dem Begriffe der Religion ſelbſt die Frage
beantworten, wie die Methode des religiöſen Unterrichts
affen ſeyn muß, wenn dieſer ſeinen Zweck, dem Einzelnen
Glauben zum Bewußtſeyn zu bringen, erreichen ſoll. Die
gion ſelbſt kann in ihrer Unmittelbarkeit nicht gelehrt werden,
ſo wenig als das Denken nicht äußerlich in den Menſchen
ingebracht werden kann. Die Religion iſt vielmehr, wie
Denken, ein mit dem Begriffe des Menſchen unmittelbar
ebenes; ſie iſt die Quidditas des Menſchen, ohne welche
den Menſchen nicht denken können, wozu er geboren wird.
Aufgabe der Erziehung und des Unterrichts iſt zu bewirken,

daß das Kind allmählig mit Bewußtseyn das werde, zu was es geboren ist. Denn das ist ja das letzte Ziel aller Bildung, daß der Mensch zum Selbstbewußtseyn gelange, daß er erkenne, was er seinem Wesen nach ist, daß er sich im Erkennen und Wollen als das setze, was er an sich, seiner Bestimmung nach schon ist. In gleichem Maße daher, als die Religion eine nothwendige Sphäre des Geistes ist, ist auch die religiöse Bildung unerläßlich. Der Unterricht hat den Zögling mit dem wahren Wesen des Menschen, dem Göttlichen, Ewigen, theoretisch zu vermitteln, und die Erziehung dann darüber zu wachen, daß diese Erkenntniß auch wirkliche, lebendige Erkenntniß werde, indem sie sich als die Macht über das Sinnliche bethätigt. Beide aber, der Unterricht sowohl als die Erziehung, haben hierbei eine bestimmte Stufenfolge zu beobachten. Sie knüpfen an die jedesmalige unvollkommene Bildungsstufe des Kindes an, und unterstützen dasselbe, um von hier aus eine höhere Stufe des Bewußtseyns zu erklimmen. Der ganze Bildungsgang besteht so in der Bewegung zwischen zwei Endpunkten: von dem Naturleben des Geistes, wie es sich im Kinde zeigt, an bis zur selbstbewußten Vernünftigkeit des Jünglings. Die Bewegung selbst kann nur eine graduelle seyn, ein geregeltes Fortschreiten vom Unvollkommneren zum Vollkommneren, so daß keine Sprünge gemacht werden, keine Bildungsstufe übergangen wird. Begonnen wird mit dem kindlichen Zustande der Unschuld, mit der unmittelbaren Einheit des natürlichen Geistes, dem nur die äußere, sinnliche Welt als real gilt; dann wird fortgegangen zur Stufe des verständigen Bewußtseyns, auf der der Geist sich in seine Momente — das subjektive Denken einerseits und das objektive Seyn andererseits — dirimirt, und beide sich äußerlich einander gegenüber treten läßt; die letzte Stufe der Bildung ist dann, daß der Geist von der äußerlichen Verstandesreflexion, mit dem er auf der zweiten Stufe äußerlich an das Seyn herantrat, zu der Erkenntniß fortschreitet, daß die Formen dieses Seyns die Formen seines eigenen Geistes sind, daß er mit dem Bewußtseyn der Außenwelt zum Bewußtseyn seines eigenen Wesens gelangt. Die höhere Stufe setzt so die vorhergegangene nicht bloß negativ, als gewesene, voraus, sondern auch positiv als noch seyend, sie ist so zu sagen die Potenz der vorhergegangenen Stufe. Der

Zögling wird nie und nimmer zu der Einsicht gelangen, daß in der Natur dieselben Gesetze der Vernunft herrschen, deren der Mensch theilhaftig ist, daß beide nur Ausfluß desselben göttlichen Geistes sind, wenn er nicht gelernt hat, Natur und Geist einander gegenüberzustellen.

Wir haben nun oben gesehen, wie der Glaube, die spezifisch religiöse Thätigkeit, zwei Momente in sich umfaßte und selbst die Einheit dieser Momente war. Die Wissenschaft der Religion oder die Glaubenslehre wird sich hiernach in drei Theile zerlegen. Den ersten Theil bildet das theoretische Bewußtseyn des Göttlichen, wie es an sich ist, ohne Beziehung auf das Endliche; der zweite Theil hat es mit der breiten Basis der Endlichkeit zu thun, mit dem unmittelbaren Selbstbewußtseyn und seinem ideellen Inhalte, der Offenbarung, der Geschichte der Kirche und des Dogmas; der dritte Theil endlich als die Dogmatik κατ' ἐξοχήν zeigt beide Seiten in ihrer Einheit, das Göttliche, wie es in Beziehung tritt zum Endlichen, oder das Endliche, wie es sich erhebt zum Göttlichen. Wie kann nun diese Glaubenslehre ein Objekt des Unterrichts werden? Die Antwort liegt auf der Hand. Es ist bereits nachgewiesen, wie der Glaube in seinen Momenten dialektischer Natur ist, d. h., daß sowohl das Göttliche als auch das unmittelbare Selbstbewußtseyn in einem steten Fortschritte vom Unvollkommneren zum Vollkommneren, vom Abstrakteren zum Concreteren begriffen sind. In dieser Entwickelung, in dieser Dialektik besteht ihr geistiger Gehalt. Soll sich nun der Schüler theoretisch mit diesen Objekten vermitteln, so wird diese Vermittlung doch in nichts Anderem bestehen, als daß jener Gedankeninhalt, jene Dialektik des Objekts nicht bloß eine objektive Entwicklung bleibt, sondern sich auch als subjektive setzt. Erst indem ich der Entwicklung des Gegenstandes nachgehe, erkenne ich den Gegenstand, sein wahres Wesen, seinen vernünftigen Inhalt; aber ich erkenne nicht bloß die Natur, das wahre Wesen, die Vernunft des Gegenstandes, sondern auch zugleich, da die Vernunft nur Eine ist, mein eigenes vernünftiges Wesen, meinen eigenen Inhalt, indem ich mir desselben in dem Gegenstande bewußt werde. In dem Geiste des Kindes schläft die ganze Welt der Natur und des Geistes. Der Verlauf seiner Entwickelung, seiner Geschichte,

besteht nun darin, daß es sich dieses seines Besitzthumes auch bewußt werde, erkenne, daß es der Mikrokosmos des Universums sey. Dies geschieht dadurch, daß der Geist des Kindes allmählig sich von der Außenwelt unterscheidet, dann an diese herantritt und an derselben seine Geisteskräfte erprobt; galt früher die sinnliche Welt als das einzig Wahre, so gilt sie nun als das Unwahre, und der Geist, das subjektive Ideal, als das alleinige Wahre. Während dieses Kampfes aber und durch diesen Kampf wird sich der Geist seiner absoluten Herrschaft bewußt; bald steht er der Außenwelt nicht mehr gegenüber als das Andere derselben, sondern weiß sich als die höhere Macht über diese, der dieselbe zu gehorchen hat. Mit dieser Stufe ist der Bildungsgang vollendet. Der Geist ist zum Bewußtseyn darüber gekommen, daß er nicht bloß im Subjekte, sondern auch im Objekte vorhanden, daß sowohl er, wie die gegenüberstehende Außenwelt, nur das Material sind, in welchem die göttliche Vernunft ihre Siege feiert. Das Kind ist zum Manne herangewachsen, es ist zu dem geworden, was es an sich schon war: selbstbewußter, freier Mensch, der sich als ein Werkzeug in der Hand des Göttlichen weiß, um dasselbe in der Endlichkeit zur Erscheinung zu bringen.

Fassen wir nun das bisher Entwickelte zusammen, so kann der Unterricht in den genannten religiösen Objekten nur dann seine Aufgabe erfüllen, wenn dieselben so dem Schüler vorgetragen werden, daß er darin seine eigene, vernünftige Thätigkeit anschaut. Das heißt mit andern Worten, die Objekte des religiösen Unterrichts müssen vor seinen Augen sich entwickeln, ihre Geschichte muß von dem Lehrer reproducirt werden, damit das objektiv Geschehene auch zugleich ein subjektives Geschehen werde. Eben deßhalb muß aber mit dem Unvollkommensten, Abstraktesten begonnen, und von hier aus, ohne eine Mittelstufe zu überspringen, zu immer reicheren, concreteren Formen vorgeschritten werden. Der Lehrer würde z. B. mit der Religion der Eskimos oder der Neger beginnen. Er wird dann zuerst im Allgemeinen den Charakter dieses Volkes, und die Basis ihres objektiven Lebens darzulegen haben; dann wird er den Schüler mit ihrer theoretischen Auffassung des Göttlichen bekannt machen und, nachdem dies geschehen, zeigen, in welchem

Verhältnisse hier das Göttliche zu dem Menschlichen steht. Nachdem er so die Stufe dieser Religion und ihren Charakter aufgewiesen hat, wird er etwa zur Religion der Chinesen fortschreiten, die höhere Stufe hier hervorheben, und dann auf eben dieselbe Weise verfahren, wie bei den Negern u. s. f., bis zum Christenthum herauf. Der Schüler wird sich dadurch nicht allein eine Menge interessanter Fakta merken, die auf sein Nachdenken einen äußerst vortheilhaften Einfluß ausüben müssen, sondern die so erworbenen Kenntnisse werden ihm auch namentlich bei dem Unterrichte in der politischen Geschichte sehr vortheilhaft zu Statten kommen. Was aber die Hauptsache ist, er wird auch für die christliche Religion ein um so höheres Interesse gewinnen, als diese ihm nun in einem ganz andern Lichte erscheint, wie das bisher der Fall war, und dies aus dem ganz einfachen Grunde, weil sein Blick für die Beobachtung der Vorzüge derselben geschärft ist, weil das Objekt, das ihm hier dargeboten wird, für ihn schon ein vermitteltes ist. Der christliche Religionsunterricht, der etwa auf Obertertia oder Secunda [1] beginnen würde, nimmt seinen Ausgangspunkt von der Lectüre des Neuen Testamentes, was theils in der Ursprache [2], theils, um so viel als möglich die Quellen aus Autopsie zu kennen, in einer Uebersetzung geschehen kann. Der Lehrer ruft dabei dem Schüler die Stufe der hebräischen Religion ins Gedächtniß, zeigt, in welchem Verhältnisse hier das theoretische Gottesbewußtseyn zum Leben steht (Charakter der Religion — Knechtschaft), und geht dann dazu über zu zeigen, welche höhere Stufe der Gotteserkenntniß der Menschheit in Christus aufgegangen ist, und in welchem ganz neuen Verhältnisse hier der Mensch zu Gott

---

[1] Also etwa in einer Zeit, in der der Schüler bereits confirmirt ist. Auf den preußischen Gymnasien wenigstens muß der Zögling das zehnte Lebensjahr erreicht haben, um auf dem Gymnasium aufgenommen werden zu können; er wird mithin als Obertertianer sein fünfzehntes Jahr erreicht haben.

[2] Dies kann auch, so viel als es die Zeit erlaubt, bei allen übrigen Religionen geschehen. Für die griechische arbeitet der anderweitige Unterricht schon vor; für alle übrigen stehen die Quellen (Reisebeschreibungen u. s. f.) Lehrern wie Schülern allgemein zu Gebote.

erscheint (Kindschaft, Erlösung, Rechtfertigung durch den Glauben u. s. f.). An dieses Quellenstudium würden sich dann die Geschichte des Dogmas und, was die Kehrseite dazu gibt, die Geschichte der Kirche anschließen. Es leuchtet sogleich auf den ersten Blick ein, welch ein außerordentlicher Vortheil aus dieser Methode für das Verständniß der Exegese und der Kirchengeschichte erwachsen würde, in Vergleich zu der Methode, die jetzt gang und gebe ist. Jetzt wird die Kirchengeschichte ganz äußerlich vorgetragen. Zwar könnte das Quellenstudium des Neuen Testaments eine geistige Basis für dieselbe abgeben, aber dies Quellenstudium wird ja selbst nicht nach seiner Bedeutung erkannt, eben weil man an den Schüler die Anforderung stellt, daß er jene Bedeutung ohne alle weitere Vermittlung erkennen soll. Dann wird man aber keinem Gymnasiasten zumuthen wollen, daß er beim Vortrage der Kirchengeschichte auch stets unverwandt seinen Blick auf das Neue Testament richte, um sich von hier aus die Fakta der Kirchengeschichte pragmatisch zu erklären. Nach der Methode dagegen, wo die Kirchen- und Dogmengeschichte sich in steter Einheit vor seinem Blicke entwickeln, kann es gar nicht schwer fallen, dem Lehrer zu folgen, da ja keine Anforderungen an sein Denken gestellt werden, denen er nicht mit leichter Mühe nachkommen könnte. Das Objekt steht auf derselben Stufe der Entwickelung, auf der der Schüler steht, und deßwegen wird der Schüler sich auch mit Liebe demselben hingeben. Er bleibt bewahrt vor allem oberflächlichen Wissen, vor aller Blasirtheit, die jetzt so häufig auf den Gymnasien angetroffen werden. Zugleich erwirbt er sich eine gründliche Kenntniß, die ihm wesentlich in allen übrigen Disciplinen förderlich ist, und die ihm namentlich, wenn er sich später dem Studium der Theologie widmet und sich nun unter die Parteien der Gegenwart werfen kann, eine sehr gediegene Basis für sein Studium abgibt. Dagegen ist der Lehrer, wenn er nicht mit Haut und Haaren die Gelegenheit herbeiziehen will, allem Schwanken und aller Bedenklichkeit überhoben, die aus der Befürchtung erwachsen könnten, daß er den Schüler durch die Darlegung seiner Ansichten tiefer in die Wirren der Zeit führen möchte, als der Bildungsstufe desselben angemessen ist.

Wir erlauben uns noch auf einen Punkt aufmerksam zu

machen, der leicht Veranlassung zu Mißverständnissen seyn könnte. Wenn wir im Obigen dem Gymnasialunterrichte in der Religion die historische Methode vindicirt haben, so soll darunter, wie das bereits früher gesagt ist, keinesweges eine solche Methode verstanden werden, die darauf geht, nicht nur zu zeigen, daß Etwas und wie Etwas geschehen ist, sondern auch warum es so geschehen mußte. Diese philosophisch-historische Methode gehört der Universitätsbildung an. Der Gymnasialunterricht hat es, wie das ja allgemein anerkannt ist, nur mit der formalen Geistesbildung zu thun. Darum liegt der Unterricht in der Philosophie außer ihrem Bereiche, und man kann hier höchstens formale Logik und empirische Psychologie als propädeutische Wissenschaften gelten lassen. Die Methode, die auf dem Gymnasium ihre Anwendung finden kann, ist eine rein historische, oder um sie mit einem Worte zu bezeichnen, das keine Veranlassung zu Zweideutigkeiten geben kann, eine genetische. Das Objekt wird, ohne dessen Ursprung als nothwendigen aufzuweisen, als gegebenes aufgenommen, und auf eine verständige Weise mit dem Denken vermittelt. Der Lehrer tritt durchaus nicht mit seinen Ansichten hervor, sondern läßt sich das Objekt im Verlaufe der Zeit selbst kritisiren. Am besten ist es hierbei, wenn der Lehrer selbst ein tüchtiger Theologe von Fach ist, oder wenigstens ein Philologe, der mit dem Studium der Philologie auch das der Theologie verbunden hat. Erst ein solcher ist im Stande, seinem Vortrage diejenigen anregenden Seiten zu geben, welche erforderlich sind, um die religiösen Dogmen mit dem Denken des Schülers zu vermitteln.

Schließlich wäre nur noch zu bestimmen, bis zu welcher Zeit der Unterricht in der Dogmen- und Kirchengeschichte gemäß der Bildungsstufe der Gymnasien fortschreiten darf, und, da durch die Einführung der neuen Methode der Stoff bedeutend anschwillt, in welches Verhältniß der Religionsunterricht zu den übrigen Disciplinen des Gymnasialunterrichts tritt. Was den ersten Punkt anlangt, so haben wir zwar bereits die Reformation als einen solchen Ruhepunkt angegeben, weil nach derselben die Philosophie einen zu bedeutenden Einfluß auf das Dogma ausübt, als daß dieses noch länger dem Schüler zugänglich wäre; indeß behalten wir uns vor, über Beides nächstens weitere

Bestimmungen zu geben. Für jetzt fügen wir nur noch den Wunsch hinzu, daß recht viele Männer von Fach diese in Vorschlag gebrachte genetische Methode prüfen und öffentlich beurtheilen mögen. Denn daß der Religionsunterricht augenblicklich äußerst verwahrlost ist, das, denke ich, dürfte so ziemlich als Axiom gelten.

Die Persönlichkeit oder das Gepräge eines Volks,

was man wohl Charakter zu nennen pflegt.

Vorzüglich in Beziehung auf das deutsche Volk. [1]

Es könnte mir leicht als Vermessenheit oder Vergessenheit, indem ich meinen schneeweißen Kopf anblicke, gedeutet werden, daß ich vor einer Gesellschaft aufzutreten wage, die nicht nur belehrt, sondern auch unterhalten seyn will, auf jeden Fall leicht und zart belehrt seyn will, und in einer Weise, daß hier der Schulstaub des Lehrstuhls nicht gesehen oder doch fein weggeblasen werde, ich sollte vielleicht sagen weggehaucht werde: ein Ausdruck, der auf eine Leichtigkeit und Zartheit hinweist, welche einem deutschen Munde sehr selten gelingen, meiner Art am allerwenigsten gelingen würden. Wenn dem wirklich so ist, worin findet meine Vermessenheit ihre Entschuldigung? Sie findet sie darin, daß der Gedanke solcher Unterhaltungen nicht von mir ausgegangen, daß der Wunsch und die freundliche Zumuthung, dazu auch mein Scherflein beizutragen, ganz unerwartet an mich gekommen ist, und daß ich ihnen endlich nicht ganz ohne Bedenken und Zaudern nachgegeben habe.

---

[1] Dieser Aufsatz war ursprünglich bestimmt, in ein paar Stunden als Unterhaltung und Vorlesung vor einem gemischten Kreise zu dienen. Ich habe ihm diese Art und Farbe gelassen.

Da ich nun sprechen will und sprechen muß, indem mein Wort gefestet ist, so will ich hier sogleich ohne weitere Verschwendung von zierlichen und geflochtenen Worten mich wie in einer Einleitung zuvörderst vor Ihnen aussprechen und über den Gegenstand unsers Gesprächs mich mit Ihnen verständigen.

Es soll und darf hier nicht wie von dem Prunkstuhl eines Festredners, nicht wie von dem Lehrstuhl des Hochlehrers geredet und gesprochen werden; es soll eigentlich kaum wie geredet, sondern nur gesprochen, und zwar leicht gesprochen werden; es soll wie ein Gespräch unter uns seyn, wie Gespräch und Unterredung in hübscher gesitteter Gesellschaft, ohne Ansprüche auf Weisheit und weise Belehrung: aller Schulstaub soll hier weggeblasen werden. Ich werde mich also der Leichtigkeit befleißigen, so sehr das einem mit Schulstaub Beschimmelten möglich ist; ich werde wenigstens ein Wegblaser zu seyn suchen, wenn ich auch kein Weghaucher seyn kann. Wer nicht mit dem Blüthenstaube des Witzes und des gefälligen anmuthigen Spiels bestäubt ist, versteht sich nicht auf das Weghauchen und zieht dabei Bausbacken wie Minerva weiland auf der Flöte.

Sie verstehen, was ich hiemit sagen will. Sie werden von einem Menschen meiner Art und meiner beschneiten Jahre nichts Scherzhaftes und Leichtes erwarten, sondern eher etwas Ernstes und Schweres und jenen erwähnten beiden Zeichen Angemessenes. Sie werden, selbst wenn es mir nicht gelingen sollte, leichten und gewandten Schrittes vor Ihnen einherzuschreiten, zur freundlichen Nachsicht geneigt seyn.

Ich habe das alles vorher gefühlt und, damit ich nicht zu schwerfällige Schritte zu machen genöthigt würde, mich nach einem Wege, worauf ich einherzuschreiten, und einem Gegenstand, wozu ich hinauszuschreiten hätte, umzusehen gesucht. Ich habe mich nach etwas Gemeinverständlichem und Gemeinanziehendem umzusehen gesucht, nach Etwas, was auch in der Gegenwart viel befragt und umstritten würde: ich habe geglaubt, ich dürfe mich mit Ihnen über das unterhalten, was man gewöhnlich mit den Worten Persönlichkeit und Charakter meint oder doch damit meinen sollte. Darüber wollen wir uns in ein paar Stunden im Allgemeinen unterhalten, und dann vorzüglich in Beziehung auf unser eigenes Volk oder vielmehr auf uns

ſelbſt, die wir uns oft die Ehre anthun und denen von den Fremden noch öfter die Ehre angethan wird, zu behaupten: daß unſer Charakter iſt, gar keinen Charakter zu haben.

Alſo ein Weg und ein Gegenſtand, auf welchem und zu welchem ich ſchon ſo oft gewandelt bin, daß ich hoffen darf, daß hier meine Schritte nicht im Sande ſtecken bleiben oder zu vielen Sand und Staub unter und auf meine Zuhörer ſtreuen werden; ein Gegenſtand, der ſeit ein paar Jahrzehenden in unſerm Vaterlande und bei unſern nächſten Nachbarn den Franzoſen von den verſchiedenſten Seiten und unter den verſchiedenſten Beleuchtungen hin und her geſtellt und betrachtet iſt und noch alle Tage neu umgerollt und umgeſtellt wird. Ich muß hier wenigſtens einen leiſen Zug an der großen und lauten Glocke des Tages thun, um Sie deſſen zu erinnern, was ſich eben unter uns begibt.

Dieſes, was ſich eben unter uns begibt, was uns von tauſend und zehntauſend Stimmen, die ſich ſelbſtgefällig die Stimmen von Millionen nennen, täglich vorgeklungen wird, iſt die natürlichſte, unvermeidliche Geburt des letzten halben Jahrhunderts und aller umgewälzten Verhältniſſe der Vergangenheit. Es ſind auch die Gefühle und Gedanken der Menſchen umgewälzt, die meiſten alten Vorſtellungen und Begriffe über Geſellſchaft, Staat, Religion wenn nicht weggewälzt, doch aufgewippt und zum Theil halb verkehrt und umgeſtülpt; und wir können uns nicht verbergen — was Viele nicht ohne Schrecken und Grauſen ſehen — ein nicht kleiner Theil des jüngeren Geſchlechts gerade in den gebildetſten und geſitteteſten Ländern Europas mißkennt und mißbilligt nicht nur, ſondern verruft die Grundſätze, wornach die tugendhafteſten und weiſeſten ſowohl der Heiden als der Chriſten weiland das Haus und den Staat gebaut wiſſen wollten, ja von Gott und Natur nothwendig gebaut glaubten; und ſie predigen uns ein ganz neues Recht, einen andern und freundlicheren Gott, eine freiere und edlere Menſchheit und Menſchlichkeit als die, woran unſre Väter geglaubt haben und die meiſten von uns noch glauben. Die Aeltern von uns werden da recht lebhaft an die Zeit erinnert, welche kurz vor der franzöſiſchen Umwälzung blühte. Wer noch die Erinnerung der Jahre

1780 hat, ja wer sich durch die Erzählung von Großtanten und Eltern in der Einbildung noch dahin zurückversetzen kann, der wird an viele Aehnlichkeiten mit den Erscheinungen und Lehren der Gegenwart gemahnt. Welche Lustigkeit und Leichtigkeit, welchen leichten lustigen Vogelflug der jungen Freiheit durch heitere Lüfte über den Frühling der Welt hin, welches zarte menschliche Wandeln des befreiten veredelten Menschengeschlechts; welche Liebesumhalsungen der Völker unter einander hoffte man, als Rousseau, Franklin, Condorcet, Mirabeau die Weissager und Verkündiger des neuen Lebens wurden, als selbst Klopstock seine Bragaharfe in diese Töne hineinstimmte! Man hoffte Uebermenschliches, hoffte selbst noch bei dem Spruch der verkündigten Glückseligkeit und Freiheit des Geschlechts: wann der letzte Edelmann in der Darmschnur des letzten Priesters aufgehängt seyn würde. Man soll nicht ungerecht richten: es blühte wirklich ein Sinn und eine Hoffnung der Menschlichkeit in den Jahren 1770 und 1780, ein Sinn allgemeiner europäischer Bildung, Gesittung, Verbrüderung; es war die schmeichlische Gesinnung milderer und weichlicherer Sitten, als die Väter gehabt hatten, aber — soll ich es nicht aussprechen? — auch leichterer und loserer: der Ausbruch der damals geltenden allfühligen und allverständlichen Glückseligkeitslehre, bei welcher das befreite Geschlecht keine harte platonische und leibnitzische Nüsse mehr aufzuknacken hatte und sich auch über die schwere geistige Springkunst des Apostels Paulus die Köpfe nicht zerbrechen durfte. Jene Zeitgenossen hofften hinfort vieler strengen und schweren Arbeiten und Tugenden der Väter entbehren zu können; doch waren die meisten der Meinenden und Hoffenden damals Wohlmeinende und Edelhoffende.

Diese selbige Erscheinung, diese selben Winke, Weissagungen und Aussprüche über die Glückseligkeit und glücklich menschliche Gleichheit des Geschlechts oder vielmehr des Menschen der Zukunft leuchten, strömen und brausen uns gegenwärtig auch entgegen, und zwar mit dem großen Unterschiede, daß ihrer wenige in milden Scheinen und Tönen wie damals, sondern wie Blitzleuchtungen und Donnerorkane kommen und einher fahren. Es ist gewaltiges und durch Stoß und Gegenstoß krachendes Gedränge in unserer europäischen Welt, Gedränge,

weil die Stoffe zur Entwickelung und Gestaltung ganz neuer Weltverhältnisse in treibender und ziſchender Gährung noch über und unter einander liegen und noch durch keine Ordnung gebunden ſind, Gedränge neuer Gefühle und Gedanken, Gedränge vieler wirklichen und zufälligen, ſelbſt göttlichen und elementariſchen Nöthen. So ſteht es in Deutſchand, England, Frankreich und weiter gen Süden hin. Wir Deutſche bekommen nun von der Seine und Rhone her gewöhnlich die erſten Zitterungen und Anſtöße, welche aber jetzt nicht allein einen ſtofflichen, ſondern auch einen geiſtigen Boden finden, Bewegungen fortzupflanzen. Was brauche ich hier die ſocialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Brüderſchaften und Lehren und die ſchönen und fetten gleißenden Beeren zu nennen, die in den Schlingen hangen, womit ſie die lüſternen Gimpel und Krametsvögel fangen wollen? was viele unſerer eignen politiſchen Metaphyſiker, die ſich mit lieblich klingendem Schellengeläute als Ausrufer und Herolde ins Volksgetümmel werfen? Soll ich behaupten, daß keine von ihnen Wohlmeinende ſind? Gewiß ſind es viele. Aber wie es in jenen längſtvergangenen Tagen von 1780 und 1790 viele Kindiſche und Verrückte gab, die von einer ſogenannten politiſchen Freiheit, welche auch wir verehren, Uebermenſchliches, Nochniegeſehenes hofften, gleichſam eine plötzliche Milderung und Veredelung aller Triebe des Menſchengeſchlechts, ſo widerfährt es auch in unſern Tagen Vielen. Sie ſchreien, ſelbſt kindiſch unwiſſend und ungebildet, die Fülle hoher und höchſter Worte in die wüſte Menge, ja man ſollte ſagen, in den wüſten gefühlloſen Wind hinein, als wenn dieſe Worte mit Verſtand, Enthaltſamkeit, Arbeit, Gebet und Brod völlig gleichbedeutend und gleichwirkend wären, als wenn mit einigen zertrümmerten Thronen, gebrochenen Altären und weggejagten Königen, Miniſtern und Prieſtern ein volles Eden ohne Noth, Zwang und Arbeit aufgethan vor ihnen ſtünde. Andere auf der linken, äußerſten Seite des losgelaſſenen politiſchen Unſinns können wir leider nicht Wohlmeinende noch Edelhoffende nennen, ſondern wir müſſen ſie Tolle nennen, einige auch Verbrecher, die da klar wiſſen, daß ſie Böſes wollen und warum ſie es wollen. Sie wollen rasibus und radicitus auskehren und aufräumen und ebnen und gleichen; von dem, was die Väter gebaut und geſchaffen

haben, wornach die Väter gelebt und woran die Väter geglaubt haben, wollen sie auch keinen Stumpen stehen lassen. Wenn man diese hört, so hat der Geist des Menschen, was sie auch wohl den Geist der Weltgeschichte nennen, durch viele ungeschriebene Jahrtausende seine Lehrjahre durchgemacht; er zerreißt die Ketten, womit Pfaffen und Despoten und Gaukeleien und Vorurtheile, welche sie nährten und pflegten, sein Geschlecht gefesselt und geblendet hielten; er befreit sich, und der befreite und beglückte Mensch besitzt nun zum erstenmal seine Erde in würdiger und mündiger Gleichheit. Versteht sich: der alte Gott, der alte Christ, der alte Staat, sie müssen fort.

Diese Lehrer und Weiser predigen wirklich die große Gleichheit und Brüderschaft der Welt, Freiheit, Gleichheit, Gütergemeinschaft, auch wohl Weibergemeinschaft, und hängen uns allerdings sehr glänzende Beeren und Köder an ihren Sprenkeln und Leimruthen aus: gleichen, leichten, kummerlosen Genuß ohne viele Mühe und Arbeit, ohne Abgaben, Steuern und Richten und Regieren; kein Krieg mehr, Friede und umhalsende Liebe aller Völker. Wie gesagt, Viele bilden sich selbst solche übermenschliche Möglichkeiten ein, indem sie sie Andern einbilden. Kurz, bei den Verblendeten und Gutmüthigen, welche solche Träume wirklich fast wie in Unschuld träumen können, ist es etwas Aehnliches, wie der Kosmopolitismus und die Humanität (hieher gehören undeutsche Wörter) und die hoffnungsreichen Ahnungen und Gesichte vor der französischen Umwälzung standen; daß ich es mit Einem Worte sage: eine Art weltbürgerliches Judenthum. Auch sind in der That unter denjenigen, welche die Führer und Weiser der Gegenwart und Verkündiger und Weissager der Zukunft verdammen, Manche, die solche Stimmung und Gesinnung aus dem Judenthum selbst und aus dem Haß der Juden gegen das Christenthum mit abgeleitet haben, die solche Allerwelthoffnung, Allerweltduldung und Allerweltgleichgültigkeit ein Erzeugniß der Juden schelten, besonders in unserem Deutschland, wo die Menge Juden und Judenproselyten in der That an der Spitze dieser Lehre und ihrer Literatur stehen. Ich aber, indem ich vielleicht ein Theilchen von dieser Anklage zugebe, bin weit davon, dies den Israeliten in die Schuhe zu gießen, da ich manche treffliche Männer dieses

Stammes kenne und als Freunde liebe, welche viel weiter als ich von jenem Zuviel abstehen und in viel engeren und gesperrteren Gränzen des alten christlichen Staates und Gesetzes wandeln.

Diese Erinnerungen und Andeutungen waren nöthig, diese Erwähnungen und Anspielungen mußten gemacht werden, weil die Scharfschützen des Tages die Mündungen ihrer Mordröhren gerade auf den Gegenstand unseres Gesprächs gerichtet halten. „Was spielen und klingen wir noch mit Kindereien und Zierrathen veralteter Tugend und Menschlichkeit? was sollen uns die Klänge Persönlichkeit und Charakter? was vollends Charaktere verschiedener Völker? Wir kennen nur Einen Menschen, in welchem mit dem freien Geiste Gott draufgegangen ist; wir dürfen nur Ein Volk anerkennen, in welchem die Völker untergehen müssen: unser Volk heißt die Menschheit. Was wollt ihr alte, greise Kindsköpfe mit euren kindischen Vorurtheilen und Ammenmährchen? mit eurem Volksthum, euren Völkergränzen, euren verschiedenen Völkern, verschiedenen Volkscharakteren? Alles dies, diese ganze barbarische Albernheit und Unmenschlichkeit muß untergehen und als untergegangen gedacht werden; die Brüdervölker müssen sich hinfort in gleicher Glückseligkeit und gleicher Liebe umarmen, Jud und Christ, Franzose und Deutscher, Schwede und Russe; was sollen uns die albernen Namen als Gegensätze oder gar als Feindschaften?“

So reden sie uns an, so schelten sie uns als eingerostete Dummköpfe oder aristokratisch-engherzige Verbrecher an ihrer Menschheit, und geberden sich, indem sie unsern Gott und unsern Christ und die Lehre der Gnade und Liebe in Verruf erklären, als wenn mit dem Zustande ihrer verbrüdernden Freiheit und Gleichheit das Reich der rechten Gnade und Barmherzigkeit für das Menschengeschlecht begänne. Wahrlich es sind ächte Napoleoniden, welchen Napoleons Degen nur dreißig Jahre zu früh zerbrochen ist, welcher allerdings gern ein Gleichmacher größter Art geworden wäre und allen Völkern Europas vom Tajo bis zur Wolga gern den Stempel der gleichen Knechtschaft aufgedrückt, das heißt ihr Eigenthümliches ausgelöscht und mit dem rothen Blutpinsel des Eroberers verwischt hätte. Und wahrlich, Viele von ihnen geberden sich, als hätte der gewaltige Kaiser von Gott einen solchen Beruf gehabt, als hätte er alles zuerst

zu einem wüsten ununterscheidbaren Brei zusammenstampfen gemußt, damit sich ein Neues, Großes, Menschliches, Nochnichtdagewesenes von Freiheit und Gemeinsamkeit des Menschengeschlechts erheben könnte. Wie sich die verschiedenen Dinge zuweilen doch wunderlich ähnlich sehen! Napoleon, wenn er sich im frischen Blute baden wollte, zog immer aus unter dem Titel, Europa den allgemeinen, den ewigen Frieden zu erkämpfen — und diese? welches edenisch blühende Friedensglück des durch das Leben hinspielenden Menschen zeigen sie uns in ihrem Hintergrunde! Solches? solche Träume, ja, was können Solche nicht alles träumen! Auffallend, ein auffallender Widerspruch freilich ist diese Erscheinung, daß diese gewaltigen Klinger und Verkündiger von allgemeiner Verbrüderung, von Erlösung von Königen, Helden und andern glänzenden Ungeheuern, diese Prediger eines ewigen Friedens, den Namen jenes fürchterlichsten Kriegs- und Blutmanns häufig als den Namen eines Heilands der Menschheit im Munde führen, beinahe als wenn sie bei den Tischgesprächen in St. Helena mitgesessen und den Entwürfen, die er zum Heil der Welt in petto gehabt und behalten, gelauscht hätten.

In der That, meine Verehrten, dieses Geklingel, dieses durch Dampfschiffe und Feuerwägen und Luft- und Windflügel mancherlei Art über die Welt leicht fortgetragene Geklingel, daß alle Verschiedenheiten hinfort verschwinden müssen, daß es keine Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit der Menschen und Völker künftig mehr geben werde noch geben dürfe, und dann die so häufig gehörte Behauptung, wir Deutsche seyen ein charakterloses Volk, haben mich vorzüglich bewogen, mich eben über diesen Gegenstand mit Ihnen zu unterhalten. Wir fangen also nun erst an.

Hier kann ich nun nicht vorbei kommen, ohne ein bischen gelehrten Schulstaub über Ihre Köpfe hinfliegen zu lassen, indem ich die unserem Gespräche gleichsam zur Unterlage gemachten Worte uns ungefähr zu erklären suche.

Also Person, Persönlichkeit, Charakter?

Person, das lateinische Wort persona, eine Maske, ein bestimmtes stehendes Bild für bestimmte Rollen in den Bühnenspielen der Alten. Hievon ist der Begriff der Persönlichkeit

abgeleitet: ein Menſch oder ein Volk, die ein beſtimmtes ſtehendes und bleibendes Bild darſtellen.

Charakter, ein griechiſches Wort, bedeutet ſowohl den Stempel als das Geſtempelte, das Prägende und das Ausgeprägte: das Bild des Stempels.

Perſon und Charakter bedeuten demnach ein ausgeprägtes feſtes Bild, bezeichnen etwas, wodurch ein Menſch oder eine Sache als etwas beſonderes erkannt und unterſchieden wird. In dem Menſchen wird dadurch in der Regel nur das Sittliche oder Geiſtige ſeines Weſens gemeint.

Wo eine gewiſſe Bedeutſamkeit oder Weſenheit fehlt, pflegt man ſich dieſer Worte nicht zu bedienen, beſonders nicht des Worts Charakter. Mit der Perſon hält man es nicht ſo genau; oft bezeichnet man mit dieſem Worte nur den Menſchen überhaupt, ja wenn der Ton nicht darauf gelegt wird, wenn man ein bischen berliniſch ſagt: Ei! Sie Perſon! faſt das Untergewöhnliche. Anders iſt es und der urſprünglichen Bedeutung viel näher, wenn man ſagt: „das iſt eine Perſon," „der weiß ſeine Perſon zu ſpielen," „der will eine Perſon ſeyn."

Alſo das Ausgezeichnete, das Bleibende in dem geiſtigen Gepräge und Gebilde eines Menſchen. Wo nichts ausgezeichnet, wo alles unbeſtimmt und gleichgültig iſt, darf man das Wort nicht gebrauchen. Wo man von Charakter und Perſönlichkeit ſpricht, wird faſt immer etwas Feſtes und Starkes gemeint; das Matte, Schwache, Schwankende ſchließt beide Wörter aus; ſtark und gezeichnet, gleichviel ob im Guten oder Böſen, muß ſeyn, was mit ihnen belegt werden darf.

Was man nun einen Charakter, eine Perſönlichkeit zu nennen pflegt, iſt in ſeiner Art meiſtens um ſo bedeutender und großartiger, mit je wenigern Worten es bezeichnet werden kann; wo das Bild mit vielen Worten und Strichen beſchrieben und gezeichnet werden muß, wird ſein Gepräge weniger ſcharf ausgedrückt ſeyn. Zum Beiſpiel: Gott iſt gut, der Teufel iſt bös, der Menſch hat Vernunft — einfachere, trächtigere Bezeichnung der Weſen gibt es nicht. Einzelne Menſchen ſind in einzelnen Ausſprüchen, Ausbrüchen und Ausblitzungen ihres Weſens ſelten ſo glänzend, daß ihr Bild dadurch allein gezeichnet, ſie durch die Eine Tugend oder das Eine Laſter, oder durch

irgend einen ihr Innerſtes malenden Laut und Ausbruch wie für immer geſtempelt ſind. Julius Cäſar zum Beiſpiel zeichnete ſich herrlich durch ſeinen Lieblingsvers des Euripides: Soll ich Unrecht thun, ſo ſey es um die Herrſchaft. Sonſt könnte man Cäſars Charakter durch Edelmuth, Alexanders durch Hochſinn, Wilhelms des Dritten von Naſſau und Friedrichs des Zweiten durch Standhaftigkeit, Ludwigs des Eilften durch feige Liſt, Katharinas der Zweiten durch heitere Treuloſigkeit feſt, kurz und richtig zeichnen. Aber doch damit die Eine Tugend oder das Eine Laſter bezeichnend werden könne, gehören zur vollendeten Zeichnung des Ganzen, daß es nämlich als ein Ganzes auch verſtanden und begriffen werden könne, noch manche Nebenſtriche von kleinern Tugenden und Gebrechen dazu. Dies gilt auch bei den guten und edlen Charakteren, viel mehr aber noch, wo ein Menſch in das Schattenlicht des Böſen hinabſchattirt wird oder vielmehr ſich ſelbſt hinabſchattirt. Denn zu unſerm Troſt wollen wir uns ſagen, daß er von Gott ſeinem Schöpfer urſprünglich ſo angelegt und geſchaffen zu ſeyn ſcheint, daß er in dieſer Schattirung oder Färbung nicht ſo leicht helle und einfache Farben, die ihm nämlich den Namen Charakter verdienen können, gewinnt, als wenn er im Reiche des Einfältigen, Guten und Göttlichen ſeine Farben ſucht. Wenn ein ſogenannter böſer Menſch (ich brauche dieſes Wort ſogenannt, weil es gottlob wenig durchböſe gibt) entſteht, das heißt, wenn ein Menſch immer mehr von dem Wege des Wahren und Rechten abweicht und ſich mit dunklern Farben zu ſchattiren beginnt, ſo iſt ſeine Perſönlichkeit, du willſt ſagen die Virtuoſität deſſelben im Böſen, ſeine Annäherung zu einem lügenhaften, ſchadenfrohen Satanscharakter, doch immer eine ſehr bunte zuſammengeſetzte Miſchung von dem Schwachen und Starken, dem Milden und Grauſamen, dem Menſchlichen und Unmenſchlichen; es müſſen gleichſam mehrere Seitenſchatten und wie Nebelbilderchen gezeichnet werden, wenn man den böſen und verbrecheriſchen Menſchen, der ſich in Satans Gebiet hinein verlaufen will, als einen Böſen bezeichnen will. Der Heiland hat geſagt: Niemand iſt gut als der einige Gott, und auch der ſogenannte gute Menſch, wie fern bleibt er von dieſem von dem Heiland gemeinten Guten! Aber doch, jemehr er nach

dem Guten und Edlen strebt, desto einfacher wird sein ganzes Wesen, desto zeichenbarer sein Bild. Ja das Gute ist uns gottlob so angeboren, daß man unter dem Namen Mann von Charakter gewöhnlich nur den treuen, ehrenfesten meint, bei welchem man sich in muthigen großen Dingen und bei allem, wo es auf Wahrheit und Recht ankommt, auf ein tapferes menschliches Handeln verlassen kann. Denn in kleinen und mittleren Dingen oft zu spielen — was man nicht schillern und schiefern schelten soll — soll man auch den Ehrenfesten erlauben; sonst verginge die Welt in einer verkehrten und verzierten Ernsthaftigkeit, die von der Männertugend oft am allerfernsten ist.

Wir legen uns dieses Kapitel noch weiter aus; denn so einfach, als es scheint, ist es doch nicht. Es wird vorher immer Vieles vorausgesetzt, viel Kleines und Einzelnes muß vorher gelernt und gewußt werden, um einen Charakter mit zwei, drei Worten oder Strichen malen zu können. Wenn ich weiß, wie der Blücher in der Gesellschaft erschien, wie er sich altdeutsch an dem Spieltisch, auf den Jagden und in den Schlachten tummelte, so darf ich ihn mit dem einfachen Worte der Schlachtenlustige zeichnen; wenn ich Ludwig den Eilften auf allen seinen Schlangenschlichen und Mordzügen und zugleich auf seinen thränenbenetzten und aschenbestäubten Betfahrten begleitet habe, so darf ich die Worte feig und grausam wohl über seine Büste schreiben; wenn ich Napoleons meteorgleiches Jahrzwanzig verfolge, wenn ich seine rastlose stumme Thätigkeit, seinen zuckenden Schlachtenblitz, seine verschwiegen lächelnde List, seine unersättliche Habsucht und Herrschsucht betrachte und jene leise Schlangenumwicklungskunst, womit er die Schwachen und Dummen faßte, jene schadenfrohe hohnlächelnde Teufelei, womit er die Halbunschuldigen durch Mitgenossenschaft in Untreue und Trug sich zuzueignen wußte, so rufe ich, indem es sich mir fast wie ein volles Bild stellt: siehe da einen neuerstandenen Römer! meinethalben einen jungen Paulus Aemilius oder Scipio. Es gilt doch: so waren sie ungefähr alle, meistens mit einfachen geraden Anfängen und Scheinen und mit grausamsten und grauenvollsten Enden und Thaten.

Diesemnach, die kurze Zeichnung des Einzelnen mit zwei, drei Strichen thut es nicht allein. Man muß vorher schon

Manches erkannt und erschaut haben, ehe man den Mittelpunkt oder vielmehr den Glanzpunkt eines Daseyns, wo die einzelnen Strahlen wie im Brennpunkt sich sammeln, verstehen, ehe man mit zwei, drei Worten ein Ganzes malen kann. Wenn dies so von dem Einzelnen gilt, so gilt es noch weit mehr von den Vielen, von den Völkern. Und doch macht man es hier eben so und meint oft ein großes Volk und seinen Inhalt mit zwei, drei Worten genug beschreiben zu können. Man höre: Der schwerfällige, dumme langweilige Deutsche, der stolze, trotzige Engländer, der eitle, prahlerische Franzose, der ernsthafte, grausame Spanier, der hinterlistige, schlaue Italiener, der diebische, knechtische Russe, und wie es von andern Völkern noch weiter kurz und erbaulich klingt. Denn dies sind Ehrentitel, welche die Völker sich selbst nicht beilegen, sondern welche die Nachbarn oder Feinde ihnen so in Bausch und Bogen, alles ohne Unterschied kurz über Einem Knie brechend, ohne viele Umstände an den Hals zu werfen pflegen. Die Völker thun aber wohl, wenn sie auf solche Schmeichelnamen ein wenig um die Ecke herum horchen und gelegentliche Selbstbetrachtungen darüber anstellen; denn die von ihnen selbst ausgehenden Beinamen werden doch selten von ihren Schattenseiten ihnen angezeichnet. Wenn es nun oft nicht schwer ist, einen einzelnen Charakter aus einer einzigen That, aus einem einzigen blitzleuchtenden Wort oder Gedanken zuweilen zu erkennen, wenn in ähnlicher Weise in einzelnen Erscheinungen oder bei großen Wendepunkten der Geschichte der Sinn und die Art eines ganzen Volkes zuweilen auch hell begreiflich sich vor uns hinstellen, so ist die gewissenhafte Kunst des Erkennens doch eine sehr schwere, der Fleiß ein sehr anhaltender und die Betrachtung eine sehr lange, wenn man sich über die Aufleuchtung, oder über die aufgeleuchtete und aufgeblitzte Entdeckung, über die plötzliche Ahnung, die sich fast wie richtiges, gewisses Verständniß vor uns hinstellt, ehrlich Rechenschaft ablegen will. Und diese Erkenntniß, wie alle Erkenntniß darf doch kein bloß genialisches Zutreffen und Zublitzen aufs Gerathewohl seyn.

Wenn man einen Charakter erblickt, einen ausgezeichneten Menschen, dem man die Würde beilegt, ihn eine Persönlichkeit, einen Charakter zu nennen, so erkennt man ihn allerdings oft

leidlich in irgend einem einzigen Zuge oder doch in einigen wenigen Hauptzügen seiner geistigen oder thätlichen Wirksamkeit, oft sogar schon aus Einem Zuge seiner Züge selbst, ich meine seiner Gestalt und Geberde. Ich meine, und wollte und sollte sagen, man glaubt ihn schon zu erkennen. Aber immer ist hiebei doch eine Täuschung. Man ist vorher auf ihn schon aufmerksam geworden, hat vorher schon Einzelnes und Besonderes von ihm gehört oder gesehen, und darauf legt man nun den plötzlichen Eindruck der einzelnen Erscheinung, Aeußerung oder That des Bedeutenden. Wir entdecken ja an uns selbst, wie wenig wir darin und in viel Mehrerem, was uns über einen Bedeutenden schon zugekommen oder gegeben seyn kann, noch zu besitzen glauben, indem wir bei glänzenden Charakteren und großen Männern so gern in ihre ersten Lebensanfänge, in ihre innersten verborgensten Entwickelungs- und Bildungsdämmerungen hineinbohren möchten, um uns das große Bild, welches wir ihnen später aufgedrückt sehen, besser erklären zu können. Welch einen zauberischen Reiz zum Beispiel hat Goethes Kinder- und Jugendgeschichte für uns! Mit welcher immer wachsenden Begier folgen wir Friedrichs des Großen ersten zwanzig Lebensjahren in den schlimmen Hinundherwürfen und Stößen zwischen seinem Vater und seiner Mutter und in seinem Umgange und in seinen Studien mit und unter den Franzosen! Und wie vieles dergleichen und Aehnliches möchten wir gern von Shakespeares des Unsterblichen Anfängen wissen! Das ist es, wir möchten das Außerordentliche, was später so herrlich geworden ist, gern in seinem Werden belauschen.

Wenn dieser Trieb ein so natürlicher ist, wenn es aber schon sehr schwer ist, in solcher Weise in das werdende und sich entwickelnde Leben des Einzelnen und in die Sitten und Zustände der einzelnen Familie einzudringen, wie wird das tausendmal schwerer, wenn man da auf die Völker übergeht, wenn man sich das erklären will, was man die Persönlichkeit und das stehende Gepräge eines Volks nennen könnte! Gewiß, es wird tausendmal schwerer, dort einen richtigen Ausspruch zu thun, und doch machen, wie wir eben gehört haben, die Völker es sich gar leicht mit ihren gegenseitigen Urtheilen und Namen.

Schon der einzelne Mensch ist ein viel zusammengesetzteres

Ding, als die äußere Erſcheinung ihn gewöhnlich zu geben pflegt, um ſo mehr zuſammengeſetzt, je reichere und mächtigere Triebe er in ſeinem Innern birgt, welche doch zuletzt zu einem großen Haupttriebe, welcher ſein Leben treibt, leitet und beherrſcht, geordnet und geſammelt und darin beruhigt und geſänftigt ſcheinen: zu und in demjenigen, was endlich ſein Grundbild, ſein Charakter heißt. Und nun ein Volk — welche Unendlichkeit von Trieben, Anlagen, Leidenſchaften, Strebungen birgt das in ſeinem Schooße, muß das nothwendig in ſeinem Schooße bergen, nicht bloß durch die Millionen Einzelheiten, welche es umfaßt, ſondern auch durch alle die mannigfaltigen Verſchiedenheiten ſeiner Neigungen, Strebungen und Gegenſtrebungen, welche, als aus den verſchiedenſten und oft aus den feindſeligſten Quellen abgeleitet, immer noch oft unſichtbare vulkaniſche Kämpfe in ſeinem Innern haben, die freilich nicht immer in Flammen und Lichtern an die Oberfläche herausblitzen! Hier gilt das Horchen auf die Wiegengeſänge der Weltmutter Schöpfung und auf das leiſe Wandeln des aus den ewigen Waſſern und Bergen heraus- und von den ewigen Sternen auf unſere Zweifel und Fragen herniederlachenden Geiſtes. Hier iſt das Meiſte Geheimniß und faſt Alles ein Räthſel, das in jedem Volke und jeder Sprache ſeine eigenen Spitzen und Löſungen hat. Denn wer hat bei den Anfängen und urſprünglichen Miſchungen der Völker geſtanden? Ja wer unterſteht ſich aus ſpätern Wechſeln und Miſchungen, die wir auch geſchichtlich verfolgen können, die beſondern Erſcheinungen und Entwickelungen der einzelnen Völker zu erklären? Es bleibt ſelbſt auf dieſem geſchichtlichen Boden, wo wir ſchon feſter zu ſtehen meinen, noch ſehr Vieles bei Scheinen und Wahrſcheinlichkeiten, und ſelten dürfen wir weit über das mir däucht hinaus gehen. Wie die drei oder fünf großen Weltvölkerſtämme geworden ſind, was und wie und woraus der Lappe, Malaie, Neger, Kaukaſier, Mongole gemacht worden iſt, das liegt nur als ein weites offenes Feld der Vermuthungen und Träume da, weil es vor und über aller Geſchichte liegt. Und dann wieder, wie die einzelnen Völker entſtanden und geworden ſind, Völker, ihrer Abſtammung, ihrer Geſtalt, Bildung und Sprache nach oft ſo ähnlich, und in Neigungen, Trieben, Sitten und Entwickelungen oft ſo unbegreiflich

unähnliche Völker! Ich nenne als solche Verwandte hier nur die Celten, Germanen, Slaven. Und betrachten wir in den Völkern nun wieder die Völkerschaften, in dem großen Gesammtstamme die einzelnen kleineren Stämme, betrachten wir bei uns die Friesen, Sachsen, Hessen, Schwaben, Bayern ꝛc. und bei reicher Gemeinsamkeit ihre wunderbaren Verschiedenheiten, wie Weniges können wir uns erklären, auch nach vielen geschichtlich gegebenen Weisungen und Thatsachen erklären? Es ist ja gar etwas Wundersames und Geheimes mit den Trieben und Leidenschaften, mit dem, was als Grundanlage, oft als Schicksal, das mit den Leidenschaften durch die Familien hinwandelt, in einzelnen Häusern oft durch viele Geschlechter und Menschenalter sich mit gleichen Zügen und Erlebnissen fortpflanzt. Ungefähr so in den Völkerschaften, aber das Wie und Warum liegt meistens verhüllt.

Dies, meine Verehrten, sey genug gesprochen oder, sage ich bescheidener, hin und her gewinkt und gespielt und durch den Vorhang, der uns die Geburten der Dinge verbirgt, hin und her geblinzelt; denn zur Blinzelung durch Dämmerungen bringen wir es hier nur. Jetzt wollen wir denn endlich in einiger Blinzelung oder Umschau und Ueberschau, so viel sich dergleichen erschauen läßt, zu uns selbst, zu den Deutschen kommen und sehen, ob die Recht haben, welche behaupten, *der deutsche Charakter sey, daß der Deutsche gar keinen Charakter habe.*

Ich habe Ihnen sogleich zum Anfange erzählt, wie ich auf diese unsere Frage und Aufgabe gekommen bin, wie sie mir so recht eigentlich aus der Zeit entgegenklingt, ja nicht allein entgegenklingt, sondern mich sogar etwas anmurrt und anschnurrt. Ja es ist mein rechtes eigentliches Ich, mein armes Ich selbst, vielleicht sogar das Bischen, was in mir einem Charakter ähneln möchte — dies ist hier recht ernstlich und hartlich angemahnt, ja angestoßen und in diese Frage hineingestoßen worden: *Ob wir Deutsche Charakter haben, und ob wir in dieser unserer Zeit überall noch Charakter haben dürfen?* Daß ich das Letzte meine, ohne mich einstweilen über das Erste noch auszusprechen, nämlich *daß wir Charakter haben dürfen*, ist aus meinem literarischen Lebenslauf Vielen wohl

ziemlich bekannt, ja auch das wohl, daß wir Charakter haben sollen. Dahin gehört meine Lehre von der Nothwendigkeit bestimmt ausgeprägter Neigungen und Abneigungen der Völker, oder von dem sogenannten Volkshaß, vom Haß des Ausländischen und Wälschen oder dessen, was mir wälscher Tand heißt. Ueber dieses schwere Kapitel habe ich mich jüngst vor einem edlen Freund aussprechen müssen;[1] ich muß oft ähnliche und viele dergleichen und zudringlichere und anzüglichere Ermahnungen und Anmuthungen von Wildfremden und Unbekannten entgegennehmen. Ich habe oben der Lehren der jüngsten Gleichmacher und Völkerbeglücker, der neuen Napoleoniden gedacht. Ein Theil derselben steht zu weit außerhalb der Gränzen meiner sogenannten Christlichkeit und Menschlichkeit und muß mich natürlich als einen Dummkopf verachten, wie ich ihn in seiner leeren Verblendung beklagen; ein zweiter Theil, die Wirklich-Milden und Menschlichen, die in mir doch noch etwas Menschliches und Volkliches oder wohl gar etwas Liberales und Demagogisches zu spüren scheinen, treten sanfter an mich heran und ermahnen mich zuweilen in freundlichen Briefen und Zuschriften. „Ich dünke ihnen im Ganzen ein wohlgesinnter und den Kleinen im Volke nicht abgeneigter Mann, der nur noch in alten bemoosten und begreisten Vorurtheilen stecke, einzelne Völker, einzelnen Volksruhm, ja wohl Kriegsruhm und Kriegsehre und Heeresglanz und andere aus solchen Herrlichkeiten erwachsenden Unrath wolle, preise und besinge, da doch der Christenfriede auch ein Volksfriede werden und Deutsche und Franzosen, Russen und Polen sich in der milden Brüderlichkeit und Gleichheit des Zeitalters zärtlich umhalsen und die Zwiste, Unbille und Zorne der Vergangenheit vergessen und hinter sich werfen müssen." So wird mir häufig zugesprochen, und indem ich über die Gesinnung dieser guten Menschen gerührt bin, kann ich mich ihres Verstandes doch nicht freuen, und wie wenig sie sich und die Welt und die Gesetze, nach welchen sie regiert werden muß, und durch welche ein tüchtiger Mensch und ein

[1] S. das Volkslied: Was ist des Deutschen Vaterland? von Ferdinand Delbrück an E. M. Arndt, und Erwiederung von ihm. Bonn 1846.

tüchtiges Volk nur werden und sich erhalten kann, kennen und erkennen wollen.

Volkshaß, Predigt von Volkshaß? Sie haben, verehrte Zuhörer, wohl oft von der Anklage gehört oder gelesen, die man mir wegen solcher Predigt gemacht hat. Vor Ihnen brauche ich mich darüber nicht zu entschuldigen; Sie halten mich gewiß weder für einen Kannibalen noch für einen Franzosenfresser, wie ich von gewissen Leuten auch wohl betitelt worden bin, und lassen wohl eine gelindere Auslegung zu, wann ich wegen ähnlicher Predigten zur Rede gestellt werde. Ich thue nur ganz kurz einige kürzeste Fragen, worauf ich kürzest mit Ja antworten will.

1) Darf ich hassen, was mich verderben und schänden will? 2) Darf ich hassen, was mich schwächt, verkleinert, auslöscht? Muß ich es von mir stoßen?

Nummer 1 ist bis diesen Tag nicht ausgestorben. Die Mehrzahl der Franzosen spricht es jeden Tag unumwunden aus, daß sie über unsere Herrlichkeit herrschen, uns als ein zwar gutmüthiges, aber träges dummes Volk von sich, von Frankreich, der Herrin aller feinsten und edelsten Bildung und Kunst, abhängig sehen wollen. Die den Rhein haben wollen — und das wollen fast alle — wollen nichts Geringeres als die Herrschaft über uns, wollen Deutschland als den lastbaren Knecht Frankreichs. Wenn ich solches Joch und solchen unterjochen wollenden Uebermuth nicht haßte, wie sollte ich zuletzt nicht leicht unterjocht werden?

Nummer 2. Das Wälsche, der wälsche Tand, uralter Tand, wenigstens für die Deutschen ein Tand, über dessen schmeichliches Verderben unsere Urgroßväter schon klagten. Die Franzosen haben uns ein paar Jahrhunderte genug zu ihren Affen gemacht gehabt, freilich andere Völker wohl zum Theil noch mehr, zum Beispiel die Schweden eine Zeitlang und die Russen und die Polen, welchen beiden letztern das französische Wesen auch näher zu liegen scheint als das deutsche. Sollten wir diese Aefferei verewigen wollen? Hier liegt und lag die schlimmste Unterjochung, die unabwendlichste. Schwerter können nicht aushauen, was in die Sitten und Herzen eingefressen hat. Dies haben unsre Vorväter schon gefühlt und schon im sechzehnten,

ſiebenzehnten Jahrhundert haben edle Fürſten und Bürger gegen ſolche Peſt gewarnt. Heilig iſt und heilig bleibe das allen Völkern Gemeinſame, die Religion, die Wiſſenſchaft, die Kunſt, und ein Barbar iſt, wer dieſes Allgemeinmenſchliche nicht von jedermänniglich annehmen und anerkennen will. Aber es gibt unendliche Mittelfarben und Mittelſtufen, wo das Eigenthümliche, das Beſondere der einzelnen Völker in feinen und mannigfaltigen Unterſchieden Wandelungen und Abwandelungen zwiſchen Sitte und Art und Kunſt und Brauch in einer unbeſchreiblichen Schwebe wandelt. Auf dieſem Mittelgebiete haben ſchon unſere Väter ein wälſches Weh erkannt, mit welchem ein Deutſcher nimmer ohne Verluſt ſpielt, und wir in unſern Tagen ſollen und müſſen es auch erkennen. Vieles iſt bei dem einen Volke gleichgültig und nicht ſchlecht oder erbärmlich und ſchädlich, macht aber ein anderes Volk, welches es annimmt oder nachahmt, ſchlecht und erbärmlich, weht ihm den Blüthenſtaub ſeines geiſtigen Lebens ab und zerſchneidet ihm die Sehnen ſeiner Kraft. Jedes tüchtige Volk, das rohe Diamanten in ſich trägt, kann nur mit dem eigenen Diamantenſtaub geſchliffen werden. Wir Deutſche verwahren noch mehr rauhes Geſtein als die andern Europäer, wenn auch leider das Wenigſte Diamant iſt. Doch Eiſen iſt beſſer als Diamant. Wir Deutſche dürfen den ſüdlichen Springern nicht zuviel nachſpringen und nachſpielen, wir verſpielen dabei ſo leicht unſer Beſtes. Solchen wälſchen Tand müſſen wir aus Leibeskräften von uns abſtoßen.

Dies werde durch ein gewöhnliches Beiſpiel erklärt, und es wird, was Haß genannt wird und bei dem Abweiſenden und Zurückſtoßenden, wenn er ſich des Eindrangs erwehren will, Widerwille und Haß ſeyn muß, doch wohl auf das allermenſchlichſte als ein Gerechtes und Natürliches erklärt werden können, wenigſtens für den, der des Glaubens iſt, daß Gott nach ſeiner Weisheit, und damit die Welt in langweiligſter und jämmerlichſter todter Einerleiheit nicht unterginge, daß dieſer Gott in ſeiner verborgenſten, höchſten Perſönlichkeit, die wir in ihm anbeten, von Anbeginn Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der Völker, daß er Perſönlichkeit und Charakter gewollt habe. Nun mein Beiſpiel, oder vielmehr meine Erklärung und Erläuterung durch ein Beiſpiel:

Die jungen Thoren oder vielmehr die jungen Schwerenöther, die unter den prächtigen Titeln fortgeschrittene Menschlichkeit und Brüderschaft sich geberden, alle Mannigfaltigkeit in der Welt aufheben und alle Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten der Länder und Völker ausgleichen und wegschleifen wollen, berufen sich, obgleich die meisten von ihnen das Christenthum als eine veraltete Altweiberkinderei zu belächeln pflegen, dabei auch häufig sogar auf das Gebot Christi: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Aber meint dieses Gebot wohl, sich in dem andern Menschen oder Volke ganz zu verlieren und ihnen sein Wesen aufzuopfern? Meint es eine schwächliche, weichliche Selbstvernichtung? Gewiß nicht. Ein Gebot wie das christliche, welches auf große Selbstherrschaft, auf Entbehrung und Arbeit und Reinheit und Strenge der Sitten dringt, kann das Aufgeben der freien selbstbewußten Eigenthümlichkeit, worauf jede Männertugend allein ruhen kann, nimmer gebieten wollen. Jenes Gebot gebietet nur: „sey gerecht, freundlich, hülfreich gegen alle Menschen," keineswegs aber: „dringe dich in alle Gefühle und Triebe des Nächsten hinein, ziehe alle seine Neigungen und Strebungen an." Das wäre zu dumm; ein Mensch, der das Gebot der Liebe so auslegte und Aehnliches versuchte, würde sich in den größten Schwächling und Kümmerling verwandeln und seine eigene beste Kraft frühe entmannen; er würde sich durch solche Albernheit gerade in den Stand setzen, jenes Gebot nicht erfüllen zu können, gegen seinen Nächsten nicht gerecht und hülfreich seyn zu können. Ein Schwede, ein großer Kunstfreund und Künstler, Graf Ehrensvärd, hat ein paar hübsche Büchlein geschrieben mit den Titeln: Reise durch Italien in den Jahren 1780, und Philosophie der Künste, worin in einzelnen kurzen Strichen und leichtesten Handzeichnungen über Klimate, Völkercharaktere, Unterschiede der Zeitalter und über alte und neue Kunst sich goldene Bemerkungen ausgestreut finden. Hier bei Betrachtung der Antike und der griechischen Bildnerei bemerkt er ganz richtig, wie schon in der einfachen menschlichen Natürlichkeit, in angeborner Haltung und Geberdung des Menschen das Ideale liege, wie die alten Griechen und Griechinnen keinesweges alle Apollo- und Venusgestalten gezeigt haben, aber in Blick und Geberde immer den natürlichen, unverstellten

Ausdruck der Gefühle und Gedanken, was er das Edle nennt und wir gewöhnlich das Ideale nennen; der Grieche und auch der Römer haben in ihrer guten Zeit immer freie und naive Gesichter gezeigt, und da habe der Künstler zum weiteren Verwandeln und Erhöhen eines solchen Ausdrucks leichtes Spiel gehabt. Er nennt das die wahren und guten Sitten. Den Europäern der Neuzeit, und besonders den Franzosen, die er ein trockenes und hitziges Volk schilt und deren Kunst er zugleich hitzig und übertrieben und trocken nennt, scheine das lange abhanden gekommen zu seyn; sie haben die treue, schlichte Geberdung der Natur verloren, sie gehen in gekräuselten Manieren und knechtisch lächelnden und grinsenden Geberden unter, Erziehung und Sitten seyen unwahr, künstlich und fratzenhaft, und so das europäische Leben von Anfang bis zu Ende.

Hier habe ich das rechte Wort für mein Beispiel, das gleichsam ein Gleichniß seyn sollte, gefunden, um durch seinen kurzen Spruch alle Christenthümelei in einer ungesunden, lügenvollen allgemeinen Menschen- und Völkerliebe aus dem Felde zu schlagen. Man höre mich weiter:

Ein vornehmer Mann — ein Graf, Freiherr, was weiß ich, wer mehr? — will seinen Sohn zu einem Hofmann, einem Diplomaten erziehen. Der Junge soll frühe drei, vier lebende Sprachen lernen, alle munteren und springenden Künste üben, alle möglichen gewandten Wendungen und Verbeugungen von Worten und Gliedern einstudiren, alle möglichen freundlichen Gesichter annehmen und mit leutseligen Mienen und Lächeln um sich werfen lernen: er soll ein homme comme il faut werden. Etwas von solchem Gebild macht sich in dieser Weise vielleicht, schwerlich ein Gebild von Mann. Man sieht mitunter so erzogene Jünglinge und Männer, mir selbst sind solche begegnet, hübsche feine und oft auch leidlich wackere Männer; aber der frühe entstellten, verstellten und verkünstelten Menschengestalt entgeht die bald zu übermüthige, bald zu demüthige Weise und Geberde solcher knechtischen Erziehung doch selten. Ein Bischen gens comme il faut mögen sie immer werden; tapfere Männer, vollends große Männer, die im einfachen Styl und mit einfacher Kraft durch die Welt gehen und die ausgerenkte Welt gelegentlich wieder in ihre Angeln heben, werden solche wohl nimmer.

Nur wer das Seinige ſucht, wer das ihm Angemeſſene ſucht, wer ohne Eigennutz und ohne falſche Kunſt ſich dem ihm Ungleichen und Mißfälligen entzieht, wird ſein Eigenes retten und wird aus ihm ſelbſt die Stärke und Kraft entwickeln können, die ihn auf feſten ſichern Füßen durchs Leben ſchreiten läßt. So gebeut und herrſcht das Naturgeſetz für die Einzelnen, ſo ſoll es auch für die Völker herrſchen. Wenden wir dies mit einem Blick auf unſer Volk an, ſo müſſen wir zuerſt der großen Völkerunterſchiede überhaupt, dann der Unterſchiede des Nordens und des Südens gedenken. Der Deutſche, der wie ein Andaluſier und Sicilier ſpringen und tralleien, wie ein Franzoſe hüpfen, tändeln und witzeln will, wird in der Regel ein Affe und Narr. Es iſt Kunſt und Tugend, es iſt Schönes und Gutes von einem jeden Volke zu lernen. Man ſoll alles davon anerkennen, man ſoll davon lernen und annehmen, ſo viel man kann, aber man ſoll ſich durch eitle und falſche Nachahmerei, Maniererei und Fratzerei, durch Verläugnung von Natur und Eigenthümlichkeit nicht in einen Schwächling und Affen verwandeln laſſen. Doch ſtill! dies iſt ſicher wieder zu viel über Volkshaß und über anziehende und abſtoßende Neigungen und Triebe.

Hier waren wir ſchon bei uns ſelbſt. Wir treten noch näher zu den Deutſchen heran und horchen ein wenig herum. Und da müſſen wir wunderliche Ausſprüche und Urtheile vernehmen, und zwar nicht bloß von den Fremden, die uns beneiden oder haſſen, ſondern auch von den Eigenen. Viele ſagen uns: Was redet ihr viel von Deutſchen? es gibt keine Deutſche; was ihr ſo zu nennen beliebt, iſt ein ſeltſames Gemiſch von allerlei Fremdartigem, was bis dieſen Tag zum Theil recht roh und wie vom Zufall zuſammengeworfen auf und unter einander liegt. Noch Mehrere rufen uns zu: Deutſcher Charakter? was ſoll das Wort? der Deutſche hat nie Charakter gehabt; wollt ihr das Wort gebrauchen, ſo ſagt: des Deutſchen Charakter iſt, charakterlos zu ſeyn.

Was das Erſte betrifft, ſo weiſen ſie auf Volksmiſchungen hin, welche wir weder wegläugnen wollen noch können, und welche eine Menge Stämme und Landſchaften, die jetzt deutſch heißen, zu undeutſchen machen. Sie haben im ſtrengſten Sinn Recht, wenn Ungemiſchtes nur deutſch heißen ſoll; aber bei dieſer

Ansicht, wie steht es da mit den meisten andern Völkern? wo bleiben da die Franzosen, Engländer, Spanier u. s. w.? Die Einfachheit und Ungemischtheit möchte sich da wohl mehr für Deutschland als für die meisten andern Länder herausstellen; es wird da den eben genannten Völkern gegenüber durchaus nicht im Nachtheil, sondern eher im Vortheil seyn. Hier müssen wir über unser Vaterland doch wieder eine kleine Rundschau halten.

So viel steht zuvörderst fest, daß germanische, celtische und slavische Stoffe in uns gemischt sind, in uns, die wir gegenwärtig Deutsche heißen. Wir betrachten ein wenig das Wie und das Wo.

Nach den Beschreibungen der Alten, vorzüglich nach Tacitus, welcher nach der Meinung Vieler die Germanen in einem zu hellen Spiegel gesehen und in mancher Hinsicht zu schön gemalt hat, ward früher ein ungemeines Gewicht darauf gelegt, daß die unendlichen Völkerschaften der Germanen alle doch als ein einiges, großes, ungemischtes Volk von Einer Art, Sitte, Gestalt, Sprache erschienen, daß sie ein einartiges reines Geschlecht seyen, welche sich wie Brüder aus Einem Hause ähnlich sehen. Ja diese Aehnlichkeit hat einige Alte sogar zu der Herleitung des Namens Germanen eben von der Brüderschaft verführt. Aus dieser Reinheit und Ungemischtheit des Stammes haben Manche auch eine gewisse Vorzüglichkeit und Adlichkeit des ganzen Germanenvolkes herleiten wollen; aber das ist eine leidige, verfängliche, zu vielen verderblichen Herleitungen und Zwisten verführende und durch keine Erfahrungen unterstützte und bestätigte Meinung. Wir sehen in der Geschichte viel Gemischtes, was vorzügliches Talent und große Tugend offenbart, wenn wir gleich nicht läugnen können, daß da, wo vielfache Mischungen verschiedenartiger Völker sich begeben, eine gewisse Leichtfertigkeit, Unstetigkeit und Wildheit der Triebe sich gar häufig zeigt. Dies hat aber vielleicht, und zwar sehr wahrscheinlich, nicht so sehr in der Mischung des Vielerlei seinen Grund, als in einem andern, dieselbe fast immer begleitenden Umstande. Dergleichen Mischung nämlich geschieht gewöhnlich an großen Völkerscheiden, wo oft drei, vier verschiedenartige Völker an einander gränzen, meistens an wüsten oder wüstgemachten Gegenden oder in Gebirgen, wo eben durch den häufigen Zusammenstoß dieser

Verſchiedenartigen im Krieg und im Frieden, durch den Zuſammenlauf von leichtem oder räuberiſchem Geſindel, durch verbotenen und geſetzloſen Verkehr ein verdorbenes Menſchengeſchlecht erzogen wird, das ſich in dem Enkel und Urenkel ſo fortpflanzt. Es erſcheint alſo, daß wahrſcheinlich nicht die Miſchung an ſich, ſondern die Miſchung gerade aus ſolchen Menſchen und unter ſolchen Oertlichkeiten, Umſtänden und Verhältniſſen an ſolcher Entwickelung und Erſcheinung ſchuld iſt. Dies zu verſtehen, denke man daran, wie uns die Micquelets in den Pyrenäen beſchrieben werden und welche Schrecken die ſogenannten Gränzer (Kroaten, Panduren) und Rothmäntel in alten Tagen am Rhein und an der Elbe unter den Hauben unſerer Großmütter aufzurichten pflegten. Oder ſtellet euch ein Geſchlecht vor, das aus allen Schmugglerfamilien des Böhmerwaldes und des Rieſengebirgs zu beiden Seiten von Sachſen, Schleſien und Böhmen, oder an der franzöſiſchen Gränze zwiſchen Belgien und Frankreich und Deutſchland im Ablaufe mehrerer Jahrhunderte erwachſen und zuſammengewachſen wäre, und ihr habt die Löſung eines Räthſels, welches dann kein Räthſel mehr iſt.

Hier wirft ſich nun die Frage auf und hier fragen Sie, Verehrte, mich auch: Wo finden wir noch die ächten Deutſchen? und welche unter den Vielen, die nur verbaſtardete Miſchlinge ſeyn ſollen, ſind die rechten Deutſchen? O je! o weh! wenn man auf ſolche Fragen antworten ſoll, fühlt man recht, auf welches gefährliche Feld man ſich gewagt hat.

Wir haben oben angedeutet, daß die Entſtehung der großen Weltvölkerſtämme und ſelbſt die Entſtehung der einzelnen größeren Völker in ihren Anfängen uns durchaus ein Geheimniß geblieben iſt, worüber wir viel hin und her räthſeln und es doch nimmer ins Klare bringen können. Es ſind bald zweitauſend Jahre, als die Germanen den Römern zuerſt und zwar mit fürchterlichen Schrecken bekannt wurden: Cimbern und Teutonen, woher gerade ausgeſtrömt und wie zu einer zerſtörenden Lawine zuſammengerollt, wer weiß es? Aber viele Germanen waren doch dabei; es ſind bald neunzehn und achtzehn Jahrhunderte, als ſie anfingen ihnen mit ſchrecklich trotzigen Augen öfter ins Geſicht zu ſehen und mit Lanzen und Schwertern ins Geſicht zu ſchlagen. Sie erſchienen ihnen damals durchaus

wie ein Volk aus Einem Guß und Stamm, wie gesagt, gleich leiblichen Brüdern aus demselben Hause. Aber was bedeutet diese den Römern allerdings auffallende Erscheinung? Was bedeuten in der Weltgeschichte und ihren Bildungen und Entwickelungen ein paar Jahrtausende? Siehe, die Bergmänner und die Sterndeuter, die Werner, Buche, Herschel, Humboldte mit ihren Schaufeln und Fernröhren sind über uns gekommen, und wir müssen den neunzigsten Psalm und seine Brüder und den Vers: ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, jetzt mit ganz anderer Andacht und Hindacht singen, als sie von unsern Vätern gesungen worden. Wer wagt es noch, die Geburten und Entwickelungen der Völker und ihre hundert und tausend Zufälligkeiten, ihre Langsamkeiten und Geschwindigkeiten zu berechnen? Wer weiß, durch wie viele Verwandlungen jene alten Germanen des Cäsar und Tacitus schon gegangen, aus welcherlei und aus wie vielen Mischungen sie zu dem geworden waren, wie sie jenen Römern in ihren Tagen erschienen? Wer will uns Bürgschaft leisten, daß in einem großen Theil jener sogenannten reinsten germanischen Völkerschaften nicht schon verwandter gallischer und slavonischer Stoff, auf welchen Stoff Manche jetzt mit einem so schnöden Seitenblicke herabsehen, mit eingemischt war?

Aechte Deutsche also, die wir seit Plinius und Tacitus wenigstens als solche, worüber seitdem nichts Fremdes hingefahren, wo auch nichts Fremdes hineingefahren, wissen und kennen? Her damit! Ach! auch hier o weh! und abermal o weh! Schlagen wir die Landkarte auf, nicht einmal ein Viertel von jenem alten reinen Deutschland bleibt uns da übrig: nur ein Theil des Westen zwischen den Dänen in Jütland und dem Rhein, die Stämme der Friesen und Angeln längs Nord- und Ostsee, die Engern und Westphalen von beiden Ufern der Weser bis zu den Friesen hin, die Hessen (Katten) in ihrer weiland unwegsamsten Sylva Buchonia, und hie und da ein Streifchen Thüringens und Klein-Frankens in den Bergen, wo weiland die Hermunduren saßen.

Das ist es Alles, aber wir wollen uns beruhigen und trösten: mit dem übrigen Dreiviertel Deutsche sieht es doch so

ſchlimm nicht aus, als man nach dieſem Bekenntniß glauben möchte. Die Celten und Slaven ſind zum Theil vor ihnen in den Landen geweſen, zum Theil ſpäter hineingekommen, und haben ſich mit ihnen gemiſcht, aber gottlob genug iſt von dem Gepräge geblieben, welches den Franken, Schwaben, Bayer, Oeſterreicher, Thüringer, Brandenburger, Preußen zu Germanen ſtempelt.

Celten oder Gallier. Das alte, zu Gallien gerechnete Belgien war von ihnen durchſchwängert oder vielmehr die Celten waren dort von Germanen durchſchwängert. Sie waren die früheren Bewohner des Landes geweſen und die Germanen als Eindringlinge oder Einwanderer waren über ſie oder zu ihnen gekommen. In welchem Verhältniſſe die Miſchung der Beſtandtheile geſchehen war, welcher Theil der überwiegende Theil war, darüber erzählt Cäſar uns nichts, welchem wir über dieſes Land die erſte Kunde verdanken; er ſagt uns nur, daß alles, was öſtlich längs dem Rhein wohnte, reines deutſches Blut war. Dieſes Land lag ein halbes Jahrtauſend unter den Römern, doch ſo, daß die Deutſchen oft über den Rhein eindrangen, daß viele Tauſende derſelben dort zu verſchiedenen Zeiten angeſiedelt wurden, Allemannen, Sachſen und Franken ſich vorzüglich feſtſetzten. Jetzt ſind dieſe Lande der Sprache und Sitte nach faſt rein deutſch, mit Ausnahme des räthſelhaften Bruches der Wallonen, welche wahrſcheinlich Reſte eines mehr celtiſchen Theils des alten Belgiens ſind; denn von den eigentlichen Franzoſen, dem jüngeren Gemiſch von Germanen und Galliern, alſo einer ſpäteren Geburt, ſind ſie durch die Sprache zum Theil, durch Blut, Geſtalt, Art und Sitte aber ſehr verſchieden: ein kurzer, kräftiger, unruhiger, ſehr wirkſamer und leidenſchaftlicher Menſchenſchlag. In dem größeren Theil der Landſchaften des gegenwärtigen Belgiens und ſeiner Gränzlande ſcheint das Galliſche faſt weggewiſcht und ausgelöſcht, wenn wir es nach der Beſchreibung der Alten und nach ſeiner Aeußerung und Erſcheinung in der Gegenwart ſuchen und finden, wo es immer das Unruhige, Heftige, Wankelmüthige, Leichte und Leichtſinnige bedeutet. Wer findet dies in Brabant und Flandern, wo etwas Stilles, Ernſtes, Schweres und oft Trübes an Leib und Seele, ſowie Sprache und Art auf das Deutſche, man möchte faſt ſagen,

auf das westphälische Deutsche und also vorzüglich auf den Sachsenstamm hinweist? Schwere Leiber, schwere und verhüllte Geister, Zähigkeit, ja Hartnäckigkeit des Willens, stille Festigkeit, eine Unstörlichkeit, was sie Unanthunlichkeit nennen. Sie sind still und ernsthaft in deutscher Langsamkeit, aber geringerer Langmüthigkeit; denn sie halten das Ihrige grimmig fest und schlagen, wenn man es antastet, mit sächsischer und friesischer Schwere hart aus.

Was südlich unter der Donau liegt (Schwaben, die Schweiz, Bayern, Tyrol, Oesterreich), kurz die deutschen Donaulande und Alpenlande, wird uns in der Römerzeit von gallischen Völkerschaften bewohnt gemeldet. Daß hier unter den Bewohnern der Lande wohl manches Germanische mit darunter war, ist wohl unzweifelhaft; aber wer weiß, wie viel und was vielleicht von andern frühern Völkerresten der Berge? Eben das wird in Hinsicht der Gallier gelten für das Land zunächst nördlich der Donau oder über ihrem linken Ufer, vorzüglich wohl von den östlichen, in den Bergen des jetzigen Böhmens und Mährens wohnenden Völkerschaften. Wenn die Germanen dort auch schon in Cäsars und Augustus Zeit die Herrschenden waren, so sind sicher viele Gallier dort sitzen geblieben und mit ihnen gemischt worden; trägt ja Böhmen, damals das Hauptland des mächtigen Markomannenstaates, noch heute den Namen Böheim, Bojenheim, von dem großen gallischen Volke der Bojer, sowie später die Namen Bojoari, Bojoaria, Bavaria, Bayern aus diesem weltschallenden Laut herausgerufen worden sind. Neben und unter Galliern und Germanen haben, wie angedeutet, in den Alpen und ihren Thälern vielleicht von viel älterer Zeit her noch Stumpen früherer, schon verschollener Völkerschaften gesteckt. Denn den Bergen, Inseln und Küsten ist es nicht allein ihrer Oertlichkeit wegen eigen, sowohl der Unbeweglichkeit als der Unzugänglichkeit wegen, daß sie ihre Bewohner mehr festhalten, dahingegen es mit glatten flachen Ebenen und Steppen etwas gar Anderes ist, woraus die Völker leichter wegzudrängen sind und mit leichterem Sinn mit Mann und Maus auswandern. Auf jenen erstgenannten aber ruht auch etwas Geheimes und Mystisches, was die Menschen an sie fesselt, die Traulichkeit und Heimathlichkeit, was der Schweizer das Heimelnde nennt.

Gerade da, wo der Mensch am schwersten zu dem Nachbar kommen kann, wo er durch Meer und Felsgebirg und Eis und Schnee oft viele Monate lang am verschlossensten und einsamsten wohnen muß, wo sein Haus und seine Schlucht dann gleichsam sein einsames Gefängniß wird, gerade da wird er am festesten gebunden. Dies erleben wir an der Ostsee, auch in den Halbinseln und Inselchen meiner Insel Rügen, auch in Bornholm u. s. w. alle Tage, daß Abenteurer und Schiffer, die in ihrer Jugend alle Länder durchfahren und alle lebendigsten und herrlichsten Städte der Welt gesehen haben, im reiferen Alter mit unwiderstehlicher Sehnsucht in die einsame Heimath zurückgelockt werden, um an einem kahlen, bloß von Tauchern, Enten und Möven umkrächzten Strande, unter einer rauhen Klippe, wo der alte Hagedornbusch schon über den Locken des Urahns wehete, die letzten Sonnen auf und unter gehen zu sehen.

Es wird uns erzählt, wohl mit etwas prunkvoller Uebertreibung, um die römischen Siege und ihre Erfolge gleichsam glänzender zu machen, wie gräßlich blutig Augustus Stiefsöhne die Eroberung der letzten unbezwungenen Alpenlande vollendeten und wie die freiheitliebenden Söhne der Berge dabei größtentheils ausgerottet wurden. Das klingt man nach gewaltigen Feldzügen so in die Ferne der Länder und Zeiten hinein. Wenn in unsern Tagen die Feldzüge der Franzosen und Oesterreicher und die blutigen Schlachten an der Donau und in Tyrol jemand am Taurus oder im Atlas gehört oder beschrieben gelesen hätte, wenn am Taurus und Atlas aus der Ferne her dergleichen gehört oder gelesen würde, der könnte sich allenfalls auch wohl einbilden, daß nach so blutigen, mörderischen Kämpfen wenig Manns mehr übrig geblieben sey, was Lanze und Schwert tragen könnte. Aber so war es nicht, so ist es gewiß auch in der Zeit des Tiberius und Drusus nicht ganz gewesen. Sey es, daß der größte Theil der wehrhaften Männer im hartnäckigen Kampfe mehrerer Jahre aufgerieben ist, daß in einzelnen Thälern selbst die Mütter aus Grauen, ihre Kinder als künftige Sklaven zu wissen, die Söhne aus den Wiegen gerissen und gegen die geschändeten Felsen geschleudert und sich ihnen dann in den Tod nachgestürzt haben — solche Großthat ist nimmer eine allgemeine, kann nimmer die eines ganzen Landes seyn —

eine einzelne Stelle, eine einzelne, gewaltige, zusammengedrängte, von wenigen mächtigen Seelen erhobene und ermuthigte Stadt, eine Numantia, ein Harlem können solche Wagnisse der Herrlichkeit zeigen und bestehen, auf fünfzig und hundert Meilen zerstreute Völkerschaften von Hunderttausenden verschwinden durch solche Tode und Aschen nicht von der Erde. Die Meisten werden durch die Zeit zuletzt ermattet und nicht so sehr durch die Feigheit und Habsucht als durch die langsam zermürsende Noth und den Jammer des Kriegs selbst an dem Leben und in ihren Sitzen festgehalten. Gewiß sind in den Alpen auch von den Wehrhaften einige übrig geblieben, deren Herzen sich endlich zum Dienst gebeugt haben, der abhängigen Knechte, welche auch die freien Völker weiland immer hatten und auch die Tscherkessen und Lesghier heute im Kaukasus haben, der Schwachen, der Alten, der Weiber und Kinder nicht zu gedenken. Die Blachlande zwischen den Alpen und der Donau scheinen ohne solche Kämpfe unterworfen zu seyn. In diesen Landen haben nun die Römer etwa vier Jahrhunderte geherrscht, Festungen gebaut, auch manche Kolonien angelegt, neues Volk aber (nämlich so viele Menschen, die da Volk heißen und Volk werden konnten) nicht eingeführt. In diesen vierhundert Jahren haben diese Faulen, die im Ganzen so wenig wißbegierig waren, hier freilich nicht geträumt — denn ihre nördlichen germanischen Nachbarn ließen ihnen zum Träumen keine Ruhe — aber doch versäumt, uns über die Lande, die Menschen und überhaupt über die örtlichen, volklichen, menschlichen Zustände genauere Beschreibungen und Nachrichten zu hinterlassen. Wir sind da für die Erfundung des Einzelnen in diesen Beziehungen auf einige zufällige und gelegentliche Züge und Striche in den römischen Geschichtsbüchern und auf Namen der Orte und Menschen, wie auf Grabsteine, Münzen und zerstreute Denkmäler angewiesen. Nur das wissen wir, daß Markomannen, Burgunder, Allemannen oft weit über die römischen Gränzwälle gegen Süden und zuweilen gar bis über die Alpen vordrangen, und daß gegen den Ausgang des vierten Jahrhunderts die Allemannen schon einen Theil der Westlande dieser Gränzen besetzt hatten.

Nach dem gewaltigen Stoß und Sturz der Völker seit Hermanrich, Alarich, Attila und ihren Folgen ist gerade dieses

große römische Alpen- und Donauland größtentheils die Völkerstraße von Norden und Osten gegen Süden und Westen geworden; aber auch diese wilde Zeit und ihre wilden Getümmel und Hin- und Herzüge hat man sich doch nicht so übergräulich und entsetzlich einzubilden, als wenn in ihr nimmer Ruhepunkte gewesen wären, wo kein Gras und kein Mensch mehr hätten wachsen können. Freilich jene Getümmel wiederholten sich mehrmals, aber die Strömungen brausten doch meistens schnell weiter und die meisten der germanischen Völkerschaften waren doch auch keine solche barbarische Bestien mehr, als man sie sich häufig ausmalt; und das soll man auch bedenken: die wenigsten von ihnen wollten geradezu zerstören, viele wollten bleiben, sie wollten also erhalten, wenigstens so erhalten, als sie in ihrer Rohheit das Erhalten verstanden.

Doch seit der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung sind germanische Völkerschaften hier eigentlich erst als Herrscher seßhaft geworden, in den Westlanden vorzüglich Allemannen und einige Burgunder, in den Ostlanden meistens andere suevische Stämme und gothische: Heruler, Rugier, Ostgothen, auch wohl Nachlaß der alten Markomannen und Burgunder. Das Wieviel von einem Jeglichen und die Mischung unter einander und mit den alten Einwohnern, die über vier Jahrhunderte unter den Römern fortgelebt hatten, das kann jetzt kein Sterblicher mehr berechnen und sichten. So ist hier in dunkler und geschichtlich fast ganz verhüllter Zeit, welche für die einzelnen Bildungen und Entwickelungen wenigstens eine verhüllte Zeit heißen muß, der große Name Boyoaria und Bayern entstanden, der zwischen dem sechsten und achten Jahrhundert gleichsam ein eigenes Reich bildete und, wenn gleich als solches von dem Zertrümmerer und Schöpfer Karl dem Großen zerstört, später noch, indem es Bayern, Tyrol, Oesterreich in sich begriff, das dritte größte der deutschen Herzogthümer bildete, da man das austrasische Altfranken, so lange es als Ein Herzogthum zusammenhielt, wohl das reichste und mächtigste und das Herzogthum Sachsen das größte und weiteste nennen durfte.

Dieses Bayern? In der Zeit unseres deutschen Jammers zwischen den Jahren 1805 und 1813 meinten einige schlechte Deutsche, die an jeder deutschen Wiederaufrichtung des gefallenen

Vaterlandes zu verzweifeln schienen, dem französischen Uebermuth, den sie vielleicht für einen gallischen Uebermuth hielten, durch die gallische Verwandtschaft schmeicheln zu können. Wie man von einem verwundeten Pommer erzählt, daß er einem Offizier, der ihm nach der Leipziger Schlacht seine pommerische Heimathschaft bekannte, geantwortet habe: Ja nu willen se all Pommerenken sin, so wollten damals Einige alle Bayern rein zu Galliern machen. Das soll man wohl schweigen, wie viel Gallisches jetzt noch in einzelnen Schweizern, Tyrolern, Bayern, auch wohl in einigen Oesterreichern steckt, aber daß Vieles darein gemischt seyn muß, müssen wir geschichtlich glauben. Am meisten gilt dies jedoch sicherlich von den gebirgigten Gegenden. Ich für meinen Theil, indem ich den geschichtlichen Spuren folge, die aber mit Schutt und Gestein und Gestrüpp sehr überschüttet und verwachsen sind, muß glauben, daß viele Nachbleibsel von Markomannen und Burgundern, ferner die eben genannten gothischen Stämme zu den deutschen Bewohnern Bayerns, Tyrols und Oesterreichs den Beitrag geliefert haben. Diesem Glauben kommt auch die äußere Erscheinung und das Auge zu Hülfe, und Manches, was mir in den Gesichtern und Gestalten der Menschen der Oberpfalz und Bayerns und Oesterreichs begegnet ist, und was bis an die Kniee und Waden und Köpfe der Lombarden an den Seen von Como und Garda hinaufläuft. Das ist mir erst recht aufgefallen, nachdem ich in verschiedenen Ländern und Völkern Aehnlichkeiten und selbst Verwandtschaften zu sehen gemeint habe; es ist mir, als ich in langen Zwischenräumen Frühergesehenes wiedergesehen habe, wie eine Rückerinnerung, wie etwas, was ich in einem längst vergangenen Weiland schon erlebt hatte, gleichsam in den geistigen Blick geschossen. Dergleichen scheint dann oft plötzlich und hell wieder ins alte Auge, wie die mit Wehmuth durchschimmerten Dämmerungen der Träume jugendlicher Liebe und Freude. In der Oberpfalz, in Südbayern und bei manchen Oesterreichern und Tyrolern finden sich besonders viele Rundköpfe und eine vorzüglich runde Form von Waden und Knieen, kurz ein sehr rundes gedrungenes Bein. Diese Rundköpfe, diese Art Beine (ich meine nicht allein die Beine der Bergkletterer) sind charakteristisch bei den gemeinen Schweden, mehr jedoch im Schwedenreiche

als im Gothenreiche, worin die ſchwediſchen zwei Hauptſtämme ſich ſcheiden, und eben ſo bei den Lombarden. Ich weiß nur, daß mir bei dem Anblick von lombardiſchen und bayriſchen Fußregimentern immer die weſtmanländiſchen und upländiſchen ſchwediſchen eingefallen ſind. Hiebei ſtellt eine geſchichtliche Wahrnehmung ſich ungerufen ein: nämlich die enge, durch zwei Jahrhunderte fortgeſetzte Verbindung der vornehmen und vornehmſten lombardiſchen und bayriſchen Geſchlechter, was vielleicht auf Erinnerung ſehr alter Freundſchaft und Verwandtſchaft der Stämme hinweist, eine Verbindung, welche mit den umgeſtürzten Thronen von Regensburg und Verona auch von Karl dem Großen durchſchnitten ward.

Ich bekenne hier mit einiger Beklemmung, daß ich Sie, meine Verehrten, mit dieſem Hinundherſpazieren in die Kreuz und Queer auf den gutentheils noch wüſten und unwegſamen Pfaden der Geſchichte dunkler Anfänge oder verdunkelter Vergangenheit und mit den Zügen und Flügen von Gedanken und — geſtehe ichs nur — einer ſich oft verflatternden Phantaſie zu ermüden und zu langweilen fürchte, aber ich habe mich einmal vor Ihnen auf dieſes wilde Pferd geſetzt, das vielleicht mein Steckenpferd iſt, und Sie müſſen nur Geduld haben und mich noch ein wenig vor ſich hingaloppiren ſehen.

Wer in die ſogenannte auch mir angeſcholtene Deutſchheit zu ſehr verliebt iſt, in ein, wie Manche ſagen, unbeſchreibliches Ding, ein Ueberall und Nirgends, das nur in Träumen der Phantaſie hin und her fliegt, eine Sternſchuppe, wie ſie in trüben Novembernächten klumpenweiſe aus umnebelten Geheimhimmeln fallen, der mag ſich leicht an der Meinung ſtoßen, daß in dieſer ſüddeutſchen Deutſchheit, welche der norddeutſchen gegenüber oft ſo ſtolz auftritt, viel Galliſches eingemiſcht gedacht werden muß. Galliſches? Heißt das immer Schlechtes? Denn wiewohl wir mit Alten und Neuen in der Regel ſagen, daß das Galliſche von Natur leicht, leichtſinnig und nicht ſo nachhaltig und treu als das Deutſche ſey, ſo ſind darin doch manche liebenswürdige, zum Theil freilich ſpielende Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens verſchloſſen, welche uns Deutſchen fehlen und deren Luſt wir uns vergebens wünſchen. Und wiſſen wir denn, ob es nicht auch ſehr ernſte und feſte galliſche Stämme

gab, ob die Bojer und Alpenbewohner nicht etwa solcher Art waren, und ob in den Schweizern, Tyrolern und Bayern doch nicht mehr gallisches Blut fließen könnte, als wir meinen? Denn dessen können wir uns bei näherer Betrachtung und Wägung der Menschen bei ihnen allerdings trösten, daß das Germanische in Art und Sprache gesiegt hat, daß eine gewisse gutmüthige, oft faule Schwerfälligkeit, eine gewisse gerade Treuherzigkeit, wodurch eben nicht immer eine germanische Männertugend bezeichnet werden kann, da sie oft dicht neben der Schwächlichkeit und Gleichgültigkeit liegt, nebst andern edleren Eigenschaften das deutsche Gepräge genug auszeichnet. In einzelnen Thälern Tyrols und der Schweiz möchte eine gewisse ganz eigenthümlich selbstbewußte Geradheit und Lustigkeit, die auch mit der sogenannten deutschen Treuherzigkeit gar gewandt und schelmisch zu spielen versteht, nicht bloß im Umgang, sondern auch im gemeinen Handel und Wandel, sehr auf gallischen Ursprung hinweisen. Ueber einzelne romanische Restchen bedarf es hier der Rede nicht, noch über das, was uns aus manchen rabenschwarzen Locken und listigen Augen als fernst von allem Deutschen hier auch zuweilen ganz fremdartig anblickt.

Wir gehen nun zu dem slavonischen Theil Deutschlands über, was hin und wider auch wohl das Wendische oder Windische genannt wird. Dieser Stamm sitzt noch heute hie und da sehr dick und dicht in Südösterreich, noch mehr in Mähren und Oberschlesien, viel mehr in dem czechischen Böhmen; eingesprengt ist er in das mittlere oder kleine Franken (der weiland fränkische Kreis) und in die Elb-, Saale- und Berglande der Thüringer und Ostsachsen (Ostfalen); aus ihm, sagt man uns, sind die gegenwärtigen Schlesier, Brandenburger, Pommern, Mecklenburger, Wagrier (Ostholsten), die knechtische und knechtischgesinnte deutsche Bastardbrut, wie in gewissen bösen Stimmungen süddeutscher Uebermuth die Bewohner dieser Lande zuweilen schimpft. Diesen rufe ich hier sogleich am Eingange ein Halt an! zu; denn sie scheinen wenig zu wissen und zu überlegen, was sie thun, oder was sie wollen und wohin sie in leidenschaftlicher Uebereilung fortgetrieben werden.

Es war, wie ich oben leicht angestoßen habe, die schändliche

Zeit vor vierzig Jahren da, wo deutsche Blindlinge, die man in einem gewissen Sinn auch wohl Blendlinge und Bastardbrut schelten dürfte, alles Süddeutsche den Franzosen zu Gefallen rundum und kurzum zu reinem Gallischen machen wollten. Später ist uns nach den Tagen der Sklaverei eine Zeit für wahre und eingebildete Freiheit gekommen, und sie ist noch da, wo die begeisterten und berauschten Freunde und Verehrer derselben durch das entsetzliche Unglück der Polen mit sich selbst und der Geschichte in den brennendsten Widerspruch hineingerissen wurden. Indem sie in den Polen nichts als Begeisterung für das Edelste und Höchste, Stolz, Ritterlichkeit mit Todesmuth für ihr Recht und ihre Freiheit erblickten, bewunderten und vergötterten, schimpften und schimpfen einige von ihnen noch jene eben genannten nordöstlichen Deutschen, und nannten sie wendische, slavische, sklavische, knechtische Menschen ohne Kühnheit und Streben für Güter edlerer Freiheit, jeder unwürdigsten Knechtschaft geduldig, und eine verbastardete wendische Brut — und das alles meistens nur, weil sie unumschränkten Königen und Herzogen gehorchen und noch nicht auf den constitutionellen Höhen stehen. Wobei sie ganz und gar vergessen, daß, wenn das Slavische und Wendische in den Schlesiern, Pommern, Mecklenburgern u. s. w. Solches bedeutet, die vergötterten Polen dadurch schwerlich gelobt werden, denn jene wären ja dann mit den Polen des nächsten, ja fast desselben Blutes. Unrecht haben diese vom Oberrhein und von der Oberdonau doppelt, diese Südlichen, in welchen doch ohne Zweifel viele gallische Keime stecken, indem sie zu gleicher Zeit vergessen, wie viel Aehnliches, ja fast Gleiches das ächte Gallische und das ächte Slavische oder Wendische in seinen Erscheinungen und Lebenswirkungen offenbart. Leichtigkeit, Leichtsinn, Gewandtheit, Unruhe, Heftigkeit, Geschwindigkeit des Gedankens und oft zu flüchtige Geschwindigkeit des Einfalls, des Entschlusses und der That — kurz das Ungestüme, Fliegende, Flüchtige, mit mancher liebenswürdigen Leichtigkeit, Hübschheit und Ritterlichkeit gepaart, wie es sich auch bei vielen sehr gallischen Franzosen findet, nebst manchen andern hübschen Fertigkeiten und Eigenschaften, die uns Deutschen fehlen — das ist das Slavische, das ist das Polnische. Aber in jenen als Bastardbrut und Knechtsbrut Geschimpften erscheint das freilich

wenig, und wir werden ſehen und zu erklären ſuchen, warum es da wohl nicht erſcheint.

Wir folgen nun ungefähr der ſlaviſchen Volkslinie, wie wir ſie uns gezogen haben oder wie ſie uns vielmehr örtlich und volklich vorgezeichnet läuft, und hängen daran einige zu unſerer Aufgabe gehörige leichte Bemerkungen.

Die Slaven des Kaiſerthums Oeſterreich. Sie ſind faſt allenthalben ganz geblieben, auch die leichteren und dünneren derſelben, die in einem Jahrtauſend wohl etwas zu verwandeln und in das Deutſche mehr hineinzuverleiben geweſen wären. Ich meine hier diejenigen, welche in Südöſterreich und auch zum Theil in Mähren hin und wieder unter Deutſchen verſprengt und zerſtreut wohnen. Oeſterreich hat ſeit der Reformation traurig verſäumt mit deutſcher Sprache und Literatur fortzuleben und fortzublühen, wenigſtens ſo viel zu blühen, als man in den letzten drei Jahrhunderten deutſch blühen konnte; es hatte lange von ſeiner Herrlichkeit weg mit ſpaniſchen und italieniſchen und zuweilen auch mit jeſuitiſchen Augen zu ſehr nach Süden geblickt und ſich von dem deutſchen Lichte abgewendet, und als ihm ſeit dem unvergeßlichen Kaiſer Joſeph die Augen wieder aufgegangen ſind, ſind den vielen Fremden oder denen, die als Halbfremde unter und bei ihm wohnen, ihre Angen auch aufgegangen. Sie wollen, nachdem ſie in einem tauſendjährigen Schlafe gelegen, nun auch durchaus etwas Eigenes ſeyn, eigenes Weſen, eigene Sprache und Literatur pflegen und bauen, und könnten Oeſterreich und Deutſchland noch einmal wieder Kämpfe bereiten, wie ſie vor dem neunten bis dreizehnten Jahrhundert zwiſchen den beiden Völkern beſtanden. Von Böhmen rede ich hier nicht, Böhmen iſt ein ſo großer Klumpen und iſt ein ſo gewaltig eigenthümlicher czechiſcher Klumpen für ſich, daß ſeine Verwandlung, ſeine Ueberſetzung ins Deutſche, wenn man ſie jemals hätte verſuchen wollen, wohl immer die allerſchwerſte geblieben wäre.

Jene ſüdlichen Wenden in Steiermark, Kärnthen, Krain ſcheinen volle, ächte Slaven. Wo ſie noch unter den Deutſchen wohnen — ich meine die Einzelneingeſprengten — unterſcheidet man ſie bald durch ihr keckes, leichtes und trotziges Auftreten, durch geſchwindere Bewegungen und volleren Lärm, durch ſchlankere und gewandtere Glieder; denn die Slaven ſind ein hübſcher

Menſchenſtamm. Aber man erkennt ſie leider nicht nur an den geſchwinderen und lauteren Zungen und Schritten und den Schnauzbärten, ſondern auch an den undichteren Mänteln und Scheunendächern, als die ihrer Nachbarn ſind. Das leichte, windige ſorgloſe Blut.

Aber die Czechen? Da ſtehen wir oder — wie das gemeine Wort ſagt — da ſtehen die Ochſen am Berge, da ſtauet ſich uns das Waſſer: wir ſtehen und ſtaunen, weil wir nicht wiſſen, wohin mit dieſen oder woher. Ich habe mich über dieſe Erſcheinung der böhmiſchen Czechen oft verwundert, und auch andern iſt das widerfahren. Warum? woher ſolche Verwunderung, die ich eben ſogar bis zu einem Erſtaunen geſteigert habe?

Dieſe Verwunderung iſt etwas ſehr Begreifliches, weil die Czechen ein ſlaviſcher Widerſpruch ſcheinen, eine faſt unerklärliche Ausnahme von der ſlaviſchen Regel. Wie oft iſt anderswo und auch an dieſer Stelle wieder ausgeſprochen und von jedermänniglich zugeſtanden: der Slave iſt an Leib und Seele ein leichtes, luſtiges Weſen, das ſich mit Gewandheit und Friſchheit durch und über die Welt hin ſchwingt und Leid und Plage leicht abſchüttelt, kurz ein vollkommener Gegenſatz des ſchweren und langſamen Deutſchen! Und dieſer Czeche? dieſer ſo ernſthafte, düſter tiefſinnige und bei Gelegenheit ſo nachhaltige und ingrimmige Menſch? Woher iſt dieſer geſprungen und entſprungen? warum iſt dieſer rieſengebirgiſche karpathiſche Slave ſo aus der Art geſchlagen?

Man antwortet uns hier wohl: Seine Schickſale haben ihn ſo gemacht, die ungeheuren Plagen, Strafen, Aechtungen, Hinrichtungen, zuerſt die durch Johann Huſſens Scheiterhaufen veranlaßten, dann die unter den zwei erſten Ferdinanden, haben ihm das dunkle Bild auf die Stirn und die düſtere Farbe ins Herz gepreßt. Aber das erklärt die Sache nicht, denn man kann dagegen ſagen: eben weil dieſer Czeche von Natur ſo ernſt, tief und mächtig war, hat er jene ſchwerſten, fürchterlichſten Verhängniſſe auf ſich herabgelockt. Und in dieſem Ausſpruch ſcheint wirklich eine Wahrheit zu ſeyn. Auch wird jene erſte Anſicht augenſcheinlich widerlegt durch die vielen unter der türkiſchen Herrſchaft nun ſchon drei, vier Jahrhunderte ſchmachtenden

und zertretenen Slaven. Warum zeigt uns der Bosniake, der Bulgare und der Kroate nicht auch das czechische Gesicht? Nein, bei diesen erscheint das alte slavische Blut immer noch in seiner vollen grünen Frische; wenn nur irgend eine Ruhe von den Plackereien und Schändungen eintritt, wenn nur irgend ein Sonnenglanz des Lebens aus dem dicken Gewölk ihrer unendlichen Schändungen hervorleuchtet, sogleich springt und jauchzt es wieder, sogleich ist der alte Leichtsinn, die alte Lebendigkeit und Lustigkeit wieder da. Es muß dieses Czechenvolk also in früher Zeit, vielleicht lange vor seiner Einwanderung in Böhmen, von einem fremden Volke, vielleicht von dem germanischen Volke, eine Beimischung empfangen haben, welche ihm jenen Schwersinn, Tiefsinn, Wissenschaftssinn gegeben hat, wodurch es sich fast vor allen seinen Bruderstämmen auszeichnet. Da diese Art sich auch bei denjenigen Czechen findet, die in Nordungaren und Mähren, ein paar Millionen Menschen in den Karpathen wohnen, so muß man beinahe glauben, daß eine solche Verwandlung des leichten Slavoniers in einen so ernsten und schweren Menschen sich wohl schon vor jener Zeit begeben hat, welche wir gewöhnlich die Völkerwanderung nennen. In Hinsicht der böhmischen Czechen könnte man allenfalls meinen, daß sie, da die Bergbewohner ihre Heimath nicht gern verlassen und nicht leicht verlassen können, bei ihrem Einrücken in Böhmen nach der Auswanderung oder Austreibung der Markomannen und Quaden dort in den Bergkesseln noch viele Hunderttausende deutscher Menschen gefunden und mit ihnen und aus ihnen eine neue Art gezeugt hätten.

Wie dem auch sey, der Böhme ist ein gar absonderlicher Slave und ein gar absonderlicher Mensch, der sich auch durch einen gewissen stummen Groll, welcher leicht bittrer Haß wird, von dem Deutschen gern absondert, welcher, wie er meint, ihn von jeher beschädigt und unterdrückt hat. Nun wohnen Deutsche unter Böhmen, in dem Innern, in den Bergkesseln und auf den Ebenen, meistens nur in den Städten; Deutsche wohnen ringsum in den von Nordwesten nach Südosten fortlaufenden Gebirgen, und von da hin und wieder mehrere Meilen tiefer ins Land hinein, einige westliche Kreise Böhmens nicht gerechnet, welche der Luxemburger Karl IV. im vierzehnten Jahrhundert von dem Nordgau Klein- oder Inner-

frankens abriß und mit seinem Böhmen vereinigte, wo Pilsen, Budweis, Eger, Karlsbad u. s. w. Diese böhmischen Bergdeutschen sind wahrscheinlich Nachbleibsel der alten deutschen Bewohner dieser Lande, der Hermunduren, Markomannen, Quaden u. s. w., ein lebhaftes, munteres, thätiges, sang- und klangreiches Menschengeschlecht. Uebrigens dürfen wir auch nicht vergessen, daß die Czechen ebenfalls ein Gesang und Saitenspiel liebendes Volk sind.

Es bleibt uns nun übrig, einen kurzen Blick auf unser nordöstliches Deutschland zu werfen, auf unsere slavischen und wendischen Deutschen, welche, wie wir oben klagten, so häufig als eine gleichsam niedrigere Art, als eine Bastardbrut von solchen geschimpft werden, die in ihren Gränzen und in ihrem Blute gallische Bestandtheile nicht abläugnen können, wo denn doch bei Vergleichung und Gegenwägung der slavischen und gallischen Eigenthümlichkeiten schwer zu entscheiden seyn möchte, nach welcher Seite der Herleitung und Verwandtschaft das Uebergewicht fallen würde. Bekanntlich waren diese östlichen Lande, die Absenkungen der Karpathen, und die Ebenen über Elbe und Saale hinaus und bis in die Thüringer und Ostfalen hinein, und an dem Saum der Ostsee nördlich der Elbe von dem östlichen Transalbingien bis zur Weichsel hin, im achten, neunten Jahrhundert Wendenlande, und sind erst nach langen und hartnäckigen, drei Jahrhunderte fortgesetzten Kriegen unter Deutschland bezwungen und wieder germanisirt worden. Die Scheidung von zwei verschiedenen deutschen Zungen hat sich hier so gemacht, daß die suevische, hochdeutsche Mundart die Lande am östlichen Abhange der Karpathen (Mähren, Schlesien, die Lausitzen, Meißen), die sächsische, niederdeutsche dagegen alles übrige nördliche und nordwestliche Land der Wenden ergriffen und wieder gedeutscht hat. Diese Deutschung, Neudeutschung oder Verdeutschung der Wenden hat sich indessen geschwind gemacht, und ist fast allenthalben in zwei Jahrhunderten vollendet worden, mit Ausnahme einiger kleinen Brüche in den Lausitzen, im Lüneburgischen (wo es nun auch abgestorben ist), in Hinterpommern (Kassubien), wo wendische Sprache und Art und Sitte sich zum Theil bis auf unsere Tage erhalten hat. Man fragt sich hier billig: Wie ist diese Veränderung, ja diese Verwandlung von

Millionen Menschen — denn geringe gerechnet sind doch wohl zwei bis drei Millionen Wenden damals unter Deutschland und zu Deutschland geschlagen worden — so geschwinde zu Stande gekommen? Welche außerordentliche und überwiegende geistige oder leibliche Macht hat dieses seltene Ergebniß zu Stande gebracht?

Die leibliche Macht? Diese Lande haben allerdings erobert werden müssen und sind langsam, die meisten mit dem Schwert, zu Deutschland herangeholt worden; es sind deutsche Ansiedler eingezogen, deutsche Bürger haben deutsche Städte gebaut oder sich in den schon stehenden neben den alten Einwohnern niedergelassen, deutscher Adel hat Güterschenkungen bekommen, deutsche Priester haben das Christenthum gebracht und sowohl für die neue Lehre als die neue Herrschaft die Menschen zähmen und gewinnen gesollt. Die Zahl der Einwanderer und Ansiedler, welche in sehr verschiedenen Zeiten und meistens in einzelnen Schaaren, nach einander gekommen sind, läßt sich schwerlich berechnen, aber über ein paar Hunderttausende wird sie sich in jedem Fall nicht viel belaufen; und was konnte das für so weitgestreckte Lande bedeuten? Unterworfen sind die Völker allerdings geworden, mit Ausnahme jedoch der Herrscher über die Pommern und Schlesier, die sich allmählig fast wie freiwillig angeschlossen haben; sie sind auch allmählig immer mehr nach deutscher Weise geordnet, verwaltet und regiert worden, aber grausame tyrannische Gewalt, wodurch ihnen deutsche Sprache und Art unwiderstehlich aufgedrungen wäre, wird uns fast gar nicht gemeldet. Sie ist auch an wenigen Stellen in solcher Weise vorauszusetzen, wie sie von Römern in der alten und von Moskovitern in der neuen Zeit häufig gebraucht ist, um so weniger vorauszusetzen, da der größte Theil dieser Landschaften (Schlesien, Pommern, Mecklenburg) von einheimischen wendischen Fürstengeschlechtern regiert wurde und auch mancher ursprünglich wendischer und slavischer Adel als mitgebietend und in seiner Ordnung herrschend da blieb, welche doch ihre Eigensten gewiß nicht unterdrücken und vertilgen wollten.

Die geistige und geistliche Gewalt? War diese mehr unsichtbare, aber eben deßwegen wirksamere und unentfliehbarere Gewalt der Art, daß die Geschwindigkeit der Verwandlung

und Verdeutschung, wie wir sie sehen, dadurch erklärt werden kann? Ich sage hier kühnlich Nein! Es ist eine unendliche Macht in den Reizen einer lebendigen Wissenschaft, Kunst und Literatur zur Ueberwältigung des Rohen und Barbarischen; da muß der Schwache und Rohe dem Starken und Gebildeten bald dienstbar werden und durch Anerkennung und Annehmung des Höhern und Lebendigern zuletzt gern dienen wollen. Dies ist das schöne Gesetz Gottes. Aber solches Höhere und Mächtigere brachten die neuen Herren und Ansiedler nicht mit. Sie waren meistens vom Friesen- und Sachsenstamm, welcher durch die Völkerwanderung unerschüttert und in starker Volksmenge blühend geblieben war, und im 11. und 12. Jahrhundert unter Andern auch durch Wasserfluthen zum Auswandern erregt ward. Edle Stämme, die aber von solchem Ueberwältigenden nichts hatten, keine überragende Bildung und Verfeinerung, vielweniger eine Literatur, wie sie bei den hochdeutschen Fablern und Minnesängern doch schon begonnen hatte. Und das Geistliche und sein Einfluß — das hätte allerdings mächtig wirken können zur Vernichtung des geistigen Gepräges der Slaven, nämlich der Sprache. Bei dem geistlichen Stande war allerdings die größere Bildung und er säete den Samen und trug die Keime der Vermenschlichung und Gesittung für die neue Zeit mit sich; aber die Aussaat und Pflanzung geschah fast immer in lateinischer Sprache, die weder der Deutsche noch Slave verstand, sondern die er nur als Töne aus einer fremden und höhern Welt vernahm, für den gewöhnlichen gemeinen Unterricht aber und für die gewöhnliche Lehre und Predigt stiegen die Priester nach löblicher christlicher Sitte, die bis diesen Tag unter Christen und Heiden beobachtet wird, zu den Begriffen und Sprachen des Volks hinab und lehrten und predigten wendisch, wo man nur wendisch verstand und so lange man nur wendisch verstand. Nirgends hört man von dem Nothzwange, daß nur deutsch hätte gelehrt und gepredigt werden müssen.

Was sollen wir also annehmen zur Erklärung des so geschwinden Untergangs der slavischen Mundarten in diesen Landen? Wir müssen annehmen, daß die Deutschen, als sie diese weiland deutschen Länder wiedergewannen, verwandte Stoffe gefunden haben, die sich mit ihnen schnell zusammen verwachsen

und einleiben und einleben konnten; denn ſonſt iſt der Wende und Slave durch älteſte Erinnerungen und Abneigungen ſo geartet und geherzt, daß er ſich dem Deutſchen nicht gern einliebt und einleibt. Wie das? und wohin ſchauen wir hier?

Wir ſchauen hier in den hellen breiten Spiegel, den die Geſchichte uns vorhält, und gebrauchen uns, wozu wir die vollſte Erlaubniß haben, zu gleicher Zeit deſſen, was der Mathematiker die Wahrſcheinlichkeits- und Ueberſprungsreihung nennt. Wir dürfen bei Erſcheinungen wie dieſe mit unſerm Geiſt und unſern Gedanken auch mit einer großen Geſchwindigkeit nicht nur hin und her ſpringen, ſondern mit einer ſichern Kühnheit auch überſpringen.

Die alte noch vor einem halben Jahrhundert faſt in allgemeiner Geltung ſtehende Vorſtellung von dieſen Wendenlanden, welche jetzt faſt alle und ganz wieder deutſche Lande, auch in Hinſicht auf Sprache, Sitte und Art deutſche Lande ſind, war ungefähr folgende:

Wir wiſſen ungefähr, daß die großen Veränderungen der Völkerſitze und Völkerſchaften zwiſchen die Jahre 400 und 600 fallen, wo ſogar viele bis dahin ungehörte Namen in der Geſchichte auftauchen; was ſich aber zwiſchen den Jahren eines Alarich, Rhadageis, Attila und Dieterich von Verona, und fernerhin in dieſem entlegenſten und unbeſchriebenſten europäiſchen Norden zwiſchen Karpathen, Dnepr und Oſtſee, und um Weichſel, Oder und Elbe in jenen Jahrhunderten begeben hat, was für Getümmel, Kriege, Stöße und Gegenſtöße dort jenſeits der geſchichtlichen Kunde vorgefallen ſind, darüber können wir nur mit Vermuthungen ſpielen. Nun war aber die alte Anſicht, daß von Alarich und Rhadageis an bis auf Dietrich den Oſtgothen und Alboin den Longobarden hin die deutſchen Völkerſchaften immer mit Mann und Maus und mit Weib und Kind ausgewandert ſeyen, daß die ſlavoniſchen, von gothiſcher und hunniſcher Herrſchaft befreiten und nun erſt in Europa erſchollenen Völkerſchaften nichts weiter zu thun gehabt hätten, als in die von Longobarden, Rugiern, Gepiden, Herulern, Gothen, Markomannen und Quaden verlaſſenen, menſchenleeren Sitze einzurücken. So ſey aus dem alten öſtlichen und nördlichen Germanien ein Slavien und Polonien geworden. Ich habe oben bei

Beſchauung der Alpenlande und Böhmens mich ſchon ausgeſprochen, daß unter Zelten lebende und mit ihren Heerden hin und her ziehende Nomadenvölker wohl auf ſolche Weiſe ausziehen und auswandern, daß es aber bei dichter wohnenden und Ackerbau treibenden Völkern eben ſo unnatürlich als unmöglich iſt. Nun wiſſen wir, die Germanen waren ſchon zu Cäſars und Plinius Zeiten ackerbauende[1] Völker. In Belgien und in den Rhein- und Weſerlanden war damals ſchon, wie wir auch aus dem ſie zum Theil abſchreibenden Tacitus ſehen, Ackerbau und Volksmenge ſehr vorgeſchritten, und die Feldwirthſchaft und Gütervertheilung und die Einzelhöferei ſcheint ziemlich in der Weiſe gehalten und geſtanden zu ſeyn, wie wir ſie in dieſen Landen heutiges Tages noch erblicken. Der Ackerbau der öſtlichen (ſueviſchen oder vandaliſchen) germaniſchen Völker wird uns unſteter und unvollkommener gemeldet, aber von Cäſars und Tacitus Tagen bis zum Jahr 400 ſind doch in runden Zahlen 450 und 300 Jahre, und in einer ſo langen Zeit, da unterdeſſen keine großen Völkerfluthungen vorgefallen zu ſeyn ſcheinen, wird auch bei den nordöſtlichen ſueviſchen und gothiſchen Völkerſchaften, bei ihren meiſtens ſtätigen Sitzen Vieles in demſelben vorwärts gegangen ſeyn. Als nun die Völkerwanderung ſich begab, mögen wohl einzelne Stämme, zum Beiſpiel Heruler und Gepiden, im langſamen Fortrücken mit Weib und Kind im Ganzen ihre Straßen fortgezogen ſeyn; bei den größern Völkerſchaften hat man es ſich wohl ſo zu denken, daß nur die Fürſten- und Herrengeſchlechter, die Vornehmern, die Kriegsmänner und das kriegsrüſtige Gefolg, kurz ein Theil beide der edlen und der freien Wehren auch Weib und Kind mitgenommen haben; die meiſten ſind aber ſicherlich nur wie Heere gezogen, 30,000, 50,000 bis 150,000 Mann ſtark, wie ſie uns auch berichtet werden, und viele Alte, Weiber, Kinder, Wehrloſe, Hörige, auch wohl einzelne freie Bauern, welchen der Pflug und Ochs im Frieden theurer geworden war, als Degen und Streitroß, aber von der rüſtigen freien Degenjugend kaum einer, werden wohl in den Sitzen der Väter ſtecken geblieben ſeyn. Ich gebe hiebei nur zu bedenken,

[1] S. in A. Schmidts Zeitſchrift für Geſch. J. 1845, Heft 5, meine kleine Abhandlung Ueber den Ackerbau der alten Germanen.

daß man auch jene Vorstellung, die sich nur zu sehr eingeschlichen hat, fahren lassen muß, als wenn diese Wanderungen freiwillige und ordentlich bereitete und gerüstete gewesen, und wie aus Verabredung, gleichsam wie aus Lust vorgenommen seyen, etwa in ähnlicher Weise, als wenn Tausende und Zehntausende sich jetzt einen Plan machten, in das Bannat oder an den Missouri auszuwandern, ihre Habe in der Heimath in Geld verwandelten, Schiffe, Pferde, Wägen, Vorräthe anschafften und rüsteten. Nein wahrlich, freiwillig sind von jenen unsern Aeltesten wohl wenige ausgezogen; als sie aber einmal durch fremde Gewalt aus ihren Sitzen aufgeschüttelt und gerückt gewesen, da ist ihnen der Marsch freilich auf hundert oder zweihundert Meilen mehr oder weniger endlich gleich geworden; die meisten sind gewiß zuerst gezwungen und bezwungen worden, sie haben ziehen und fliehen gemußt und durch ihren Stoß die, worauf sie trafen, wieder zum Ziehen und Fliehen genöthigt, wie die Westgothen in den Jahren 370 und 380 vor den Hunnen über die Donau fliehen mußten und dann auf der Flucht durch Niederlagen und Siege in die Gewohnheit und auch in die Noth des Ziehens kamen, dreißig Jahre zuerst Griechenland, Mösien, Illyrien, darauf Italien durchplünderten, und endlich in Südfrankreich und Spanien zur Ruhe kamen. Wie gesagt, in welcher Weise Hunnen und Slaven in diesen Gebieten auf und gegen die Germanen gefahren und gestoßen seyn mögen, das wissen wir nicht; aber Sueven, Markomannen, Longobarden u. s. w. haben sich gewiß nicht ordentlich und zierlich auf den Auszug bereiten und so gemächlich mit Sack und Pack abziehen können; sie haben sicher meistens geschwinde fort gemußt, und viele Ueberraschte, welchen der Mitzug unmöglich ward, haben auch wider Willen daheim bleiben und von den von den Hunnen aus ihrer Dunkelheit herausgetriebenen und vorgetriebenen und nun vorrückenden Slaven müssen überziehen und unterjochen lassen.

Sie sehen hier klar, meine Verehrten, wohin ich steure und nach meiner Ansicht und Ueberzeugung steuern muß. Ich meine und muß meinen, in den weiland germanischen Landen längs den Küsten der Ostsee und um Weichsel, Oder und Elbe sind die Menge Germanen sitzen geblieben und in fünf, sechs Jahrhunderten sehr wendisirt worden. Als die Deutschen vom zehnten

bis dreizehnten Jahrhundert als Eroberer oder Einwanderer wiedergekommen sind, haben die verhüllten und überwachsenen germanischen Keime ihre frühere Geistesluft wieder gefühlt, sind wieder deutsch aufgegangen und gegrünt, und haben das meiste Wendische bald überwachsen und ausgelöscht.

Und so sieht es in der That aus: der Meißner, Lausitzer, Schlesier stellt seinen nächsten Nachbar, den Thüringer (Hermunduren) und Kleinfranken, in seiner großen Beweglichkeit, Lebendigkeit und Geschwindigkeit, der Brandenburger, Pommer, Mecklenburger den stillen, langsamen bedächtigen Sachsen (West- und Ostfalen) und Friesen dar. Sie sind nun wieder verdeutscht und viele neu gedeutscht, und sprechen nicht nur in deutschen Mundarten, sondern leben auch ganz in und aus deutschen Sitten und Weisen — o wie fern von polnischer oder serbischer Geschwindigkeit, Leichtfertigkeit, Lustigkeit und Schlüpfrigkeit! Den Vorwurf, welchen süddeutsche Voreiligkeit und Unbedachtsamkeit, wie ich oben erwähnte, diesen wendischen Deutschen oft entgegen wirft, daß ihr Sinn knechtisch und undeutsch sey, daß sie deßwegen so leicht arge und ärgste Leibeigenschaft geduldet haben, verdienen sie nicht. Sie tragen ihn nicht durch ihre Schuld, sondern durch ein geschichtliches Schicksal. Sie wurden in dunkler Zeit, wo die reißigste, rüstigste germanische Kriegsjugend gegen den Südwesten unseres Welttheils hinabgetrieben ward, zuerst von den Wenden überzogen, sie wurden darauf wieder von den deutschen Kaisern, Herzogen, Markgrafen zurück erobert und ihre Gebiete und Güter größtentheils unter deutsche Herren gelegt oder verliehen; das gewöhnliche Schicksal eroberter Provinzen. Etwas Aehnliches, aber freilich nicht in demselben Grade, hat sich in wieder halberoberten, und von Freund und Feind im Wechsel der Herrschaft öfters umgekehrten deutschen Landen, selbst bei den Schwaben, Bayern und Oesterreichern, begeben, wo schon früher mehr hörige und leibeigene Menschen gemacht waren, als in den seit den Römerzeiten viel weniger gestörten Wohnsitzen der Großfranken, Friesen und Sachsen.

So sind wir umherspaziert und spazieren weiter umher und lesen die einzelnen Bruchstücke und Zeichen zusammen, die wir uns wohl vergebens einbilden endlich zu einem Ganzen, zu einem vollen Bilde, zusammenlegen zu können. Wir kommen

nun endlich zu dem deutschen Menschen, wie er sich nämlich in seinem Ganzen, in seiner Haupterscheinung in der Geschichte und im Leben offenbart. Wir kommen nun zu dem Schwersten, zu der Frage: Was der Deutsche denn eigentlich ist? ob er aus seinen verschiedenen Trieben und Eigenschaften ein solches Bild herauswirft, daß man ihn als Gestalt fassen kann, daß man ausrufen kann: hier habt ihr einen Charakter, hier habt ihr den deutschen Charakter?

Indem ich diese Frage thue, oder vielmehr, indem ich sie an mich thue, wird mir fast bange, wie einem verständigen Mann werden muß, der von ihm oft angeschlagene Leiertöne wieder abspielen soll. Ich muß fürchten, mich in diesen unbestimmten, so oft mit dunkler Wehmuth angeklungenen Tönen zu verlieren und Ihnen, Verehrte, mit bekannten Klängen Langeweile zu machen. Das Zweite fürchte ich weniger, daß Sie durch Manches verletzt werden könnten, weil ich leider auch vieles gar nicht Schmeichelhaftes gleichsam über uns selbst bekennen muß, indem ich allgemeine deutsche Bekenntnisse ablege. Aber es ist gar nicht meine Schuld. Sie haben den alten Kukuk aufgerufen, sein eintöniges Lied zu singen, und Sie werden nicht böse werden, wenn er, wie der Schwede zu sagen pflegt, auf dürrem oder gar auf närrischem [1] Zweige sitzt.

Wir lesen also nun noch wieder vieles Einzelne zusammen; sprechen über die einzelnen Eigenschaften, wodurch der Deutsche als Mensch oder Bürger sich vorzüglich zu zeichnen scheint, oder wie und wornach er von Fremden gezeichnet wird; vergessen dabei aber endlich auch das nicht, wessen er sich besonders zu rühmen pflegt und wodurch er sich zu loben meint. Also Scheine und Wirklichkeiten die Hülle und die Fülle.

Wir wollen uns hier als in einem zu leichter und heiterer Uebersicht bestimmten Gespräche nicht genau an einer gleichmäßig und regelmäßig hinlaufenden Schnur halten, sondern den Neigungen, Trieben und Strebungen dieses wundersamen Proteus, wie seine Erscheinungen vor uns aufspringen, folgen und ihn darstellen, wie der Eindruck des Augenblicks und die Gegenwart

---

[1] Göken sitter pa en torr eller galen quist.

dieser deutschen Versammlung und die heilige Scham, die man doch auch sich selbst schuldig ist, es erlauben und gebieten. Das Wörtlein regelmäßige Schnur geht gar leicht von der Lippe, wenn das Leben nur solche Schnur zeigte, welcher man von a bis x in einer geraden Linie folgen könnte. Aber wie selten läuft eine solche gerade Linie durch das Leben eines Einzelnen! Wie selten sind seine Leidenschaften und Neigungen so harmonisch geordnet, daß sie eine gesetzmäßige Folge haben! Und nun gar die Millionenpersönlichkeit, ein Volk! Wie viele Kämpfe, Widersprüche, Widerstrebungen gegen seine sogenannte Naturanlage, wie viele unerklärliche Verschiedenheiten und Ungleichheiten, kurz, wie viele Unordnungen begegnen uns da! Also —

Wir hören, damit wir gegen Tadel geduldig werden, zuerst noch wieder das Urtheil der Fremden über uns, wie nämlich die uns nicht günstigen Völker in ihren gewöhnlichen Aussprüchen über uns aburtheilen: ich meine, wie die nach den leichtesten und oberflächlichsten Eindrücken absprechende Menge jener Fremden uns zeichnet. Ich will hier nur die gemeinen Münde der Franzosen, Polen und Russen gemeint haben. Sie sagen: Der Deutsche ist schwerfällig, langweilig, dumm, erscheint verschmitzt, kriechend, glücksuchend, habsüchtig. Nicht wahr? da haben wir Gottes Segen von Liebenswürdigkeiten.

Ja, das müssen wir zugeben, schwer ist der Deutsche und auch schwerfällig; schwer ist das rechte Wort. Ich habe oft gesagt, der Fluch Schwerenoth sey recht deutsch, wie f.... und c... c.... und God damn! und tusend djellar! französisch, italienisch, spanisch, englisch, schwedisch. Wir sind ein schweres Volk und fühlen die Arbeit und Noth der Welt und die Aufgabe des Lebens oft viel schwerer, als gut und recht ist; und dieses uns oft schwächende und übermannende Gefühl macht uns häufig sowohl leiblich als geistig auch da schwerfällig, wo wir leicht leben und leicht tragen könnten und sollten. Wenn in dieser Schwere oder vielmehr in diesem tragischen Weltgefühl hie und da eine Anlage zur Tugend liegt, so entspringt doch aus ihr ein großer Haufen Unliebenswürdigkeit, eine Unlust, Rauhigkeit und Sprödigkeit, eine Bedenklichkeit und Zauderlichkeit in Kleinigkeiten, worüber andere Völker nicht bloß lachen, sondern zuweilen auch fluchen. Diese Schwerfälligkeit, die oft

in mürrische Stummheit und grolligen Trübsinn ausartet, haben Fremde und auch wohl Deutsche selbst ein klimatisches Uebel genannt, als von der schweren Luft und dem oft trüben, grauen Himmel verschuldet, unter dem wir das Leben aushalten müssen. Dies nicht ganz mit Recht. Freilich ist ein Unterschied da zwischen dem Himmel Campaniens und Westphalens, Berlins und Lissabons, und das verschiedene Naturspiel muß auch da sehr verschieden in und auf dem Menschen spielen; aber das allein macht es doch nicht. Die Völker bringen in alle Himmelsstriche eine frühere Uranlage mit, die sich nicht weiter erklären läßt. Auch der Irländer wohnt unter einem grauen und feuchten Himmel, der Pole wohnt in einem nördlicheren, düsterern, kälteren und schlechteren Lande als wir — und beide jauchzen, tanzen und springen, wo wir mit schweren Füßen schreiten und den Sand und Koth des Lebens schwer an unsern Sohlen fühlen. Ja, der Deutsche ist ein schwerer Mensch; aber fast eben so auch der Engländer, dem Irländer gegenüber an Ernst und Schwere.

Langweilig, dumm. Freilich, so muß der Deutsche dem Wälschen und Polen auch wider Willen erscheinen. Er mangelt des Geschwinden und Vorschnellen, theils wegen seiner Schwere, theils wegen bedächtiger Verständigkeit, die im tiefsten Grunde seines Gemüthes vergraben liegt und die jene leichteren Völker weder erkennen noch erkennen können. Ferner muß ich hier etwas Anderes berühren, was mehrmals von mir ausgesprochen ist. Ich muß nach meiner Erfahrung wirklich behaupten, daß der Deutsche als ein dem Urvolke oder Weltvolke gleichsam noch näher stehender Mensch in seinem Volke weit mehr Stufen habe, als andere Völker, welche durch eine lange Reihe von Verwandlungen mehr durch einander gemischt, geschüttelt und gesichtet sind, bei welchen alle klugen und schlauen Triebe mehr durchgesichtet und von Geist durchdrungen sind, ohne daß wir sie deßwegen im Ganzen als geistreich anerkennen wollen. Vieles in dem Leichten und Geschwinden des Spaniers, Franzosen und Polen ist auch nur flatternder Wind und dünner Schein, er kommt uns Deutschen bei unserer größern Langsamkeit daher meistens gescheidter vor, als er ist; aber das wird wohl wahr bleiben: so viele kindliche, einfältige Menschen, aber auch so auserlesene, köstliche Dummköpfe als Deutschland werden jene

nimmer aufzeigen können. — Volk der Stufen, köſtliche Dummköpfe, ſoll das eine Schmeichelei ſeyn? Es könnte doch ſo gedeutet werden: nämlich, daß wir noch unendliche Entwickelungen vor uns haben, daß wir noch in grüner Jugend ſtehen, alſo noch hoffnungsvoll ſind.

Verſchmitzt, kriechend, glückſuchend, habſüchtig. So klingt es dem Deutſchen vorzüglich aus dem Norden und Oſten von den Skandinaven, Polen und Ruſſen vielfältiglich entgegen. Jene Länder haben ſeit Jahrhunderten immer von Deutſchen gewimmelt, Deutſche haben Schweden, Dänen, Polen und Ruſſen durch Thätigkeit und Sparſamkeit oft überholt und überſchnellt, ſind bei jenen Fremden zum Glück auch oft mehr hinaufgekrochen als hinaufgeſtiegen. Nun iſt, wie man weiß, das ſogenannte Kriechen und Glückſuchen bei den verſchiedenen Völkern ein ſehr verſchiedenes. Dieſe Beſchuldigung macht der Schwede und Pole dem Deutſchen und der Engländer dem Schotten. Der Deutſche iſt immer viel in der Welt herumgekommen und muß viel in der Welt herumkommen. Ueber das Warum? und das Wie? und warum viele Deutſche in gebückter und kriechender Stellung ſo oft bei den Fremden erſcheinen müſſen, darüber bald ein Weiteres und Mehreres. Wir werden hier auf die deutſche Weltwanderung hingeführt, die auch wohl Weltläuferei genannt werden könnte.

Patriam fugimus, ſagt Lichtenberg, müſſe die Aufſchrift über dem Kopfe des Deutſchen ſeyn. Dies habe ich in einem dicken Buche [1] nachgeſprochen und den Sinn der Ueberſchrift nach meiner Weiſe zu erläutern geſucht. Lichtenberg, der feine, ſcharfe Schauer, hatte in England und auch in Deutſchland den Deutſchen an vielen Stellen herumlaufen geſehen, er hatte ihn zu Hauſe genug geſehen, in Darmſtadt, in Frankfurt, ſelbſt in Göttingen und an den Theetiſchen ſeiner Amtsgenoſſinnen und in den Kräuſeleien und Geberden ſeiner Herren Amtsgenoſſen: den immer blöden und verlegenen, den immer wie halb bittend und ſchmeichelnd auftretenden, den in den Jahren 1770 und 1780 vorzüglich heruntergekommenen und geſtaltloſen Menſchen. Auch war er von den weltbürgerlichen Tönen der damaligen

[1] Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte. 1844.

Zeit, die besonders über Deutschland und aus Deutschland ertönten, genug umklungen, Töne, welche eben die damalige Nichtigkeit als ein Glück und eine Ehre lobten, nur einen jüdischen Weltbürger und keinen deutschen Staatsbürger wollten, ja kaum einen verschimmelten und verphilisterten Reichsbürger noch gelten ließen. Wirklich, der Deutsche hatte zu Hause kein Vaterland, schien demselben da sogar entfliehen zu wollen, und vor Engländern, Franzosen, Russen auftretend erschien er damals blöd und kleinlich genug, und erscheint selbst heute noch nicht viel stattlicher.

Hier müssen wir für die Verständigung ein wenig um uns schauen und einige der obigen Worte und Aussprüche theils wiederholen, theils erklären.

Der Deutsche wird in die Welt hinaus laufen und wird in die Welt hinaus und über die weite Welt hinlaufen, wie er nun ein paar tausend Jahre zuerst mit Schwert und Spieß, dann mit dem weißen Stock und dem Habersack gethan hat. Erstlich steckt das in seiner Natur, er hat den unbezwinglichen göttlichen Trieb, über alle Flächen hinzulaufen und in alle Tiefen hinein zu schauen, er ist ein geborner Späher und Erkunder der Dinge auf Erden wie im Himmel. Da fliegen nicht bloß seine Geister, sondern auch seine Füße streben weit hinaus. Er ist von jeher der Wanderer gewesen, nicht allein zur Stillung der leiblichen Noth, sondern aus einem edleren geistigen Hunger und Durst. Aber er muß auch in die Welt hinaus als ein Glücksucher, als einer, der in der Fremde festen Boden für seinen Fuß finden will. Er ist, wie es ja vor Aller Augen liegt, der zeugungslustigste Mensch auf Erden, er hat die Fülle seiner Kinder immer in die Fremde auszugießen gehabt. Die meisten derselben waren und sind aus dem Gewerbsstande, aber auch noch viele Niedrigern, welche blöd, hülflos, arm, zum guten Theil auch schutzlos unter den Fremden auftreten, häufig mit der Gestalt und Geberde des Kriechenden und Bittenden, welches bei jenen Fremden die Vorstellung von dem deutschen Glücksucher und Kriecher zu einer stehenden gemacht hat. Diese über die Welt hinlaufende Schaar von Deutschen ist begreiflicher Weise in immer gebückterer und untermenschlicherer Gestalt in der Fremde aufgetreten, je mehr das feste, tapfere

Gesicht des deutschen Mannes in Deutschland selbst das Gepräge des Festen und Freien verloren und sich in Miene und Haltung zu verzierter und vermanierirter wälscher Lächelei und Männchenmacherei hinabgebückt hatte. Denn dahin war es wirklich gekommen, daß auch diejenigen deutschen Männer, die in der Fremde weder Glück noch Ehre suchten, deutsche Prinzen, Grafen, reiche Kaufleute, reisende Künstler und Gelehrte, ohne irgend eine feste Haltung und ein männliches Selbstbewußtseyn auftraten, sondern als diejenigen, die gleichsam nur gekommen seyen, den Fremden in ihrer Heimath zu schmeicheln und von ihren feinen Künsten und Weisen sich das Mögliche auszulesen und anzueignen.

Die Vorstellung von dem niedrigen, kriechenden und preisgegebenen deutschen Wesen bei den Fremden in Lichtenbergs Tagen, wo es mit der schlotterigen Gleichgültigkeit und Gestaltlosigkeit des Deutschen wohl am allerschlimmsten ausgesehen hat, hat seitdem wohl nicht mehr zugenommen; sie besteht aber noch und wird fortbestehen, wenn wir diesen Fremden nicht mit der Faust und That gelegentlich einmal wieder beweisen können, daß wir als Volk noch da sind; denn die Menge der Deutschen wird immerfort über die Welt hinlaufen, und die meisten Weltläufer müssen ihrer Natur nach bedrängte und blöde Leute seyn. Diese Vorstellung wird auch dadurch noch vermehrt, daß unter diesen armen Läufern und Streichern eine Menge schlechter Zugvögel, d. h. Abenteurer und Gauner, durch die Welt hinfliegen. Der Russe und Franzose erzeugt solches Geflügel auch, aber er zeigt der Fremde nicht so viele.

Aber es ist hier auch etwas Anderes mit im Spiele, was unserem Volke als etwas sehr Ehrenvolles angerechnet werden muß, bei dem ich aber zweifle, ob ich Ihnen die innere Bedeutung davon klar genug werde herausspiegeln können; denn manche deutsche Eigenthümlichkeit liegt so tief und mit mannigfaltigen Kräften gemischt, verworren durch einander, daß sie kaum mit hundert Spiegeln herauszuspiegeln ist. Wir haben uns oben darüber besprochen, wie schwer der Deutsche ist, wie er die Schwerenoth der gewaltigen Aufgabe des Lebens fühlt. Er ist deßwegen von Natur bescheiden. Bescheidenheit macht blöde, sagt auch ein deutsches Sprüchwort. Bescheidenheit aber und Verständigkeit ist ganz Eins. Der deutsche Stamm

ist der bescheidenste und verständigste von den jetzt lebenden Menschenstämmen. Nicht weil es ihm an Leidenschaft fehlt — da kann er sich allenfalls mit den ihn belächelnden Franzosen und Polen messen — sondern weil er Verstand und Gedanken hat, darum auch entbehrt er mancher Leichtigkeit und hält sich sehr oft in einer ganz bewußten, zurückgezogenen Ruhigkeit und Gemessenheit, wo der Fremde nur Mattigkeit und Geistlosigkeit zu sehen glaubt. Er kann nicht so viele Geberden und Sprünge machen, als der wälsche und slavonische Leichtsinn, weil er es als ein verständiges Wesen weniger darf. Sein Verstehen und Denken hält ihn selbst bei mittleren und gewöhnlichen Dingen oft fest und still, wo die leichteren Völker getrost darüber hinspringen. Auch dies gibt ihm häufig einen Anstrich von Blödigkeit, Verlegenheit und Ungewandtheit, wo es doch in seinem Bewußtseyn und Gewissen klar und fest genug steht. Er springt nicht gern, wenn er nicht durchaus muß, ins Wasser, ehe er ungefähr weiß, wie tief es ist. Sie verstehen, ja Sie wissen wohl aus deutscher Erfahrung, wie sich in den unteren Ordnungen der menschlichen Dinge an diese milde Tugend doch auch viele kleine, zauderische und grüblerische Gebrechen hängen.

Ja der Deutsche ist seiner innersten, eigensten Natur nach verständig, wirksam beharrlich, endelich. Ich habe auf dieses Wörtchen endelich irgendwo recht scharf getüpft und die Endelichkeit und Gründlichkeit eine rechte Haupteigenschaft des Deutschen genannt. Dieses herrliche Wort drückt gleichsam die lange lange — Linie des bescheidenen und verständigen Menschen aus. Endelich heißt nicht nur der Mensch, der nach den letzten Enden der Erkenntniß jagt, sondern bei jedem Beginnen — ich sollte sagen bei jedem Anfange, auch das Ende des Dinges sehen will. Auch darf man jeden, der rasch dem Ende zueilt, der in Geduld und Arbeit rüstig ist, einen endelichen Menschen nennen. Kein Europäer spricht dem Deutschen die Endelichkeit und Gründlichkeit, die tüchtige Arbeitseligkeit ab. Das erkennen die Fremden uns wenigstens zu, nur wollen sie uns den Vorzug der Zierlichkeit und Anmuth und den Licht- und Farbenglanz der Schönheit in unsern Arbeiten und Werken oft abstreiten. Nicht immer mit Unrecht.

Also dies alles aus einer großen Verständigkeit und Ruhigkeit, aus einer klaren, sehr bewußten Gewissenhaftigkeit. Aber wenn wir so den Verstand anerkennen, wo der Deutsche doch auch Nebenbuhler genug hat, so ist er doch die überwiegende europäische Vernunft: er ist der tiefgrabende, tiefschauende und hochschauende Mensch. Es sähe prahlerisch aus, hier vor Ihnen einzeln aufzurufen, was der Deutsche durch seine endeliche und gründliche Beharrlichkeit, durch seine Lust an dem überschwänglichen und verborgenen Leben Gottes und der Welt auf dem Gebiete geleistet hat, wo die Vernunft auf den Straßen, Wegen und Stegen des Lebens den Verstand nur als Cicerone und als Stock- und Laternenträger gebraucht. Ich sage, es wäre prahlerisch und hier auch unnöthig aufzuzählen, was der Deutsche in den meisten Künsten und in allen Wissenschaften gewirkt, erfunden und geschaffen hat. Vorzugsweise ist er der europäische Tiefbohrer und Fern- und Tiefschauer, der mächtige, unermüdliche Späher. Die Tiefschau (Spekulation) ist das fröhlich selige Element, worin er am liebsten lebt und webt. Er ist in der Betrachtung und Erforschung der höchsten Dinge, in der Philosophie und Theologie der europäische Führer und Verführer, wie er von vielen Fremden und Eigenen gescholten wird. Niebuhr hat die Deutschen die Hellenen der Neuzeit genannt, und bei Gelegenheit auch Schäden und Gebrechen, gleichsam Mutter- und Naturmäler, an ihnen gewiesen, worin sich auch hellenische Aehnlichkeiten nachweisen lassen. Wir aber wollen uns das hellenische Schicksal verbitten: Hellas fand zuletzt sein Rom. Auch uns wagte der wälsche Uebermuth mit seinem Napoleon in Paris unser Rom zu zeigen, und die leichten springenden Franzosen bildeten sich ein, England und Deutschland gegenüber plötzlich Römer geworden zu seyn.

Mit dem Worte Vernunft und Vernünftigkeit legen wir uns selbst den höchsten Titel bei, wie mit der Verständigkeit und Bescheidenheit keinen kleinen. Aber das Höchste hat auf Erden seine Gefahren; man versteigt und verfliegt sich da gar zu leicht in den Lüften und durch die geistigen Flügelschläge werden viele Kräfte zerflattert, welche unten auf dem Boden der Erde besser hätten gebraucht werden können. So sagt, klagt und warnt man. Wir sind Metaphysiker, wir sind Ideologen,

wir ſind wunderlich verworrene Philoſophen — ſo ſchelten uns die Engländer und Franzoſen. Es ſey ſo, weil es nicht anders werden kann. Wir haben dadurch als das ewig forſchende, lauſchende, denkende Volk doch auch ein ſeliges Daſeyn, wo der Einzelne ſich täglich ſein Elyſium aufſchließen und ſeine ſpaniſchen Schlöſſer bauen kann; wir haben dadurch einen Athem der Begeiſterung, der, wann wir in uns ſelbſt verworren und verſunken ſind, gewaltige Flammen zündet und die Verſunkenen lüftet und hebt. Es iſt unſer Schaden und unſere Stärke. Napoleon hatte ein dunkles Gefühl von Gefahren, wann er auf die Ideologen ſchimpfte. Es war jenes unſichtbare und meiſtens unzeigbare Etwas, das in den Jahren 1813 und 1815 in die deutſchen Männer und Jünglinge fuhr und uns rettete. Es wird ja in der Zukunft hoffentlich wieder wie Blitz leuchten, einſchlagen, durchſchlagen und retten.

Denker, Späher, Fernſchauer, Tiefſchauer — o prächtig! prächtig! Aber, wie geklagt, dieſe glänzenden Titel haben nicht bloß dort oben, in dem Sichverfliegen der Idee, ihre Schäden und Gefahren bei ſich; ſie haben ſie auch unten; ſie ſtecken tief in dem ganzen deutſchen Volke. Ich habe von uns, wie von einem Volke der Stufen geſprochen, gleichſam wie von einem elementariſchen Weltvolke, in welchem viele Elemente des Seyns und Werdens gleichſam wie unentwickelte Embryonen ſtecken, und auch jenes ausgeſprochene Urtheil muß ſtehen bleiben: Wir haben in unſerer Mitte und Menge auch die köſtlichſten Dummköpfe und Wirrköpfe. Wir ſind wie ein krimmelndes und wimmelndes Wurmvolk, wie ein immer umherkriechendes, umkreiſendes, fegendes, fragendes, ſchleppendes Wurmvolk, gleich Bienen und Ameiſen. Deutſche Gefühle, Gedanken, Strebungen ſchwirren und wirren ſich im umkreiſenden, unklaren Gedränge gewiß viel mehr und viel länger durch einander, als dies bei dem hellen Spanier und Italiener und dem beſonnenen und nüchternen Franzoſen jemals der Fall ſeyn wird. Ich brauche das Gleichniß nicht umſonſt, bei ſolchem Geſchwirr und Gewirr bleibt endlich vieles immer als ein unauflöslicher dicker Knäul, als ein unzerreißlicher Klumpen liegen. Dieſemnach viele köſtliche, verwirrte Dummköpfe, auch Träumer und Grübler in Menge, herzbeſchweriſche, kopfhängeriſche, nichtsſchaffende Grillen nur zu viele.

Dies und unſre angeborne, ſo oft ſchon genannte Schwere bringt auch da eine Schwerfälligkeit, Ungewandtheit, Farbloſigkeit, Unklarheit und Ueblichkeit, etwas Unbeſtimmtes, Zerfließendes und Dämmerndes hervor, wo es immer hell und klar ſeyn ſollte, nämlich in der geiſtigen Darſtellung und in der darſtellenden Kunſt. Gerade hier darf man die ſtrengen Urtheile der Fremden am wenigſten überhören; in dem Vorwurfe einer ſolchen Schlottrigkeit, Farbloſigkeit und Neblichkeit iſt nur zu viel Wahres. Dies verſchuldet theils unſer Angebornes, welches genug philoſophirt, aber noch viel mehr philoſophaſtert, theils verſchuldet es die Abſchwächung und Verwiſchung des alten deutſchen Mannesbildes, welches weiland ein volles Gepräge wies und die Scheine und Bilder der Dinge in Farben und Tönen damals auch kühner und feſter griff und hielt. Dies erſcheint vorzüglich in der Anwendung und Behandlung unſerer Sprache, die freilich auch die volle Schwere und Abgründlichkeit unſeres urſprünglichen Weſens hat und ſelbſt von ihren Eigenen nicht leicht zu gebrauchen iſt. Da offenbart ſich — horchen Sie und ſchelten Sie nicht — die Sorgloſigkeit, Ungewandtheit und Schlottrigkeit unſeres gegenwärtigen Weſens und Treibens oft recht gräulich, zumal wenn es ſich mit philoſophiſtiſchem Dünkel und Schmuck verzieren will. Wie Vieles, zumal in ungebundener Rede, was ſich für Deutſch ausgibt und mit deutſchen Buchſtaben gedruckt iſt, muß von mir und manchen andern armen Deutſchen als ein wahres Rothwälſch zweimal und dreimal hin und wieder geleſen und oft vielfältiglich gewendet und gedeutet werden, ehe man das bischen Sinn herausfindet. Und oft iſt es wirklich nur ein Bischen, wo es ſich der Mühe nicht lohnte, ſo viel zu leſen und zu ſuchen, da unter dem vielen blanken Sand auch kein einziges Goldkörnchen verſteckt lag. Ja es iſt ein wirklicher Gräuel, wie manche Schriftſteller mit unſerer herrlichen Sprache umgehen, nicht bloß durch unnöthige harlekiniſche Mengerei mit Fremdwörtern, ſondern durch das leidige, unklare Spiel mit halben Lichtern und halben Gedanken und Begriffen. Dies iſt das eigentliche Wort und die Sache ſelbſt auf den Kopf getroffen. Es wird in unſerer Proſe leider mit großem Erfolg das Blanke und Schillernde geſucht, aber mit viel größerem Schaden für Wahrheit und Schönheit der Unfug

getrieben, daß man das Ding, das in erster Geltung schlicht und klar ausgesprochen leicht verständlich wäre, in sogenannter zweiter, dritter Geltung (was der Mathematiker Potenz nennt), wozu man kein Recht hat, ausspricht, wodurch es nebelhaft, unklarer wird, aber manchen Unkundigen vornehmer aussieht. Es entspringt dieser Gräuel nicht gerade aus einer Sucht, sich in allem, auch in dem Gewöhnlichsten einen philosophischen Schein geben zu wollen, aber es ist doch etwas dem Philosophastern Aehnliches und macht auf den unbefangenen Hörer und Leser gerade einen solchen widrigen Eindruck.

Um nun wieder auf etwas Gutes und Jugendliches zu kommen, was wir in und an dem deutschen Menschen entdecken können, so nennen wir hier, was aus seiner vorher gelobten Verständigkeit, Ruhigkeit und Bedächtigkeit zu entspringen scheint, die deutsche Gutmüthigkeit, Redlichkeit und Treue, Tugenden, die er sich ganz freiwillig und so beilegt, als verständen sie sich von selbst wie deutsche Haus- und Familientugenden und würden wenigstens im deutschen Grade bei andern Völkern nicht gefunden. Dieses Kapitel hier ist ein ganz eigenes Kapitel und verlangt eine etwas kühlere Betrachtung. Es wird diese Ueberschrift von den meisten Deutschen gewöhnlich in solcher Breite ausgesprochen, als könnte darunter mit Sicherheit schon gestellt werden, was deutscher Charakter heißen sollte. Wahrlich wohl eine stolze und herrliche Aufschrift, wenn die Sache so Stich hielte, wie man meint; aber, aber —

Jedes Volk hat so seine gewisse Weise, die meistens etwas ziemlich Unzeigbares und Unbeschreibliches bedeutet, eine Weise, mit einander zu seyn und zu leben, etwas ganz und voll Eingelebtes, was ihm alltäglich und bequem ist, und was ihm zu gleicher Zeit leicht und warm sitzt, wie ein Rock, der oft genug und nicht zu viel getragen ist und den Gliedern bequem anliegt. Eine solche Bequemlichkeit des Lebens pflegt es in seiner Sprache auch wohl mit Gutmüthigkeit und Geradheit zu betiteln. Der Deutsche nun ist ein Mensch, der sich für sein Alltagsleben diesen Rock sehr bequem hat anmessen lassen und sich ihn sehr bequem angelebt und angeleibt hat. Das nennt er Gutmüthigkeit und Geradheit und Einfachheit des Lebens, und deßwegen nennt er es so, weil er nicht gern unnöthige Schritte macht,

und das Springen ihm nicht natürlich ist. Es ist darin bei den gebildeten Deutschen auch etwas Hübsches und wirklich Menschlichbequemes, aber man soll es nicht zu hoch anschlagen, weil es in der That oft mehr mit einer Art Schwäche und Faulheit gepaart ist, als ich mir wohl vor Ihnen, aber nicht vor jedermann merken lassen darf.

Mit der Geradheit, ja da steht es doch etwas anders als mit der Gutmüthigkeit. Die will ich wirklich als eine deutsche Tugend, und als eine große deutsche Tugend gelten lassen. Diese Bequemlichkeit, festen Auges und festen Schrittes geradaus zu sehen und geradaus zu gehen und nicht viele unnütze oder gar gaukliſche Seitensprünge und Uebersprünge und Fuchsrückläufe zu machen, steckt wirklich in jedem Deutschen, dem sein bischen Verstand nicht gar abhanden gekommen ist. Wir Deutsche, wenn wir nicht verwälscht sind, thun das Natürliche in der Regel einfach und gerad, und selbst auf bösen verbotenen Wegen können wir doch mit Flackerlichtern und Fuchssprüngen wenig ausrichten. Wir sind in der Schelmerei schlechte Künstler, haben aber doch auch Schelmen genug. Wir müssen uns heutiges Tages ja oft die wunderlichsten Dinge vorkapiteln lassen, besonders von einigen jüngsten Franzosen, von manchen Polen und Polengenossen und von den Begeisterten des neuen Slaventhums, welches die allermächtigsten noch nie gesehenen Großthaten und Entwickelungen verkündigt und unser veraltetes, erstarrtes und verdummtes Deutschthum nicht nur zu überfluthen und zu überschwemmen, sondern von der Erde wegzuspülen droht. Laut dieser Beschreiber und Schilderer sind wir so dumm, so unfähig in der Welt noch irgend etwas Frisches und Lebendiges zu schaffen, geschweige auf irgend einem Felde den Reigen der Geschichte zu führen, wir sind zugleich so knechtisch, so tückisch, so ungerecht und grausam, daß wir auch da für jede Zukunft verdammt scheinen, als todter Schutt weggeräumt zu werden. Ich habe ja selbst bekannt, daß unsere deutsche Schwere in vielen Dingen unfreundlich und unliebenswürdig ist; polnischer und slavischer Haß ist auch begreiflich, weil die Germanen ihnen wahrscheinlich schon seit ein paar Jahrtausenden, als die Gothen zwischen Dnepr und Weichsel herrschten, auch durch die eiserne Schwere oft beschwerlich geworden sind; aber daß sie und die

leichten Wälschen (ich meine hier nur ihre leichteſten) uns bloß zu Ochſen und Eſeln der Weltgeſchichte machen wollen, beſtimmt, den begabteren, geiſtreicheren Völkern den Unrath und das Gepäck zu tragen und wegzutragen, das iſt doch faſt ein wenig zu toll. Aber etwas Wahres können wir uns aus der Vergleichung doch nehmen. Unſer Böſes und Grauſames, wo Zorn und Wildheit und Wuth in Kriegen oder Aufruhren ſich loslaſſen, thun wir meiſtens auch mit unverſtellter Offenheit und Geradheit; wir gehen wie der wüthende Ochs mit blindem, geraden Hörnerſtoß darauf los, wo die Leichteren ihr Grauſames und Unmenſchliches mit Sprüngen des Katers und Tigers oder gar des Affen vollbringen. Man erinnere ſich hier, wen Voltaire einen Tigeraffen nannte.

Und die Herzigkeit, die Treuherzigkeit, die Treue? O du allerherrlichſte und allervollkommenſte der Tugenden! du vielbeſungene und vielbeklungene! darf ich fragen, wo ich dich finde? darf ich zweifeln? ja darf ich nur ſuchen? O alle meine lieben Zuhörer und Zuhörerinnen würden mich Lügen ſtrafen. Aber fehlen denn dieſe Tugenden irgendwo in der Welt ſo ganz und gar, daß wir ſie gleichſam als ganz beſondere deutſche Tugenden mit großer Selbſtgefälligkeit ausrufen müſſen? Können ſie fehlen? Gottlob nein! nirgends wo Menſchen ſind. Aber doch bleibt uns Deutſchen für unſere Weiſe, für das, was ich oben faſt als die alltägliche und häusliche Bequemlichkeit der Völker bezeichnete, für unſer gewöhnliches liebes Leben, welches wir auch oft als ein ſehr vereinzeltes und vereinſamtes Leben führen — hier bleibt uns eine Gradheit und Wahrheit, eine Innigkeit und Natürlichkeit, deren wir uns rühmen dürfen, weil auch die Fremden ſie gewöhnlich als eine deutſche Eigenthümlichkeit anerkennen und auszeichnen, eine natürliche Herzigkeit und Innigkeit, die mit dem Worte Treuherzigkeit am beſten ausgedrückt wird. Wir nehmen das als ein gebührendes Lob ſo hin und reden und ſingen täglich und ſtündlich von der Treue als von etwas Aechtdeutſchem, was uns doch niemand abſtreiten könne. Es iſt das ſo ein eignes Ding und dieſes Selbſtvertrauen iſt faſt groß. Wir bedenken uns ein wenig über das Wort.

Die Namen Gutmüthigkeit, Geradheit, Treuherzigkeit im Leben wie im Gefühle mögen wir wohl ſo hinnehmen, ſie ſind

eben einzelne Brüche des großen Worts Treue; aber die Treue selbst, dieses gewaltige Wort, dürfen wir in der ganzen vollen Bedeutung es uns mit gutem Gewissen nehmen? Ich zweifle. Wie sieht es hier da aus, wo wir an das denken, worauf sich unser Gespräch gerade bezieht, wenn wir an Volk und Vaterland denken? Wir, die sogenannten Bescheidenen, Blöden, Demüthigen, haben wir hier nicht ein wenig zu leichtfertig Besitz ergriffen? müssen wir hier, bei dem Klange dieses gewaltigen Namens, nicht vor vielen Völkern, namentlich vor Engländern, Spaniern, Franzosen und Russen, die Augen niederschlagen? selbst vor den Russen, welche viele von uns Barbaren schelten, und welche doch ein so mächtiges Volksgefühl haben, daß selbst Napoleon mit allem seinem Golde und mit allen Künsten französischer Zettelung keinen Schelm und Späher unter ihnen kaufen konnte? Und wir? Wie viele alte und junge deutsche Namen jagen sich hier durch unser Gedächtniß, die uns in deutscher Beschämung verstummen lassen? Wenn wir also im Kleinen treu sind, wenn dieses Wort für das Haus und die Familie und die Genossenschaft leidlich gelten kann, für das Große sieht es mit dem Ruhm der deutschen Treue bedenklich aus. Hier müssen wir auf ganz eigenthümliche Volks-, Reichs- und Staatsentwickelungen und auf manche frühere deutsche Verhältnisse sehr viel schieben; denn wann und wo hätten Feinde Deutschlands nicht deutsche Schelme und Verräther und Verkäufer unserer Ehre und unseres Namens gefunden? — Hieher gehört auch die uralte Klage über Zwietracht, Neid, Haß, Laster, welche doch ächteste Söhne und Töchter der Untreue sind. Einen Theil dieser dunkeln Schuld, die noch keineswegs in uns genug bereut und versöhnt ist, dürfen wir auch wohl auf politische Entwickelungen, Zerreißungen und Zersplitterungen unseres Namens in viele Völkerschaften und Herrschaften rechnen. Da können wir uns den Namen Niebuhr wieder als einen Schild der Entschuldigung vorhalten, der es oft ausspricht, daß Neid und gegenseitige Verkleinerung der gewöhnliche Unsegen von Eidgenossenschaften und Vielherrschaften sey.

Aber um von der betrübenden Betrachtung deutscher Untugenden auf etwas Erfreuliches zu kommen, wollen wir einmal beschauen, ob das Lob von unserer angeborenen sittlichen

geiſtigen Selbſtſtändigkeit, von der ſogenannten unvertilgbaren deutſchen Freiheitsliebe, Stich hält. Man rühmt uns, und wir haben uns gern rühmen laſſen, als das rechte geiſtige ſittliche Weltvolk, als das Volk, welchem die Bewahrung der geiſtigen Freiheit, die Selbſtſtändigkeit des einzelnen Daſeyns über alles gehe, welches daher jeder Freiheit und alſo auch der politiſchen Freiheit das fähigſte und würdigſte ſey. Man rechnet uns hier die Opfer vor, welche die Deutſchen von jeher der Freiheit gebracht haben, nicht allein jene freiheitsſtolzen Germanen, welche das Weltjoch Roms zerbrachen, ſondern auch unſern Martin Luther, den Ausſäer von Feuer und Licht, und dazu alle unſere philoſophiſchen Züge und Flüge, und ſogar alle die bunten und bunteſten Mannigfaltigkeiten des deutſchen und deutſchartigen Lebens, wie es ſich im Mittelalter offenbart und entwickelt hat. Man pflegt dieſen ſogenannten Freiheitsgeiſt, den Geiſt der Einzelheit, ja der Vereinzelung des Lebens und ſeiner Bilder und Geſtalten im großen Styl zu nennen den Geiſt und die Luſt des Individualiſirens, wodurch eine geiſtige ſittliche Stärke gezeugt und bewahrt werde, die auch dem äußeren allein die Würde und dem Bürger die feſte Stärke gebe.

Wendet man hiegegen ein: Ei! ei! was hat dieſer Geiſt der Freiheit und Stärke, wie ihr ihn preist, dieſer Geiſt der Vereinzelung, der mit ſeiner großen Mannigfaltigkeit der Gebilde auch ins Leben und in den Staat herausgetreten iſt, unſerem Deutſchland denn Anderes gebracht als Schwächung, Zerreißung, Erniedrigung genug zu ſeiner Zeit? ſo ruft man uns entgegen: „Nicht zu raſch! Wartet und hört! Solche Kraft kann wohl einmal länger wie unter Staub und Aſche verdeckt und wie erloſchen liegen, kann auch wohl nach verkehrten Seiten hingewendet und gemißbraucht werden, aber ſie iſt doch eine bewahrte Kraft, die einzig ſichere und welterhaltende, aus welcher alle ächte Einfalt und Großheit des Urmenſchen quillt. Denn wer ſich in ihm ſelbſt und in ſeiner Liebe, in ſeinem Hauſe und in ſeiner nächſten, engſten Genoſſenſchaft zuſammenhält, der hat übrig, wovon er in der Noth die Fülle nehmen und wieder ausgeben kann.“ — Das klingt herrlich, und vieles von dieſem ſtolzen Ausſpruch bleibt gottlob ewig wahr, ſo wahr, als wir nach Pindar und Sankt Paulus göttlichen Geſchlechts ſind.

Ich wünschte hier, wo es so leicht irrlichtelt, klar und nicht mit der oben gescholtenen deutschen Neblichkeit und Unbestimmtheit, noch weniger mit philosophischem Prunk zu sprechen, was ich mit blanken Worten und mit Begriffen der dritten, vierten Geltung sprechen nannte. Ich will die Festthüre schließen und durch die gewöhnliche Thür ins Haus treten, und da wollen wir unten am Boden der Erde und auf der ebenen Hausflur, wo man über unbeschreiblichen, hochstelzigen Gedanken nicht hinstolpert, uns recht häuslich und wie in der Familie hierüber weiter mit einander besprechen.

Geist und Sinn des Einzelnen, Geist der Vereinzelung, das heißt Geist der Festhaltung, Belebung und Stärkung des Selbst, Geist der sittlichen Freiheit und Selbstständigkeit — das ist also der deutsche Geist, dadurch soll der Einzelne — so sagt man uns — edler und herrlicher gemacht, entwickelt, geführt werden können, als solche Völker, die leicht in alles zerfließen und zerfließen wollen, die sich nur im Gewimmel und in der Menge empfinden, wie zum Beispiel Russen und Franzosen, kurz denen nichts groß däucht, was ihnen nicht dick däucht. Die ersten sollen mehr den Sinn der Freiheit, die zweiten mehr den Sinn der Knechtschaft haben. Also nur frisch und geschwind ins Haus und hinter den Ofen! frisch! und wirf dich entzückt und stolz an die eigene Brust! Ja zieh dich mit deiner ganzen Sehnsucht darin zusammen! Zieh ein in deinen einsamen stillen Tempel, wirf dich an die Brust des gleichgesinnten Freundes, an die Brust des treuen Weibes, und schöpfe dort Lebensathem und Männerstärke!

Sie fühlen, wohin ich weise, ja wo ich schon bin. Ich bin im deutschen Hause, ich bin in einem Heiligthum, das in wenigen Ländern noch so rein ist. Ja wohl, hier, wenn ich mir diesen stillen Besitz, diese ruhige heitere Fülle von Leben und Liebe denke, hier ist alles ursprünglich einfältig, menschlich rein, und kann gelegentlich auch stark und groß werden; ja ich gebe zu, daß, wenn dieses fehlt, Weniges groß genannt werden darf. Dies Letzte gestehen wir zu und müssen doch auch zugestehen, daß diese Vereinzelung und Vereinsamung, diese stille Freundlichkeit und Häuslichkeit in eine Verkümmerung und Verkleinerung und in die feigste, selbstsüchtigste Philisterei ausarten kann.

Dahin war es gekommen in meinen Kindertagen und in Lichtenbergs Mannstagen, daß die Deutschen fast nur Haus- und Kammermenschen waren, und noch heute sind sie das an vielen Stellen Deutschlands viel zu sehr — daß sie selten weiter, als über ihren Gränzzaun und Stadtwall und über die Begebenheiten und Geschwätze ihres kleinen Städtchens oder Fürstenthums hinausblickten. Deutschland, das war ein todter bedeutungsloser Klang, Vaterland, das streckte sich nicht weiter, als ihr Hahn schreien konnte. So waren sie matte, engherzige, selbstsüchtige Philister, meinethalben sogenannte zufriedene Unterthanen und tugendhafte, christliche Leute, alles sehr wohlfeilen Kaufs, bis der französische Degen es theuer machte, geistlose, kraftlose Männer, nichts als gemeine, zahme Hausvögel, die entsetzlich schrieen, wenn mal ein Adler mit dem Raube neuer Gedanken im Schnabel ihnen über die leeren Köpfe hinflog.

Hier wende ich mich zu euch, deutsche Frauen und Jungfrauen, die ihr diese Worte wohl mit einigem Erstaunen hört, weil euch dünken könnte, ich wisse das Glück und die Ehre des stillen Hausfriedens und die engere Geschlossenheit der Familie nicht zu schätzen, ich wisse nicht, welchen Garten Eden ihr freundlichen Gärtnerinnen hinter dem Dorfzaun und Stadtwall verborgen, voll duftiger Blumen und goldener Aepfel, ihr pfleget und hütet. Ihr waret immer an eurem rechten Platze. Aber doch freuet euch! auch für euch ist es seit fünfzig Jahren viel besser geworden: die deutschen Jünglinge und Männer sind nicht mehr solche mattherzige, zahme, philistrige Hausvögel, wie die vom Jahr 1780 waren. Es thut euch auch gut und wärmt auch eure Brust mit kräftigerer, süßerer Liebe, wenn sich Männer dran legen, die aus der glücklichen Geschlossenheit des Hauses auch in die Weite über Welt und Vaterland hinausschauen und auch euch dahin weisen. Wenn Gott euch auch keine breiten Weltflügel gegeben hat, ihr versteht euch besser als die Männer auf das, was fliegen kann. Ihr, ihr allein seyd die rechten stillen Hausvögel, und die sollt ihr bleiben, mit jenem Ruhm von Rüstigkeit, Thätigkeit und Züchtigkeit, wodurch unsere Urahninnen gepriesen wurden. Das deutsche Weib sey und bleibe die alte deutsche Hausehre, die Hausherrin, Verwalterin, Hegerin und Pflegerin des wachsenden Glückes und Vermögens

und des ſtillen Friedens. Sie bleibe beide die Herrin und die Wirthin, die deutſche Lady oder Ladeja,[1] die nicht bloß mit dem Pompadour und Retikolo[2] auf den Knieen ſpielt, ſondern Küche, Keller, Speicher, Spinnſtube und Geſinde und Kinder binnen den vier Wänden und Hecken von Haus und Garten bewahrt und beherrſcht. In ſolcher Stellung und Rüſtung lehne ſie ſich an den Mann, der von der Arbeit und Mühe und von dem Kampf und Streit des Lebens in das ſtille Glück des Hauſes zurück kommt. Sie wird ſeiner Männlichkeit und Tapferkeit ihr Theil ablauſchen und es in treuer feſter Bruſt als einen Schatz bewahren; ſie, die alles Innigſte und Heiligſte in die Herzen ihr Söhne und Töchter hineinhauchen muß, wird ihr Theil davon bekommen und die Theilchen oder die Fünkchen des freien Mannesathems gleichſam mit frommen Aſchen zudecken, um ſie zu ſeiner Zeit zu einem heiligen Feuer der Kraft aufblaſen zu können.

Wir werden warm, ſehr warm bei unſerem Geſpräche, aber wir müſſen uns leider genug wieder abkühlen. Wir ſind über die bunteſten Pfade hin und her ſpaziert, auch zuweilen wohl ein wenig in der Irre, wie über Berg und Thal, durch Wald und Feld, bald unter blühenden Bäumen und Raſenlauben, bald durch ſchweren Sand und unter Diſtel und Dorn, wie es ſich eben fügte, oder wie die Einfälle und Gedanken ſich uns verliefen. Wir haben geſucht, geleſen und geſammelt, viele Stücke Steinchen und Farben, aus welchen wir ein Ganzes zuſammenzuſetzen, ein Bild zuſammenzumalen gedachten, das dem beſtimmten Bilde, das einem Charakter ähnlich ſähe. Wir haben Eigenſchaften, Triebe, Entwickelungen, Thatſachen genug betrachtet, gute und ſchlechte, betrübende und erfreuliche, durch uns der deutſche Menſch und der deutſche Mann klar werden ſollte. Wir brauchen uns nun keine Mühe weiter zu geben; es iſt klar genug, wir bringen kein ſtattliches volles Bild zuſammen; es will nichts Ganzes und Volles vor uns erſcheinen;

---

[1] Verwalterin von Scheune und Speiſekammer: deja nordiſch Hausfrau, lada Scheune, Speicher.

[2] Hübſch in ridicule verwandelt, wie der Bauer aus affront Abſcheu macht.

nichts, das nur Einen großen Eindruck gibt, das wie eine Blitzleuchtung uns in Einem, wie in einem Glanzpunkte, das Viele und Einzelne erblicken läßt, das nur Eines und immer Dasselbe und nichts Anderes heißen kann. Wir gingen die deutsche Persönlichkeit und den deutschen Charakter suchen aus, und haben sie nicht gefunden, sondern nur ein mannigfaltiges, buntes Mancherlei mit unbestimmten Farben und Scheinen flattert vor unsern Augen und vor unserer Phantasie auf und ab und klärt sich nirgends in einem Glanz ab, der uns in einem erleuchteten Mittelpunkte alles zeigte. Freilich kamen wir sogleich im Anfange unseres Gesprächs darin überein, daß sich wohl ein einzelner bedeutender Mensch oft mit zwei, drei Strichen und Worten zeichnen und malen lasse, nicht aber das, was man die Persönlichkeit eines Volks nennen könnte. Aber wenn wir nun das Ergebniß unserer Fünde zusammenlegen, oder wenn wir es gar auf die Waagschale legen, so wird es im Ganzen doch nur dünn und leicht erscheinen. Persönlichkeit, Charakter, wie man die Worte ausspricht, weist man auf etwas Bleibendes und Kräftiges hin. Wenn wir nun auch nicht zugeben wollen, daß der Deutsche ein ganz neblichtes, schwächliches Flatterbild ergebe; wenn wir auch Manches gefunden haben, was stark und bleibend ist, und was durch die Zeit dauern wird, so haben wir doch kein Gesammtbild der Kraft und Stärke zusammenbringen gekonnt. War es immer so? Wird es immer so seyn? Wird es gar einmal noch flatterlicher, zerfließender, schwächlicher werden, ein buntes Alles und Nichts, wie die Fremden sagen, daß die Spiele der deutschen Metaphysik sind?

War es immer so? O nein! nein! Wäre es immer so gewesen, wäre es auch heute so verzweifelt bunt und wirrig, wie uns die Fremden schildern, wie hätte ein solches Volk Jahrtausende bestehen können? wie dürfte es auch jetzt noch ein Volk, und nicht mit Unehren ein Volk heißen? Es waren Zeiten, wo der Deutsche ein anderer Kerl war und wie ein anderer Kerl auftrat, als in Lichtenbergs Tagen, wo er mit starker Faust und starkem Verstande die Welt erfaßte, beherrschte, ordnete und regierte. Noch sind gottlob die Deutschen nicht verschollen, noch blüht, lebt und herrscht es in Europa im edlern, freiern, menschlichern Sinne nur da, wo sie die Samen ihrer Art und ihres Geistes

gestreut haben. Es reicht das geistige Leben und die Herr-
ft der ganzen gegenwärtigen Welt mit allen Hoffnungen der
unft nicht weiter, als Völker germanischen und gothischen
mmes zu Wasser und zu Lande sich ausgestreckt und hinge-
sen haben. Kurz, der Deutsche verstand einst zu gewinnen,
rdnen und zu herrschen, auch in jenen Tagen noch, es sind
691 Jahre, als Heinrich der Löwe den eiteln Römern, ihnen
e Männer zeigend, auf der Tiberbrücke zurief: Seht hier
Herren und die Männer, welche jetzt die Welt beherrschen!
h nach jenem Jahrhundert kam allmählig deutsche Schwächung
Zersplitterung, und zwar vorzüglich durch den Kampf mit
ien und dem Papst in Rom, welcher doch Herr der Welt
den wollte, und durch das böse Beispiel und Zwischenspiel
deutschen Erzbischöfe und Bischöfe. Von dieser Zeit abwärts
die kaiserliche Macht und Majestät immer mehr und behielt
nicht viel mehr als Glanz, ja fast nur Schein. Doch war
alte Deutschland noch blühend und entfaltete sich in man-
altigster Strebung, Entwicklung und Vereinzelung, die man
unsern Tagen oft zu hoch gepriesen hat, und die auch damals
Glück, auf jeden Fall ohne Wehrmacht ein sehr unsicheres
ck war. Genug, das Land stand und blühte von dem zwölf-
Jahrhundert an noch vier Jahrhunderte in leidlichen Zu-
den und mit dem Vorurtheil und der Vorstellung der Frem-
von einer Macht, die es nicht mehr hatte, weil die kaiser-
Macht nimmer und nirgends für Einen Zweck mit großer
fung zusammengreifen konnte; so daß man schon beginnen
ite die auflauernden Franzosen zu fürchten und vor den
ndfrischen wilden Osmanen zu zittern. Im sechszehnten
rhundert kam Martin Luther und die Kirchenbesserung oder
henspaltung. Wer will läugnen, daß diese große Welt-
benheit neue und gefährliche Risse und Spalten in den deut-
n Leib gerissen hat? Der Deutsche hat diesen unvermeidlichen
tigen und geistlichen Zwiespalt am theuersten bezahlen müssen;
r soll er darum Luther ausstreichen aus der Reihe seiner Un-
blichen? den Prometheus des verfinsterten und verpfafften
chlechts, den Lichtträger und Freiheitshelden Deutschlands
Europas? Ist er denn kein tüchtigerer Kirchenbesserer gewe-
als Konstanz und Basel? hat er nicht auch die katholische

Kirche aus dem Todesschlaf der Faulheit und Liederlichkeit aufgedonnert und sie wieder zu Zucht und Ordnung gezwungen? Auch ohne diesen gewaltigen geistigen Stoß, der allerdings zugleich auch ein Feuer und Blut speiender Vulkan werden sollte, in dessen fürchterlichem Schlunde das mittelaltrige Deutschland gutentheils versinken mußte, würde der dicke, mächtige germanische Körper gerade wegen seiner gepriesenen Vereinzelung und Vermannigfaltigung, wegen seiner Unmöglichkeit und Unfähigkeit, seine Stärke zu einer kräftigen Einheit zu sammeln, doch wohl langsamer und stiller abgeschwächt seyn. Ich habe eben gesagt, die geistlichen Herren durch ihr Romspiel und durch ihr Beispiel, das Reichs- und Kaisergut für einzelne Staaten abzudingen und abzusplittern, seyen vorzüglich schuldig gewesen an der Minderung und Schwächung von Kaiser und Reich, sie (die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte u. s. w.), welche ein Drittel des Reichs matt und lahm legten und in jener Zeit meistens schon Pflanzschulen von Reichsfaullenzerei und Reichswehrlosigkeit bildeten, welche durch ihre Wirkung bei Vielen zuletzt Reichsfeigheit und Reichsehrlosigkeit werden mußte: denn das Wörtlein wehrlos ist, wenn du dir einen Staat denkst, fast gleich dem Wörtlein ehrlos. Ich frage: wer hat die Salier vorzüglich erdrücken, wer hat die Hohenstaufen mit ausrotten geholfen? und in den bösen, gräulichen Tagen Ludwigs des Vierzehnten, wo sind schändlichere Zettelungen gesponnen, wo hat sich schamloserer, ehrloserer Verkauf und Verrath der deutschen Reichsherrlichkeit und Ehre gezeigt, als gerade auf den Sitzen der höchsten Geistlichkeit? Also warnen wir: Werfet den Stein auf die rechte Stelle und nicht auf den armen Luther. Hätten die geistlichen Herren in Konstanz und Basel ihre geistliche und deutsche Pflicht gethan, so wäre nie ein Luther gehört worden.

Es ging also mit dem alten, starken und stark geglaubten Deutschland, welches wohl noch riesenstark, aber nicht mächtig war, allmählig bergab. Doch im sechszehnten Jahrhundert hatten Kaiser, Fürsten, Ritter, Bürger und Bauern noch Männergesichter, Deutschland zeigte damals den Fremden wenigstens äußerlich noch ein gewaltiges Antlitz. Es hatte damals noch sein ganzes Erdenleben, es war bis 1580 noch Herr seiner Meere an Nordsee und Ostsee. Bald kam in wachsender

ßlicher und politischer Zwietracht nach vielen kleinern, nicht lutigen Zwischenspielen der dreißigjährige Krieg, der es bis Entsetzlichkeit verwüstete und entkräftete, einen Theil seiner de und Bollwerke abriß und es allen Mitspielen und Zette- gen fremder Mächte, besonders Frankreichs und Schwedens, ete. Es lag nun da von tausend Wunden blutend, geschän- entvölkert, verarmt und ohnmächtig, hatte sein halbes Leben Herrschaft auf seinen Strömen und an seinen Meeren), hatte Blick in die Welt und den Muth für die Welt verloren. war auch das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, der ge- genen stehenden Heere, der immer wachsenden Vernichtung Verknechtung des deutschen Bürgers und Bauers gräßlich eigekommen. Gräßlich sage ich; doch lebten die Menschen und ihr Geschlecht mehrte sich allmählig wieder. Es ist ein k und Unglück zugleich, daß die Menschen weder das Schlimme das Gute ihres eben lebenden Lebens in seiner Freude und einem Jammer nimmer ganz empfinden und schätzen können. war jetzt die Zeit in ihrer Fülle da, daß Deutschland in opa nicht mehr führte und zog, sondern geführt und gezogen vielmehr gezerrt ward. Wie dieses Deutschland seit 1650 t von den Franzosen und ihrem Ludwig dem Vierzehnten, t fortwährend doch von England und Frankreich bis zum 1760 gezerrt und immer zerzerrt worden ist, was soll ich alten Jammer immer wieder erzählen? Es war dies ein er, wüster und knechtischer Jammer, wobei man zugleich in unglaublichen Liederlichkeit und Sklaverei versunken war: Zustand, den Deutschland zu seinem Trost freilich mit einem en Theil von Europa theilte. Indessen waren mitten in r gräulichen Vergessenheit früherer Größe, in dieser nicht n, sondern, was tausendmal schlimmer war, weichlichen arei einzelne deutsche Lichter aufgegangen, wie die vier en Nassauer, der große Kurfürst, Leibnitz, Eugenius, Fried- der Zweite. Wenn auch viel Freies und Herrliches unter- ngen und verloren war, wenigstens als der gewaltige alte smann ward der Deutsche mitunter noch gehört.

Nun ist endlich die neue Zeit herein gebraust und ein geistiger uhr, eine geistige Umwälzung, zugleich eine philosophische und ische. Wie Luther die großen und gefährlichen Fragen, welche

alle Hohenprieſter von jeher mit Scheiterhaufen und Galgen verfolgt und geächtet haben, die Fragen von dem reinſten Geiſt und von dem höchſten freieſten Geiſt, die Fragen von Gott und von dem Menſchen aus Gott und vor Gott, als einen ungeheuern Aufruhr in die Welt geworfen hatte, ſo waren ſeit der Entſtehung des großen niederländiſchen Gemeinweſens an der Nordſee und ſeit der Enthauptung Karls des Erſten Stuart und der Verjagung Jakobs des Zweiten von Großbritannien, viele alte und junge Gedanken und Lehren von Staat und Verfaſſung länger als anderthalb Jahrhunderte vielfach hin und her geſtreut und geſichtet und hatten in vielen Stellen in den Gemüthern und Anſichten der Völker Riſſe geriſſen und Löcher gegraben. Endlich gegen das Ende des verfloſſenen achtzehnten Jahrhunderts erſchien der große Säemann der Zeiten und ſäete geſchwinde und allenthalben in dieſe langſam bereiteten Riſſe und Löcher den Samen der neuen Gedanken und Lehren. Polens Theilung, Nordamerika's Freiheitskrieg, Frankreichs Umwälzung, alles mit blitzender Geſchwindigkeit und vulkaniſcher Gewalt hinter und unter einander. Nun fielen faſt alle Wehren, Thürme und Bollwerke des vermoderten Alten ein und die alten Gedanken flatterten, wie Vögel über den Aſchen niedergebrannter Wälder flattern, über dem wüſten Schutt und Getrümmer.

Soll ich Sie erinnern, meine Verehrten — doch Sie haben keine ſolche Erinnerungen, die meiſten von Ihnen ſind viel jünger — mit welchen Ohren wir in Deutſchland das ferne, dumpfe Toſen des Erdbebens und das hohle Brauſen des Orkans zuerſt vernahmen? Es däuchte uns ganz luſtig, wir träumten von einer fröhlichen Zeit, es wehte über unſern Träumen wie ein Maienlüftchen, welches eitel Roſen aus dem Schooß der Erde wecken ſollte. Doch nur zu bald wehte es, wie ein kalter naſſer Herbſtwind über Haberſtoppeln und Bohnenſtroh hinſaust; es begann uns zu bangen, doch Wenige hatten ein Vorgefühl, wie die Bohnen auf deutſchen Köpfen ausgedroſchen werden würden. Was ſoll ich hier an die Dreſcher und an Napoleon erinnern? wie wir zerdroſchen worden ſind, wie wir endlich wieder gedroſchen haben, und wie eben die Dreſchflegel ruhen, aber nur die ſichtbaren? Denn es ſteht ein grauenvoller Rieſe am Thore der Zeit, der fürchterlich unſichtbare Blitzſchläge führt, durch welche

nur fromme Ritter unverletzt eindringen werden. Verſteht ihr Spähung und Deutung?

Wir werfen nun einen Blick auf die Gegenwart und auf ihre Hoffnungen, Wünſche und Gebrechen, verſteht ſich, immer in Beziehung auf unſere Frage, welche ſich ſtellt: Iſt denn die deutſche Perſönlichkeit im Wachſen? Iſt denn nun ein Etwas von dem alten gewaltigen deutſchen Mann wieder geworden, das man den andern Europäern als eine tüchtige Probe zeigen könnte?

Allerdings, der verborgene Alte der Tage hat mit ſeiner Donnerſtimme: Philiſter heraus! gerufen, und der träumeriſche deutſche Hausvogel hat ſeine Flügel ausgeſpannt und iſt aus ſeinen traulichen vier Pfählen, wo er Welt und Vaterland vergeſſen und verſeſſen hatte, aufs freie Feld hinaus geflogen, hat ſich ſeiner Stärke beſonnen und die Dränger aus dem Lande geſchlagen. Die alte ſcheußliche ſoldatiſche Rohheit und Barbarei hatte nichts halten und vertheidigen gekonnt, hülflos, rathlos, thatlos war ſie mit dem ganzen alten, morſchen heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation zuſammengeſtürzt, und das ſtolze edle Gefühl des wiedererwachten freien deutſchen Mannes hat die Scharten der Schande glatt hauen müſſen, die uns durch ihre Jämmerlichkeit geſchlagen waren. Wir Deutſche haben da allerdings einmal wieder den Mann gezeigt und was in dem ſtillen furor teutonicus Gewaltiges vergraben liegt; wir ſind einmal wieder etwas mehr Mannes geworden — aber zum ganzen vollen Mann, wie viel fehlt uns da noch? O! daß ich es ganz beſtimmt ſage: zum ganzen deutſchen Mann fehlt uns ſogar heute noch die Möglichkeit. Erſchrecken Sie nicht! es iſt wahr, noch fehlt uns die Möglichkeit, es fehlt uns dazu nicht weniger als die eine volle Hälfte. Hier müſſen wir wieder ein wenig ſpazieren gehen.

Hier könnte ich an den Scherz von Jean Paul erinnern, wie er die vier Elemente unſeres Balles an vier große Völker Europas vertheilt hat. Von dieſen vier Elementen werden zwei, die Erde und das Waſſer, thatgreiflich, wenn auch nicht handgreiflich, von dem Menſchen gefaßt, beherrſcht und beſeſſen; von den andern beiden, von dem Feuer und der Luft, wird er mehr gefaßt und umſpielt. Mit den beiden erſten darf er meiſtens

ſpielen, die beiden andern ſpielen mehr mit ihm, als ſie geſpielt werden dürfen, obgleich er mit dem Feuer und der Luft auch begonnen hat immer gewaltigere Spiele mit Röhren, Keſſeln und Schläuchen aufzuführen. Aber hier auf dieſem leichteſten, flüchtigſten Gebiete heißt es doch noch: das Meiſte entflieht dem Menſchen und läßt ſich nicht zähmen. Daher wird die Herrſchaft des Menſchen auf Erden von jeher durch Erde und Waſſer bezeichnet. Der perſiſche Großkönig muthete den Griechen die Uebergabe ihres Landes einſt durch Ueberſendung von Wahrzeichen der Erde und des Waſſers zu. Gottlob, ein bischen Erde hat der deutſche Menſch noch unter den Füßen, mit Feuer, Luft und Wind kann und darf er ſpielen, und ſpielt, wie ihn die Fremden beſchuldigen, zu viel damit — aber o das Waſſer! Und doch, er iſt der rechte Menſch dieſes Elementes, er iſt zu einem vollen Bürger für einen vollen Staat geboren; er iſt ein Waſſermann. Alles, was germaniſchen, gothiſchen Stammes iſt, ſowie es das Meer erblickt, reißt ſich mit allen ſehnſuchtgeſchwellten Segeln der Seele in die Weltweite hinaus. Es gibt Völker, die gleichſam an dem Erdkloß feſtgeklebt ſind, Halbmenſchen, möchte man ſagen, aus welchen nichts Großes werden kann, die eben wegen ihrer trockenen Halbheit, daß ſie vor dem erſten Element ein Grauen haben, untergegangen ſind. Schauen wir nur nach Polen und Irland — kein Pole, kein Irländer wird freiwillig Schiffer. Wir waren volle Männer, wir waren auch ſtarke Männer, als wir unſere Küſten und Flüſſe noch hatten, als die Flotten von Brügge, Antwerpen, Lübeck und Danzig ihre Meere beherrſchten. Welch ein Leben, wenn unſere Oſtſee und Nordſee uns deutſch aufgeſchloſſen wären, wenn wir mit den Kriegsſchiffen deutſcher Flaggen frei und fröhlich in die weite Welt hinauswimpeln und fortſauſen könnten! Glaubt nur, ſolche Luſt und ſolcher Muth wirkt bis in das innerſte Volk zurück; ſolches hat einſt von Brügge, Lübeck, Stralſund bis Augsburg, Nürnberg, Erfurt, Prag zurück gewirkt, und die Kraft, Rüſtigkeit und Entſchloſſenheit des Seemanns iſt weiland in die deutſchen Seelen durch alle Adern des Reichs hingeſtrömt und hat auch die Geſichter der Männer mit dem Gepräge des Muthes gezeichnet. Bedenken Sie nur, warum der Schwede, der Holländer, der Engländer ein ſo gewaltiger Menſch der

Kraft gewesen ist und noch ist, warum er das glänzende Siegel der Entschlossenheit und des Selbstbewußtseyns auf der Stirn trägt. Er ist ja ein Mensch unserer Art, unser ähnlicher Bruder und Vetter, ein Gothe, Friese, Sachse, er ist wahrlich durch seine Anlagen kein anderer, kein besserer Mann als alle wir Deutsche; aber ihm ist voller Besitz und volle Thätigkeit dieser Erdenwelt gegeben, und das bedeutet etwas Großes, was uns andern gutentheils abgeschnitten oder verkümmert ist.

Ich denke hiebei — verzeihen Sie mir eine kleine Phantasterei, aber ich muß meinen Glauben aussprechen — ich denke hiebei an etwas Geheimes und Mystisches, ich denke hiebei fast mehr an das Innere und Geistige, als an das Aeußere und Körperliche. Ich stelle mir vor, daß derjenige Mensch der vollkommenste und zu größten Freuden und Thaten geboren ist, in welchem alle vier großen Elemente, und was es sonst noch von kleineren verborgenen Elementerchen gibt, glücklich gemischt sind; ich wähne so: welche Züge und Flüge ein solcher glücklicher Sterblicher in seinem Innern haben muß. Meinethalben mögen Erde und Wasser die gröbsten Elemente seyn, aber sie sind die sichtbarlich schaffendsten, liegen uns immer wie vor den Händen und Füßen, und der Mensch, wie gesagt, der zum Wasser keine Lust hat, ist sehr unfähig und unvollkommen, ein Volk zu werden. Indem man nun dem Deutschen, diesem fröhlichen Wassermann, das volle Leben und die volle Macht auf seinen beiden Meeren und auf den Weltmeeren abgeschnitten hat, hat man ihm fast die Hälfte seines Lebens abgeschnitten. Aber auch das Aeußerliche, Körperliche und Politische, worauf ich eben hingewiesen habe, ist etwas höchst Bedeutendes. Es bedeutet Gewerb, Handel, Wohlstand, Verbreitung über die Welt. Auf dieses letzte Wort, „Verbreitung über die Welt," lege ich ein ganz besonderes Gewicht, weil es sich auf kein Volk mehr bezieht, als eben auf das deutsche Volk. Wie ich oben erwiesen habe, der germanische Mensch ist der Weltverjünger und Weltbesserer gewesen, er ist gegenwärtig auch der Weltbeherrscher. Aber bei ihm findet sich noch etwas ganz Anderes. Er zeugt mehr als die romanischen und auch, wie erscheint, als die slavonischen Völker, die Fülle der Menschen. Er muß nicht allein von wegen seines angebornen Triebes, sondern eben wegen dieser

Fülle, in die Welt hinaus, er muß aus Noth in die Welt hinaus; es fehlt ihm an vielen Stellen daheim an Raum. So sehen wir die Deutschen jetzt zu Hunderten und Tausenden (jährlich an die 60,000 schon) über alle Wasser zu fernen Welttheilen hinschwimmen, und wir müssen sie meistens ohne Schutz und Schirm von Flotten und oft auch ohne mächtige Fürsprecher und Einsprecher bei den Fremden in diese weite Welt hineinlaufen und verschwinden lassen. Das gehört auch zu dem Körperlichen und hat etwas Tragisches. Und doch diese Fülle der Menschen, welche vorzüglich aus Deutschland und aus Großbritannien ausströmt, hat jenseits unserer Meere in ihren Enkeln und Urenkeln die allergrößte Bestimmung. Ganz Amerika wird zuletzt germanisch werden; die spanischen und portugiesischen Romanen haben weder Zeugungs- noch Thatenkraft, gegen die Strömung von Macht und Geist, die immer gewaltiger vom Norden kommen wird, die Mitte und den Süden Amerikas zu vertheidigen und zu behaupten. Ganz Australien und ein großer Theil Afrikas wird germanisch werden — und — wartet nur ein wenig! — hier lauft der Blick fernschauend über Jahrhunderte hin — Indien, China, Japan fühlen schon des englischen Geistes Schläge und Flügelschläge und hören die Flügel künftiger Geschicke staunend heransausen.

Dies alles, und der Deutsche so ein rüstiger, lustiger Wassermann — und doch hatten wir lange all unser Meer und alle Herrschaft darauf verloren, ja wir hatten selbst den Gedanken an solche Herrschaft verloren. Durfte uns ja vor zwei Jahren eine kopenhagener Zeitung mit der Meldung verspotten: „Mit der preußischen Kriegskorvette X von Stettin ist heute die ganze deutsche Kriegsflotte auf unserer Rhede vor Anker gegangen." Ja, wäre ein solcher Gedanke lebendig gewesen, wäre er aus den Herzen alles Volks bis in die Köpfe der Herrscher aufgestiegen, wie hätten wir unsere wiedereroberten burgundischen Niederlande, unsere Strom- und Wasserlande so wie eine unbedeutende Kleinigkeit weggeworfen und die Fremden ohne Kampf darüber entscheiden lassen können? Ja, es war ein böses deutsches Geschick. Gott hatte uns in den Jahren 1814 und 1815 auf den höchsten deutschen Höhen diejenigen versagt, die da fernen Weltblick und Augen für die Zukunft hatten und mit klarem

Verſtand und eiſernem Willen und, wenn es ſeyn mußte, auch mit eiſerner Fauſt dasjenige feſthalten wollten, was mit ſo vielem deutſchen Blute wiedergewonnen war. Das herrliche Belgien, man erlaubte den Fremden, es zu Holland zu ſchlagen; Deutſchland mit ſeinem Hauptſtrom blieb alſo von der Nordſee abgeſchnitten. Hätte man damals rechte deutſche Gedanken gehabt, dahin hätte man den unglücklichen, in ſein Polen zu ſehr verliebten König Friedrich Auguſt ſetzen, man hätte ihn als deutſchen Bundesfürſten von Dresden nach Brüſſel ſetzen und ſo den ſchweren Hader um Sachſen ſtillen können. Dann hätten wir in dieſem letztverfloſſenen Menſchenalter in Antwerpen ſchon eine Kriegsflotte von hundert kleinen und großen Schiffen bauen und auch an der Oſtſee etwas Aehnliches ſchaffen und rüſten können, und auch Holland, welches ſich ſo gern gegen uns legt, hätte ſich mehr an uns anlegen und anlehnen müſſen. O hier, wenn man dies in ſeiner ganzen ſchweren Bedeutung faßt, wie man hier nichts deutſch geſehen noch deutſch gewollt hat, noch heute möchten die Haare einem zu Berge ſteigen! Wie liegt unſer Deutſchland kahl und nackt da, wie wehrlos an ſeinen Küſten in einem Kriege mit Frankreich oder Rußland u. ſ. w.! Und ſoll man hier bloß an die Mächtigen denken, mit welchen es möglicher Weiſe einmal Kämpfe geben kann? Verhöhnt uns nicht das kleine, ſchwache Dänemark mit ſeinem Sundzoll und andern Plackereien ins Angeſicht? in ſeiner Mißhandlung deutſcher Lande, die es von uns abreißen möchte?

Indem ich hier von deutſchen Flotten ſpreche, die jetzt im Hafen von Antwerpen und in den Häfen der Oſtſee ſeyn könnten, ſage ich wieder: erſchrecken Sie nicht! glauben Sie nicht, in meiner Bruſt ſchreie ſo ein Franzöſiſches à la gloire! à la gloire! oder ich wolle gleich Großbritanniens Rieſenmacht mich über alle Welttheile hinaus ſtrecken. Dieſe Rieſenmacht Großbritanniens hat ſich eben ganz eigenthümlich gemacht durch die Rüſtigkeit ſeines Volkes und durch die Sorgloſigkeit oder verſunkene Faulheit der Nachbarvölker, die auf den Weltmeeren ſeine Nebenbuhler ſeyn konnten. Seine mächtigſten Flotten, ſeine abhängigen Nebenländer, zehnmal größer als das Hauptland, ſeine Unermeßlichkeit von Manufakturen und ſein fürchterlicher Manufakturpöbel werden wohl von mir als das erkannt, was ſie ſind:

mehr Glanz als Glück. In solche Allerweltweite schaut meine deutsche Sehnsucht nicht hinaus; ich habe sogar ein Grauen vor einer Uebertriebenheit im Manufakturwesen, welches einen fürchterlichen und jämmerlichen Ueberwuchs der Volksmenge erzeugt. Ich weiß wohl, daß das Greifen nach Allerwelt-Gold auch für die Völker kein Ergreifen von Allerwelt-Glückseligkeit ist, daß ein Volk, welches rüstige Fäuste, treue Herzen und scharfes Eisen hat, nicht bedarf, in die weiteste Ferne hinaus zu greifen; aber bewehrt muß der Leib eines Volks doch seyn, die eine Hälfte desselben darf den Streichen der Feinde nicht nackt und bloß liegen. Wir wollen nur das Ordentliche und Mäßige wünschen, daß wir auf unseren Meeren wenigstens so rüstig und mächtig werden, daß wir uns gegen Seemächte zweiter Ordnung, wie Frankreich, Rußland, Skandinavien (mit welchem wir aber immer Bündniß und nimmer Krieg haben sollen), vertheidigen und das Unsrige daheim und in der Fremde beschützen können.

Dieser größte deutsche Schaden ist also keinen Augenblick zu vergessen, er muß unserem Gedächtnisse mit unauslöschlichen Buchstaben eingebrannt werden; wir müssen unser Meer, unsern Theil des gottgegebenen Wassers haben, wir müssen uns auf unsern Wassern wehrhaft machen. Hier bei dem Worte Wasser und Flotte fällt uns natürlich der deutsche Zollverein ein. Wie viel Anderes noch muß uns nicht einfallen, wenn wir an das deutsche Männergesicht denken, wie es stehen sollte, was für unsere Volkspersönlichkeit noch ungemacht und unvollendet nur als Wunsch und Hoffnung da liegt! wie Vieles, wodurch, wenn Deutschland die Stürme der Zukunft würdig bestehen soll, zur Gemeinschaft und Einheit deutscher Kräfte hingestrebt werden muß! Und einfallen muß leider uns deutschen Menschen Vieles, obgleich Manche sind, die da sagen, es falle uns viel zu viel ein und wir können den langen Frieden und die glücklichen Zustände der Gegenwart nicht ertragen. Und doch in einem Lande, das so ganz eigenthümlich wie Deutschland steht, müssen die Herzen wach und die Stimmen laut seyn und mehr als in irgend einem andern Lande die Wächter von den Zinnen rufen: Stehet auf! der Morgen ist da! Ja, in einem solchen Lande muß es immer heller Morgen seyn; das Gefühl des vollen, freien, geistigen Lebens muß bei uns das ersetzen, was

an leiblicher Geschlossenheit und Ganzheit fehlt. Es ist die schändlichste Lüge, gegen die Geschichte lügen, auch eine Lüge gegen den heiligen Geist. Wie durch die Schicksale der Welttheile und Weltalter ein Dunkles geht, gleichsam eine Gewalt Gottes, so geht es durch das Schicksal eines einzelnen Volkes, so ruht es in demselben. Seine Bewegung allein ist eine wahre Bewegung. Man predigt uns wohl die süße Lehre vor: die Fürsten allein müssen die Treiber und Führer seyn. Aber das sind schwache und ruhmlose Fürsten, die sich von dem, was in dem ganzen Volke lebt und webt, nicht wollen treiben und führen lassen. Alle Kräfte treiben durch einen dunklen Drang, welchen der Weise und der Herrscher belauschen und verstehen lernen muß, von unten auf; von unten bricht das Wasser das Eis. Wenn ein Volk schläft, schlummern die Fürsten gewiß. Man fragt wohl: Was sprichst du da? Die Gedanken des Volks sollen belauscht werden? Ideen in der blinden Menge? Hat ein Volk Ideen? wo sind sie? wo soll man sie finden? O diese Fragen sind Redensarten. Gebt nur Acht, wo es blitzt! o es blitzt oft recht hell aus dem Volke heraus. Blitzableiter hat man bauen gelernt, die Volksblitze zu leiten ist schwerer; aber doch geberden sich Viele, als seyen solche Volksblitze nur Sternschnuppen, die nicht zünden, sondern kalt und wirkungslos in der öden Luft dahinfahren.

Nein, Verehrte, wenn es auch aus unserem Himmel und aus unserem Volke eben nicht blitzt, so schläft es jetzt doch nicht und darf nicht schlafen; es darf sich durch Schrecken und Vogelscheuche, welche man ihm genug aufstellt, nicht jagen und verblüffen lassen. Leider ist Noth, Geschrei und Gewirr nur zu viel in unseren Gauen, religiöser, kirchlicher, politischer Lärm: Lichtfreunde, Neukatholiken, Altlutheraner, Altjesuiten, Socialisten, Kommunisten. Die ruhigen, ehrenfesten, freien Männer, welche mitten in diesem Lärm den wirklichen alten, freien, deutschen Mann suchen sollen, dürfen sich dadurch nicht aus ihrer festen, geraden Bahn wegschrecken lassen, sondern den Leiden und Gefahren der Zeit muthig ins Auge blicken und dem Volke und den Königen und Fürsten den schuldigen vaterländischen Dienst thun. Wahr ist es, das Lärmen und Tosen ist ringsum wild genug, aber der große Strom geht nur desto

gerader und mächtiger, je mehr kleine Waſſer von den Bergen um ihn her plätſchern. Wollen die deutſchen Könige und Fürſten die Erhaltung ihrer Herrſchaft, wollen ſie die Erhaltung der Vielherrſchaft, ſo müſſen ſie auch doppelt friſche Geiſter im Volke leben und walten laſſen, von welchen das mannigfaltige deutſche All gleichſam wie ein vornehmeres, höheres All durchſtrömt werde.

Hören Sie, was ich ſage, ein vornehmeres, höheres All? Es iſt dies im kühlſten Ernſt von mir geſagt. Es wäre die erhabenſte Erſcheinung, wirklich eine Erſcheinung, deren Aufgabe die Geſchichte noch nicht gelöst hat, wenn dieſer deutſche Bund von mehr als dreißig Staaten ſich zugleich in lebendiger Beweglichkeit ſo ſtark, feſt und einig, ſo unerſchütterlich einig und ſtark machen könnte, daß er Staaten von dichter und dicker Einheit der Macht gegenüber in Frieden und Gerechtigkeit beſtände; wenn er lange und dauernd das Beiſpiel einer einigen, edlen Eidgenoſſenſchaft gäbe, welche ſo glücklich, frei und ruhmvoll da ſtände, daß die abgeriſſenen Theile (die Schweiz, die Niederlande) Luſt bekämen, ſich ihr freiwillig wieder zuzugeſellen und einzuverleiben. Ja gewiß wäre das ein höheres All. Wir wollen hoffen.

Sie wiſſen, ich habe mich früher gegen die deutſchen Kleinſtaaten ausgeſprochen. Die vielen Kleinheiten waren wirklich ſo klein, die vielen Mannigfaltigkeiten wirklich ſo mannigfaltig, daß den Habſuchten und Eroberungsgelüſten der Fremden gegenüber eine vereinte deutſche Stärke und Macht eine Unmöglichkeit geworden war. Ich habe ſogar viel größere Zuſammenziehungen jener vielen Kleinheiten gewünſcht, als jetzt da ſind, aber fern von jener ſchreienden Schändung oder blutigen Ausrottung der herrſchenden Geſchlechter, als durch welche ſolche Zuſammenziehungen in der Geſchichte gewöhnlich vollbracht werden. Ich ſehe und anerkenne wohl die Vortheile vieler Brennpunkte, wodurch die Sonnenſtrahlen von Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft über ein ganzes großes Volk ausgegoſſen werden können; ich anerkenne das Glück vieler Mittelpunkte eines großen Ganzen und das Unglück einer einzigen Hauptſtadt eines großen Volkes, die zu einem grauenvollen Ungeheuer anſchwillt oder vielmehr anſchwellen muß. Ich muß mich demnach freuen, daß Wien,

Berlin, München, Dresden, Hannover, Stuttgart da ſind und nicht ein einziges deutſches Peking oder Paris, wo die Menſchen nicht mehr nach Hunderttauſenden, ſondern nach Millionen gezählt werden und wo alle Herrlichkeit und aller Jammer, alle guten und böſen Künſte einer höchſt ausgebildeten und verfeinerten Zeit ſich fürchterlich zuſammendrängen, wo man den gefährlichen Pöbel mit Mauern und Wällen von drei, vier Meilen Umfang um- und einbaſtillen muß, um im Nothfall mit Kanonen in ſeinen Aufruhr hineinſpeien zu können. Das alles ſehe und anerkenne ich, aber weil ich es anerkenne, ſo müſſen Fürſten und Volk ſich auch klar ins Geſicht ſagen, was ſie, wenn ſie ſolche Vortheile haben wollen, nothwendig auch wollen müſſen. Wir müſſen uns über unſere großen Fragen immer wieder befragen und uns einander treue, ehrliche Antwort geben.

Es ruft alles in Deutſchland ſchon ſeit Jahren: deutſches Recht, deutſches Geſetz, Oeffentlichkeit der Gerichte, freie Preſſe, freie konſtitutionelle Verfaſſung. (Doppelter Pfeffer.) Noch ſind, in deren Naſen der Dunſt der alten Fleiſchtöpfe Egyptens immer wieder aufdunſten will, und welche doch die dünnen und ſpärlichen Gerichte unſeres Wüſtenganges gegeſſen haben, wo uns nicht immer Manna und Wachteln vom Himmel fielen, ſondern wir wohl mit Heuſchrecken vorlieb nehmen mußten. Sie ſagen: „was Verfaſſungsgeſchrei! Das ſoll immer aus dem Volke kommen? Dem lieben treuen Volke fällt ſolches nicht ein; es ſind demagogiſche Advokaten, hungrige Literaten, unglückliche Schauſpieler, denen das Spiel verdorben iſt, Schneidergeſellen à la Weitling u. ſ. w., die ſolches Froſchgeſchrei vor dem Frühling erheben.“

Wir rufen gegen dieſe, die ſich ſelbſt gern die Weiſen, Mäßigen, Getreuen tituliren: Nein! nein! das deutſche Volk, das durch ſeine vielen Herrſchaften ſo ſehr getheilte Volk, fühlt, daß es gefaßt, verfaßt, zuſammengefaßt werden muß, daß dadurch allein eine gewiſſe geiſtige höhere Einheit, die bei der Vielherrſchaft ſchwer zu machen iſt, hervorgebracht werden kann. Wir alle kennen den alten abgedroſchenen Ausſpruch: daß das Glück und die Freiheit der Völker mehr durch ihren Sinn und ihre Sitten als durch Geſetze gemacht werden; wir wollen auch keineswegs

in Abrede ſtellen, daß nach der Lage, dem Sinn und der Art eines Volks die Verfaſſungen ſehr verſchiedener Art ſeyn können, und daß die Völker bei ſolcher Verſchiedenheit auf ihre verſchiedene Weiſe leidlich geſetzlich frei und glücklich ſeyn können; aber bei Deutſchland, welches eben durch ſeine hundert und tauſend Verſchiedenheiten und Mannigfaltigkeiten, wie ſie noch um 1780 beſtanden, ſo ſchmählich und gräulich hingefallen und untergegangen iſt, wollen wir in Hinſicht auf Verfaſſung mit der Lobpreiſung der Mannigfaltigkeit und lieblichen und löblichen Langſamkeit der Entwickelungen wieder beginnen, noch im Jahr 1845 beginnen? Ja, wir alle fühlen, daß wir recht tüchtig gefaßt, verfaßt und zuſammengefaßt werden müſſen, daß wir, damit Gleiches durch Gleiches gezogen, verbunden und zuſammengehalten werde, nach der möglichen Aehnlichkeit ſtreben und ſie, wie ja faſt alle Deutſche jetzt thun, von unſern Herrſchern erbitten, ja erflehen müſſen. Alſo weg mit den Scheltern und Schimpfern, welche das Verfaſſungsbitten als einen leeren demagogiſchen Pöbellärm verrufen, welche das Wort konſtitutionelle Staaten, womit in Deutſchland jetzt doch ein ziemlich beſtimmter Begriff verknüpft wird, als etwas Unheilvolles ausſprechen! Es iſt eben das Ding da, was in näherer oder fernerer Nachahmung des Engliſchen und Franzöſiſchen die conſtitutionelle Form genannt wird; die Hälfte Deutſchlands beſitzt dieſe Verfaſſungsform, alſo conſtitutionelle Form, in ziemlicher Uebereinſtimmung: das ſind ſiebenzehn bis achtzehn Millionen Seelen, die ſich dieſe Form nimmer wieder nehmen laſſen werden. Wenn wir ein einiges ſtarkes Deutſchland wollen, werden alle Staaten, die ſie noch nicht gewonnen haben, ſich den Conſtitutionellen ähnlich machen müſſen, ſie werden conſtitutionelle Staaten werden müſſen. Wir Deutſche wollen und werden das erlangen. Das Mehr oder Minder von politiſcher Freiheit, das Mehr- oder Weniger-Aehnlich wird ſich ja dann auch durch den fortwebenden und ſchaffenden Geiſt der Zeit, dem kein Kaiſer und König auf die Länge ungeſtraft widerſtehen kann, nach und nach ausgleichen, wie vieles andere Wichtige und Nothwendige der zweiten und dritten Ordnung, das nebenbei und von der Seite her zur Verfaſſung gehört.

Und hier, meine Verehrten, muß ich Ihnen nun wieder

mit einem alten oft von mir geklungenen Klange kommen, mit einem von jenen vielen caeterum Ego censeo, die selten ein mächtiges Nos censemus gefunden haben: damit, daß wir Deutsche für die Ganzheit unseres Landes und Volkes und für die Wahrung und Erhaltung dieser Ganzheit einer großen Sanctio pragmatica entbehren, eines Land- und Fürstenrechts, das unsern Ruhestand und unsern Gesammtbesitz für immer sichern könnte. Denn das wird wohl kein deutscher Staatsrechtslehrer in unsern Tagen mehr zu behaupten wagen, daß dem Volke und jedem ingebornen Mann nicht der Mitbesitz am Lande zustehe. Dies darf und soll der Sohn des Kleinsten im Lande wie der Sohn des Fürsten empfinden; in diesem Gefühle muß des Landes Ehre und Glück auch als des Kleinsten Ehre und Glück geachtet werden, und der könnte wohl wie ein Majestätsverletzer angeklagt werden, der zu behaupten wagte, daß jeder unserer regierenden Fürsten nicht jeden Tag für die Ehre und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu kämpfen und zu sterben ein Herz habe. Genug schöne Lande sind durch Eroberungen, Zettelungen und Hinterlisten von uns abgerissen. So haben wir die Schweiz, das Elsaß und alle Niederlande, die Ströme, Häfen und Küsten der Nordsee verloren. Aber größer ist der Jammer, daß ganze deutsche Lande an fremde Herrscher und Staaten weggehochzeitet und uns entfremdet und aus der Fremde gleich eroberten oder hörigen Provinzen regiert werden können. Wir haben es gefühlt, daß der Kurfürst von Sachsen als König von Polen in Warschau, daß der von Braunschweig-Lüneburg als König Großbritanniens in London saß, daß sie ihre Kriege und Händel, die uns meistens nichts angingen, uns auf den Leib hetzten, ja das Unheil derselben bis in das Innerste des deutschen Landes hinein trugen oder pflanzten. Wir pflücken auf dem Felde solcher Verknüpfung deutscher Lande mit fremden Reichen eine stinkende Blume, welche zwischen den Dänen und Deutschen eben in voller Blüthe steht, indem das kleine Dänemark sich unterfteht unter solchem Titel die Schleswig-Holsteiner mit Zerbrechung aller verbürgten und versiegelten Rechte mit List, Trug und Gewalt als Unterthanen unter sich herunterzwingen zu wollen.

Aus solchem und ähnlichen Born ist weiland großes Unglück und mehr Schmach über unser Vaterland ausgegossen und kann

wieder darüber ausgegossen werden. Denn Deutschland ist das große Fürstenvogelnest, aus welchem die Jungen in alle Welt ausfliegen oder weggelockt werden. Welche Aussichten hier! Welche Sorgen für ein rechtschaffenes deutsches Herz! wie viel Trauriges, wie viele Zerreißungen und Absplitterungen des deutschen Namens und Verdunkelungen der deutschen Ehre könnte auch hier die Zukunft bringen! Hier müßten unsere Könige und Fürsten, welche ja gar nichts Anderes schauen und wünschen müssen, als daß sie und das Volk als ein ewiges unzertrennliches Eins zu achten seyen, für sich selbst und ihren künftigen Bestand sorgen und zur Abwendung schlimmer Möglichkeiten ein festes Erbfolgegesetz machen, um so mehr, da jede Verkleinerung und Zersplitterung des deutschen Namens ihre Gefahren nur vermehren würde, indem die Völker für Getümmel und Kriege, die aus solchen Verbindungen zu entstehen pflegen, künftighin gewiß weniger willig und geduldig seyn werden.

Ein solches Land und Herrschaft sicherndes deutsches Fürstengesetz würde kurz etwa so lauten können:

Wenn irgend ein deutscher Fürst oder deutsche Fürstin oder deren Kinder zu gleicher Zeit zur Herrschaft über ein fremdes Volk und Land und ein deutsches Land berechtigt sind, so steht ihnen die Wahl, ob sie in der Fremde oder in Deutschland herrschen wollen. Von einem fremden Volke und Herrscher her soll ein deutsches Land durch sogenannte Verweserschaft nimmer beherrscht werden können, sondern wer in ihm herrschen will, muß auch darin wohnen wollen: keine verderbliche und verhaßte Absentees mehr! Wer also Herrschaft des fremden Landes vorzieht, muß zum Vortheil des Nächsten aus dem Stamm auf das deutsche Land verzichten.

O du deutsche Treue und Gesammtheit! verlockst du uns immer wieder, an einem Rock zu schneidern, der dreißig und vierzig verschiedenen Wüchsen zugleich anständig und einigermaßen bequem sitzen soll? an einem Rock, woran sich schon viele Schneider die Finger lahm gemacht haben und worauf die Menge fremder Schneidermeister nicht bloß zum Schmuck auch ihre bunten Lappen nähen möchten? Ich spaße hier nicht mit einem leichten Spaß, sondern mit einem so wehmuthsvollen, daß mir die Augen dabei übergehen wollen.

Wir haben uns hier wohl wieder weit zu verlaufen geſchienen; aber doch ſind wir auf unſerem rechten Wege: denn weit, weit im fernen Hintergrunde ſteht der deutſche Mann. Vielerlei Anſichten, Ausſichten, Hoffnungen und Sehnſuchten zerflattern und zerſchlagen ſich ſo in meiner Bruſt, daß mir der Athem kurz wird. Einige derſelben ſind auch wohl zu Ihnen hinüber geflattert, doch iſt Ihnen die Geduld wohl lange ſchon kurz geworden. Alſo nehme dieſes unſer Geſpräch hier ſein Ende! aber nimmer unſere Hoffnungen und Strebungen für das Vaterland!

E. M. Arndt.

Die Gefängnißreform.

Wenn nicht der Gegenstand, dem die folgenden Worte gewidmet sind, an und für sich und in allen seinen Beziehungen ein jetzt wie schon lange höchst wichtiger wäre, so würde ich es lieber unterlassen haben, nach den Mittheilungen so Mancher, ja Vieler, auch noch ein Wort über denselben zu sagen. Denn seit einer Reihe von Jahren sind nicht allein in öffentlichen Blättern, in wissenschaftlichen Journalen, in speziellen Schriften, sondern auch in besonders zu diesem Zwecke gegründeten Gesellschaften so viele und oft, ja ich möchte wohl sagen, meist sich geradezu widersprechende und einander aufhebende Ansichten über den fraglichen Gegenstand, über die in den Gefängnissen zu befolgende Behandlungs- oder vielmehr Aufbewahrungsweise, ausgesprochen und zu vertheidigen gesucht worden, daß es bei Jedem, der eben nicht im Schreiben und nur in diesem sein Vergnügen findet, wohl Bedenken erregen muß, ob er, wenn auch nach reiflicher Ueberlegung der vorliegenden Frage und bei hinzukommenden erläuternden Erfahrungen auf diesem Felde des Streites eine feste Meinung sich erkämpft hat, ob er, sage ich, diese seine Meinung und Ueberzeugung auch jetzt noch der Beurtheilung eines großen Publikums vorlegen dürfe und könne. Es wird sich dieses Bedenken jedenfalls um ein Bedeutendes steigern, wenn er bedenkt, wie erst neulichst über die jedenfalls am meisten begründeten und keineswegs aus müßiger Laune veröffentlichten Ansichten mehrerer für ihren Gegenstand begeisterter und mit demselben wohl vertrauter Männer ein zweiter

Hyperbolos oder Kleon in einer Weise eine Entgegnung versuchte und die Worte und Ansichten jener Männer angriff und zu widerlegen suchte, die wohl von einem sanguinischen Temperamente, aber von keiner geistigen Ruhe, mithin auch von keiner ruhigen Betrachtung der Worte seiner Gegner hinreichendes Zeugniß ablegten. Auch kann das Bedenken sich keineswegs mindern, wenn er bedenkt, daß es sehr leicht ist, hier bald den Leuten, die bloß die Praxis beachten, bald denen wiederum, die nur in der Theorie ihr Heil finden, zu nahe zu treten, und daß somit seine gewiß ohne alle Persönlichkeit geäußerte Meinung ihm nur Streit, heftige Angriffe und wohl gar schmerzlichere Erfahrungen zuziehen dürfte. Es ist aber Letzteres gerade um so mehr zu befürchten, als bei dem zweiten Theile der über diesen unsern Gegenstand Schreibenden und Sprechenden, den Theoretikern, bei weitem die Meisten so gestellt sind, daß sie, vielleicht im Wahne befangen, mit ihren aprioriſchen Ansichten in einem vor Allem praktischen Takt und praktische Unterlagen erfordernden Streite der Wahrheit am nächsten gekommen zu seyn, jeden Widerspruch, den sie erfahren und erfahren müssen, als zugleich ihrer Person geltend betrachten. Aus dem bisher Gesagten geht wohl bereits klar hervor, daß, wenn eben die Schreibseligkeit nicht das Motiv der Worte ist, wogegen ich mich in jeder Hinsicht verwahren muß und durch die Wirklichkeit schützen kann, der vorliegende Gegenstand ein sehr wichtiger, ja ein solcher ist, der es dem Manne von Gewissen und Jedem, dem die Förderung des Staatswohles wahrhaft am Herzen liegt, zur Pflicht macht, seine Erfahrungen und hoffentlich erprobten Ansichten der Mitwelt zur Begutachtung vorzulegen. Es sind die Gefängnisse leider eine Nothwendigkeit auch in christlichen, selbst den gebildetsten Staaten, und je besser ein Staat für diese sorgen wird, desto besser wird es um ihn stehen; je mehr er diese nicht bloß, wie vielfach, als das leichteste und einfachste Mittel betrachtet, Unglückliche, die im Irrwahne vom Wege des Rechts und der Pflicht abgingen, von den andern bislang als tadellos betrachteten Bürgern zeitweilig abzusondern und durch diese Absonderung bestraft und gebessert zu haben, — sondern sie mit aller Anstrengung nächst der Bestrafung zur Heilung der geistigen Irrthümer dieser Unglücklichen benutzt, desto mehr wird er endlich

für die vielen von allen andern Staatsbürgern deßhalb und nur dazu gebrachten Opfer sich belohnt und das Heil und die Wohlfahrt des Ganzen gehoben sehen. Aber für jetzt sehen wir wenigstens nirgends in Europa, daß die Zahl der Gefangenen im Abnehmen begriffen sey, vielmehr wird man sogar nicht läugnen können, daß die Zahl dieser der Unglücklichen in immer bedenklicherem Maße zunimmt. Wenn nun stets nur Neue, d. h. Solche, die noch nie in einem Gefängnisse wegen eines dem Staate zur Bestrafung angehörigen Verbrechens sich befanden, die Bewohner dieser Anstalten wären, oder wenn eine immer mehr vervollkommnete Gesetzgebung, indem sie eine Anzahl früher nur einfach mit Geldbußen bestrafter Vergehen jetzt mit Gefängniß bestraft, allein die Ursache der stets wachsenden Zahl dieser kleinen Staaten in dem Staate wäre, so ließe sich freilich weiter Nichts als kräftiges Gegenmittel rathen, als die Geldsummen, welche alljährlich für die zahlreichen Beamten solcher Anstalten und eben so für die nicht minder zahlreichen darin Verwahrten von den andern bislang als rechtlich angenommenen Bürgern bezahlt werden müssen, als, sage ich, diese Summen mit gewiß sehr bald weit größerem Erfolge auf eine Deportation der zur Verwahrung in Gefängnissen ꝛc. bestimmten Personen zu verwenden, welches Mittel wohl mit der Zeit ohnehin allgemein nothwendig werden wird.

Allein für jetzt geben die genaueren Register der Strafanstalten eine sehr bedeutende Anzahl der rückfälligen Verbrecher als fast stetige Bewohner dieser Kerker an; und diese vor Allem sind gewiß auch der Grund gewesen, daß man endlich an der Richtigkeit und Wirkungskraft der bisherigen Einrichtungen dieser Anstalten zweifelte und den Ursachen dieser traurigen Erscheinung nachging. Deßhalb nun hat man, da auch Gebietende, Behörden ꝛc. an den Debatten nicht allemal nothgedrungen Antheil genommen haben, theils mildere, ich will sagen menschlichere Einrichtungen in jenen Aufenthaltsorten der Strafe eingeführt, theils ging man zur Erforschung der Richtigkeit des ganzen bisherigen Systems der Verwahrung über und wendete vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf das mehrfach in Amerika angewendete Einzelzellensystem, d. h. Absperrung der Einzelnen in besondere Zellen. Man ersah nämlich aus vielen Beispielen ganz klar, daß ein großer Theil der rückfälligen Verbrecher nur dadurch

zu meist noch größeren und abgefeimteren Frevelthaten veranlaßt worden war, weil, wenn sie bei dem Beginn ihrer ersten Detention noch nicht ganz der Sittlichkeit verloren waren und gewiß begründete Hoffnung auf einstige völlige Besserung versprachen, sie in dem Zusammenleben mit andern Verbrechern, die weit Aergeres begangen hatten, trotz des allerdings ganz wahnsinnigen, weil widernatürlichen Gebots der Schweigsamkeit, von diesen allmählig in ihre Geheimnisse eingeweiht, und so, einzig und überall mit Verbrechern und Gefallenen umgeben, ohne daß sie es selbst merkten, mit dem Verbrechen gewissermaßen befreundet wurden und eine, ich möchte sagen, methodische Anleitung zum raffinirteren Schlechtseyn erhielten. Daß dies wirklich der Fall ist, kann man in allen den Strafanstalten sehen, wo eben ohne alle Classifikation und ohne eine Trennung der Einzelnen von einander, ganze Heerden solcher Gefallenen zu einem kleinen Staate vereinigt, meist von Aufsehern geleitet werden, die, aller Bildung und aller psychologischen Kenntniß entbehrend, dem Militär als höchstens Corporal oder Unteroffizier angehörten, und diese keineswegs erfreuliche Stellung nur annahmen, um eine feste Anstellung, ein sicheres Brod zu haben und dann im glücklichsten Falle zum Gensdarmen oder Chausseeaufseher ꝛc. zu avanciren. Solche Menschen können gemeiniglich wohl den Stock, die Knute regieren, also strafen, aber mit der Strafe eine Besserung zu verbinden, liegt meist ganz über ihrem Horizont. Ja im Gegentheil läßt sich nicht läugnen, daß diese der niederen Klasse der Staatsbürger angehörigen Leute bei ihrer (wegen der großen Zahl derselben an einer Anstalt) geringen Besoldung und durch den fast steten Umgang mit Gefallenen oft selbst ihr eigenes Gewissen nicht allzu rein erhalten und so theils durch Bevorzugung einzelner Gefangener ohne besondere Auswahl, theils wohl gar durch, wenn auch kleine, Unredlichkeiten den zur Strafe und Besserung Bestimmten ein keineswegs glänzendes oder nur mittelmäßiges Beispiel im Guten geben. Daß das nicht von allen Unterbeamten solcher Anstalten (den sogenannten Aufsehern oder Zuchtmeistern) gilt, ja daß es unter ihnen auch recht brave Leute gibt, braucht hier eben nur einfach erwähnt zu werden als etwas sich von selbst Verstehendes. Aber jeder Direktor einer solchen Anstalt, der sein Amt genau verwaltet und das

Resultat seiner Erfahrungen offen gesteht, jeder, sage ich, wird es zugeben, daß solche bittere Erfahrungen ihm geworden sind und daß er oft von den Züchtlingen oder Correktionären durch die dritte Hand erfahren hat, wie die Aufseher im Schimpfen und Fluchen ihre Ehre suchen und hierin an den Gefangenen ihr Müthchen kühlen. Vorzüglich dürften hier die pflichtgetreuen, thätigen und sich der Sache der Besserung in jeder Hinsicht selbst aufopfernd annehmenden Geistlichen dieser Anstalten, denen leider in der Wirklichkeit (nicht immer nach den Statuten der Anstalt) eine sehr untergeordnete Rolle angewiesen ist, unsere obige Aeußerung als nur zu wahr anerkennen und mit gewiß hinreichenden Belegen erhärten. Aber außer diesem nicht allemal zum Guten ermunternden Beispiele der unmittelbaren Aufseher, und einer wenigstens durchaus falschen Behandlung der Gefangenen von Seiten derselben, ist vor Allem gewiß auch vielfach als höchst verderblich die Einrichtung erkannt worden, daß man gebildete und ungebildete, ältere und jüngere, große und minder große Verbrecher, abgefeimter und unüberlegter bei ihrem Verbrechen Handelnde, längere und kürzere Zeit in Detention Befindliche ohne alle Scheidung und förmliche wohnliche Trennung wie einen Knäuel alles Ausbundes der Schlechtigkeit zusammenthat und auf diese Weise meist die Keime zu ferneren Verbrechen legte. Was der Eine noch nicht wußte, das weiß der Andere, und trotz des strengen Gesetzes der Schweigsamkeit (welches nie möglich seyn wird bei solchem Zusammenseyn selbst nur Mehrerer, mag mir es der klügste Direktor auch vordemonstriren wollen, weil es eben aller Natur widerstreitet und nur nebenbei den Geist zu neuen Erfindungen des Umgehens des Gesetzes auffordert) wird der Unerfahrene selbst wider seinen Willen ein Erfahrener; wozu noch zu rechnen ist, daß diese Leute, plötzlich von allem Zusammenhange und aller Verbindung mit der Außenwelt abgeschlossen, nur die Thaten, d. h. Schandthaten, Anderer und die Weise ihres Verfahrens dabei vernehmen können, wovon die natürliche Folge die seyn wird, daß sie, täglich und wöchentlich von solchem Geschwätz und Mittheilungen umgeben, am Ende an das Verbrechen, an Schandthaten und Uebelthaten gewöhnt werden, ohne daß ihr besserer Theil im Herzen, ihr Gewissen, dabei beunruhigt wird.

Dieſes Zuſammenwerfen der Einzelnen in Maſſen hat ferner noch eine andere üble Seite, daß nämlich diejenigen, welche der niedrigſten Klaſſe der Menſchen angehören und meiſt ein ſolches Verbrechen begingen, das die Folge irgend eines faſt thieriſchen Triebes oder der wenigſtens gefährdet geglaubten Exiſtenz war, in allen dieſen Strafanſtalten ſich bei längerem Verweilen und allmähligem Eingewohntſeyn gar nicht ſo übel befinden; ſie müſſen zwar arbeiten, haben aber alle Tage und zur ſelben Stunde ihr warmes Mittageſſen, finden ihr Nachtlager oft beſſer eingerichtet, als ſie es bisher hatten, können ſich, nach den Geſetzen der meiſten Anſtalten, wenn ſie recht fleißig ſind (oder doch ſonſtwie die Gunſt eines der Aufſeher erwerben), ſogar manche kleine Ergötzlichkeit, wie eine Kanne Bier, etwas Butter, einen Häring ꝛc. verſchaffen, haben auch endlich eine immer ganze Kleidung am Leibe, und die Arbeiten, die hier überhaupt den Gefangenen geboten werden, ſind von ihrer frühern Beſchäftigung gar nicht oder nur ſehr wenig verſchieden. Wie Viele haben nicht geſtanden, daß ſie es in dieſen Häuſern des Elends beſſer gehabt hätten, als es ihnen ſonſt wo möglich war! Dagegen aber haben die, welche den gebildeten Ständen angehören, wenn ſie auch nicht im Ueberfluſſe lebten, hier ſo viele Entbehrungen und, was nicht unbeachtet bleiben darf, eine ganz andere, für ſie meiſt unverdauliche Koſt, die gewöhnlich die Urſache vieler Erkrankungen und mancher Todesfälle iſt, indem dieſelbe in Verbindung mit den andern für dieſe Klaſſe von Menſchen gerade drückenderen Einrichtungen dieſer Anſtalten wie ein Gift auf ſie einwirkt. Es iſt dies ein Punkt, der ganz beſonders beachtet und beherzigt werden ſollte, weil ſo die letztern weit härter als die erſtern beſtraft werden, wenn gleich das Geſetz anſcheinend nur Gleichheit an ſeiner hier ſich widerſprechenden Stirn trägt. Für die der letzteren Klaſſe Angehörenden, für die Gebildeten, iſt aber auch noch anzuführen, daß bei ihnen das Ehrgefühl weit ausgebildeter iſt, daß ſie ja gerade ſehr oft nur aus falſch geleiteter Ehrliebe oder Stolz zu Schritten der Sünde verleitet wurden. Wird nun ſchon in dem Unterſuchungsgefängniſſe von den Unterbeamten möglichſt darauf hingearbeitet (wenn nicht Geld der Verwandten des Unglücklichen daſelbſt ihm eine dann ſehr milde Behandlung verſchafft), daß

der bereits vom Rechten Abgeirrte auch noch um das Gefühl der Scham, um die Ehrliebe gebracht werde, so läßt sich selbst von weniger mit der wirklichen Einrichtung der Zucht-, Straf- und Correktionsanstalten Vertrauten, wenn sie sonst nur der Vernunft theilhaftig und befähigt sind sich derselben zu bedienen, mit leichter Mühe einsehen, daß das noch übrige Ehr- und Schamgefühl in diesen Anstalten in den meisten Fällen ganz erliegen muß, ja von den Unterbeamten, den Aufsehern, oft recht absichtlich mit Füßen getreten wird, indem sie den in ihrer Unüberlegtheit als Stolz angesehenen letzten Rest des Bessern in den zur Bestrafung und doch zugleich auch zur Besserung ihrer Leitung unmittelbar anvertrauten Züchtlingen durch das gemeinste Fluchen und Schimpfen, durch viehischrohe Behandlung vor den gemeineren, einst niedriger gestellten Menschen, aber ihren jetzigen Mitgefangenen, durch absichtliches und meist teuflischschadenfrohes Verhöhnen und Vorhalten ihrer begangenen Schandthaten vernichten, vorgebend, sie wollten den Dünkel, das Sichfürbesserhalten des fraglichen Subjekts brechen, und hier im Hause der Strafe gelte nur Gleichheit der ausgesprochenen Strafe. So ist es in Deutschland, England, Frankreich, Belgien, in der Schweiz und im Norden; dies ist ächt türkisch und hottentottisch, einem Ur- oder Viehzustande der Menschheit angemessen, aber keinem christlichen und vernünftig menschlichen Staate. Da wäre es besser, man schlüge diese unglücklichen Frevler sofort todt, statt sie so mechanisch nur zu martern, wodurch doch jedenfalls denen, welchen von dem Unglücklichen Schaden zugefügt wurde, nie der mindeste Ersatz, höchstens Genugthuung des Rachegefühls zu Theil wird. Fürwahr, der Gebildete muß sich hier in diesen Sammelplätzen aller Art von Verbrechen schon dadurch tief genug gedemüthigt und hart genug gepeinigt fühlen, daß eine Menge von Leidensgenossen sich an ihm weiden, sich freuen und diese Freude auch sichtbar werden lassen, daß einmal Einer, der einer höhern Klasse der menschlichen Gesellschaft angehörte, bei ihnen, die sie die Mehrzahl abgeben, einkehrte. Schon von seinen Mitgefangenen muß er mehr leiden, wird er fast beaufsichtigt, um ihn in den Augen der ihm ohnehin abgeneigten Aufseher mehr noch herabzuziehen.

Doch nicht bloß den Gebildeten, wenn gleich diesen am

meiſten, auch den wenig oder gar nicht Gebildeten wird und muß durch die bisherige Einrichtung dieſer Anſtalten das noch übrige natürliche Schamgefühl und die doch meiſt noch nicht ganz geſchwundene Ehrliebe geraubt werden. Und was dann dieſen Menſchen weiter als etwa das Leben genommen werden könnte, weiß ich wahrlich nicht. Es kann vielmehr ſchon für ein Zeichen der tiefen Geſunkenheit betrachtet werden, wenn der Menſch ſich ſofort in dieſe entehrenden Lagen findet und ſie ſich zuſagend nennen muß, wenn er ſich nur ſehnt, mit andern derartigen Unglücklichen zuſammen zu ſeyn, ſich mit ihnen zu beſprechen, ſeine tragiſche Geſchichte ihnen mitzutheilen. Und hier muß ich, geſtützt eben auf die Mittheilungen mehrerer dieſer Unglücklichen, die theils den gebildeten, theils den ganz niederen Schichten der menſchlichen Geſellſchaft angehörten, und mir nach ihrer Entlaſſung ſowohl ſchriftlich als mündlich ihre Erfahrungen und Gefühle während der Detention mittheilten, behaupten, daß es der fürchterlichſte Kampf iſt, dem die der Unterſuchungshaft Entlaſſenen in dieſen Zucht-, Straf- und Correktionshäuſern ſich preisgegeben ſehen, ohne doch zugleich, wie es ein jeder Kampf und Streit verlangt, an irgend welche Gegenwehr denken zu können. Ich will mich des Beiſpiels des einen von den erwähnten Unglücklichen bedienen, um Unkundigen, alſo der bei weitem größten Zahl der Leſer, den Empfang in einer ſolchen Anſtalt zu ſchildern und das Wirkliche, Wahrhaftige obiger Darſtellung zu erhärten. Nur will ich ein für allemal bemerken, daß ich hier allein an milder zu beſtrafende Verbrecher, nie an ſolche, die eine lebenslängliche oder ſelbſt nur vieljährige (10 — 16) Detention verwirkt haben, denke, und erſt am Schluſſe dieſer Worte meine Anſicht über dieſe kurz mittheilen werde.

Der eben erwähnte junge Menſch hatte in ſeinem 23ſten Jahre, nachdem er auf Schule und Akademie eine ſeinem Stande angemeſſene Bildung erhalten hatte, durch allmählig überhand genommene Schulden und dazugekommenen Stolz und Ehrgeiz ſich verleiten laſſen, bei einer Anſtalt, der er anzugehören glaubte, aber doch noch nicht angehörte, mehrere Sachen an ſich zu nehmen, auch, als die Gefahr drängte und man ihm die Mittheilung machte, daß das Ganze als ein criminelles Vergehen betrachtet

werde, in völliger geistiger Verblendung Einiges davon zu versetzen. Nachdem er der ganzen Strenge und Härte des Oberbeamten, der an ihm ein Exempel statuiren wollte und vielleicht noch andere Motive hatte, ausgesetzt gewesen war, wurde er der untersuchenden Behörde übergeben und blieb nach vorläufiger Verhörung durch einen Polizeiaktuar volle fünf Monate in einem keineswegs gesunden Kerker eingesperrt, bisweilen allein, bisweilen mit Andern zusammen, ohne auf seine Bitte ein Buch zum Lesen, ein Blatt Papier zum Schreiben zu erhalten, unter den einfältigsten Vorwänden der Beamten. Während jener Zeit sah er vielfache Beweise der brutalsten Rohheit, selbst schreiender Ungerechtigkeit von Seiten der Unter-, ja Oberbeamten, und er selbst wäre wahrscheinlich noch wer weiß wie lange in der Untersuchungshaft geblieben, wenn es ihm nicht auf den Rath eines Mitgefangenen gelungen wäre, einen Brief an die oberste Behörde in einer fernen Stadt durch Vermittlung Bekannter, die ihn bisweilen zur Tröstung besuchten, gelangen zu lassen. Dies wirkte und schnell sah er sich vor den Criminalrichter gestellt. Hätte man sich nur Etwas um den bereits so lange eingesperrt Gehaltenen bekümmert, so würde man sehr bald gesehen haben, daß ein einfaches Schuldbekenntniß sofort zu erhalten war, und zwar um so mehr, als er ja Alles und Jedes seinem frühern Vorgesetzten schon privatim mitgetheilt hatte. Allein es mußte ein tüchtiges Volumen Akten geschaffen werden, damit die höhern Behörden tüchtig zu blättern und zu suchen hätten, auch über den Eifer der Untersuchungsbehörde in kindliche Freude ausbrächen. Ein Heft Akten folgte dem andern; zudem war ja Aussicht da daß der Beklagte die Kosten der Untersuchung würde decken können. Durch den falschen Rath, Alles, was man ihn fragen werde, zuzugeben, geleitet, schuf er sich eine weit härtere Strafe und man bestimmte ihm zwei Jahre Detention in einem Zuchthause, die aber das zweite Urthel in eine gleichlange Detention in einer Strafanstalt verwandelte. Der Unglückliche bat nun, man möchte ihn direkt und allein an seinen Bestimmungsort bringen. Der Richter und das Dienervolk bejahten es. Eines Tags, etwa 14—18 Tage nach der Bekanntmachung des Urthels, trat frühmorgens der Gerichtsdiener ein und mahnte zum Anziehen; es gehe nun fort.

Wie ſtaunte aber der Arme! trotz aller Verſicherungen ſchaffte man noch zwei Weiber mit ihm zugleich fort, von denen ſich die eine zum drittenmale in dieſer Lage befand. Ja der Diener brachte eine kleine Handkette, die der Verurtheilte ſich wenigſtens unter den Hoſen an den Füßen befeſtigen mußte, als fürchte man, daß er entſpringen werde, ein um ſo gemeineres Anſinnen und das ihn um ſo mehr empörte, als ihm die mildeſte Behandlung zugeſagt war, als er während ſeiner bisherigen Detention bereits bewieſen hatte, daß er ſich ſchuldig fühle und ſeiner Strafe nicht ausweichen wolle, indem er ſchon vorher ganz bequem abreiſen konnte und auch einmal, wo er völlig ungehindert durch die offene Hausthüre in die Stadt ſich hätte begeben können und bereits alle Beamten, auch die Diener, fortgegangen waren, allein in ſeine Zelle zurückkehrte. Der Weg zu ſeinem neuen Aufenthaltsorte, dem er mit ſchweren Gedanken entgegenſah, wurde auch ziemlich lang, weil man erſt nach einer andern Stadt, wo die beiden Weiber im Zuchthauſe unterzubringen waren, fuhr; und was war während dieſer langen Zeit Gegenſtand der Unterhaltung? Die gemeinſten Zoten, die man von der Hefe des Volkes hört, wenn es geil oder trunken iſt, riſſen der Gerichtsdiener und noch ſo ein Subjekt mit den beiden Weibern, von denen das eine ein junges Mädchen von 18 Jahren war (die mehrere Kleidungsſtücke ihrer Herrſchaft geſtohlen und verſetzt oder verkauft hatte) und meiſt weinte und trotz aller handgreiflichen Bemühungen des ſaubern Gerichtsdieners wenig antwortete; die andere aber war eine ſchon ältere ledige Weibsperſon ohne alle Scham und ergötzte ſich natürlich an dem Geſpräche. Am Abend kam man im Zuchthauſe an, und trotz dem, daß der Unglückliche hierher nicht gehörte, ſteckte man ihn doch anfangs in ein finſteres Loch, in welches die wachhabenden Soldaten ihren Unrath an zerbrochenen Flaſchen ꝛc. warfen, bis endlich ein Zuchtmeiſter kam, der ihn in Empfang nahm und in einen ſogenannten Krankenarreſt brachte; Alles, damit der Gerichtsdiener und der andere ſaubere Menſch, die ſich beide an den Erzählungen von ihrem viehiſcher Wolluſt ergebenen früheren Leben auch noch am folgenden Tage gegenſeitig ergötzten, den Abend in den Kneipen der Stadt, die ſie von öfteren Beſuchen bereits genauer kannten,

nach ihrer bekannten Weise ergötzen könnten; der Criminalrichter und sein Aktuar nebst ihrem gegebenen Worte, wenn es anders ehrlich gemeint, waren ja weit entfernt und der Unglückliche rechtlos. Am andern Tage gelangte man endlich gegen Abend an den Bestimmungsort des Unglücklichen, der vorher noch mit einem ganz falschen, aber allerdings weit menschlicheren Bilde von dem Leben in diesem Hause des Elends erfreut worden war, während, wenn nur einigermaßen ein Gewissen in den beiden Menschen war, sie sich einen wahren Dank erwerben konnten, wenn sie den Armen mit dem, was seiner wartete, genauer bekannt gemacht hätten.

Aus der Wachstube des Militärpostens führte man ihn nach einiger Zeit in die Stube der Aufseher, und nachdem er sich bis auf die Unterhosen hatte entkleiden müssen und von den neugierigen Aufsehern mit vielen Fragen geplagt worden war, gebot man ihm in eine finstere Gefängnißzelle, die mit einem Schweinekoben die größte Aehnlichkeit hatte, zu treten, da es bereits Abends 7 Uhr war und als an einem Sonntage von Seiten der Beamten keine Reception stattfinde. In diesem Käfige wimmelte es von Millionen Flöhen (weil es ein warmer Sommertag war) und vom Tageslichte war keine Spur. Einige Zeit nachher erschien ein Mensch mit etwas Suppenbrei. Die schweren nahenden Stunden malten sich dem Ankömmling recht deutlich in der langen Nacht seines Kerkers. Am andern Morgen führte man ihn zu einem der Beamten, da der Direktor eben abwesend war. Dieser redete ihn mit einem niederschmetternden Du an; dann nahm man ihn in eine Art Schuppen, wo er sich baden und mit der besondern Kleidung der Gefangenen versehen mußte. Jetzt kam einer der Mitgefangenen und schnitt ihm sein Haupthaar ab, aber absichtlich so wirr und niederträchtig, als es nur anging; dieser Mensch durfte auch mit ihm reden und fragte natürlich nach Allem. Darauf ging es zum Wundarzt, bei dem er sich ganz entkleiden mußte, um von unten bis oben untersucht zu werden,[1] und dann führte man ihn in

[1] Von welch vortheilhaftem Eindruck dies beim weiblichen Geschlechte seyn muß, dies zu beurtheilen überlasse ich dem Einsichtsvollen und bemerke nur, daß derartige ganz spezielle körperliche Untersuchungen auch der

die Wollkämmerei, jedenfalls den ungesundesten Ort der ganzen Anstalt und die angreifendste Arbeit. Hier fand sich ein Aufseher nach dem andern bei ihm ein; der fragte das, der jenes; es galt ja der Bekanntschaft mit dem neuen Ankömmling im Staate; und dabei hörten die andern Gefangenen schweigend aufmerksam zu. Allerdings war das Sprechen verboten, aber keine bestimmte Strafe darauf gesetzt (woher eine neue Willkür der Aufseher im Bestrafen), und die beisammen Sitzenden wußten ihr Gespräch ordentlich zu führen. Bei dem Allen war das Schlimmste, daß der Ankömmling sich nicht unterstehen durfte, nicht zu antworten, was natürlich ihm sehr bald einige andere Subjekte zuführte, die ihn als ihren Landsmann bewillkommten. Am drückendsten wurde ihm die Anrede mit Du und die absichtliche Berücksichtigung einiger Aufseher, die sich auf ihn als einen Gebildeten ordentlich legten, um ihn zu kränken und zu blamiren. Da es Sitte war, daß fast alle Tage im Sommer die Gefangenen paarweise im Hofe eine halbe Stunde spazieren gingen oder vielmehr liefen, wobei jeder strenge Ordnung in Schritt und Reihe halten mußte, so wollte mein Referent einstens, weil es ihm gar keine Erholung dünkte und er lieber still saß und sich sein Elend überdachte, auf dem Zimmer bleiben, und bat den damaligen Tagesaufseher, einen von Schnaps im Gesichte aufgedunsenen frühern Cavalleristen, ihn diesmal vom Spaziergange zu dispensiren. Allein einige fürchterliche Flüche und die Drohung mit dem spanischen Rohre reichten hin, um dem Armen für fernere Male eine sichere Warnung vor der Wiederholung dieser Bitte zu geben. Während seiner Detention nun bemerkte er öfters, wie die Aufseher ihre Launen ausließen, das Gefühl des Rechts höhnend mit Füßen traten, die Sträflinge selbst zu kleinen Betrügereien benutzten und ihnen dann auch einen Lohn dafür gaben, oder wie sie doch wenigstens durch kleine Geschenke an Kaffee, Tabak, Butter, auf Kosten der Anstalt und wider Wissen der Oberbeamten, von den Gefangenen sich Arbeiten liefern ließen. Noch bemerkt mein

Weiber schon in den Untersuchungsarresten und vor der Polizei bei allen Frauen ohne Unterschied und auch ohne Noth stattfinden, was Vielen wohl noch unglaublicher vorkommen wird.

Referent, daß der Direktor ein sehr braver Mann gewesen sey, der nur manchmal zu hitzig war und den Aufsehern wenigstens während der Zeit seiner Detention noch zu viel Willen und Freiheit gelassen habe. Das Resultat aller seiner Mittheilungen und Erfahrungen war, daß, da weder eine Classifikation noch eine Absonderung irgendwie stattfand, ja da man dies gerade besonders von Seiten der Aufseher mit allem Eifer zu unterdrücken suchte, man schon in dieser Hinsicht Nichts that, was neben der Strafe irgend wie sittlich kräftigend und hebend hätte wirken können; daß der Geistliche der Anstalt, der sich wenigstens äußerlich als Kopfhänger und Pietist zeigte, durchaus nicht an eine solche Anstalt paßte, sich auch nicht eben sehr um die Leute kümmerte und nie etwas Gutes gewirkt, wohl aber viel Heuchelei begründet hat, auch in der Kirche wahrhaft tapfer die Sträflinge als Ausbund der Hölle mit allen teuflischen Farben darstellte; daß drittens die Aufseher durchaus nicht zu diesem Amte tauglich waren; daß viertens alles Ehrgefühl verloren ging oder eigentlich doch gehen mußte, und daß durch das massenweise Zusammenleben nicht nur für die Zeit der Detention, sondern auch für später die übelsten Folgen sich zeigten. Mein Referent bekennt ferner offen (und ihm stimmen noch drei andere aus niedern Klassen unverholen bei), daß sie sich glücklich geschätzt hätten, wenn sie abgeschlossen für sich mit einer für sie passenden Arbeit, vielleicht einer solchen, der sie späterhin eine feste Existenz zu danken gehabt hätten (nur nicht mit Flachsspinnen oder Wollkämmen ꝛc.), beschäftigt worden wären; ein Wunsch, der, wie sie versicherten, ganz allgemein von denen gehegt worden sey, die noch nicht ganz gesunken waren, von dessen Erfüllung sie übrigens auch für die Schlechteren den ersprießlichsten Segen hofften. Und da ich ihnen bemerklich machte, daß von denjenigen, welche entweder aus Amtspflicht oder aus eigenem Triebe oder endlich aus Charlatanerie und Schreib- und Sprechlust über diesen Gegenstand bisher gesprochen oder auch Untersuchungen und Debatten angestellt, ein Theil und nicht der kleinste sich gegen dieses Absperrungs-, gegen dieses Einzelzellensystem stark ausgesprochen und erwähnt habe, daß dadurch mehrfach nur ein stilles Hinbrüten, ein Nähren der frühern bösen Gedanken und oft sogar Wahnsinn entstanden sey, welches letztere

sie durch einzelne Beispiele aus englischen und amerikanischen Gefängnissen, wo dieses Absperrungssystem bereits eingeführt ist, zu erhärten suchen; — so wunderten sich meine Referenten sehr und meinten, daß wenn man nicht eben mit dem Absperren sich begnüge, wie auch die ferneren leicht als nöthig ersichtlichen Veranstaltungen unterlassen habe, dies rein unmöglich sey. Man müsse entweder diese einzeln abgesperrten Menschen gar nicht beschäftigt und so behandelt haben, daß sie auch nicht abgesperrt wahnsinnig geworden wären, oder man müsse alle Bitten und Wünsche derselben verhöhnt haben; denn wenn irgend eine achtsame Inspektion, selbst eine nur wöchentliche, sowohl von dem Direktor, als dem Geistlichen und Arzte der Anstalt stattgefunden hätte, so hätte man doch irgend welche Vorzeichen des herannahenden Wahnsinns merken können, und dann müßte eben dem Direktor für solche Fälle verstattet seyn, ein derartiges Subjekt mit andern dazu geeigneten zusammen zu bringen. Und vorzüglich dem Anstaltsgeistlichen, der freilich theils so zu stellen wäre, daß er seine Zeit ganz den Gefangenen widmen könne und nicht entweder Schulden machen oder zusehen müsse, wie er sich noch einige Groschen verdiene (also mindestens 600 Rthlr. jährlichen Gehalt), theils und vorzüglich nicht zum Pietismus und seinen verwandten Lastern geneigt, zugleich aber auch mit wahrem menschlichen Gefühle (nicht Kälte und Leichtsinn) versehen seyn müsse, — ihm werde hier ein weites Feld zur Ernte geboten; ihm sey aber auch mehr Einfluß aufs Ganze, bei der Entscheidung allgemeiner Fragen, als es jetzt bei diesen Anstalten der Fall ist, einzuräumen, damit er nicht umsonst arbeite, seine besten Absichten theils von den Ober-, theils und besonders von den Unterbeamten vereitelt, verdreht und in falsches Licht gestellt erblicke, seine Erfahrungen, Vorschläge und Wünsche zwar an die höchste Behörde einberichte, diese aber seine durch die Scheingründe Anderer schon im Voraus zurückgewiesenen Bemerkungen ad acta lege, was um so mehr von der höchsten Behörde über diese Anstalten zu beachten sey, weil ihre genaueste Einsicht und Kenntniß der wirklichen Sachlage auch beim besten Willen nicht so weit gehen könne, daß sie speziellere Dinge nur nach dem Berichte des Direktors entscheide und bestimme, sich also selbst im Voraus diesem

blindlings gefangen gebe. Die entsetzlichen und aufs Ganze ungemein schädlich einwirkenden Folgen solcher Behandlungsweise, dies ist es, was sich die höchste Behörde stets gegenwärtig halten sollte; sie würde dann ihre Pflicht am treuesten erfüllen. Ueberhaupt (das will ich hier gleich mit bemerken) sind alle Personen, die durch Stand und Geburt hochgestellt sind, nur geeignet bei diesen Anstalten aus Vaterlandsliebe und milder menschlicher Gesinnung sich soweit zu betheiligen, daß sie durch ihr Vermögen und ihren Einfluß Sträflingen, bei denen Besserung zu erwarten war und ist, nach ihrer Entlassung beistehen, weil meistens dann erst für die Unglücklichen die schwerste Zeit der vielfach entsetzlichen Prüfung folgt, da Freunde, Verwandte, oft aus Selbstsucht und Ueberhebung, sich von ihnen abwenden und Fremde auch nur mit dem größten Mißtrauen dem oft des täglichen Brodes Entbehrenden durch Ueberweisung von Arbeit kümmerlich einen Nothpfennig geben, und daneben die Polizei manchmal wohl etwas rücksichtslos sich auch bei den Bessern ein spezielles Beaufsichtigungsrecht anmaßt (hat sie es gesetzlich, so ists noch schlimmer) und dieses durch die gemeinen Polizeidiener oft aufs Verletzendste ausüben läßt, somit den Armen in Vieler Augen vielmehr schadet, als ihnen zum neuen Fortkommen behülflich ist. Haben sich jene hochgestellten Personen selbst die Sache reiflich überlegt, so werden sie in diesen der Sache allein geltenden Worten auch nicht im Entferntesten eine Kränkung, eine Verletzung oder Beleidigung finden können, im Gegentheil uns Dank wissen, daß wir sie von den Forderungen Mancher ein für allemal ganz frei sprechen, ihnen aber noch sehr große, ja unbegränzte Thätigkeit für die vollkommene Wiedergewinnung fast verlorner Menschen zuweisen. Aber daß wir Obiges bemerkten, davon liegt der Grund ja ziemlich nahe; denn wie können diese Personen, die stets ein gemächliches Leben führen, die nicht für die täglichen Bedürfnisse zu sorgen haben, die überhaupt das Leben der niedern Classen viel zu wenig kennen, wie können sie beim besten Willen und Bestreben das Passende treffen, solche Einrichtungen vorschlagen, die wahrhaft wohlthätig auf derartige Menschen zu wirken im Stande sind? Es liegt auf der Hand und so mancher erfahrene und offenherzige Direktor solcher Anstalten wird es bekräftigen können, daß

ein großer Theil dieser Vorschläge hochgestellter Personen recht gut gemeint, aber aus aprioriſchen Grundsätzen entsprungen, in Praxi nicht wohl ohne vielfachen Nachtheil ausführbar ist, ja oft das Gegentheil bewirkt. Jedoch kann man wegen der Geldunterstützungen den Beitritt solcher wohlhabender, hochgestellter und hochgebildeter Personen nur wünschen, und sie selbst werden es auch um ihrer selbst willen wünschen müssen. Auf ähnliche Art aber, wie wir wünschen, daß diese Personen nicht unmittelbar mit ihren Planen und Entwürfen, wohl aber mit ihren bedeutenden Mitteln einwirken, möchte wohl auch die Thätigkeit noch eines andern Theiles derer etwas motivirt werden, die bisher über die in den Gesetzen zu bestimmenden Strafen und ihr Quantum beriethen; denn sie kennen nicht aus eigener Erfahrung diese Anstalten und bestimmen doch in den Gesetzen die Strafen; eine gewiß widersinnige Sache und eine nicht unwichtige Frage. Da ich meine Ansicht hierüber nur kurz und mehr skizzirt mittheilen will, so bin ich der Meinung, daß es wohl das Beste wäre, wenn ein oder mehrere Mitglieder der die Gesetze über die Bestrafung crimineller Vergehen berathenden Commission vom Ministerium der Justiz eine Zeit lang in solche Häuser gesperrt würden und zwar die einzelnen Personen in verschiedene Straf-, Correktions- oder Zuchthäuser; sie müßten wie die andern Sträflinge behandelt werden, mit Ausnahme körperlicher Strafen, und es müßte dem Direktor der Anstalt nicht gesagt, auch nicht verrathen werden, wer der Eingelieferte sey, die Beamten müßten ihn eben als einen wirklichen Sträf- oder Züchtling oder Correctionär ansehen und nur milder behandeln (nach strengster Anordnung der höchsten Behörde); auch dürften sie in Bezug auf ihn, wenn er eben aus Unbekanntschaft mit den Anstaltsgesetzen fehlte, auch nicht die geringste Strafe ohne die speziellste Berichterstattung an die höchste Behörde über ihn verhängen. Ein solcher nach einiger Zeit Entlassener würde dann gewiß richtiger die Strafe und ihr Quantum bestimmen, als es bisher Leute thun, die bei gutem Essen und Trinken ihren Pflichten nachkommen und durch das ewige Einerlei des Betrachtens solcher straffälliger Erscheinungen und des Verhängens der Strafen allmählig abgespannt und abgestumpft werden; denn Mensch bleibt Mensch. Ein solcher zeitweilig aus eigener

Entschließung Festsitzender würde aber ferner ganz bestimmt sich nicht nur für eine strenge Classifikation und Absonderung der einzelnen Sträflinge aussprechen, sondern auch durch seine eigene Erfahrung das Unbegründete aller gegen jenes System vorgebrachten Entgegnungen erweisen können, besser jedenfalls als es mit dem bisherigen aprioriſchen Hin- und Herdemonstriren von beiden Kampfesparteien geschehen ist. Ein Solcher wird endlich auch gewiß der oben geäußerten Meinung beitreten, daß die Direktion des Ganzen nicht dem jedesmaligen Direktor allein, sondern mit gleichem Antheile auch dem Geistlichen und Arzte der Anstalt zu ertheilen sey, daß der Anstaltsgeistliche durchaus kein Kopfhänger und Frömmler, oder Schnapper nach fetter Pfründe, wohl aber ein mit sittlichem und menschlichem Gefühle reichlich begabter Mann, ein tüchtiger, gewandter Redner, von nicht zu kleiner Statur (da auch körperliches Imponiren von hohem Werthe ist), kurz ein Mann seyn soll, der wirken will und nicht, wie so oft an diesen Anstalten, das Laster alle Sonntage abconterfeit, sich und Andere den Züchtlingen als wahre Tugendmuster darstellt, sondern sich ebenfalls als allen Versuchungen ausgesetzt, aber siegreich gegen sie ankämpfend, kurz sich und die Andern nicht als unfehlbar darstellt, in allen Menschen Mängel findet und zugleich zeigt, wie sie der Mensch bewältigen könne und müsse, was die Leute sich besser merken und eher annehmen, als wenn sie mit allen Titeln der Lasterhaftigkeit sich allsonntäglich geehrt finden.

Nun zum Schluß noch ein Wort über diejenigen Verbrecher, welche eine härtere und länger dauernde Strafe verdient und erhalten haben; ich meine zuerst die, welche 10—16 Jahre detinirt werden sollen, und dann zweitens die Lebenslänglichen. Hier glaube ich, daß es für das Heil des Staates das einzige taugliche Mittel ist, erstens die zu 10—16 Jahren Verurtheilten nach ihrer Entlassung (wenn sie nicht einer solchen Familie angehören, die selbst für sie fortan sorgen will, oder wenn sie nicht selbst Vermögen haben) in eine Versorgungsanstalt zu bringen, wo sie eine bestimmte freiwillig erwählte geeignete Arbeit zu betreiben haben, so lange es ihr körperlicher Zustand erlaubt (damit sie im Gegentheil nicht faul und leichtsinnig werden), und doch zugleich ein festes gewisses Brod haben, dessen Mangel die Unglücklichen so oft zu neuen Schandthaten treibt, weil sie

zurückgestoßen von Allen, denen sie sich nahten, nicht hungern oder gar verhungern wollten. Zweitens aber sind die lebenslänglich Verurtheilten durchaus nicht von einander abzusondern, sondern sie mag man zu bestimmter Arbeit anhalten, um so dem Staate wenigstens einen Theil der auf sie zu verwendenden Kosten zu ersetzen und zugleich die Größe ihrer begangenen Sünde recht zur Erkenntniß bringen, so daß vielleicht doch das Herz etwas veredelter einst der andern Welt überliefert werde. Beide Rathschläge glaube ich, sind so natürlich, so einfach klar, daß ich sie nicht weiter zu rechtfertigen versuchen will. Nur die eine Bemerkung sey mir hier noch gestattet, daß es jedenfalls in Bezug auf die lebenslänglich und vielleicht auch schon auf die zu 10—16 Jahren Verurtheilten für den Staat und für die Sträflinge selbst das Beste und Vortheilhafteste ist, wenn sich der Staat zur Colonisirung entschließt und hierin Englands Beispiel folgt; ein Gegenstand, der vielleicht späterhin von mir weiter ausgeführt und erläutert werden dürfte.

Mögen diese wenigen und sich aller Persönlichkeit enthaltenden Worte der vollen Beachtung bei allen denen sich erfreuen, welche in dieser hochwichtigen Frage zu entscheiden haben.

Pauperismus und Industrie.

Das obige Thema wird jetzt vielfach und vielseitig besprochen. Wie ungemein erfreulich ist es, auch an diesem Beispiele zu sehen, in welchem Wachsthum der Sinn für das öffentliche Leben bei uns begriffen ist, und wie gemeinsame Kräfte sich bestreben, die Angelegenheiten desselben zum Gedeihen des Ganzen zu erörtern und zur Entscheidung zu bringen! Nachfolgende Bemerkungen sind aus gleichem Wunsche hervorgegangen.

Man sucht gewöhnlich in der Industrie die Wurzel der unheimlichen Erscheinung, welche unter dem Namen des Pauperismus die Gegenwart in Besorgniß setzt, und aus deren Mitte die Schreckensgestalten der Proletarier hervorgehen. Wenn von Staaten wie England und Frankreich die Rede ist, deren Industrie bereits eine namhafte Zahl von Ahnen aufzuweisen hat und schon lange mit großen Zahlen rechnet, also mit dem gesammten Leben der Nation in allen Beziehungen verwachsen ist, so fällt ein solcher Schluß nicht auf. Allein unserer Industrie, die erst in den Jünglingsjahren steht, thut man offenbar unrecht, wenn man sie allein oder nur zum größten Theile für jenes Uebel verantwortlich macht. Bei uns legte ein wirkliches Uebel den Grund, und nicht bloß der unregelmäßige Lauf der allerdings mächtigsten Quelle des Erwerbes, der Industrie, sondern, was noch tiefer greifend ist, die vorausgegangenen und überall hin gedrungenen Störungen des Besitzes möchten vorzugsweise den Grund zu der Erscheinung gelegt haben, welche durch die Gebrechen der Industrie in ihrem

Verlaufe nur gefördert, an den wundeſten Stellen zum Ausbruch kommt. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß die politiſchen Stürme, welche Deutſchland mit dem Anfange unſeres Jahrhunderts in einer ununterbrochenen Reihe von Jahren überzogen, und welche es aus einer behaglichen, in der ſüßen Gewohnheit des Beſtehenden ſich wiegenden, faſt möchte man aber ſagen ſtagnirenden Ruhe riſſen, Erſchütterungen veranlaßten, welche bis in das innerſte Leben der Völker drangen, in ihrer nächſten Wirkung zerſtörend, auflöſend, wie es die Natur der Orkane mit ſich bringt.

Wie heftig die Kataſtrophe in dieſer Richtung war, zeigte ſich am deutlichſten dadurch, daß das Vorbild alles Beſtehenden, der Grundbeſitz, nicht nur etwa in den Städten, ſondern, was noch weitgreifender in ſeinen Folgen war, auch auf dem platten Lande in ſeinen Grundfeſten erſchüttert wurde, die größten Schwankungen erlebte und von einer Hand in die andere ging, wodurch denn auf vorzügliche Weiſe die Calamität mit vorbereitet wurde, wovon wir ſprechen. Wer fühlt nicht, welches namenloſe Leid ein ſolches Ereigniß in das Familienleben einer ganzen Nation bringen mußte! Nicht bloß Einzelne, ganze Familien verſanken in Unzahl in Armuth und Elend. Dem Gewerbsſtand ging es nicht beſſer. Die leichte ſichere Weiſe, durch welche ſonſt das einfachſte Geſchäft z. B. eines Handwerkers von Vater auf Sohn forterbte und den Wohlſtand mehrerer Generationen begründete, ſeine ganze Eigenthümlichkeit, was Ort, Verfahren, Bezug des Materials und ſelbſt die Wege des Abſatzes betraf, beibehaltend, verſchwand auf immer. Dieſe für den Landmann, den kleinen und größern Gewerbsmann, wie auch den Kaufmann allerdings gemächlichen Zuſtände unterlagen auf gleiche Weiſe der neuen Zeit, wie die in Verfall gerathenen Heere der neuen Taktik.

Whatever is, is right! Jene patriarchaliſche Zeit unſeres ſtillen, häuslichen Gemüthslebens mit allen ſeinen Freuden und Leiden konnte nicht fortdauern. Aus der Zerſtörung geſtaltete ſich ein neues geſteigertes Leben. Der Begriff machte ſeine Herrſchaft geltend, mit ſeiner Tendenz, alles zu durchdringen, zu ordnen, auf ſeine Weiſe zu geſtalten, und nachdem der äußere Sturm ſich gelegt hatte, richteten ſich alle Kräfte, die ſo lang nach Außen gewendet waren, nach Innen. Es folgte eine Zeit

des Sammelns, des bedachten in ſich Gehens, des Erwägens aller Mittel, der Combination derſelben zu einer neuen Geſtaltung. Wem drängt es ſich nicht auf, was die Vermählung der Wiſſenſchaft mit dem Leben, welche nun zu Stande kam, zu dieſer neuen Geſtaltung beitrug? Die Leiſtungen der techniſchen Chemie und Mechanik gehören zu dem Glänzendſten, was unſere Zeit in ihren Fortſchritten aufzuweiſen hat. Zugleich aber entſtand durch die beiſpiellos raſch zunehmende Bevölkerung ein Drängen um Erwerb und Beſitz, das die Schwierigkeiten des Fortkommens für den Einzelnen noch mehr erſchwerte. Selbſt daß unſere Regierungen häufig über die zu nehmenden Maßregeln ungewiß waren — man denke an ihre Schwankungen zwiſchen Gewerbsfreiheit und Zunftzwang, zwiſchen Handelsfreiheit und Prohibitivſyſtem ꝛc. — trug in ſeinen Folgen dazu bei. Wie Viele konnten in der neuen Zeit keine paſſende Exiſtenz finden, ſondern ſahen ihre Noth durch die nämlichen Mittel geſteigert, die Andern zur Aufhülfe dienten!

Wie ungenügend iſt es, die in jenen veränderten Zuſtänden wurzelnden mannigfachen, unter ſich zuſammenhängenden Erſcheinungen, wie großer Verarmung überhaupt, der überhand genommenen und eben jetzt ſo häufig zur Sprache kommenden Güterzertrümmerungen, des ſich davon nährenden Wuchers, der Auswanderungsſucht, des Leichtſinns, mit welchem ſo viele ſich ihres Beſitzes entſchlagen u. dergl. als vereinzelte Fakta zu betrachten! Und eben ſo wenig iſt die, die öffentliche Aufmerkſamkeit jetzt beſonders in Anſpruch nehmende Noth der Fabrik- und Handarbeiter eine iſolirte Erſcheinung, ſondern mit jenen Erſcheinungen zuſammenhängend, wenn auch durch Lokalverhältniſſe in ihrer Krankhaftigkeit geſteigert. Wie ungenügend iſt es insbeſondere, dagegen das beliebte Auskunftsmittel der Auswanderung, welche ja nur eine Folge jener Zuſtände iſt und ſelbſt eines Gegenmittels bedarf, als allgemeines Heilmittel vorzuſchlagen! Wenn der Chirurg amputirt, ſo trennt er ein verdorbenes Glied des menſchlichen Körpers von dem Ganzen ab; allein ſind das unſere Auswanderer, und ergibt ſich nicht immer mehr, daß je mehr dieſe Luſt zunimmt, deſto wohlhabendere, tüchtigere und nützlichere Theile von der Nation ſich losttrennen?

Wer wollte auch bei dieſen Verhältniſſen verkennen, daß unſere Staatsregierungen durch dieſe neuen Geſtaltungen gleichfalls eine ganz andere Aufgabe erhalten haben, als früher, und daß jene einfache Parallele, zu Folge welcher der Regent als Landesvater ganz einfach den Unterthanen als ſeinen Kindern gegenüberſtand und ſie auf ähnliche einfache Weiſe regierte, nicht mehr ausreicht. Wie das ganze Volksleben dahin trachtet, ſeine Verhältniſſe zu durchſchauen und mit Bewußtſeyn zu regeln, ſo will dieſes ganze Volksleben auch von oben begriffen, geleitet und gefördert ſeyn, in ſeinen materiellen, wie geiſtigen Intereſſen. Hierin liegt die Zukunft eines jeden Staats, und jeder iſt dadurch suae fortunae faber.

Wie wahr es iſt, was auch ein Aufſatz in Nr. 309 der Allg. Zeit. über den Pauperismus ſagt, daß jede Zeit das Heilmittel für ihre Gebrechen ſelbſt mit ſich bringe, zeigt ſich, wenn wir diejenigen Mittel, welche am ſicherſten zum Ziele führen, zuſammenſtellen. Sie fallen mit einigen Hauptrichtungen der Zeit zuſammen. Wir finden ſie in folgendem:

1) in einer tieferen Begründung des religiöſen Lebens, als der Baſis der ganzen menſchlichen Exiſtenz. Die politiſchen Erſchütterungen, welche bis in das innerſte Familienleben gedrungen waren und das Gemüth auf das ſchmerzhafteſte verletzt hatten, riefen für deſſen Wunden das ſicherſte Heilmittel aus dem Schlummer, die Pflege religiöſer Ergebung, Geſittung, Kräftigung. Und da jede Zeit, wie jedes Individuum die göttlichen Wahrheiten nach ihrer Befähigung und nach ihrer Eigenthümlichkeit in größerer oder minderer Reinheit und Klarheit von jeher auffaßten, ſo iſt es auch jetzt erklärlich und keineswegs auffallend, daß dieſe ſo allgemeine religiöſe Richtung der Gegenwart auf die verſchiedenſte, ja hier und da ſogar abenteuerlichſte Weiſe ſich geltend macht und in dem Bewußtſeyn der Wichtigkeit ihrer Aufgabe ſo gewöhnlich mit hierarchiſchem Stolze auftritt. Daß auch unſern Regierungen dieſes Zeichen der Zeit nicht entgehen würde, ließ ſich erwarten, es iſt indeſſen die Schwierigkeit nicht gering, dieſe Beſtrebungen zu einem organiſchen Gleichgewichte mit den übrigen Elementen und auf ſolche Weiſe zu leiten, daß ſie nicht mit einſeitigem Egoismus gegen einander ſelbſt auftreten, ſtatt heilend, Unheil bringend. Was

es heißt, die Zeit zu verſtehen und das anvertraute Schiff auf den ewigen Wellen zu lenken, mag jede Regierung da zeigen. Das ſchlimmſte iſt hier, Partei nehmen. Denn wer, auf hohe Stelle geſtellt, Partei nimmt, ſteigt freiwillig von ſeiner Warte herab und verliert ſich unter dem Gedränge.

2) Das zweite Mittel, das der krankhaften Erſcheinung des Pauperismus und ſeinen Abirrungen vorbeugen hilft und die Gegenwart nächſt der religiöſen Bildung lebhaft beſchäftigt, iſt die Bildung durch die Schule. Sie entwickelt die Anlage des Individuums zu einer der Zeit würdigen Erſcheinung und ſichert dadurch ſeine Exiſtenz im Ganzen, wie ſeine Brauchbarkeit für das Ganze. Aus welchen weit größeren Geſichtspunkten die Gegenwart alles, was Schule heißt, gegen ſonſt auffaßt, liegt zu Tage, und es iſt insbeſondere mit Dank zu erkennen, was darin durch unſere Regierungen geſchieht. Alles, was zu der Ausbildung des Einzelnen gehört, von den erſten Elementen des Wiſſens an bis zu dem höchſten Unterrichte in allen ſeinen Richtungen, von den Elementarſchulen bis zu den Univerſitäten, die landwirthſchaftlichen Schulen oder Inſtitute, die Inſtitute der Forſtwiſſenſchaft und des Bergbaus, die nützlichen, hier und da ſogar großartigen polytechniſchen Inſtitute, die Schulen für Handel, die Akademien für das Militär, ſie bilden zuſammen einen Organismus, der allerdings zu dem Vollſtändigſten gehört, was unſere Regierungen im wohlverſtandenen Intereſſe der Zeit geleiſtet haben, wenn auch noch nicht in allen Theilen das wünſchenswerthe Ebenmaß und Ziel erreicht iſt. Wer wollte verkennen, welche Reſultate eine zweckgemäße, durchgreifende Bildung auf einer geſunden religiöſen Grundlage für das Wohl der Einzelnen und des ganzen Staates herbeiführen müſſe! Wer wollte verkennen, welches ſichere und gründliche Heilmittel in dieſen beiden Faktoren gegen die meiſten Auswüchſe der krankhaften Erſcheinung des Pauperismus liegt!

3) Die beiden erſten aufgezählten Heilmittel ſind überhaupt die Grundbedingungen aller Civiliſation und eines geſunden Staatshaushalts und gelten daher allgemein für alle Klaſſen der Bevölkerung. Vorzugsweiſe indeſſen befällt das Uebel des Pauperismus nur die arbeitenden Klaſſen. Die ihm Unterliegenden ſind nicht etwa bloß Arme im gewöhnlichen Sinne des Worts, deren

es unter allen Ständen gibt, Einzelne, welche entweder wegen perſönlicher Arbeitsunfähigkeit ſich ihren Lebensunterhalt nicht verſchaffen können, oder zeitweiſe nicht ausreichende Arbeit finden, und welche daher der gewöhnlichen Unterſtützung ihrer Mitbürger anheimfallen; ſondern hier unterliegen ganze Abtheilungen, ganze Maſſen der Bevölkerung nicht aus vereinzelten oder ſubjektiven Urſachen, ſondern in Folge äußerer Ereigniſſe, welche in der Entwickelung des allgemeinen Staatslebens ihren Grund haben, dieſer Noth, und die Hülfe Einzelner reicht eben ſo nicht aus, wie die Veranlaſſung nicht vereinzelt iſt. Beide Uebel verhalten ſich wie im Phyſiſchen die ſporadiſchen und epidemiſchen Krankheiten. Daß die Erſcheinung überall mit dem Vorhandenſeyn einer großen Bevölkerung zuſammentrifft, iſt natürlich, weil da, wo die Menſchen ſich nicht drängen, leicht jeder Platz und Unterhalt findet. Eben ſo begreiflich iſt, daß ſie ſich vorzugsweiſe in induſtriellen Staaten einfindet, weil eben da, wo die Induſtrie blüht, die Zahl der Menſchen zunimmt. Wer wollte aber deßhalb die Induſtrie anklagen oder gar ſelbſt als ein Uebel betrachten? Die Zollvereinsſtaaten gewiß am wenigſten, welche ihre Zollrevenüen nach Köpfen unter ſich ausſchlagen. Doch haben Viele die engliſchen Zuſtände mißtrauiſch gemacht. Allein wie verſchieden ſind dort die Verhältniſſe! Es wurden erſt kürzlich in mehreren Aufſätzen der Allg. Zeit. über die zwiſchen England und Deutſchland beſtehenden Verhältniſſe die intereſſanteſten vergleichenden Aufſchlüſſe gegeben und unter andern auch gezeigt (Nr. 308 Beil.), daß auf 1 Ackerbauer in England und Wales 2½ Nichtackerbauern kommen, in den Ländern des Zollvereins dagegen mehr als 3 Ackerbauern auf 1 Nichtackerbauern.

Ueberlebte Syſteme der Nationalökonomie konnten wohl bald Ackerbau, bald Induſtrie oder Handel iſolirt an ihre Spitze ſtellen, in unſerer Zeit aber iſt dies unmöglich, und wie jeder rationelle Landwirth ſchon ſich die Aufgabe ſtellt, ſeine Produkte wo möglich in potenzirter, weiter verarbeiteter Form auf den öffentlichen Markt zu bringen, wodurch eine beſondere Abtheilung der Gewerbe entſtand, die landwirthſchaftlichen Gewerbe, ſo iſt dies um ſo zweifelloſer die Forderung der Staatsökonomie, um dadurch die Produktion und damit den allgemeinen Wohlſtand

zu vermehren und die Nation mächtiger, reicher und unabhängiger zu machen.

Deutſchland iſt in dieſer Beziehung außerordentlich begünſtigt durch die Fruchtbarkeit ſeines Bodens und den ausdauernden, genügſamen Fleiß ſeiner Bebauer. Was geleiſtet werden kann, liegt vor Augen, ja die Eiferſucht des mächtigſten unſerer Rivalen ſagt es uns. Allein, wenn England an der Gränze der naturgemäßen Verhältnißzahlen zwiſchen Ackerbau und Induſtrie bereits angelangt zu ſeyn ſcheint, wie weit ſind wir noch davon entfernt! Wie ſehr überwiegt bei uns noch der Ackerbau die übrige induſtrielle Thätigkeit! Und in dem, was uns darin, in der Ausbreitung und der Vervollkommnung unſerer geſammten Technik noch zu thun möglich iſt, in dieſer großen Möglichkeit der Arbeitsſteigerung, liegt das poſitivſte Mittel, den Pauperismus zu heilen und unſchädlich zu machen, noch mehr aber ſein Entſtehen und Umſichgreifen zu verhüten. Was ſelbſt noch zur Vervollkommnung des Ackerbaus und zur beſſern Benutzung des Bodens geſchehen kann, darüber iſt kein Zweifel. Den beſten Beweis geben die noch beſtehenden vielen extenſiven Wirthſchaften. Erſt ſeit einigen Jahrzehnten und ſeitdem der Preis des Grund und Bodens ſteigt, hält man ihn mehr zu Rathe und in Ehren und bringt Ländereien in Kultur, die zuvor ſeit unvordenklichen Zeiten öde lagen. Und was iſt nicht nur in ſolchen großen, der Kultur bisher unzugänglichen ganzen Strecken noch in Deutſchland zu thun, ſondern auch in ſolchen Gegenden, die, wiewohl bebaut, doch vom Klima vernachläſſigt ſind und deßhalb oft nur den vierten oder fünften Theil der Bevölkerung gegen beſſere Gegenden zählen! Was kann da durch die combinirten Mittel des vervollkommneten Landbaus und des tüchtigen Fleißes noch geleiſtet werden!

Noch glänzender aber iſt die Ausſicht auf Steigerung der Arbeit und dadurch zur Ernährung einer weit größeren Menſchenmenge auf dem Felde der Induſtrie. Kann es überhaupt, wenn davon die Rede iſt, daß ein Theil Menſchen nicht genug Arbeit findet, etwas Natürlicheres geben, als die Arbeit durch größere und ausgedehntere Verarbeitung unſerer rohen Produkte zu vermehren, da dies noch in einem ſo hohen Grade geſchehen kann? Ein Landgut, um wieder auf das vorige Gleichniß zurück-

zukommen, dessen Bewirthschaftung mit erhöhter Kultur und Thätigkeit betrieben wird, kann weit mehr Arbeiter beschäftigen und ernähren und bessere Löhne zahlen, als eines, das nach altem Herkommen und nur unter dem Gesichtspunkte möglichster Arbeitsersparniß bewirthschaftet wird.

Wenn diese weitere Ausbildung der gesammten Technik also überaus wünschenswerth ist, so fragt es sich nur nach den Mitteln, wodurch sie erreicht werden kann. Es ist ein Glück für Deutschland, daß auch diese Frage durch die Zeit schon zum großen Theil eine praktische Lösung gefunden hat, im Zollvereine. Bereits jetzt imponirt unser Verein nicht nur dem unmittelbar interessirten mächtigen Albion, sondern die ganze civilisirte Welt folgt seiner weitern Entwicklung mit gespannter Theilnahme. Man spricht viel von materiellen Interessen und macht sogar unserer Zeit oft den Vorwurf, daß sie ihnen zu sehr nachgehe. Der Kundige sieht darüber heller, und die religiösen Bestrebungen, der Stand unserer Wissenschaft, die Leistungen der Kunst, das allgemeine Interesse für die Förderung des Staatslebens geben hinlänglich Zeugniß für die Pflege der geistigen Interessen. Allerdings aber hatten die letzteren in früherer Zeit ein einseitiges Uebergewicht, und nur die Herstellung eines für beide Seiten der menschlichen Thätigkeit so überaus erfolgreichen Gleichgewichts ist es, was für Viele in jenem Lichte sich darstellt. Dieses Gleichgewicht aber wollen wir für das beste Theil unserer Zeit ansehen. So ist es bereits jetzt ersichtlich, welche einflußreichen Folgen der Zollverein namentlich auf unser nationales und dadurch europäisches Bewußtseyn, das zuvor nicht geboren war, auf die Entwickelung unseres politischen Lebens, unsere politische Stellung dem Auslande gegenüber, schon hervorgebracht hat. Und mit Recht läßt sich erwarten, daß unsere deutsche Industrie, welche ihm ihren Aufschwung verdankt, namentlich desto glänzender sich entwickeln werde, je mehr Anwendung das System der Schutzzölle finden wird, welches zwar für einen kleinen Staat (wie z. B. die Schweiz) eine Lächerlichkeit ist, dessen Wichtigkeit für Deutschland aber immer mehr hervortritt. Man müßte das Gefühl der Dankbarkeit verläugnen wollen, wenn man mit diesem System nicht den Namen Friedrich List in Verbindung bringen wollte, dem wir in der klaren Erkenntniß

und Ausbildung deſſelben ſo Vieles verdanken. Zu dem Erfolge, daß über dieſen für Deutſchlands materielles und politiſches Wohl ſo ungemein wichtigen Gegenſtand die Zweifel immer mehr verſchwinden, haben die unabläſſigen, unermüdeten Bemühungen deſſelben ein Großes beigetragen. Denn je länger uns eine aufblühende Induſtrie verſchloſſen und unſer Handel bloß auf einen ſekundären Binnenhandel beſchränkt blieb, deſto ſchwieriger war es, durch die Irrthümer ſchiefer und unpraktiſcher Theorien, die noch dazu unſerer philanthropiſchen Anſchauungsweiſe zuſagten, durchzudringen. Noch jetzt iſt der Kampf um dieſes induſtrielle Licht nicht zu Ende, und auswärtiges Intereſſe wagt es noch immer, einen für unſere Nationalität ungünſtigen Ausgang zu hoffen und das ſeinige dazu beizutragen.

Wie ſehr eine ſolche conſequente, mit allen Mitteln materieller Kenntniß und ihres Ziels ſich bewußter Intelligenz ausgerüſtete Vertretung den Induſtriellen unmittelbar zum Vortheil gereicht, kann ihnen nicht entgehen. Sonderbar dagegen iſt die allerdings gegen dieſes Syſtem hier und da noch beſtehende Gleichgültigkeit unter den Landwirthen. Ackerbau und Induſtrie im engern Sinne des Worts (denn jede techniſche Thätigkeit iſt eine induſtrielle) ſtehen ſich ſo wenig entgegen, daß ſie vielmehr zu einem gemeinſchaftlichen Ganzen gehören, das überhaupt Technik heißt. Dieſe beginnt mit den erzeugenden Gewerben (Bergbau, Forſtbau, Landbau, Thiergewinnung), welche uns die Naturprodukte, wie Erze, Steine, Getreide, Holz, Thiere, verſchaffen. Aus dieſen entwickeln ſich die entfaltenden Gewerbe (die bergwirthſchaftlichen, forſtwirthſchaftlichen, landwirthſchaftlichen und thierwirthſchaftlichen), welche jene Urprodukte in einzelne Theile ſondern und zubereiten, wie Metalle, Bretter, Mehl, Leder u. dgl. Eine weitere Stufe bilden die verarbeitenden Gewerbe, welche dieſe einzelnen Theile zu neuen Gebilden der Nahrung (z. B. Bäcker, Brauer), der Kleidung (z. B. Weber, Färber, Huter, Schuhmacher), der Wohnung (Ziegler, Maurer, Zimmermann) und der Geräthe (Metallarbeiter, Töpfer, Papiermüller u. ſ. w.) umſchaffen, und die letzte Stufe endlich conſtituiren die Luxusgewerbe, welche dieſe Gegenſtände in ſchönſter Darſtellung des Inhalts und der Form, nach gleichen, nur durch den Luxus geſteigerten Geſichtspunkten der Nahrung

(Conditor), Kleidung (Verfertiger der Spitzen, Gobelins), Wohnung (Tapezierer, Dekorateur) und Geräthe (Juwelier u. ſ. w.) dem höheren geſelligen Leben darbieten.

Von einer feindlichen, einander ausſchließenden Entgegenſtellung kann alſo keine Rede ſeyn, im Gegentheil iſt das geſammte Gewerbsweſen ein Baum, welcher durch die gleichartige Entwicklung ſeiner Aeſte und Zweige erſt zur vollendetſten Lebenserſcheinung kommt, und der Landbau insbeſondere, als der wichtigſte Theil der erzeugenden Gewerbe, der die größte Maſſe der Produkte liefert, muß bei dem größtmöglichſten Bedarfe ſeiner Produkte am meiſten unter allen gewinnen. Erſt bei der weiteren Entwicklung dieſes Syſtems wird er in Deutſchland eine Stufe erſteigen, von welcher jetzt noch keine Ahndung iſt. Schon für die gewöhnlichſte Reflexion liegt es zu Tage, daß durch geſteigerte Fabrikation eine größere Menge landwirthſchaftlicher Produkte zu Fabrikationszwecken verwendet, zugleich aber auch, daß durch die geſteigerte Population mehr verzehrt werden, und daß durch beides die Nachfrage, das Lebenselement des landwirthſchaftlichen Beſtehens, ſich ſteigert. Schon oben wurde erwähnt, in welchem Grade die Bevölkerung Deutſchlands ſeit dem allgemeinen Frieden zugenommen hat und fortwährend zunimmt. Obwohl auch die landwirthſchaftliche Thätigkeit und Kultur zu gleicher Zeit zugenommen haben, ſo iſt doch nicht daran zu zweifeln, daß wir dieſem Umſtande bereits die beſſeren Preiſe mit zuzuſchreiben haben, welcher unſere landwirthſchaftlichen Produkte ſich erfreuen, und daß dies in künftigen Zeiten in einem noch merklicheren Verhältniſſe ſtatt finden muß. Und wir wollen überhaupt hoffen, daß wir einer Zeit entgegengehen, in welcher weder der Landwirth Mißwachs herbeiwünſchen muß, um lohnende Preiſe für ſeine Produkte hoffen zu können, noch die Nationen Krieg, um zu wiſſen, was ſie mit ihrer Bevölkerung anfangen ſollen.

4) Wenn durch das eben erwähnte Mittel, nämlich durch die Förderung aller induſtriellen Thätigkeit, überhaupt der allgemeine Wohlſtand begründet und gehoben wird, ſo gibt es im Staate noch beſondere Inſtitute, welche direkt dem entſtehenden oder ſchon entſtandenen Uebel des Pauperismus entgegenzuwirken die Beſtimmung haben, wozu die Armen- und Verſorgungs-

anstalten aller Art, die Beschäftigungsanstalten, die besonderen Vereine, die wohlthätigen Spitäler, die Sparkassen u. dergl. gehören. Ein sehr zweckmäßiges specifisches Mittel darf hierbei nicht unerwähnt bleiben, nämlich die Veranstaltung, durch großartige Bauunternehmungen große Massen von Menschen, die durch Conjunkturen, welche im Staatsleben so wenig zu umgehen sind, wie Krankheiten im menschlichen Körper, mit ihren Nahrungsverhältnissen in Gefahr kommen, auf eine Weise zu verwenden, die ihnen Abhülfe und zugleich dem Ganzen Nutzen bringt. Dazu geben heut zu Tage die Eisenbahnen, Kanäle, Flußcorrektionen u. dergl. eine treffliche Gelegenheit, nur möchte zu wünschen seyn, daß dabei ein finanzielles System in Anwendung kommen möchte, das zur Erreichung dieses besondern Zweckes auch wirklich geeignet ist. Gegenwärtig kommt der Vortheil aus der Anlegung und Verwendung so großer Summen größtentheils der verhältnißmäßig ganz kleinen Zahl von bereits begüterten Akkordanten zu gute, und die große Masse von Handarbeitern bringt in der Regel nichts und kaum den Lebensunterhalt davon, so daß im Gegentheil, statt obigen Nutzen zu gewähren, durch solche Unternehmungen das Uebel sich oft verschlimmert und zuletzt die arbeitslosen Massen, anstatt mit einem ersparten Erwerbe sich am Ende der Arbeit zu zerstreuen, der Umgegend noch gefährlicher werden, als sie je zuvor in ihrer Vereinzelung waren.

Auch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß, da man heut zu Tage alles zu assekuriren versteht, Leben und Vermögen, man auch eine Assekuranz für solche Hand- und Fabrikarbeiter errichten kann, die durch subjektives oder durch Außen gekommenes Unverschulden außer Stand gesetzt sind, sich ernähren zu können. Solche Anstalten würden den Sparkassen an die Seite treten. Jeder Arbeiter hätte gegen einen gewissen, in kleinen Beträgen einzufordernden Beitrag, wenn er unverschuldet in Nahrungslosigkeit geräth, während der Dauer dieses Zustandes eine Unterstützung zu beziehen. Allgemeine Wohlthätigkeit und Unterstützung, oder auch gesetzliche Beiträge würden freilich wesentlich seyn, ein solches Institut zu einer ausreichenden Erstarkung zu bringen.

Schon eine zweckmäßige analoge und combinirte Anwendung

der in anderer Beziehung bereits beſtehenden Inſtitute der Wittwenkaſſen, Renten-, dann Ausſteueranſtalten, Verpflegungsanſtalten in Krankheitsfällen, Vereine zur Bezahlung der Begräbnißkoſten, auf dieſen beſondern Zweck zur Erleichterung der allerdings ſo wenig geſicherten Exiſtenz und Zukunft der Hand- und Fabrikarbeiter, würde von den wohlthätigſten Folgen ſeyn, freilich immer unter Vorausſetzung öffentlicher Mitwirkung, ſey es geſetzlicher oder der allgemeinen Wohlthätigkeit.

Die letzte Zufluchtsſtätte für die Opfer des Pauperismus, wenn alle dazwiſchenliegenden Mittel nicht ausreichen, findet ſich in einer zweckmäßigen Organiſation des Armenweſens. Denn wenn dieſe Zuſtände nicht durch das Verſchulden der Einzelnen entſtehen, ſondern als Entwickelungskrankheiten des ganzen Staatsorganismus zu betrachten ſind, ſo iſt auch die Verpflichtung des ganzen Staats zur Abhülfe eben ſo außer Zweifel, als dieſe Abhülfe ſelbſt eine Anforderung der Staatsklugheit iſt. Wie jede Familie, wenn ſie die Mittel dazu beſitzt, die moraliſche Verpflichtung hat, für diejenigen ihrer Mitglieder zu ſorgen, die unverſchuldet außer Stand ſind, es für ſich ſelbſt thun zu können, ſo auch die große Familie, der Staat. Derjenige Kreis, der der Familie am nächſten ſteht, heißt Gemeinde, welcher in einzelnen Armuthsfällen die nächſte Verpflichtung obliegt. Allein ſelten werden Gemeindemittel in Fällen des Pauperismus ausreichen. Dann muß der Diſtrikt, der Kreis, die Provinz, zuletzt der Staat einſtehen.

Allein von größter Wichtigkeit iſt es in allen Fällen, daß die Regierung über das Befinden dieſer Klaſſe ihrer Unterthanen immer genau unterrichtet ſey, was durch aufmerkſame Lokalbehörden ſo leicht geſchehen kann, damit ſie zu rechter Zeit einſchreiten und helfen könne. Auf die Arbeitspreiſe der Arbeiter direkt einzuwirken, liegt außer ihrer Befugniß, allein ſie muß darüber in Kenntniß ſeyn, ob die Preiſe ſo ſind, daß die Arbeiter wirklich dabei beſtehen können, um es nicht zum Aeußerſten kommen zu laſſen, wozu z. B. Mißjahre und dadurch entſtehende Vertheuerung der Lebensmittel es ſo leicht bringen können.

Durch ſolche ſpezielle Fürſorge wird der Staat zugleich den wichtigen Zweck erreichen, daß er eine Klaſſe von Menſchen,

die durch kein Band an das Beſtehende gebunden, im Elend ſo leicht auf Gedanken der Selbſthülfe verfällt und gefährlich wird, ſich anhänglich und der allgemeinen Ordnung ergeben macht; ſie werden ſich in ihrer Exiſtenz geſicherter, mit ihr zufriedener fühlen, und haben dann kein Intereſſe mehr am Umſturz, ſondern vielmehr an der Fortdauer der geſetzlichen Ordnung.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Universitäten.

Berlin. Der Geheimeregierungsrath Professor Dr. Böckh ist zum Rektor der Universität für 1846 und 1847 erwählt und die Wahl vom Könige bestätigt worden.

Dr. R. Lepsius ist zum ordentlichen und der bisherige Privatdocent Dr. Beyrich zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt worden.

Breslau. Der Professor Dr. Göppert ist zum Rektor der Universität erwählt worden und seine Wahl hat die königl. Bestätigung erhalten.

Der bisherige außerordentliche Professor Dr. F. Haase ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt worden.

Der bisherige Regens Pohl zu Posen ist zum ordentlichen Professor für das Fach der Pastoraltheologie in der katholisch-theologischen Fakultät, und der bisherige Privatdocent und Licentiat der Theologie Gaß zum außerordentlichen Professor in der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Breslau ernannt worden.

Erlangen. Die Wahl zum Prorektor der Universität ist auf den ordentlichen Professor der Rechte Dr. E. J. Schmiedtlein gefallen und hat die königliche Bestätigung erhalten.

Freiburg. Der Hofgerichtsrath A. Mayer in Constanz ist zum ordentlichen Professor des badischen Landrechts und Civilprozesses an der Universität ernannt worden mit dem Charakter eines Hofraths.

Greifswald. Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Litzmann ist zum ordentlichen und der Privatdocent Dr. Berndt zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Fakultät ernannt worden.

Halle. Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Marchand ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt worden.

Heidelberg. Der gewesene Professor und jetzige Hofgerichtsdirektor Stabel in Freiburg hat einen Ruf als Lehrer des französischen Rechts an der Universität angenommen, und der bisherige außerordentliche Professor Dr. Jolly ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

Jena. Die zeitherigen Professoren der Medicin Dr. Martin, Dr. Schömann, Dr. Höfer und der außerordentliche Professor der Philosophie Dr. Schleiden sind zu ordentlichen Honorarprofessoren der medicinischen Fakultät ernannt.

Der Privatdocent der Rechte, Dr. K. Fr. Gerber ist zum außerordentlichen Professor bei der Juristenfakultät der Universität ernannt.

Leipzig. Der ordentliche Professor der Rechte, Hofrath Dr. L. von der Pfordten, ist wiederholt zum Rektor der Universität ernannt und in dieser Würde bestätigt worden.

Tübingen. Der bisherige Hülfslehrer an der katholisch-theologischen Fakultät, Professor Schimele, ist zum wirklichen außerordentlichen Professor und zum Mitglied dieser Fakultät, der außerordentliche Professor Wunderlich in der medicinischen Fakultät zum ordentlichen Professor ernannt und demselben die Leitung der medicinischen Abtheilung des Klinikums übertragen worden.

Wien. Das Lehramt der medicinischen Klinik für Aerzte an der Universität wurde dem Primärarzt Dr. Jos. Skoda übertragen.

Würzburg. Die Wahl des Professors der Medicin Dr. Fr. Rinecker zum Rektor und der ordentlichen Professoren Dr. V. Reißmann aus der theologischen, Dr. Albrecht aus der juridischen, Hofrath Dr. März aus der medicinischen und Dr. Rumpf aus der philosophischen Fakultät zu Senatoren für das Jahr 1846 und 1847 hat die königliche Bestätigung erhalten.

Literatur.

Ein werthvoller Beitrag zur Kriegsgeschichte unseres Jahrhunderts sind die „Erinnerungen aus dem Feldzuge des Jahres 1812" vom Herzog Eugen von Württemberg. Der Verfasser liefert in seinem Buche weniger eine zusammenhängende Darstellung der Ereignisse des Jahres 1812 als Zusätze, Erläuterungen und Berichtigungen zu den wichtigsten über diesen Gegenstand geschriebenen Werken, und zwar berührt er nur diejenigen Dinge und Vorfälle, die er entweder als Augenzeuge oder doch aus den unmittelbarsten und sichersten Quellen kennen gelernt hat. Dabei zeigt seine Darstellungsweise das fast ängstliche Bestreben, gegen Freund und Feind die gewissenhafteste militärische Gerechtigkeit zu üben.

Aus dem reichen literarischen Nachlasse Jean Pauls ist wieder ein Theil veröffentlicht worden. Der „Papierdrache" ist eine geordnete Auswahl von Aufsätzen ernsten, humoristischen und satirischen Inhalts, von einzelnen dichterischen Gedanken, von philosophischen und psychologischen Bemerkungen. In die frühere Lebensperiode des Dichters gehört wohl die „bayrische Kreuzerkomödie," reich an Humor, Witz und Satire. Von besonderer Lieblichkeit ist das „Freudenbüchlein, oder die Kunst stets heiter zu seyn" — ein Werkchen, an dem Jean Paul bis in die späteste Lebenszeit gearbeitet hat. Das Bedeutendste in dieser Sammlung und für die Gegenwart Wichtigste sind die Fragmente eines Werkes „Wider das Ueberchristenthum," das Jean Paul besonders am Herzen lag, auf das er in mehreren seiner spätern Schriften verwies und dessen Nichtvollendung zu den beklagenswerthesten Verlusten gehört in einer Zeit, wo religiöse Verwirrung fast allgemein geworden ist.

Michael Oginski's „Memoiren über Polen, das Land und seine Bewohner," herausgegeben von F. E. Pipitz und Fink, sind ein schätzbarer Beitrag zur Kenntniß der Unglücksgeschichte Polens wie der neuern Geschichte überhaupt. Sie umfassen eine Geschichte der drei Theilungen des unglücklichen Landes, die Schilderung einer Reise Oginski's nach Constantinopel im Auftrag der zu Paris versammelten Patrioten, um die Pforte zu einem Kriege gegen Rußland zu bewegen, und eine Darstellung des Verhältnisses, in welchem Napoleon zu Polen stand, der das Land stets nur als Werkzeug brauchte und nie im Sinne hatte, ihm seine Selbstständigkeit wiederzugeben. Von besonderem Interesse sind des Verfassers Bemerkungen über Napoleons persönliche Erscheinung.

Seit 1842 gibt ein junger thüringlicher Dichter, Hofmann, der schon mehrere Proben seines Talents in poetischen Erzeugnissen abgelegt hat, unter dem Titel „Weihnachtsbaum für arme Kinder," eine Sammlung von Gedichten heraus, deren Ertrag zu einer Christbescherung für arme Kinder, zunächst in Koburg und Hildburghausen, bestimmt wurde. Anfangs enthielt das Buch nur des Herausgebers eigene Gedichte, deren Druck und Ausstattung das bibliographische Institut zu Hildburghausen ohne Kostenberechnung übernahm. Als der erste Versuch von einem glücklichen Erfolg gekrönt war, ließ Hofmann auch andere Dichter an der Freude solchen Gebens Theil nehmen und lud zunächst die alten und jungen in Thüringen und Franken lebenden Dichter ein, den „Weihnachtsbaum für arme Kinder" mit ihm aufzurichten und auszuschmücken. Zum zweiten Jahrgang steuerten einundzwanzig Dichter, unter ihnen der damalige Erbprinz, jetzige Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, lyrische Gaben bei und 758 Kinder in sieben Orten erhielten von dem Ertrag ihren Weihnachtsbaum. Die dritte Christbescherung dehnte sich noch weiter aus; 51 deutsche Dichter sendeten Beiträge ein, die Zahl der Bogen wuchs auf eilf, die der Exemplare auf 2000 und von dem Ertrage wurden an 21 Orten Gaben der Liebe vertheilt. Auch für die vierte Christbescherung (1845) wuchs die Zahl der beisteuernden Dichter (bis auf 66) und die Gaben wurden an 34 deutschen Orten unter mindestens 4000 Kinder vertheilt. Von einer

eigentlichen Preisbestimmung kann bei einem solchen Unternehmen keine Rede seyn; doch ist als Minimum der Gabe 24 kr. festgesetzt. Wie der Zweck, so empfiehlt sich auch der Inhalt der Sammlung und verdient auf jede Weise die weiteste Verbreitung.

A. von Sternberg strebt in seinem neuesten Roman „Susanne" den jetzt so breit getretenen Weg des Tendenz- und politischen Romans zu verlassen und wieder zu der frühern reindichterischen Gestaltung zurückzukehren. Doch möchten wir fast zweifeln, daß ihm dies ganz gelungen, da die Schilderung des Hof- und feinern Salonlebens mit seinen Intriguen und Frivolitäten nur wenig dichterische Begeisterung zuläßt und darüber selbst der zart angelegte Charakter Susannens in den Hintergrund tritt.

Die Gräfin Hahn-Hahn hat auch wieder einen neuen Roman erscheinen lassen „Sibylle," Geständnisse einer Dame, die ein ganzes Leben lang nach dem Glücke sucht, wenn sie es aber findet, es von sich wirft. Die ziemlich leicht hingeworfene Dichtung wird von den Freunden der Verfasserin eben so sehr gelobt als von ihren Gegnern getadelt werden. Es ist wie überall Stoff zu Beidem darin.

Die „Bilder im Moose," von Julius Mosen sind eine dankenswerthe Gabe des Dichters und enthalten unter den einzelnen Erzählungen, Novellen ꝛc. manches Schöne und Erfreuliche.

Die bisher nur als Manuscript gedruckten vier Bändchen „Aus dem Wanderbuch eines verabschiedeten Lanzknechtes" sind jetzt Eigenthum der gesammten Lesewelt geworden. Der Verfasser ist Fürst Friedrich von Schwarzenberg.

Eduard von Bülow hat eine Sammlung seiner Novellen in zwei Bänden veranstaltet, wo die Freunde seiner Muse das vereinigt finden, was bisher in Journalen und Taschenbüchern zerstreut war.

W. Alexis hat den Anfang eines neuen historischen Romans herausgegeben, „die Hosen des Herrn von Bredow." In einer ziemlich weitläufigen Vorrede sucht der Verfasser seine Vorliebe für vaterländische Romane, insbesondere solche, die der brandenburgischen Geschichte entlehnt sind, zu rechtfertigen. Wir glauben, er thue darin Unrecht. In der Kunst ist Alles berechtigt, dem der Genius seinen Stempel aufgedrückt hat. Ob dem talentvollen Verfasser auch bei dieser etwas weitschichtigen Dichtung der Geist treu bleiben wird, das muß erst der Erfolg lehren.

Eine liebliche Dichtung ist Gottfried Kinkel's „Otto der Schütz," eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern. Ein frischer freier Sinn weht durch das Ganze und die anmuthige Erzählungsweise des Dichters weiß klug die Erwartung des Lesers bis zum Schlusse zu erhalten.

Wie man aus Dresden hört, benützt Eduard Devrient die Muße, die ihm geworden ist, seitdem er keinen Theil mehr an der Leitung des Theaters nimmt, zur Ausarbeitung einer „Geschichte des deutschen Theaters."

Die Wiener Dichter sind sehr fleißig, fast in jeder öffentlichen Correspondenz aus Wien werden neue literarische Gaben erwähnt. Bauernfeld hat zwei neue Lustspiele bei der Direktion des Hofburgtheaters eingereicht; von Otto Prechtler ist ein neues Trauerspiel „Falconiere" aufgeführt worden; Fr. Hebbel arbeitet an einem neuen Drama und an einer Geschichte des Hofburgtheaters.

Die Freunde der Volkspoesie im Allgemeinen und die Verehrer der arabischen Literatur im Besondern hat Fr. Rückert durch seine Uebersetzung des „Hamâsa" sich von Neuem zu Dank verpflichtet. Die Sammlung von Volksliedern, welche Rückert hier zum erstenmale einem größern Leserkreise zugänglich gemacht hat, stand schon längst in verdientem Ansehen und enthält die ältesten Proben arabischer Volkspoesie, nur mit einzelnen schwächern Partien oder Zusätzen jüngern Gepräges vermischt. Der erste Band der Sammlung enthält Heldenlieder und Todtenklagen, die sich durch die charakteristische Physiognomie schlichter Volkspoesie von der spätern Poesie des islamitischen Arabiens wesentlich unterscheiden und durch den kühnen, trotzigen Heldengeist, der besonders in den Kriegsliedern herrscht, vielfach an die Erzeugnisse des nordischen Heldenthums erinnert, wie es noch aus den abendländischen Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts herausklingt.

Bekanntlich erscheint neben der Sammlung der deutschen Schriften A. W. v. Schlegels auch eine Sammlung seiner in französischer Sprache abgefaßten Aufsätze, Poesien, Epigramme ꝛc. Die „Revue des deux Mondes" enthält ein Urtheil über dieselben, das sich durch Besonnenheit und Mäßigung sehr vortheilhaft auszeichnet, was um so mehr anerkannt werden muß, da Schlegels Epigramme besonders bittere Ausfälle gegen die Franzosen, ihre Kunst, Literatur, Geschichte und Politik enthalten.

Die königliche Bibliothek in Berlin hat sich seit einiger Zeit mehrerer Bereicherungen zu erfreuen; z. B. ist jüngst eine bedeutende Sammlung armenischer Werke aus Constantinopel eingetroffen, deren Ankauf durch den Patriarchen selbst vermittelt werden mußte, da die Bücherhändler in der Türkei keine Bücher an die Franken verkaufen dürfen; eine andere starke Ladung historischer, in Amerika gedruckter und meist auf Amerika sich beziehender Werke ist der Anstalt aus Amerika zugegangen, und der ehemalige amerikanische Gesandte Wheaton hat vor seinem Abgange der Bibliothek einen Theil seiner Büchersammlung zum Geschenk gemacht, worunter besonders viele amerikanische Flugschriften sind.

Der Freiherr Ottokar Maria Schlechta-Wssehrt, ein Zögling der k. k. orientalischen Akademie, hat für seine gelungene Uebersetzung des „Frühlingsgarten" von Mewlana Abdurahman Dschami von Sr. Maj. dem Kaiser ein kostbares Geschenk erhalten.

Kunst.

In München wird nach dem Wunsch des Königs nun auch ein Conservatorium für Musik errichtet, in welchem außer Sängern für Kirche, Concert und Theater auch Schüler für alle andern Fächer der Musik gebildet werden sollen. Neben dem praktischen Unterricht wird zugleich ein theoretischer ertheilt, welcher die ersten Elemente der Musik, die Harmonielehre und für die besonders Befähigten auch den doppelten Contrapunkt mit der Fugen-, Formen- und Compositionslehre, der Instrumentenkenntniß und Instrumentirung, und der Analyse klassischer Werke umfassen wird, auch sich über die Geschichte der Musik, der Aesthetik und Akustik verbreiten soll. Zu dem Unterricht haben beide Geschlechter Zutritt, für den höhern Unterricht ist für die Schüler das 18te, für die Schülerinnen das 16te Altersjahr festgesetzt. Die Studienzeit selbst dauert drei Jahre, doch ist auch ein längeres Verweilen in der Anstalt gestattet. Ein vom König ernannter Direktor mit dem Range eines Kapellmeisters steht an der Spitze des Instituts, besorgt die gesammte Leitung desselben und schlägt die zum Unterricht nöthigen Lehrer vor. Das Ministerium des Innern hat die Oberaufsicht der Anstalt. Das Honorar für einen jährlichen Cursus beträgt 40 fl.

In der diesjährigen Kunstausstellung werden besonders die Landschaften gelobt, und unter diesen namentlich ein Sonnenuntergang von Zimmermann in München, die Landschaften aus Slavonien von Robert Kummer und zwei Landschaften aus Sicilien von L. Hummel.

In Bezug auf die Wirksamkeit des Dresdener Kunstvereins stellt ein Berichterstatter in der „Allgemeinen Zeitung" die Bemerkung auf, daß er bei seinen Ankäufen wohl nur die zurückbleibenden Talente aufmuntern wolle, deren Malereien ohne ihn schwerlich gekauft würden.

Moriz Rugendas ist nach langjährigem Aufenthalte in Südamerika in England angekommen, von wo er bald in Augsburg bei seiner Familie zu erwarten ist.

Der Maler Hermann Stilke hat vom König von Preußen den Auftrag erhalten, einen Saal der neurestaurirten Burg Stolzenfels mit Freskogemälden zu schmücken. Der Künstler hat dies mit sechs Gemälden gethan, von denen das eine die Tapferkeit in Johann von Böhmen versinnbildlicht, welcher in der Schlacht bei Crecy tapfer fechtend fällt; ein anderes stellt die Rettung des von den Guelfen bedrohten Friedrichs I. durch seinen treuen Ritter Hermann von Sieveneichen dar; auf einem dritten Bilde wird Isabelle von England vom Kaiser Friedrich II. am Rhein festlich empfangen; ein viertes zeigt Philipp von Schwaben mit der griechischen Fürstin Irene, umgeben von den Dichtern Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Bitterolf und Klingsor; auf dem fünften ist Kaiser Rudolf I., strenge Gerechtigkeit übend dargestellt, und auf dem sechsten hängt Gottfried von Bouillon seine Waffen in der Kirche des heiligen Grabes feierlich auf. Die allegorische Bedeutung dieser Bilder wird in den sie umgebenden und verbindenden Arabesken noch näher angedeutet.

Die diesjährige Kunstausstellung in Köln soll manche bemerkenswerthe Bilder gehabt haben. Namentlich hervorgehoben wird der „Einzug Davids in Jerusalem mit dem Kopfe des erschlagenen Goliath," von Köhler aus Düsseldorf; zwei Genrebilder von Karl Hübner; eine trefflich gemalte Satire von dem bekannten Humoristen Hasenclever u. A.

Das erste Heft von Kaulbach's Zeichnungen zu Goethe's „Reineke Fuchs" findet großen Beifall, besonders in München. Ein dortiger Berichterstatter der „Allg. Zeitung" fragt in seinem Enthusiasmus, „was das Literaten-erfüllte Leipzig oder das seit Jahren um das Christenthum sich zerkämpfende Berlin an neueren Ereignissen freier Geistesanschauung, lebensvollen Humors und vollendeter Form solchen und ähnlichen Werken der Kunst und

enschaft Höheres oder Gleiches entgegen zu stellen habe?" Das klingt fast als suche und rfe Bayern die Anerkennung des Nordens, was gewiß nicht nöthig ist; denn die Kunst= fungen Bayerns finden überall ihre gerechte Anerkennung, wenn auch das eigenthüm= bgeschlossene Wesen Bayerns namentlich seinen Dichtern diese allseitig erst spät wer= äßt.

Dante's „Göttliche Comödie" hat, obgleich schon so vielfach commentirt und in Umrissen stellt, von neuem einen Künstler zu Darstellungen begeistert. Das erste Heft der Um= zu der „Göttlichen Comödie" von Bonaventura Genelli, einem längst anerkannten ollen Künstler im Fache historischer Composition und Zeichnung, ist erschienen und ilt vier Blätter, denen noch 32 andere folgen sollen.

In Wien wird die sogenannte böhmische oder Liguorianerkirche bei Maria Stiegen, das e gothische Bauwerk in Wien, auf eine sehr zweckmäßige Weise restaurirt.

Die Architekten Ernst und Oescher in Wien geben die „Baukunstdenkmale in Oester= heraus, von dem bereits das erste Heft, den österreichischen Ständen gewidmet, er= en ist.

Der Historienmaler Fr. Schubart hat jetzt seine treffliche Ausgabe von Raphaels ogemälden zu der Fabel von Amor und Psyche in der Farnesina zu Rom in 25 Blät= nach eigenhändigen, an Ort und Stelle mit großer Sorgfalt und Genauigkeit aufge= nenen Zeichnungen, vollendet.

Von G. G. Kallenbach's „Chronologie der deutsch=mittelalterlichen Baukunst" in h geometrischen Darstellungen auf 48 Blättern Quartfolio, ist bereits die größere e erschienen, begleitet von einem kurz und bündig gehaltenen Texte. Diesem verdienst= Werke schließt sich ein anderes in kleinerem Formate an unter dem Titel „Album alterlicher Kunst," das die Ueberbleibsel altheimischer Bildnerei in ihrer Anwendung Baukunst und handwerkliches Thun in formgetreuen Abbildungen vor Augen legt.

rof. Ed. Metzger hat die Leitung eines für die Bautechnik sehr wichtigen Unterneh= übernommen, nämlich die Herausgabe einer „Bauconstructionslehre," veranschaulicht ometrischen Zeichnungen mit einem kurzen, doch gründlich und wissenschaftlich er= enden Text. Von den 200 Blättern, auf die das ganze Werk berechnet ist, sind schon hienen.

m Verlag von Joh. Schön in Salzburg erscheint ein lithographisches Prachtwerk unter Titel „Das Herzogthum Salzburg und seine Angränzungen," welches in 191 großen raphischen Darstellungen die hauptsächlichsten landschaftlichen Ansichten und Volks= en, nebst den wichtigsten Denkmalen der mittelalterlichen Baukunst enthalten soll. Die ihrung der einzelnen Blätter, von denen bereits eine Anzahl heftweise erschienen ist, ht theils in Ton= theils in Farbendruck und läßt nichts zu wünschen übrig.

er Hoftheaterkapellmeister in Wien Otto Nicolai, ein geborner Königsberger, der seine Oper „der Templer" sich als talentvoller Nachahmer Donizetti's bewährt und ründer der philharmonischen Conzerte in Wien sich ein Verdienst um die dortigen freunde erworben hat, ist vom König von Preußen für die Widmung eines von ihm nirten achtstimmigen „Paternoster" durch ein eigenhändiges Cabinetschreiben und oldene Dose beehrt worden.

Denkmale.

uf den Antrag des Bürgermeisters Ritters Czapka von Winstetten in Wien ist von nthaler ein Brunnen für die Freiung in Wien ausgeführt und am 15. Okt. feierlich lt worden, der noch dadurch ein erhöhtes Interesse gewinnt, daß die Austria, welche en den vier Hauptströmen der Monarchie emporragt, die Porträtähnlichkeit der großen in Maria Theresia trägt. Es ist dieß das einzige Monument, das sich in Wien für Kaiserin erhebt.

Vereine.

er unter dem Protektorat des Fürsten Metternich stehende Verein zur Beförderung der Künste in Wien ist fortdauernd in erfreulichem Wachsthum begriffen. Nach dem nschaftsberichte des Jahres 1845 beläuft sich die Zahl der gelösten Aktien auf 4832 und esammteinnahme auf 27,707 fl. Der Gründer und bisherige Vorstand des Vereins th v. Habermann trat, weil eine beantragte Statutenveränderung ihm nicht förderlich , vom Verein zurück und an seine Stelle wurde Ludwig Freiherr von Pereira= stein zum Vorstand gewählt.

In Dresden hat sich aus gebildeten Leuten aller Stände ein Gymnasialverein gebildet, in welchem alle Fragen in Bezug auf Reform der Gymnasialerziehung besprochen werden sollen.

In der zu Dresden gehaltenen dritten Jahresversammlung des pädagogischen Vereins ist unter dem Namen „Pestalozzlverein zur Unterstützung und Erziehung sächsischer Lehrerwaisen," die Bildung eines Vereins beschlossen worden, dessen Aufgabe in seinem Namen schon ausgesprochen ist. Lehrer, Lehrerinnen und Nichtlehrer können Mitglieder seyn. Vor der Hand beabsichtigt man, die Waisen in achtbaren Familien ꝛc. unterzubringen, später aber, wann es möglich und rathsam erscheinen sollte, ein besonderes ländliches Erziehungshaus als Pestalozzistift zu gründen.

Dem Alterthumsverein für das Großherzogthum Baden, und zwar der historischen Sektion desselben hat sich in diesem Jahre der Verein für Geschichte und Naturgeschichte zu Donaueschingen als Filialverein angeschlossen.

Stiftungen.

Die verstorbene Wirthschaftsbesitzerin M. E. Botz in Mindelheim, hat über 8900 fl. zu verschiedenen kirchlichen und wohlthätigen Zwecken letztwillig verfügt und diese Stiftungen haben die königl. Genehmigung erhalten.

Der Magistratsdiener Klaiber in München hat in seinem Testament 3700 fl. zu wohlthätigen Zwecken bestimmt, was ebenfalls die königlichen Bestätigung erhalten hat.

Schweiz.

Zu Luzern ist durch die Bemühungen des Schultheißen Siegwart-Müller eine Akademie des heiligen Karl Borromäus ins Leben getreten, welche sich den Zweck setzt, die wissenschaftlichen Kräfte der katholischen Schweiz zu bethätigen. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder ist auf 50 festgesetzt; Generalversammlung soll nur alle drei Jahre stattfinden, in der Zwischenzeit aber auf dem Wege der Correspondenz gearbeitet werden. Papst Pius IX. hat in einem sehr huldvollen Schreiben an den Schultheißen seine Freude und seinen Beifall über dieses Unternehmen ausgesprochen.

Die diesjährige schweizerische Kunstausstellung in Luzern zählte 145 Stücke von 83 Künstlern, von denen 8 Genf, 13 Zürich, 6 Bern und 17 der innern Schweiz gehörten. Das historische Fach war nur sehr wenig, desto mehr und ausgezeichneter das Fach der Landschaften vertreten. Im Ganzen war manches lobenswerthe Produkt darunter zu finden.

Belgien.

Am 26. Juli wurde in Brügge das Denkmal für den Mathematiker Simon Stevin, den Gründer des Decimalsystems, in Gegenwart einer unzählbaren Menschenmenge enthüllt.

Holland.

Bei der Wichtigkeit und dem Interesse, welches Niederländisch-Indien bei näherer Kenntniß zu erregen im Stande wäre, kann ein neues Journal, das sich vorsetzt, die besten und neuesten Nachrichten aus den ost- und westindischen Colonien der Niederlande zu bringen, mit Sicherheit auf allseitige Anerkennung rechnen. Ein solches haben die Herren Sievold und Melvill de Carnbec unter dem Titel »Moniteur des Indes orientales et occidentales« unternommen. Es erscheint im Haag in monatlichen Heften von je 3 Bogen und einer Lithographie, und verbreitet sich über Statistik, Geschichte, Handel, Geographie ꝛc.

Der König Wilhelm hat bei dem trefflichen Landschaftsmaler Koekkoek neun große Bilder bestellt, die sich auf die königl. Landsitze im Luxemburgischen beziehen, und der Künstler hat bereits an Ort und Stelle die Skizzen zu den Gemälden entworfen.

Zu der diesjährigen Kunstausstellung sind sehr zahlreiche Gaben eingetroffen, namentlich von den bewährten niederländischen Künstlern Pienemann, Kruzemann. Moerenhout, Meyer u. A. Auch fanden sich zahlreiche Beiträge von namhaften fremden Künstlern, wie Gudin, Heinr. Scheffer, Brand, Sciavoni, Aiwazowski a. A.

England.

Universität. Englischen Blättern zufolge sind zur Begründung einer Universität in Manchester bereits nahe an 100,000 Pfd. St. vermacht worden; durch öffentliche Subscription hofft man zu dieser Summe weitere 100,000 Pfd. St. zu erhalten, um dann ein Institut ins Leben treten lassen zu können, das die allgemeinen wie die praktischen Wissenschaften mit gleicher Sorgfalt pflegen werde.

Kirche. In London hat sich unter dem Namen „Evangelical Allegiance" ein Verein gebildet, dessen Grundgedanke ist, mit Hintansetzung der kleinern Meinungsverschiedenheiten unter den christlichen Gemeinden, die Christen jedes Namens in Einen großen Bund zu vereinigen. Zunächst scheinen freilich nur die protestantischen Christen gemeint zu seyn. Einer Versammlung dieses Vereins im vergangenen Sommer, die sehr zahlreich besucht war, wohnten auch der preußische Gesandte Ritter Bunsen und Dr. Tholuck aus Halle bei.

Literatur. Von neuen Erscheinungen der englischen Literatur erwähnen wir folgende:

»An historical and critical View of the speculative philosophy of Europe in the 19. century, by J. N. Morell,« nach dem Urtheil des Athenäums die erste verständliche und leidenschaftlose Geschichte der neuern, namentlich auch der deutschen Philosophie, die in England und für Engländer geschrieben worden. Freilich wird dieses Urtheil zum Theil durch das Geständniß des Verfassers zweifelhaft gemacht, der in Cousins und der Eklektiker Philosophemen und Schriften die Mittel gefunden zu haben glaubt, die verschiedenen Systeme, die er studirt, in einen übersichtlichen Plan zu vereinigen.

Die englische Uebersetzung von A. W. Schlegels „Dramaturgischen Vorlesungen" ist in einer neuen Auflage erschienen.

Von andern Werken, die ins Englische übersetzt worden sind, nennen wir Böckh's „Staatshaushalt Athens," Dahlmann's „Leben des Herodot," Becker's „Gallus" und „Charikles."

Von dem anonymen Verfasser des Gedichts „der neue Timon" ist unter dem Titel »the modern Orlando« eine Fortsetzung erschienen, ein Reisegedicht in der metrischen Form des „Childe Harold" und in dem satirischen Ton des „Don Juan." Man hält noch immer Sir Edward Bulwer-Lytton für den Verfasser.

Der neueste Roman des amerikanischen Novellisten Fenimore Cooper »Ravensnest or the Redskin« spielt wieder in Amerika, ist aber ein politischer Tendenzroman, „eine novellistische Illustration der Staatswirthschaft mit Anwendung auf amerikanische Zustände."

Gewissermaßen als Fortsetzung der in neuerer Zeit in der englischen Literatur beliebt gewordenen Biographien von Staatsmännern und Juristen kann man »the lives of twelve eminent Judges of the last and of the present century« von W. L. Townsend, Esq., Recorder of Macclesfield, betrachten.

Dem britischen Museum ist eine Sammlung Manuscripte von dem Verfasser der einst berühmten Juniusbriefe durch die jetzigen Besitzer, die Herren Payne und Foß, zum Kauf angeboten worden; man hofft durch diese Handschriften eines der merkwürdigsten literarischen Räthsel des vorigen Jahrhunderts zu lösen. Unter den Manuscripten befinden sich auch Verse auf den Herzog von Grafton und seine Maitresse Nancy Parsons, voll Energie, aber zu derb für die Veröffentlichung.

Der Novellist Gleig hat »Sale's Brigade in Afghanistan and the Defense of Jellalabad« herausgegeben, ein Buch, das viele interessante Notizen über die Verhältnisse der Engländer zu den Afghanen vor dem Ausbruche der Empörung in Kabul enthält. So wird erzählt, daß die Offiziere der englischen Besatzung in Kabul ein Liebhabertheater errichtet hatten, das den vornehmen Eingebornen, denen der unglückliche Alex. Burnes als Dolmetsch diente, viele Unterhaltung gewährte.

Der in England lebende Perser Mohan Lal gibt eine Biographie Emir Dost Muhamed Chans in London heraus.

Der Buchhändler Murray in London hat die Herausgabe einer Auswahl tüchtiger und geschätzter Werke der englischen Literatur zu billigen Preisen unter dem Titel »Home and colonial library« begonnen. Jeden Monat erscheint ein Bändchen, das zu dem Preis von 2½ Schilling entweder ein kürzeres abgeschlossenes Werk, oder einen Theil eines größern Ganzen umfaßt. Zu bedauern ist nur, daß der Herausgeber in diese „Bibliothek" auch englische Uebersetzungen ausländischer Schriften aufgenommen hat, die diese Ehre nicht verdienen. Bis jetzt sind schon mehr als 34 Monatsnummern erschienen.

Ein englischer Maler E. Lear hat »Illustrated Excursions in Italy« herausgegeben, ein Werk, das neben Auszügen aus seinem Tagebuche 30 größere Ansichten und 40 Holzschnittvignetten über die Abruzzen enthält, von ihm selbst nach der Natur gezeichnet und auf Stein und Holz übertragen. Dieses Reisewerk ist besonders zu empfehlen, da es mit einer Gegend Italiens bekannter macht, die nur selten von Reisenden besucht wird.

Gelungene Uebersetzungen deutscher Bücher in England und Frankreich sind selten, um so mehr verdienen diejenigen, welche ihr Ziel erreicht haben, einer rühmlichen Erwähnung. Zu solchen guten Uebersetzungen gehören B. Auerbach's Dorfgeschichten, übersetzt von Meta Taylor und »Selections from the dramas of Goethe and Schiller, translated with introductory remarks by Anna Swanwick.«

Eine neue Uebersetzung von David Strauß „Leben Jesu," nach der vierten Auflage des Originals ist angekündigt.

Kunst. Die Nationalgemäldegalerie in London ist wieder um 16 Bilder bereichert worden, von denen 14 Vermächtnisse des Herrn Simmons, und zwei, eine Wildeschweinsjagd von Velasquez und eine Versuchung des heiligen Antonius von Annibale Carracci, Ankäufe sind. Die Galerie enthält jetzt 212 Gemälde, die nicht nach ihrer Zahl, sondern nach ihrem Werthe beurtheilt werden müssen. Doch klagt ein Anonymus in der Times über den Verfall der Gemälde, namentlich über ungeschickte Reinigung und Restauration derselben, wodurch z. B. Rubens' schönes Bild „Krieg und Frieden," und selbst das neuerworbene Gemälde des Velasquez entstellt worden.

Denkmale. Am 15. Aug. wurde das Walter Scotts-Monument in Edinburg feierlich enthüllt. Es besteht außer der Marmorstatue aus einem 130 F. hohen und 60 Quadratfuß Areal bedeckenden gothischen Aufbau in Gestalt eines zierlich durchbrochenen, auf fünf Bogen ruhenden Thurmes, welchen Thürmchen, Pfeiler und Nischen mit Statuetten und Reliefbildern aus den Scottschen Dichtungen umgeben.

Die bronzene Reiterstatue des Herzogs von Wellington ist versuchsweise auf dem Eingangsbogen zum Hydepark, Wellington's Wohnung gegenüber, aufgestellt worden, und erst später wird man über ihren eigentlichen Aufstellungsort bestimmen.

Frankreich.

Universität. An der Pariser Universität sind zwei neue Lehrstühle gegründet worden, einer für die auf die Sternkunde angewendete Mathematik, der andere für die höheren Zweige der Geometrie. Jener ist dem Repetenten an der polytechnischen Schule Leverrier, dieser dem Professor an der polytechnischen Schule Chasles übertragen worden.

Literatur. Eine sehr dankenswerthe Arbeit ist Boullée's „Geschichte der französischen Reichsstände," eine gekrönte Preisschrift, die der Verfasser erweitert und umgearbeitet herausgegeben hat. Sie beruht auf umfassenden Studien, die Boullée seit längerer Zeit über die Geschichte der ältern Magistratur, der Parlamente und die repräsentativen Rechte des altköniglichen Frankreichs angestellt hat. Das Werk verfolgt die Entstehung der Etats généraux bis zu den ersten Anfängen, stellt dann die einzelnen Versammlungen von 1302 bis 1614 in ihrem Detail dar und schließt mit einer Uebersicht der innern Einrichtung und Zusammenstellung jener Reichsstände, woran sich eine Würdigung ihrer Wichtigkeit dem alten monarchischen Staatskörper gegenüber anreiht.

Unter dem Titel „Chirognomie" hat der Capitän D'Arpentigny eine Schrift herausgegeben, worin er die Kunst entwickelt, geistige Fähigkeiten aus den Formen der Hände zu beurtheilen. Diese Kunst ist wohl nicht ganz neu, denn sie war wahrscheinlich schon den alten Zigeunern und Wahrsagern bekannt. Der neuen Theorie zufolge sitzt das Edelanimalische in der Hand des Menschen und der Mensch selbst in seinem Daumen. Ein großer Daumen deutet auf einen urtheilsfähigen, überlegten, resoluten Geist, ein kleiner Daumen dagegen auf einen unentschlossenen, beweglichen Charakter ꝛc.

Von A. Marmier sind zwei Bände »Du Rhin au Nil« erschienen, Berichte einer Reise von den Gestaden des Rheins bis nach und in Aegypten.

Sainte-Beuve, einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter der „Revue des deux Mondes," ist von diesem Journale ausgeschieden und sucht eine eigene Revue zu gründen, was ihm aber wohl schwerlich gelingen möchte.

Ein neues fünfaktiges Lustspiel »le noeud Gordien«, in Prosa geschrieben, zeichnet sich bei übrigens ziemlich gewöhnlicher Intrigue durch seinen geistreichen Dialog und seine

vielfachen Verstöße gegen Delicatesse und Anstand aus, was um so mehr auffallen muß, da es der erste Versuch einer ehemaligen Vorsteherin einer Pensionsanstalt, Madame Casa Mayer ist.

Spanien.

Denkmal. Auf dem Schlachtfelde von Baylen, wo Dupont mit 20,000 Franzosen vor dem General Castannos die Waffen streckte, will man zur Verherrlichung dieser ersten siegreichen That der Spanier im Unabhängigkeitskriege gegen Napoleon, ein Denkmal errichten. Man hat deßhalb eine Nationalsubscription eröffnet, und damit der Reiche wie der Arme daran Theil nehmen können, das Maximum der Beiträge auf 100 Realen, das Minimum auf 8 Maravedi festgesetzt.

Italien.

Universität. Einem Dekrete des Königs von Sardinien zufolge, erhielt die Universität zu Turin eine neue Organisation, womit die Errichtung von drei neuen Lehrstühlen verbunden ist, nämlich für öffentliches und Nationalrecht, Administrativrecht und politische Oekonomie.

Schulen. Der König von Sardinien hat auch die Errichtung von theoretisch-praktischen Land-, Forst- und Veterinärschulen beschlossen.

Auch in Rom steht dem gesammten Unterrichtswesen eine Reform bevor und ist zum Theil schon ins Leben getreten.

Ein Rundschreiben des Cardinals Gizzi an die Gouverneure der Provinzen der römischen Staaten bezweckt die Bildung einer Art von Schule für die Jugend der ärmeren Klassen, worin diese ein Handwerk oder den Militärdienst erlernen und zugleich eine moralische und religiöse Erziehung erhalten soll. Zu diesem Endzwecke sollen in allen Orten nach Maßgabe der Bevölkerung, theils von der Regierung, theils von Privatbeiträgen unterstützt, solche Anstalten errichtet werden.

Bereits ist eine fromme Stiftung »La pia opera di S. Raffaele« durch den Cardinal Mezzofante und zwei Grafen Passi aus Bergamo, beide von der Mission, ins Leben getreten, die durch reiche Mittel unterstützt, für den Unterricht, den moralischen Wandel und künftige Beschäftigung durch Handwerk für die aufwachsende ärmere Jugend in Rom sorgt.

Literatur. Unter dem Titel »Repertorio enciclopedico del foro Italiano ist bei Pomba in Turin ein beachtenswerthes juridisches Werk erschienen, das außer dem Civilgesetzbuche für Sardinien mit den correspondirenden Titeln des wissenschaftlichen Rechts die interessantesten Parallelen mit den Gesetzgebungen aller andern italienischen Staaten verbindet.

Ein für die astronomische Fachwissenschaft überaus interessantes Werk ist das von Galilei nachgelassene, und jetzt nach langer vergeblicher Erwartung herausgegebene, unter dem Titel »G. Galilei in Jovis satellites lucubrationes, quae per ducentos fere annos desiderabantur, ab Eugenio Alberio in lucem vindicatae«.

Ein wichtiges, wenn auch schon nicht mehr ganz neues Werk, Canina's »Architettura antica descritta e dimostrata coi monumenti,« in 9 Oktavbänden Text und 3 Bänden Abbildungen (1834—44) darf hier nicht unerwähnt bleiben. Es enthält 621 Kupfertafeln in Royalfolio und dürfte schon seines Preises wegen (286 fl. Rh.) in Deutschland nicht sehr bekannt seyn. Das Werk zeichnet sich besonders durch die umfassende Behandlung der ägyptischen Baukunst aus, die eine so ausführliche Berücksichtigung seit den hieroglyphischen Entdeckungen Champollions und seiner Nachfolger noch nicht erfahren hat.

In Rom erscheint jetzt unter der Redaktion von F. G. Hemans unter dem Titel »The Roman Advertiser« eine in englischer Sprache abgefaßte Wochenschrift, die zunächst den daselbst verweilenden Engländern als Fingerzeig in Bezug auf Alles was Kunst, Wissenschaft und Literatur in Italien, vornehmlich in Rom, betrifft, dienen will, Mittheilungen über die vorzüglichsten Wohlthätigkeits- und öffentlichen Unterrichtsanstalten enthält, und das Verständniß der kirchlichen Ceremonien, besonders der höhern festlichen, bei denen der Papst selbst fungirt, zu vermitteln sucht.

Ein anderes neu ins Leben getretene italienische Blatt, das den Titel »Il popolare Giornale« führt, gibt populäre Auszüge über alte und neue Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften und Heilkunde.

Ein drittes seit Kurzem erscheinendes Journal »La stampa artistica« ist den Interessen des Theaters gewidmet.

Industrie. Unter der sachverständigen Leitung des Signor Bertotti aus Bologna hat man zum erstenmal in diesem Sommer den Reisanbau in Roms Umgegend versucht. Im nächsten Jahre soll dieser Zweig der Landwirthschaft im Großen betrieben werden.

Kunst. Unter den in Rom anwesenden deutschen Künstlern wird in öffentlichen Blättern besonders der Bildhauer Achtermann aus Westphalen hervorgehoben. Von seinen Arbeiten rühmt man besonders ein kleines Basrelief, den heil. Georg darstellend, ein im feinsten carrarischen Marmor ausgeführtes, 7 Fuß hohes Crucifix, und eine größere überlebensgroße Gruppe, die Pietas vorstellend.

Böhmen.

Vereine. Der Verein zur Beförderung der böhmischen (czechischen) Literatur nimmt immer mehr an Umfang zu. Bereits zählt er gegen 1700 Mitglieder und besitzt ein Vermögen von mehr als 40,000 fl. C. M. Seit dem Jahre 1832 hat er auf seine Kosten 22 Werke herausgegeben, von denen fünf schon vergriffen sind.

Auf Anregung des Med. Dr. Gitschin, hat sich ein aus israelitischen Doktoren und Handelsleuten bestehendes Comité zur Gründung eines Vereins für Heranbildung tüchtiger israelitischer Handwerker gebildet und die Statuten der Behörde vorgelegt.

Literatur. Auf Kosten der Matice ceska, des obenerwähnten Vereins zur Beförderung der böhmischen Literatur, wird in böhmischer Sprache eine Weltgeschichte von Prof. Smetana und eine ausführliche Botanik von Prof. Joh. Swatopluk Presl mit vielen Abbildungen erscheinen.

Auf Kosten desselben Vereins ist vor Kurzem erschienen der erste Theil einer allgemeinen Erdbeschreibung von Zap; eine Urgeschichte der Menschheit von Tomjczek und Stimmen über die Nothwendigkeit der Einheit der Schriftsprache für die Tschechen, Mähren und Slawaken. Auch hat der Verein vor Kurzem den ersten Band einer großen Chrestomathie ausgegeben, eine gediegene Auswahl der schriftstellerischen Produkte der Böhmen von der ältesten Zeit bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts.

Am wichtigsten für die böhmische Literatur sind aber unstreitig die gründlichen slavisch-etymologischen Forschungen des gelehrten P. J. Schaffarik, die er zum Theil in der Museumszeitschrift niederlegt. Außerdem enthält diese Zeitschrift mehrere gehaltvolle historische Aufsätze von Wocel u. A.

Das mit vielem Fleiß abgefaßte, große deutsch-böhmische Wörterbuch von Franta-Schumawski, nähert sich seiner Vollendung und Jungmann arbeitet an der zweiten Auflage seiner seit Jahren vergriffenen umfangreichen Geschichte der böhmischen Literatur.

Der erste Band von Sumlorks (Krolmus) „Altböhmische Sagen, Lieder, Spiele, Gebräuche, Feste und Melodien," ist mit dem fünften Hefte geschlossen.

Von belletristischen Erscheinungen werden besonders hervorgehoben: Wocel's großes Gedicht „das Labyrinth des Ruhms" und die anonym in Leipzig erschienene Bearbeitung des Reineke Fuchs („Ferina Lisak z Kuliferdy") und „Erdbeeren aus böhmischen Wäldern" (Johudky ꝛc.), sowie die gut gearbeitete Auswahl der unter dem Namen „Bidpai's Fabeln" bekannten altindischen Dichtungen von dem pseudonymen Franz Trebowski.

Der geistreiche und volksthümliche Jan z Hwezdy hat das neunte Bändchen seiner Novellen herausgegeben, Frau Bozona Niemkowa das vierte Bändchen „Märchen und Sagen" und Sedlezky die Novelle „Ilie."

Auch die dramatische Literatur wird von den Tschechen eifrig angebaut, obgleich es noch an einer Nationalbühne fehlt. Zu den neuesten derartigen Erscheinungen gehört das nachgelassene Lustspiel der Frau M. D. Rettig „der Korb," das erste Bändchen der „dramatischen Originalien" von Hollmann und Dramen von Machacek.

Polen.

Literatur. Unter dem Titel »Powstanie T. Kosciuszki zpism autentycznych secretnych« ist in diesem Jahre in Posen eine Sammlung historischer Materialien über den polnischen Aufstand unter Kosciuszko im Jahr 1794 erschienen, die bisher noch nicht gedruckt

waren. Es sind großentheils russische und preußische Correspondenzen und Berichte, die von den Polen damals aufgefangen wurden. Im Ganzen werden hier mehr als 50 Aktenstücke und Briefe mitgetheilt, unter denen sich auch Briefe und Proklamationen Kosciuszko's befinden, die derselbe zur Beförderung des Aufstandes in Lithauen erließ.

Eine andere noch bedeutendere Sammlung historischer Materialien aus früherer Zeit gab Ambros. Grabowski unter dem Titel »Wladislawa IV., Krola Polskiego Listy« in Krakau heraus. Es ist eine Reihe von 300 Briefen des polnischen Königs Wladyslaw IV. Wasa aus den Jahren 1634 — 36, die größtentheils die wichtigsten Staatsangelegenheiten der Zeit, namentlich die in jene Jahre fallenden langwierigen Verhandlungen zwischen Polen und Schweden betreffen, in Folge deren durch Vermittlung Frankreichs und Englands die Schweden den Polen die preußischen Städte wieder herausgaben.

Die jüngsten polnischen Bewegungen haben ein zu großes Aufsehen erregt, als daß es nicht interessant seyn sollte, manche der über diese Ereignisse erschienenen Schriften kennen zu lernen.

Ein Aufsatz in den „Gränzboten," betitelt: „Aus dem Tagebuche eines österreichischen Offiziers," führt die Ereignisse noch einmal klar im Zusammenhange vor, wenn er auch wenig Neues enthält.

Die Schrift des Grafen Eugen Breza »De la Russomanie dans le Grandduché de Posen« ist ein Wort zu rechter Zeit und am rechten Orte, indem der Verfasser mit ächtem Freimuth zu seinen Landsleuten die Sprache nicht der Schmeichelei, sondern der Wahrheit redet. Die Schrift ist besonders gegen diejenigen Mitglieder des polnisch-posenschen Adels gerichtet, welche unter der Maske einer Vertheidigung der polnischen Nationalunabhängigkeit das persönliche Streben verbergen, wieder wie früher über die arbeitende Klasse despotisch schalten zu können, und deßhalb der Russomanie das Wort reden, weil sie glauben, unter russischer Herrschaft diese Despotie freier üben zu können, als unter preußischem Scepter, der den Interessen des Bauernstandes eine gleiche Sorgfalt widme als denen des Adels.

Als Gegenstück zu der ebengenannten Schrift treten die „Briefe einer polnischen Dame" auf, welche der scheinbaren Germanisirung Polens einen erbitterten Kampf erklärt. Sie spricht sich ziemlich stark und heftig gegen Deutschland aus, verräth aber nur zu oft eine gänzliche Unbekanntschaft mit den politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Zuständen Deutschlands.

Ein anderer Vertheidiger polnischer Nationalität ist in der Uebersetzung des schon vor einigen Jahren erschienenen Werkes von Brot Srzeniawa Potozki „Ueber das polnische Volk" aufgetreten, der er den Titel gegeben hat „Ein Wort zur Vertheidigung des polnischen Volks, „worin diesem Volk eine glänzende Lobrede gehalten, zugleich aber auch das Verhältniß der leibeigenen Bauern zum Gutsherrn auf die seltsamste, unglaublichste Weise erklärt wird.

Rußland.

Unterrichtswesen. Nach einem Bericht des Ministers des Volksunterrichts zählten die 10 Lehrbezirke, in welche das gesammte Kaiserreich zerfällt, am Schlusse des Jahrs 1845 112,412 Lernende. Die größte Schülerzahl hatten die Lehrbezirke Moskau, Petersburg und Dorpat (der von Moskau allein besaß 20,000 Lernende), am ärmsten an Schülern war der transkaukasische und sibirische. Ersterer zählte in 22 Lehranstalten nur 2370, letzterer in 60 Lehranstalten nur 3290 Lernende. Zu den 2168 Lehranstalten des gesammten Kaiserreichs gehören 6 Universitäten, 3 Lyceen, 4 Adelsinstitute, 75 Gymnasien, 447 Distrikts-, 1047 Pfarr- und Gemeindeschulen, und 585 Privatlehranstalten. Die 6 Universitäten zählten zusammen 3516 Studirende; am besuchtesten war Moskau (981), dann Petersburg (657) und Dorpat (575 Studenten). Der Warschauer Lehrbezirk umfaßt 1335 Lehranstalten, die von 75,862 Schülern besucht wurden.

Auch für den Volksunterricht sind manche wohlthätige Einrichtungen getroffen, die, wenn sie nach dem Willen des Kaisers genau befolgt werden, viel Gutes wirken müssen. Es gibt jetzt in Rußland 4924 Gemeindeschulen mit 271,262 Lernenden. An dem Unterricht nimmt, nach dem eigenen Wunsch der Bauern, auch das weibliche Geschlecht Theil.

Dem Censurcomité in Polen wurden 343 Werke vorgelegt und davon der Druck von 334 gestattet. Ausländische Bücher wurden 67,202 eingeführt. Es erschienen 6 Tageblätter und 28 periodische Schriften.

Vereine. Die archäographische Commission ist unausgesetzt bemüht, das alterthümliche Rußland in allen seinen der gebildeten Gegenwart wissenswürdigen Beziehungen aufzuklären und hat während ihres zwölfjährigen Bestehens schon viel gewirkt.

Auch in den Ostseeprovinzen hat sich ein historischer Verein gebildet, der die bewährtesten Kenner der Provinzialgeschichte zu Mitgliedern zählt. Schon vor drei Jahren erschienen von ihm die »Monumenta Livoniae antiquae,« jetzt will er unter dem Titel »Scriptores rerum livonicarum« die ältesten, äußerst selten gewordenen Chroniken und ältern literarischen Denkmale der livländischen Geschichte herausgeben.

In Odessa hat sich unter Autorisation des Kaisers eine Wohlthätigkeitsgesellschaft für die dortigen Deutschen gebildet.

Griechenland.

Die französische Regierung beabsichtigt in Athen eine französische Schule zur höhern Ausbildung französischer Zöglinge in der neugriechischen Sprache, in der Geschichte und dem Studium der Alterthümer des Landes zu errichten. Dieselben französischen Zöglinge werden auch zugleich Lehrer der französischen Sprache und Literatur an der Universität wie am Gymnasium zu Athen seyn.

Türkei.

Am 1. Sept. wurde in Gegenwart der höchsten Reichsbeamten der Grundstein des sogenannten Hauses der Wissenschaften gelegt, eines Instituts, das, nach dem Plane des Unterrichtsraths, für die Bildung von tüchtigen Lehrern sorgen soll.

Ferner hat der Sultan die Errichtung einer medicinisch-chirurgischen Akademie beschlossen. Die bereits in Galata-Serai unter Dr. Spitzer's Leitung bestehende medicinische Schule hat in kurzer Zeit treffliche Früchte getragen; denn aus ihr sind schon tüchtige Aerzte, Apotheker und Hebammen hervorgegangen; in einem Jahre wurden über 20,000 Kranke in ihr unentgeldlich behandelt und 48,000 Kinder geimpft.

Ostindien.

Als bibliographische Merkwürdigkeit müssen wir eine seit Mitte Juni d. J. in Calcutta erscheinende Zeitung erwähnen, »The Indian Sun,« welche in fünf Sprachen zugleich, nämlich englisch, persisch, hindu, bengalisch und ardi oder hindostanisch, erscheint und von Maulawi Nasser Eddin in wöchentlichen Lieferungen herausgegeben wird.

Nordamerika.

Nach dem erzbischöflichen katholischen Kalender von Baltimore für 1846 befinden sich in den Vereinigten Staaten und dem Oregongebiete 816,700 Katholiken, 740 katholische Kirchen, 437 andere Stationen, 762 Geistliche, 21 geistliche Seminarien, 25 männliche Erziehungsanstalten, 36 Nonnenklöster mit weiblichen Erziehungsanstalten, 63 weibliche Akademien und 97 wohlthätige Institute und Gesellschaften.

Literatur. Washington Irving hat seinen Aufenthalt als nordamerikanischer Gesandter in Spanien benützt, aus arabischen Materialien in den Bibliotheken und Archiven von Granada, Cordova ꝛc. eine „Geschichte Mohamed's" zu verfassen, die er nach seiner Rückkehr ins Vaterland zu veröffentlichen gedenkt.

Bancroft, der bisherige Kriegsminister der Vereinigten Staaten und jetzt Gesandter in London, hat den vierten Band seiner »History of the United States« herausgegeben.

Prescott hat seine „Geschichte der Eroberung Peru's" beendigt und James Sparks arbeitet an einer „Geschichte der amerikanischen Revolution."

Die Privatcorrespondenz sowie die offiziellen Papiere des 1804 verstorbenen Generals Hamilton sind für die Geschichte der Vereinigten Staaten von hohem Interesse. Deßhalb hat der Senat seiner Wittwe für 1000 Abdrücke der sämmtlichen Werke Hamilton's 20,000 Dollars zuerkannt und man zweifelt nicht, daß das Haus die Bill des Senats annehmen werde.

Berichtigung.

In dem Aufsatze des Freiherrn von Liebig, deutsche Vierteljahrsschrift, 1846. Hft. III. Nr. XXXV., heißt es Seite 222:

Schleiden sagt: „Ein Theil Diastase erstrecke seine zersetzende Kraft auf 1000 Theile Stärke" (was ein Irrthum ist, da nach Guerin Vary ein Theil Diastase auf 60 Theile Stärke wirkend nur 13,3 Theile Zucker liefert ꝛc.)

Nach einer solchen Zurechtweisung müssen mich die Leser dieser Zeitschrift nothwendig für einen höchst unwissenden oder noch wahrscheinlicher für einen höchst gewissenlosen Schriftsteller halten, der ohne weiteres, wo es ihm vortheilhaft erscheint, 60 in 1000 umändert. Ich nenne daher meine Quellen, die niemand so wohl bekannt seyn können, als dem Freiherrn von Liebig selbst.

Handwörterbuch der Chemie, herausgegeben von Liebig ꝛc., Art. Diastase:

„Ein Theil Diastase ist hinreichend um 2000 Theile Stärke in Dextrin und 1000 Theile in Zucker zu verwandeln (Payen und Persoz.)"

Liebig Handbuch der Chemie 1843 S. 1326:

„Ein Theil Diastase reicht hin um 2000 Theile Amylum ihres kleisterartigen Zustandes zu berauben (in ein Gemenge von viel Dextrin und sehr wenig Zucker zu verwandeln.)"

Ich überlasse es hiernach den Lesern die Polemik des Freiherrn von Liebig moralisch zu würdigen, und verweise für mehr Beispiele auf Mulders neueste Schrift gegen denselben. Was sonst gegen mich gesagt ist, verdient seiner Oberflächlichkeit wegen keine Widerlegung.

M. S. Schleiden.

Digitized by Google

Deutsche

Viertelsjahrs Schrift.

Zweites Heft.

1847.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Das Ergebniß der Getreideernten im neunzehnten Jahrhundert.....	1
Das Recht und die Bedeutung der Staatserbfolge in Schleswig-Holstein. Zweiter Artikel.....	20
Die Thätigkeit der deutschen Regierungen gegen Innen.....	72
Die Fürsorge für das Loos der Eisenbahnarbeiter.....	86
Das Volk und seine Freunde in Frankreich, Deutschland und England	123
Die germanischen Bestrebungen in Belgien.....	139
Die Entdeckung des Neptun...	201
Zur Pathologie und Therapie der Korntheurungen.....	218
Die Temperatur- und Witterungsverhältnisse in Deutschland und Oberitalien während der Wintermonate von 1846/47.....	290
Das Volksbewußtseyn und die Philosophie.....	300
Die Beachtung des Instinkts in Krankheiten.....	317
Kurze Notizen.....	326

Das Ergebniß der Getreideernten im neunzehnten Jahrhundert.

Beſonders in Beziehung auf England und auf Norddeutſchland.

Im achtzehnten Jahrhundert kam der Mißernten eine nicht geringe Zahl vor. Als ſehr allgemein werden namentlich die der Jahre 1708, 1740, 1770 und 1771 bezeichnet; vielen Menſchen und beſonders auch dem Viehe wurden dieſelben verderblich. Gegen Ausgang des Jahrhunderts fiel großer Mißwachs im Jahr 1795 ein, welcher, zumal in England, Mangel an dem Nothwendigſten und eine ſehr bedeutende Einfuhr von fremdem Getreide veranlaßte. Mit einer noch entſchiedenern Fehlernte begann das neunzehnte Jahrhundert. In England ward im Jahr 1800 ſo wenig Getreide geerntet, daß man durch eine, bis dahin wohl beiſpiellos große Einfuhr nur einen ſehr kleinen Theil des Ausfalls decken konnte; die Kornpreiſe erreichten einen überaus hohen Stand. Nicht ganz in demſelben Maße mochte dieſe Mißernte in Deutſchland ſich zeigen. Die Preiſe der wichtigſten Kornart, des Roggens, ſtanden hier im Jahr 1801 nur um Weniges höher, als im Jahr 1800, und wenn der Preis des Weizens auf den norddeutſchen Märkten (er ſtand in Berlin im Jahr 1800 durchſchnittlich auf 2 Rthlr. 6½ Sgr., im Jahr 1801 auf 2 Rthlr. 14 Sgr., in Braunſchweig im erſtern auf 1 Rthlr. 26 Mgr., im letzteren auf 2 Rthlr. 12 Mgr.) ſich verhältnißmäßig etwas mehr hob, ſo mochte dies großentheils Folge der jetzt bedeutenden Ausfuhr von hier nach England

Digitized by Google

ſeyn. Dann trat wieder, in Folge anhaltender Näſſe, großer Mißwachs im Jahr 1804 ein, jetzt beſonders auch in Deutſchland, wenigſtens in den nördlichen und mittleren Gegenden dieſes Landes. In Jena betrug im Jahr 1805 der Durchſchnittspreis des Roggens für den Jenaer Scheffel, der im Jahr 1803 nicht höher als 5 Rthlr. 21 gGr. 7 Pf. geweſen war, 10 Rthlr. 11 gGr. 4 Pf. In Braunſchweig war derſelbe für den Himten im erſtern Jahre 10 Rthlr. 10 Mgr., im letztern faſt 10 Rthlr. 31 Mgr. Und etwa in demſelben Verhältniſſe hob hier und dort ſich der Preis des Weizens, auf dem Londoner Markt aber erreichte derſelbe den Stand von 1801 nicht wieder; im letzteren Jahre koſtete dort der Quarter durchſchnittlich $107^{3}/_{4}$, im Jahr 1804 $84^{11}/_{12}$ Schilling.

Auch in den Jahren 1805 und 1806 waren in Deutſchland im Allgemeinen die Ernten nicht gut und, zumal im Jahre 1806, die Preiſe ſehr hoch, was aber großentheils auch durch den in demſelben vorherrſchenden Kriegszuſtand veranlaßt ward. Beſonders hoch ſtanden die Preiſe jetzt da, wo der Krieg unmittelbar einwirkte. In Jena war im Jahr 1806 der Durchſchnittspreis des Roggens, den man hier im Jahr 1801 für 4 Rthlr. 7 gGr. 4 Pf. gekauft hatte, 7 Rthlr. 16 gGr. 8 Pf., in Magdeburg, wo im Jahre 1799 der preußiſche Scheffel dieſer Kornernte auf 1 Rthlr. 6 Sgr. ſtand, bezahlte man ihn im Jahr 1806 mit 3 Rthlr. 26 Sgr. 3 Pf. Und eine ganz ähnliche Preisbewegung fand in Königsberg ſtatt. Hier war das Getreide beſonders aber auch in der gleich folgenden Zeit ſehr theuer, nachdem, gegen Ausgang des Jahrs 1806, Oſtpreußen Hauptkriegsſchauplatz geworden war. Im Jahr 1809 fiel in England aufs Neue eine Mißernte ein, in Norddeutſchland aber, wenigſtens da, wo ſchwererer Boden vorherrſcht, hatte man alle Urſache mit dem Ertrage derſelben zufrieden zu ſeyn. So erntete man z. B. in der Nähe von Helmſtädt, wo das ſiebente Korn für einen mittlern Ertrag galt, wohl das neunte Korn. Im Allgemeinen fiel aber die Ernte des folgenden Jahrs, welche man auch in England den beſſeren zurechnete, noch reichlicher aus. Die Preiſe ſanken in Folge derſelben in Deutſchland um ſo mehr, als jetzt jenes Hemmniß des Verkehrs mit Britannien in größter Strenge beſtand. Aber im Jahr 1811 hatte die

bekannte große Dürre dieses Jahrs fast überall im westlichen Europa, namentlich auch in England, ganz besonders aber in Deutschland allgemeinen Mißwachs zur Folge. Die Preise stiegen nun hier um so mehr, als ungeheure Heeresmassen — von Westen nach Osten — das deutsche Vaterland durchzogen. Und da bald nach der Vernichtung des französischen Heers und der ihm verbündeten Armeen in Rußland in Deutschland sich wiederum große Kriegsschaaren sammelten, so brachte die in den meisten Gegenden Norddeutschlands günstige Ernte vom Jahr 1812 ein so bedeutendes Sinken der Getreidepreise nicht hervor, als unter andern Umständen eingetreten seyn möchte. (In Braunschweig stand im Jahr 1812 der Preis des Weizens auf 1 Rthlr. 28 Mgr., der des Roggens auf 1 Rthlr. 11 Mgr. 6 Pf., im Jahr 1813 der der erstern Kornart auf 1 Rthlr. 20 Mgr., der der letztern auf 1 Rthlr. 2 Pf., in Magdeburg im erstern Jahr der Preis des Weizens auf 2 Rthlr. 5 Sgr., der des Roggens auf 1 Rthlr. 18 Sgr. 9 Pf., im Jahr 1813 der der erstern Kornart auf 1 Rthlr. 27 Sgr. 6 Pf., der der letztern auf 1 Rthlr. 13 Sgr. 9 Pf. und noch weniger sanken die Preise in Berlin, in Jena trat selbst eine Erhöhung ein.) In England aber zeigte sich jetzt die Einwirkung des Kriegs in dieser Hinsicht fast noch entschiedener. In den vorhergehenden fünfzehn Jahren hatte der Krieg, neben den Mißernten, eine Steigerung der Preise veranlaßt, in den Jahren 1812 und 1813 aber waren die Ernten dort nicht schlecht, und doch standen die Preise in denselben sehr hoch. Der Krieg hatte seit dem Jahre 1793 der Industrie einen solchen Impuls gegeben und eine so bedeutende Vermehrung der mit dieser und mit Handel beschäftigten Bevölkerung veranlaßt, daß, wie sehr auch, gefördert durch diesen Aufschwung, die ländliche Produktion sich gehoben haben mochte, die Erzeugung derselben in den meisten Jahren doch um so weniger für den Bedarf ausreichte, als man auch hier in dieser Zeit überaus große Heeresmassen, zumal die auf der pyrenäischen Halbinsel, wo der Krieg ja von den Britten mit größter Energie geführt ward, zu versorgen hatte. Und wenn gleich man daselbst nicht unbedeutende Sendungen von Mehl aus den Vereinigten Staaten erhielt, so reichten diese doch nicht aus. Der Verkehr mit dem Festlande des nordwestlichen Europas war,

gleichwie rückſichtlich Britanniens, auch rückſichtlich Spaniens und Portugals faſt völlig geſperrt.

Die Ernten der Jahre 1813, 1814, 1815 ſind, was namentlich Norddeutſchland anlangt, den mittlern zuzurechnen, aber dann folgte die entſchiedenſte Mißernte, welche im Jahrhunderte vorgekommen war, wenigſtens wenn wir hinſichtlich Englands die vom Jahre 1800 ausnehmen. Ueberall im weſtlichen Europa trat in Folge der ungemeinen Näſſe des Jahrs 1816 arger Mangel ein. England bedurfte in dieſem und dem folgenden Jahre einer ſo großen Kornzufuhr, als ſelbſt nach der Mißernte vom Jahr 1800 (in dieſem und dem folgenden Jahre) nicht eingetreten war, vornehmlich von der hier wichtigſten Getreideart, von Weizen, während in Deutſchland und den Niederlanden überaus große Maſſen von fremdem Roggen eingeführt wurden. Mit dieſem halfen vornehmlich Rußlands Oſtſeehäfen, mit Weizen beſonders deſſen Häfen am ſchwarzen Meere aus. Auch Frankreich führte jetzt aus jenen und beſonders aus den letztern viel Getreide ein. Das große nordiſche Reich zog nun ſehr bedeutende Summen aus dem nordweſtlichen Europa, nicht viel geringere die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Werth der Mehlausfuhr aus dieſen Staaten ſtieg in den beiden Jahren 1817 und 1818 auf 29 Millionen Dollars (auf mehr als 40 Millionen Thaler). Und doch wurden von dort beſonders nur England und die pyrenäiſche Halbinſel verſorgt. Des erſtern Landes Einfuhr war zumal deßhalb auch im Jahr 1818 noch ſehr bedeutend, weil auch das Jahr 1817 auf der Inſel kein fruchtbares war. Befriedigender fiel die Ernte dieſes Jahres in Norddeutſchland aus. In mehreren Gegenden rechnete man ſie hier den beſſeren zu; ebenſo die des Jahres 1818, doch ſchadete in demſelben mancher Orten die große Trockniß des Sommers den Sommerfrüchten nicht wenig. In England galt ſie nur für eine Mittelernte. Die Ernte des folgenden Jahres war dort weniger als Mittelernte. In den meiſten Gegenden Norddeutſchlands gedieh in demſelben das Winterkorn vorzüglich gut, Gerſte, Hafer und Hülſenfrüchte aber fielen in Folge der großen Dürre des Sommers hier im Allgemeinen unter mittelmäßig aus. Dann aber folgte eine Reihe entſchieden guter Ernten; die Jahre 1820, 1821 zeichneten, wenigſtens was

Norddeutschland anlangt, in dieser Hinsicht sich besonders aus. Vorherrschend feuchte Witterung in den Sommern dieser Jahre förderte sowohl die Winter- als die Sommerfrucht. In England waren diese Ernten nicht so befriedigend. Indeß führte man dort seit dem Jahre 1819 von fremdem Korne fast nichts mehr ein; die Preise standen in den Jahren 1820 und 1821 weit unter dem Preise, bei welchem, in Gemäßheit des Gesetzes vom Jahr 1815, die Einfuhr von solchem erlaubt war. Doch trat dieser niedrige Stand nicht bloß in Folge der guten Ernten, sondern zum großen Theil auch in Folge verminderter Nachfrage nach landwirthschaftlichen Erzeugnissen in den Städten dieses Landes ein, wo nach dem Aufhören des durch den Krieg unmittelbar und mittelbar veranlaßten Begehrs nach Gewerberzeugnissen manche Gewerbe sehr stockten, und hierdurch viele Gewerbtreibende in ihren Mitteln zu kaufen sich beschränkt sahen. Fast mehr aber noch wurden durch die Verminderung des umlaufenden Geldes — in Folge des Wiedereintretens der Zahlung in klingender Münze in den Banken des Landes — mit den Preisen vieler andern Handelsartikel besonders auch die des Getreides herabgedrückt. Im Jahr 1822 führte große Trockniß des Frühjahrs und des Sommers wiederum eine Mißernte in den Sommerfrüchten herbei. Sie zeigte sich aber weit weniger in England als in Deutschland. Hier war, sowohl im nordöstlichen und nordwestlichen als auch im mittlern Deutschland, der Ausfall in diesen Früchten sehr groß, und auf allen Märkten standen hier, in Folge desselben, die Preise der Gerste und des Hafers in den spätern Monaten des Jahres 1822 um ein Bedeutendes höher als früher in diesem Jahre. In England dagegen waren im Jahre 1822 die Preise noch niedriger als in den beiden vorhergehenden Jahren, ja so niedrig, als sie seit dem Jahr 1804 dort nicht gestanden hatten; der Weizen kostete durchschnittlich nicht mehr als etwa 45 Schill. pr. Quarter. In Deutschland aber war jener Aufschwung nur von kurzer Dauer; denn als im Frühjahr 1823 sich günstige Aussicht für die Ernte dieses Jahres zeigte, sanken hier die Preise wieder sehr. Diese Ernte fiel vorzüglich gut aus, nicht minder die Ernte vom Jahre 1824. Und da sich in keinem andern Lande Aussicht für den Absatz des deutschen Getreides bot, — Frankreich, die

Niederlande, Spanien, Portugal hemmten in ähnlicher Art wie England die Einfuhr der fremden Cerealien — ſo ſanken die Preiſe deſſelben auf den deutſchen Märkten in unerhörtem Maße; ſeit dem Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatten ſie hier ſo niedrig nicht geſtanden, als gegen Ausgang des Jahrs 1824 und im Jahre 1825. In Braunſchweig war um die Mitte dieſes Jahrs der Himten Roggen, im Gewichte von etwa 46 Pfund, welchen man in dem Zeitraume von 1800 bis 1820 durchſchnittlich mit etwa 1 Rthlr. 6 gGr. bezahlt hatte, kaum zu 10 gGr. zu verwerthen; in Jena war der Durchſchnittspreis dieſer Kornart, welcher im ebengedachten Zeitabſchnitte auf circa 6 Rthlr. 6 gGr. geſtanden hatte, im Jahr 1825 nur 1 Rthlr. 22 gGr.; in Berlin kaufte man in demſelben den preußiſchen Scheffel Weizen, der im Jahr 1816 mit 71 Sgr. bezahlt worden war, mit 21 Sgr.; in Hamburg, wo in dieſem Jahre der Preis der Laſt Weizen auf 200 Rthlr. (in Species) ſich gehoben hatte, galt ſie im Jahr 1825 mehr nicht als 62 Rthlr. Anders war es in England. Hier ſtanden die gedachten Preiſe in den Jahren 1823, 1824 und 1825 beträchtlich höher als in den beiden vorhergehenden Jahren, theils wohl deßhalb, weil die in den erſtern beiden Jahren vorherrſchende Näſſe in manchen Gegenden der Inſel den Früchten nicht zuſagte, theils und mehr wohl noch in Folge des Aufſchwungs, welchen gegen die Mitte der zwanziger Jahre Handel und Gewerbe in Britannien nahmen. Bekannt iſt der überaus große Impuls, welchen um dieſe Zeit dort faſt alle Zweige des Verkehrs durch die Erwartungen erhielten, die von der Ausdehnung des Handels mit Amerika in England aufkamen. Die Conſumtion, namentlich die von landwirthſchaftlichen Erzeugniſſen ward durch dieſes regere Leben in faſt allen Zweigen des Verkehrs ſehr vermehrt. Indeß ſtiegen die Preiſe des Getreides nicht ſo hoch, daß eine Importation von fremdem Korne Statt finden konnte. Erſt im Jahre 1826 trat wiederum eine ſolche ein. Der ſehr trockene Sommer dieſes Jahrs veranlaßte ſowohl auf der Inſel als beſonders auch auf dem europäiſchen Feſtlande, namentlich in Norddeutſchland und in Mitteldeutſchland das Mißrathen mehrerer Kulturgewächſe, zumal der Gerſte, des Hafers, der Hülſenfrüchte. Beſonders bezog England jetzt bedeutende Quantitäten von Hafer aus den

norddeutschen Seeplätzen. Die aus diesem Ausfall hervorgehende Steigerung zog auch eine, wenn gleich keine so bedeutende Erhöhung der Preise des Wintergetreides, obwohl dieses im Allgemeinen nicht schlecht, mancher Orten selbst sehr gut gerathen war, nach sich. Die Ernte vom Jahr 1827 möchte rücksichtlich Britanniens als eine gute Mittelernte, rücksichtlich Deutschlands als Mittelernte zu betrachten seyn. England führte in diesem Jahre nur sehr wenig Korn ein. Indeß hatte die Importation des vorhergehenden Jahres bei den deutschen Getreidehändlern den Gedanken geweckt, daß wenigstens in Jahren des Mißwachses auf der Insel man dort auch künftig noch fremdes Korn nicht werde entbehren können; die Spekulationslust war wiederum erwacht, und befestigte sich um so mehr, als jetzt immer klarer ward, daß in Folge der in Deutschland sehr zunehmenden Bevölkerung, und dann auch in Folge der Vermehrung und bessern Haltung des Viehs der Verbrauch von Getreide im Lande selbst sehr wuchs; es erhielten daher auch in der nächstfolgenden Zeit die Preise sich auf mittlerem Stande. Sehr bald aber trat auch wieder eine außerordentliche Nachfrage nach Getreide ein. Schon im Vorsommer 1828 trübten in Folge der großen Nässe dieses Jahres die Aussichten für die Ernte sich sehr, und zwar fast überall im nordwestlichen Europa, namentlich in England, im nördlichen Frankreich, in den meisten, wenigstens in sehr vielen Gegenden Deutschlands. England und Frankreich bedurften darauf bedeutender Zufuhren, zumal von Weizen, die man, da diese Kornart in den mit den deutschen Nord- und Ostseeplätzen verkehrenden binnenländischen Gegenden wenigstens nicht schlecht gerathen war, jetzt großentheils aus diesen erhielt. Ein Bedeutendes davon lieferten aber auch die russischen Häfen am schwarzen Meere, namentlich Odessa, und ferner die nordamerikanischen Seeplätze; indeß betrug die Mehlausfuhr von dort in den Jahren 1828 und 1829 nicht viel über den dritten Theil von dem, was sie in den Jahren 1817 und 1818 betragen hatte. Und nicht minder überwiegend war Englands Einfuhr in dieser früheren Zeit über die in jener späteren. Gleichwie große Nässe im Jahre 1828 nachtheilig auf die Feldfrüchte eingewirkt hatte, zeigte sich dies auch im Jahr 1829, doch ward sie in diesem Jahre denselben in Deutschland verderblicher als in England.

Hier mochte die Ernte für eine gute Mittelernte gelten können, in verſchiedenen Gegenden Norddeutſchlands ward ſie nur als ſehr mittelmäßig angeſehen, beſonderts hinſichtlich der Qualität der Körner. Aber ſehr allgemeiner Mißwachs trat im Jahre 1830 ein. Daſſelbe zeichnete ſich weit mehr noch als die beiden vorhergehenden durch große Näſſe aus, und es entſtand nun ein ſo allgemeiner Mangel an Getreide im nordweſtlichen Europa, daß hier faſt überall die Einfuhr von fremdem Getreide, zumal von Brodkorn nöthig ward. Die norddeutſchen Häfen führten jetzt namentlich bedeutende Quantitäten von Roggen aus den ruſſiſchen Oſtſeeplätzen ein. Die Getreidepreiſe waren darauf auf den deutſchen Märkten ſo hoch, als ſie ſeit dem Jahre 1818 nicht geweſen.

Auch der Herbſt 1830 zeichnete, wenigſtens im nordweſtlichen Deutſchland, durch große Näſſe ſich aus, ſo daß hier, rückſichtlich des Winterkorns, die Beſorgniß vor einer abermaligen Mißernte entſtand. Später trat günſtigere Witterung ein, und die Ernte vom Jahr 1831 mochte hier im Allgemeinen für eine mittlere gelten können. Die vom Jahr 1832 wird als eine gute Mittelernte charakteriſirt. Der Beſtellung auf das Jahr 1833 war die Witterung des vorhergehenden Herbſtes ſehr günſtig, der folgende Vorſommer aber, in manchen Gegenden wenigſtens, für Gerſte, Hafer und Hülſenfrucht zu trocken; und wenn gleich ſpäter regnigte Witterung eintrat, ſo kam dieſe doch für ſolche Frucht zu ſpät. Anhaltend trocken aber waren die Sommer der Jahre 1834 und 1835, ganz beſonders der des erſtern dieſer beiden Jahre. Die Ernte der Sommerfrüchte fiel in Folge ſolcher Dürre in manchen Gegenden ſehr kärglich aus, vom Winterkorn erntete man meiſt reichlicher, in einigen Gegenden ſehr reichlich. Faſt Gleiches zeigte ſich in England. Hier gerieth der Weizen ſo gut, daß die Preiſe deſſelben in dem Jahre 1835 auf der Inſel niedriger ſtanden, als in jedem andern Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Dagegen war die große Trockniß, namentlich in dem Jahre 1835, nicht nur der Gerſte und dem Hafer, ſondern zumal auch den dort viel gebauten Turnips ſchädlich. Hinſichtlich Deutſchlands konnte dieſe Ernte den Mittelernten zugerechnet werden. So auch die des folgenden Jahres, in welchem hier ganz beſonders die Kartoffeln ſehr gut

geriethen. In den spätern dreißiger Jahren aber genügte in England der Ertrag der Ernten dem Bedarfe des Landes weit weniger. In dem Zeitraume von 1831 bis 1836 hatte, obgleich in demselben Handel und Gewerbe meist schwunghaft betrieben wurden, und die Population fortwährend bedeutend wuchs — vom Jahre 1831 bis zum Jahre 1841 um mehr als 2 Millionen Seelen — nur eine vergleichungsweise unbedeutende Korneinfuhr statt gefunden; man führte in diesen Jahren aus fremden Ländern nicht viel mehr als 6 Millionen oder durchschnittlich jährlich nicht viel über achthunderttausend Quarter Getreide ein. Ganz anders aber stellten sich die Verhältnisse in den folgenden Jahren. Schon in den Jahren 1837 und 1838 ward eine verhältnißmäßig weit größere Importation nöthig und noch viel mehr wuchs dieselbe in den Jahren 1839, 40, 41 und 42. Noch nie hatte man, soweit wenigstens bekannt ist, dort in einem gleichen Zeitraume ein auch nur annähernd so bedeutendes Quantum eingeführt, wie folgende Uebersicht dies näher ergibt. In den früheren Decennien des achtzehnten Jahrhunderts ward mehr Korn aus- als eingeführt. In der Periode von 1697 bis 1750 sollen 33 Millionen Quarter exportirt worden seyn. In dem Zeitraume von 1750 bis 1770 überwog die Ausfuhr die Einfuhr um $3^3/_4$ Millionen Quarter. Dann aber erhielt die Einfuhr das Uebergewicht; vom Jahr 1770 bis zum Jahr 1790 wurden circa 5 Millionen Quarter mehr importirt als exportirt. In den folgenden zehn Jahren betrug dieses Uebergewicht der Einfuhr circa 12 Millionen, in den drei Jahren 1800, 1801, 1802 circa $5^1/_2$, in den Jahren 1809 und 1810 circa $3^1/_2$ Millionen, in den Jahren 1817 und 1818 etwa $5^1/_2$, im Jahr 1826 circa 1 Million Quarter. Ferner wurden eingeführt in den Jahren 1829, 1830 und 1831 circa $5^1/_8$, in den Jahren 1837 und 1838 $2^7/_{12}$, in den vier Jahren 1839, 40, 41 und 42 jedoch über $15^1/_3$ Millionen Quarter. Und wird die in den vorstehenden Angaben nicht mit eingegriffene Einfuhr aus Irland gleichfalls in Betracht gezogen, so überwiegt die Importation dieser letzten Jahre noch mehr. Solche Einfuhr aus der Nachbarinsel betrug in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts durchschnittlich jährlich nicht einmal $^1/_2$, in den zwanziger Jahren etwa 1, gegen Anfang der vierziger Jahre aber etwa $2^1/_3$ Millionen Quarter.

Aber war solche überaus bedeutende Einfuhr allein Folge von Mißernten? Großentheils, ja wohl größtentheils ging sie aus diesen hervor; die Ernten in den genannten Jahren fielen weit minder reichlich aus als die meisten der frühern dreißiger Jahre, so zumal die des Jahrs 1839; allein sie war zum Theil auch Folge anderer Umstände. In dem Zeitraume vom Jahr 1819 bis 1826, dann wieder und fast mehr noch in dem von 1830 bis 1837 hatte sich gezeigt, daß, wie sehr auch fortwährend der nicht mit der Landwirthschaft beschäftigte Theil der Bevölkerung gewachsen war, die Produktion von landwirthschaftlichen Erzeugnissen, von Getreide und von Schlachtvieh zumal, sich fortwährend so hob, daß sie mit jener Vermehrung ziemlich gleichen Schritt hielt. Allein schon gegen die Mitte der dreißiger Jahre drängte umsichtigern Männern in Britannien die Ueberzeugung sich auf, daß, wenn auch ferner große Vermehrung dieser Produktion möglich seyn möchte, der Zeitpunkt nicht gar fern mehr sey, in welchem diese Erzeugung jenem Verbrauche, zum Vollen wenigstens, nicht mehr genügen könne. Dieses Mißverhältniß aber mußte besonders dann hervortreten, wenn Mißwachs und außerordentliche Consumtionsvermehrung zusammentrafen. Eine solche Vermehrung nun erwuchs ganz besonders gegen das Ende der dreißiger und in den ersten vierziger Jahren, in welchem Zeitraum die Erweiterung von Britanniens Handel mit Asien manche Zweige des Verkehrs belebte, und in welchem, was mehr noch als dies auf jenen Verbrauch einwirkte, die Anlage von Eisenbahnen unmittelbar und mittelbar viele Menschen in Anspruch nahm, zunächst durch die Anlage dieser Bahnen in Britannien selbst, dann auch durch die Anlage von solchen auf dem benachbarten Continente, indem auch diese letztern Bahnen zum großen Theile mit Schienen, Locomotiven und andern Maschinen von den Britten versorgt wurden.

In Deutschland mochte der Ausfall in der Ernte in der obengedachten Periode — in dem Zeitraume vom Jahre 1838 bis zum Jahr 1842 — im Allgemeinen minder groß als in Britannien seyn. Allein sehr günstige Ernten fielen auch dort

in dieser Zeit nicht ein. Die Ernte des Jahrs 1840 namentlich war im nordwestlichen Deutschland kaum eine Mittelernte. Im Jahr 1841 trat hier, zumal auf schwererem Boden, Mißwachs im Wintergetreide in Folge des nassen Herbstes vom Jahr 1840 ein, während auch das Sommergetreide unter dem mittlern Ertrage blieb. In den Ostseegegenden und in den norddeutschen Marschen aber mochte der Ertrag in diesen Jahren verhältnißmäßig bedeutender seyn. Von hier fand in denselben eine große Ausfuhr nach England statt. Von der gedachten großen Importation dieses Landes in den Jahren 1839, 40, 41 und 42 lieferten die deutschen Häfen an der Nordsee und die deutschen und preußischen an der Ostsee nicht viel weniger als die Hälfte.

Die Ernte des Jahrs 1842 aber fiel in den meisten Gegenden Deutschlands sehr ungünstig aus. Die große Dürre des Sommers war namentlich der Gerste, dem Hafer, den Hülsenfrüchten, und vieler Orten auch dem Heu und dem Klee verderblich. Roggen und Weizen geriethen zwar besser, jedoch nur an wenigen Orten so gut, daß dadurch der Abgang an jenen Früchten aufgewogen ward. Dieser betrug, eine Mittelernte zum Grunde gelegt, mancher Orten über die Hälfte. Daher denn auch in den spätern Monaten dieses und in den frühern des folgenden Jahrs die Preise des Getreides, zumal die der Gerste und des Hafers, sehr hoch standen.

Die Ernte des — vorherrschend nassen — Jahrs 1843 kann, hinsichtlich vieler Gegenden Norddeutschlands wenigstens, als eine gute Mittelernte angesehen werden. Das Jahr 1844 mochte das Mittlere kaum erreichen. Die Bestellung des Winterkorns ging wegen großer Nässe des Herbstes nicht gehörig von Statten. Roggen und Weizen standen, wenigstens auf schwererem Boden, im Frühjahr sehr dünne. Und da um diese Zeit und im Vorsommer kaltes trockenes Wetter vorherrschte, so konnte auch das Sommergetreide, quantitativ wenigstens, sich nicht gehörig ausbilden; indeß war es, wie besonders auch das Wintergetreide, sehr gewichtig, wodurch in etwas wenigstens der Ausfall in der Quantität aufgewogen ward.

In Britannien fielen im Allgemeinen in den Jahren 1842, 43 und 44 die Ernten weit besser als in Deutschland aus. Die des erstern Jahres war mehr als eine gute Mittelernte, die Ernten

der beiden folgenden Jahre, zumal die von 1844, gehören zu den reichlichſten, die, ſoweit bekannt iſt, auf der Inſel je vorgekommen. In mehreren der beſſer angebauten Gegenden erntete man 6 bis 7 Quarter Weizen vom Acre — das zwanzigſte bis fünfundzwanzigſte Korn.

Man bedurfte daher auch großer Maſſen fremden Korns in dieſen Jahren nicht; die Einfuhr in denſelben war ſehr viel kleiner, als in den vorhergehenden Jahren. Allein ſie betrug ziemlich ſo viel, als die Importation in den frühern Jahren, in welchen eine für die damalige Zeit ſehr bedeutende Importation ſtatt fand. Man führte in den Jahren 1843 und 1844 in England circa 4 Millionen Quarter fremdes Getreide ein. In den Jahren 1800 und 1801 hatte dieſe Einfuhr 4½, in den Jahren 1817 und 1818 circa 5½ Millionen Quarter betragen. Die hier nicht mit eingeſchloſſene Einfuhr aus Irland aber war in den beiden erſten Jahren kaum nennenswerth, in den letzten beiden betrug ſie circa 1 Million Quarter jährlich, in den Jahren 1843 und 1844 aber über 2 Millionen Quarter jährlich; ſo daß demnach, auch wenn wir dieſe letztere, großentheils in werthloſern Kornarten, zumal in Hafer beſtehende Importation nur zur Hälfte in Anſchlag bringen, die Einfuhr von 1843 und 1844 die von den Jahren 1800 und 1801 überwog, und der von den Jahren 1817 und 1818 nur um Weniges nachſtand. Es fand aber, bis zum Jahr 1838, zu keiner Zeit in dieſem Jahrhundert und, ſo weit wenigſtens bekannt iſt, auch zu keiner frühern Zeit eine ſo bedeutende Einfuhr ſtatt, als in den Jahren 1800 und 1801 und dann wieder in den Jahren 1817 und 1818.

Es möchte ſomit die Einfuhr in den Jahren 1843 und 1844 den ſprechendſten Beweis liefern, daß der Zeitpunkt gekommen iſt, in welchem die Conſumtion des Landes die Produktion in demſelben überſchritten hat.

Das Ueberwiegen der letztern ward, zumal in den eben genannten beiden Jahren, großentheils durch die ungeheuren Verwendungen auf jene ſchon gedachten Bauten, auf die Eiſenbahnen, veranlaßt. Man ſchätzte jetzt den jährlichen Betrag dieſer Verwendungen auf 20 Millionen Pfund Sterling, auf mehr als den dritten Theil des Werths der jährlichen Geſammtausfuhr

Britanniens; ein Aufwand, welcher theils unmittelbar, theils mittelbar bei weitem zum größten Theil solchen Menschen zu Gute kam, welche dadurch befähigt wurden, mehr zu consumiren, als sie sonst im Stande gewesen seyn würden.

Das Ergebniß der Ernte vom Jahr 1845, namentlich der große Ausfall in der Kartoffelernte dieses Jahrs, sowohl im brittischen Inselreiche als in Deutschland, ist zu bekannt, als daß es einer nähern Erörterung desselben hier bedürfte. Bekannt ist namentlich, daß derselbe sich besonders auf feuchterem Boden und in feuchterem Klima zeigte, daß die Krankheit am ärgsten in Irland, sehr arg aber auch in den norddeutschen und holländischen Marschgegenden, ferner auf dem schwerern Boden im deutschen Binnenlande und in Belgien war. Auf solchem Boden war im Allgemeinen in Deutschland auch die Ernte vom Winterkorn keine bedeutende, meist erhob sie sich hier nicht auf das Mittlere. Und da, wo sie besser ausfiel, erntete man von Kartoffeln doch im Allgemeinen so wenig (da, wo diese von der Krankheit nicht befallen waren, bildeten sie sich, bei der ihrem Wachsthum wenig förderlichen Witterung, doch nicht gehörig aus), daß auch hier die Preise dieser Frucht und des Brodkorns sehr in die Höhe gingen, was freilich noch mehr sich gezeigt haben möchte, wäre der Winter — von 1845 auf 46 — nicht ein sehr milder gewesen. In Irland aber konnten viele Bedürftige nur dadurch vor dem Hungertode gesichert werden, daß das Gouvernement große Massen von dem dort wohlfeilsten, aber bis dahin noch sehr wenig in Anwendung gekommenen Getreide, von Mais, kommen ließ, und damit einen großen Theil derselben versorgte. Aber im Jahr 1846 fiel die Kartoffelernte in diesem Lande und in Britannien noch weit ungenügender aus. Man hatte hier mancher Orten alles, was eine gute Kultur nur vermag, aufgeboten, um die Erzeugung gesunder Kartoffeln zu sichern. Allein vergeblich, die Krankheit zeigte sich noch weit verderblicher als im vorhergehenden Jahre, und sehr ausgezeichnete Landwirthe fingen an, auch an der Zukunft dieser Frucht zu verzweifeln; manche derselben faßten den Entschluß, dieselbe überall nicht mehr zu bauen. Die Kornfrüchte waren, wie eigener Augenschein — im Sommer 1846 — in England, Schottland und im nördlichen Irland mich dies lehrte, im Allgemeinen gut,

zum Theil vorzüglich gerathen. Der Weizen lieferte faſt überall eine weit über das Mittlere ſich erhebende Ernte, im ſüdöſtlichen Schottland und im Oſten von England gab er mancher Orten einen ganz vorzüglichen Ertrag. Auch waren in mehreren Gegenden dieſes Landes und faſt überall in jenem Hafer und Rüben gut gerathen; Ausfall zeigte ſich hauptſächlich nur da in den Sommerfrüchten, wo Klima und Boden minder feucht ſind, namentlich in den ſüdöſtlichen Gegenden Englands, in welchen ſandiger oder ſehr kalkhaltiger Boden vorherrſcht, wie beſonders in den höhern Theilen der Grafſchaft Norfolk. Hier lieferten Gerſte und Bohnen — Hafer wird hier weniger gebaut — einen ſehr geringen, wohl kaum die Hälfte des Ertrags von Mitteljahren, ſo daß ſich vorherſehen ließ, es werde von dieſen beiden Getreidearten ein Bedeutendes importirt werden müſſen. Allein es iſt ſeitdem bekanntlich eine große Zufuhr von faſt allen Kornarten in England eingetreten, namentlich auch von Weizen; und es möchte dieſe Einfuhr meiſt als Folge des Ausfalls in der Kartoffelernte und jener außerordentlich vermehrten Conſumtion anzuſehen ſeyn. Solche war nie ſo ſehr hervorgetreten, als im Jahr 1846. Die Eiſenbahnanlagen erhielten immer größere Ausdehnung; es wurden durch dieſelben im Sommer 1846 ſo viele Hände in Anſpruch genommen, daß es manchen Landwirthen an Arbeitern fehlte, und ſie nicht ſelten ſich genöthigt ſahen, wichtige Meliorationen zu beſchränken. In Deutſchland zeigte ſich an den Kartoffeln die Krankheit im Allgemeinen weit weniger, als im vorhergehenden Jahre, aber die große Dürre verhinderte die Ausbildung derſelben; ſie blieben meiſt klein und gaben gar wenig in den Scheffel. Und nicht viel minder verderblich war dieſelbe den übrigen Sommerfrüchten. Gerſte, Hafer, Bohnen, Erbſen ertrugen in den meiſten Gegenden nicht die Hälfte von dem, was ſie in Mitteljahren zu liefern pflegen. Das wichtigſte Wintergetreide, der Roggen, aber erhob, wenigſtens was Norddeutſchland betrifft, ſich nur in wenigen Gegenden zum mittlern Ertrage. In vielen Gegenden des nordweſtlichen Deutſchlands und auch in mehreren ſüdlicher gelegenen Gegenden lieferte er durchſchnittlich nicht über die Hälfte einer Mittelernte; im Frühjahr verſprach er viel, indeß ſchon im Juni ward er von einem ſo argen Roſte befallen, daß die Ausbildung der

Körner dadurch ungemein gehemmt ward. Der Weizen fiel zwar vergleichungsweise reichlich aus, doch auch nur vergleichungsweise; denn auch diese Getreideart erreichte, selbst die bessere Qualität derselben in Anschlag gebracht, das Mittlere nicht.

So unterschied denn dieses überaus trockene Jahr sich dadurch besonders von frühern Jahren der Art, daß Ausfall in fast allen Früchten eintrat. In den sehr trockenen Jahren 1822, 1826, 1835 namentlich war der Roggen in den meisten Gegenden nicht schlecht, mancher Orten selbst vorzüglich ausgefallen. Aber wie ganz anders war dies im Jahr 1846! In gar manchen Gegenden ertrug diese wichtigste Getreideart kaum den vierten Theil des mittlern Ertrags.

Nicht so groß war der Ausfall in den meisten Gegenden Mitteldeutschlands, auch nicht in Frankreich und in Belgien. Indeß genügte auch hier die Ernte fast nirgend dem inländischen Bedarf. Besonders mangelhaft war auch dort die Kartoffelernte; selbst in den am besten angebauten Gegenden Flanderns blieb die Frucht sehr klein. In Paris waren schon im August die Preise derselben sehr gestiegen. Und gleich darauf gab man in den französischen, niederländischen, deutschen, und mehr noch in brittischen Seeplätzen große Bestellungen auf fremdes Getreide. Rußlands Häfen am schwarzen und am baltischen Meere, und dann besonders auch die der nordamerikanischen Union sandten große Massen von Korn und Mehl. Noch nie, selbst das Jahr 1816 nicht ausgenommen, mochte das westliche Europa in einem gleichen Zeitraume so viel davon bezogen haben, als im Spätsommer und im Herbste 1846. In jenem Jahr war zwar auch der Mangel hier überall sehr groß, allein es waren, wenn auch der Ausfall der Getreideernten eben so groß gewesen seyn möchte als in dieser neuesten Zeit, doch die Kartoffeln meist wenigstens leidlich gerathen; dann war ja auch um jene Zeit die Bevölkerung der ebengenannten Gegenden unseres Welttheils viel minder bedeutend als gegenwärtig (die Zahl der Einwohner Frankreichs, der Niederlande, des brittischen Inselreichs, der jetzigen deutschen Vereinsstaaten und der übrigen Staaten des nördlichen Deutschlands, welche im Jahr 1817 circa 78 Millionen Seelen betragen hatte, stieg gegen das Jahr 1846 auf etwa 105 Millionen). Zwar war um die erstere Zeit ein Theil

der Heere noch auf dem Kriegsfuße, aber auch nur ein Theil, viele tauſend Krieger waren ſchon entlaſſen. Zugleich ſtockten manche Induſtriezweige in Britannien und auf dem Continente, in Folge des Aufhörens des durch den Krieg geweckten außerordentlichen Bedarfs, und eine große Anzahl von Arbeitern ſah daher ſeines Erwerbes ſich beraubt oder in demſelben ſich beſchränkt. Andererſeits dagegen im Jahr 1846 die durch jene beiſpiellos große Anlagen hervorgerufene außerordentliche Conſumtion! In England, Frankreich und Deutſchland mochten in dieſem Jahre gegen 200 Millionen Thaler auf Eiſenbahnen verwendet worden ſeyn. Und ein ſehr großer Theil der bei dieſen Anlagen beſchäftigten Arbeiter war beſſer geſtellt, als in ſeinen früheren Verhältniſſen, vermochte daher auch mehr zu verzehren.

Aber es konnte in dem letztern Jahre die gedachte Einfuhr auch viel bedeutender ſeyn, als in jenem frühern, weil in demſelben Gegenden Getreide für Ausfuhrhandel lieferten, welche dreißig Jahre früher davon erſt ſehr wenig geliefert hatten, die Landſtriche nördlich vom ſchwarzen Meere, die Unterdonaugegenden und das nordamerikaniſche Binnenland namentlich. Und dieſer letztere Umſtand, dann auch der, daß die Zahl der Schiffe der hier in Betracht kommenden Nationen ſich ſehr vermehrt hat, machen ſehr wahrſcheinlich, es werde einer ſehr großen Nachfrage durch eine außerordentlich große Zufuhr einigermaßen wenigſtens begegnet werden. Hinſichtlich der beiden Länder, welche die größten Quantitäten fremden Korns beziehen, hinſichtlich Britanniens und Irlands, habe ich um ſo mehr Grund dies anzunehmen, als das Land, aus welchem man ſich dort beſonders verſorgt, die nordamerikaniſche Union überaus große Maſſen von einer in Britannien und Irland mehr und mehr zur Conſumtion kommenden Getreideart zu liefern vermag, von Mais nämlich. Ferner wird, wenigſtens was Deutſchland anlangt, das Uebel dadurch gemildert, daß, während die meiſten übrigen Kulturgewächſe mißrathen ſind, die wichtigſten Futtergewächſe an ſehr vielen Orten wenigſtens einen mittlern, an manchen Orten ſelbſt einen ſehr vorzüglichen Ertrag geliefert haben. Mindeſtens gilt das von dem Klee und dem Vorheu, noch entſchiedener von der Luzerne. Das Vieh leidet ſomit weniger Noth, als nach mehreren der frühern, übrigens günſtigern, trockenen

Sommern des Jahrhunderts dies der Fall war. Daher denn auch der Landmann der Nothwendigkeit, wegen Mangels an Futter den Viehstand zu vermindern, entgehen möchte, welche namentlich im Jahr 1842 in mehreren Gegenden von Nord- und Mitteldeutschland eintrat, und woraus auch auf die folgenden Jahre der nachtheiligste Einfluß hervorging. Ferner ist zu erwarten, es werde der Muth des Landmanns durch den guten Stand der Saaten, welcher, wie man Grund hat zu glauben, nachdem die wohlthätige Schneedecke geschwunden, als ein sehr vorzüglicher hervortreten wird, gehoben werden. Immer aber wird der Nothstand bis zur Ernte ein nicht gewöhnlicher seyn, die minder Bemittelten werden, auch wenn ferner, wie in jüngster Vergangenheit, die Bemittelten ihrer sich annehmen sollten, Manches entbehren müssen. Und die Aussicht, daß das westliche Europa aus Ländern, die in neuerer Zeit ihren Bedarf an Erzeugnissen dieser Gegenden unseres Welttheils sehr beschränkten, in einem Zeitraume von 10 bis 12 Monaten höchst wahrscheinlich für nicht viel weniger als 80 Millionen Thaler Getreide wird beziehen müssen, während auch nicht geringe Summen in Folge überaus großer Auswanderung nach diesen Gegenden, wenigstens nach Amerika, abfließen, möchte geeignet seyn, höchst ernste Betrachtungen zu wecken.

Aus diesen kann aber dann sehr Gutes hervorgehen, wenn dadurch die Erkenntniß in Deutschland lebendiger werden sollte, es bedürfe der kräftigsten Förderung der Bodenproduktion; die Ueberzeugung ferner, daß wenn auch, absolut genommen, das, was hier mancher Orten in dieser Hinsicht geschehen, bedeutend ist, es dem, was die Zeit erfordert, doch bei weitem nicht genügt.

Dieses Erforderniß ist aber um so größer, als durch die gedachten außerordentlichen Bauten, gleichwie in jüngster Vergangenheit dies geschah, auch in nächster Zukunft höchst wahrscheinlich eine sehr vermehrte Consumtion von landwirtschaftlichen Erzeugnissen veranlaßt werden wird. Von den in einem Zeitraume von kaum acht Jahren in Preußen, Sachsen, Hannover, Braunschweig, Holstein, Mecklenburg u. s. w. auf diese Bauten verwandten mindestens 100 Millionen Thaler ward ja der größte Theil für Arbeitslohn ausgegeben! Die Arbeiter, welche diesen

bezogen, — ſie hatten groſsentheils früher andern Erwerbes ermangelt — conſumirten meiſt bei weitem mehr als zuvor. Und nun ſteht auf die nächſten Jahre eine noch weit gröſsere Verwendung in Ausſicht! Nicht minder beſtimmt aber iſt, aus den oben in dieſer Hinſicht angegebenen Gründen, eine ferner ſehr bedeutende Korneinfuhr in England zu erwarten. Dieſe kann, wenn Deutſchland reichliches Getreide nicht producirt, anders nicht als nachtheilig ſeyn, ſehr Gewinn bringend für daſſelbe, wenigſtens für Norddeutſchland, aber dann werden, wenn die Erzeugung hier in ein ſo günſtiges Verhältniſs zum inländiſchen Verbrauche tritt, daſs ohne Beeinträchtigung des letztern eine bedeutende Exportation zuläſſig iſt.

Wie nachtheilig im erſtern Falle, wie vortheilhaft im letztern Englands für die nächſte Zukunft in Ausſicht ſtehende Getreideeinfuhr für manche Gegenden Deutſchlands werden kann, wird deutlicher noch erhellen, wenn auch der Geldwerth der Importation dieſes Landes in jüngſter Vergangenheit nicht unberückſichtigt bleibt. In den vier Jahren 1839, 1840, 1841, 1842, in welchen die gedachte auſserordentliche Einfuhr ſtatt fand, wurde dort für circa 38 Millionen Pfund Sterling, oder für mehr als 240 Millionen Thaler fremdes Getreide importirt, in den beiden folgenden Jahren überaus guter Ernten für circa 8 Millionen Pfund Sterling, in dem erſten Zeitraume ſomit durchſchnittlich jährlich für circa 60, in dem letztern für circa 25 Millionen Thaler. Und dann iſt auch Frankreichs Einfuhr nicht ganz unberückſichtigt zu laſſen. Es ward dort in der Periode vom Jahr 1827 bis 1843 für circa 630 Millionen Franken Getreide eingeführt — ausgeführt für circa 183 Millionen — und in den drei Jahren 1842, 43, 44 betrug der Werth dieſer Einfuhr über 115 Millionen Franken. Eine ſehr bedeutende Importation trat bekanntlich ſpäter ein, in welcher auch die beider Niederlande erheblich war.

Es fragt ſich aber nun, kann mit Ausſicht auf Erfolg auf das Eintreten eines ſolchen günſtigen Verhältniſſes der Produktion zu der Conſumtion hingewirkt werden? Nach dem, was von den Fortſchritten der Landwirthſchaft in neueſter Zeit in einzelnen Gegenden Deutſchlands und den beſſer angebauten Gegenden Britanniens und Belgiens mir bekannt geworden,

ſcheint mir dies keinem Zweifel zu unterliegen; allein erſtes Erforderniß würde Zuſammenwirken von Lehre und von Beiſpiel ſeyn, die Lehre aber wird nur dann recht fruchtbringend werden können, wenn die Lehrenden nicht verſchmähen, von den neueſten Fortſchritten der Naturwiſſenſchaften, zumal der Chemie, für den Ackerbau Nutzen zu ziehen. Leider iſt dies bis jetzt und zumal in allerjüngſter Vergangenheit in Deutſchland wenig und weit weniger geſchehen, als in Britannien, und auch als in mehreren Gegenden Frankreichs, und während man bei uns darüber ſtreitet, ob die Wiſſenſchaft den Landmann in ſeiner Praxis zu fördern überall im Stande ſey, hat neuerlich in jenen Ländern, zumal auf der Inſel, dieſe Ueberzeugung immer mehr Raum gewonnen. Mit Praxis und Theorie vertraute patriotiſche Männer bemühen ſich dort, die Wiſſenſchaft den Praktikern zugänglicher zu machen, und dieſe erkennen mehr und mehr die Bedeutung derſelben, erkennen namentlich, daß nur mit größerer Benutzung der Wiſſenſchaft der engliſche Landwirth im Stande ſeyn wird, unter den ihm wenig förderlichen gegenwärtigen Conjunkturen ſich aufrecht zu erhalten.

Tritt im deutſchen Vaterlande ein ähnliches Streben ein, dann dürfen wir hoffen, es werden auch für die kleineren ländlichen Beſitzungen, für deren Bewirthſchafter in neuerer Zeit in mehreren Gegenden des ſüdweſtlichen Deutſchlands zwar nicht wenig, in Norddeutſchland aber Bedeutenderes faſt nirgend geſchehen iſt, ſolche Beſtrebungen fruchtbringend ſich erweiſen.

Im allerhöchſten Grade indeß wird es dann größerer Berückſichtigung der Bodenkultur bedürfen, wenn ſich zeigen ſollte, daß die Krankheit der Frucht, welche bis vor Kurzem als höchſt ſegensreich für einen großen Theil der Bevölkerung des weſtlichen Europas betrachtet ward, die Kartoffelkrankheit, nicht etwa ein vorübergehendes Uebel geweſen. Es iſt aber hinſichtlich des Landes, in welchem ſie am ſchlimmſten auftrat, hinſichtlich des britiſchen Inſelreichs, nur zu ſehr zu beſorgen, es werde auch ferner die Krankheit wiederkehren; und wie ſehr würden hierdurch die landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe auch in Deutſchland vertheuert werden, ſelbſt wenn in dieſem Lande das Uebel ſich nicht wieder zeigen ſollte!

Das Recht und die Bedeutung

der

Staatserbfolge in Schleswig-Holstein.

Zweiter Artikel.

Seit wir den in Nr. 36 dieser Zeitschrift enthaltenen Aufsatz über den obigen Gegenstand geschrieben, hat sich in den Herzogthümern und für dieselben vieles geändert. Der offene Brief ist erschienen, die Stände sind mit der Regierung zerfallen, das Land ist in Bewegung, das deutsche Volk hat sich mit allem Ernste, den die Sache fordert, derselben angenommen, der deutsche Bund hat sein gewichtiges Wort in die Wagschaale gelegt, und was längst erwartet werden mußte, ist geschehen; die schleswig-holsteinische Frage ist aus einem lokalen Streite zu einer keineswegs unbedeutenden Angelegenheit der europäischen Politik geworden. Die bloße Darlegung des Staats- und Erbrechts ist damit, unentbehrlich als Grundlage, doch nicht mehr ausreichend zur Erledigung derselben. Mit dem offenen Briefe haben die Verhältnisse, die sie umfaßt, ihren Wendepunkt erreicht. Es kommt darauf an, zu verstehen, wohin die innere Natur dieser Verhältnisse den Lauf der Dinge leiten wird, und zu erkennen, ob in dem Bisherigen nicht Elemente liegen, die das Künftige beherrschen und damit erklären.

Daß nun zunächst alles, was in Beziehung auf die Herzogthümer in der neuesten Zeit geschehen ist, auf das Engste mit der alten Geschichte und dem alten Recht zusammenhängt und

die Erfüllung jener vergangenen Zeiten bildet, bedarf keines Beweiſes. Allein das würde noch nicht den Platz rechtfertigen, den die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit im Leben Deutſchlands einnimmt. Seit der offene Brief erlaſſen iſt, iſt aus der Gleichgültigkeit Aufmerkſamkeit, aus der Aufmerkſamkeit Theilnahme geworden, und dieſe Theilnahme hat ſich in einer Weiſe ausgeſprochen, die um ſo merkwürdiger erſcheinen muß, je ſeltener ein Aehnliches in Deutſchland vorkommt und je ſeltener dem Vorkommenden der freie Ausdruck zugeſtanden wird. Es müſſen daher tiefere Beziehungen der ſchleswig-holſteiniſchen Frage für Deutſchland obwalten; und daß dieſelben im Allgemeinen vorhanden ſind, daß Schleswig-Holſtein die Erfüllung des nördlichen Deutſchlands, der Grundſtein ſeiner Marine, die abſolute Vorausſetzung ſeiner Bedeutung in der Oſtſee und der ſcandinaviſchen Welt, die Baſis ſeines Auftretens als Seemacht und damit des eigenen ſelbſtthätigen Schutzes des eigenen Handels in der eigenen Schifffahrt iſt, daß ferner die Hinneigung dieſer Herzogthümer nach Deutſchland auf der Identität des ganzen nationalen Lebens ihres Volkes mit dem deutſchen beruht, — daß den Wünſchen, Hoffnungen, Forderungen und Bewegungen aller Art das Recht des Landes zur Seite ſteht, und daß eben daher die Frage nach dem Staatserbfolgerecht der Herzogthümer ſich in Deutſchland wie in den Herzogthümern identificirt hat mit der Vorſtellung von allem demjenigen, was eine Verbindung der Herzogthümer mit Deutſchland für beide zur Folge haben würde, — das alles haben wir bereits erwähnt — erwähnt, denn hoffentlich gibt es jetzt nur wenige mehr in Deutſchland, denen man in dieſer Beziehung viel Neues ſagen könnte. Allein das, was ſeit dem Juni des vorigen Jahres geſchehen iſt, wird doch kaum durch dieſe allgemeinen Beziehungen erklärt. Es iſt gewiß, daß mit dem offenen Briefe ein neues Element in die Verhältniſſe der Herzogthümer hineingetreten iſt, und daß dieſes neue Element nach ſeiner Würdigung ſucht. Es hat dieſes Element die Unklarheiten in den Beziehungen derſelben zur Abklärung gezwungen, aus den Theilnehmern und ſogar aus den Beobachtern Parteien gebildet, die allgemeinen Verhältniſſe und Fragen um ſich kryſtalliſirt, und das öffentliche Bewußtſeyn diesſeits wie jenſeits der Elbe genöthigt, mit den naheliegenden

Eventualitäten ſich zugleich über die Maßnahmen wie über die Principien zu entſcheiden, nach denen man künftighin zu denken und zu handeln geſonnen iſt. Es iſt dadurch die Zukunft der Herzogthümer bis zu einem gewiſſen Grade dem gewöhnlichen Laufe der Dinge enthoben, und der freien und kräftigen Selbſtbeſtimmung des großen Vaterlandes, ſo wie ſeines nördlichſten Theiles überantwortet; die Entſcheidung iſt es, die uns plötzlich nahe getreten iſt, und ihr gegenüber gilt es nun, die ganze Maſſe der Verhältniſſe zuſammenzufaſſen und das Gewicht eigenen Entſchluſſes in die Wagſchaale zu werfen.

Aus dieſem Grunde haben wir noch einmal die Feder ergriffen, um zu der gemeinſamen Arbeit der Beſtimmung dieſes Entſchluſſes durch die Darlegung jenes Elementes das Unſrige beizutragen. Und ſo möge der Verſuch uns erlaubt ſeyn, ehe wir zum eigentlichen Stoffe übergehen, den Geſichtspunkt zu erfaſſen, der für Deutſchland der leitende, in Betrachtung und Beſchließung jener Fragen der entſcheidende ſeyn muß.

Das Leben Deutſchlands leidet an einem Widerſpruch, der nicht zu den geringſten unter den Gründen gehört, auf denen der Unmuth der gegenwärtigen Zeit beruht. Deutſchland iſt ſeiner Lage, ſeinem Umfange, ſeiner inneren Kraft nach nicht bloß eine Großmacht, ſondern die erſte Großmacht Europas. Eben darum haben fremde Mächte die Ungunſt des Geſchickes oft hervorgerufen und öfter benutzt, um theils dieſe Macht zu brechen, theils die gebrochene niederzuhalten. Die Geſchichte Europas, die bis zum weſtphäliſchen Frieden die Größe Deutſchlands zu ihrem Mittelpunkte hatte, hat ſeit dieſem ewig denkwürdigen Akt die Schwäche deſſelben zur Grundlage des beſtehenden Staatenſyſtemes gewonnen. Die Erinnerung an das vergangene Deutſchland lebt aber in der Furcht vor dem zukünftigen bei den Fremden, in der Hoffnung auf daſſelbe bei den Deutſchen fort. Wie daher alle Fragen, die ſich auf dieſen rechten Schwerpunkt Europas beziehen, hierin am letzten Orte zuſammentreffen, ſo müſſen auch alle Beſtrebungen der Deutſchen hier ihre letzte Kritik, ihre höchſte Aufgabe finden.

Der Pariſer und Wiener Frieden haben ihre wichtigſte Bedeutung dadurch, daß mit ihnen eine neue Epoche für jenes Deutſchland beginnt. Die Gemeinſamkeit, ja die Einheit

Deutschlands steht aufs neue begründet da; der Grundstein ist gelegt; Ein Geist beseelt das Ganze, Eine Form umfaßt es. Was ist es nun, was der Entwicklung dieser machtvollen Gestaltung, dem wirklichen Auftreten des deutschen Bundes unter den Großmächten Europas hemmend entgegentritt? Das Volk erwartet es, die Fürsten wollen es, die Fremden fürchten es. Dennoch geschieht es nicht. Man sieht und fühlt, daß man den Fremden gegenüber nicht gilt, was man ist, daß der Deutsche als Deutscher sich neben den Franzosen, Engländer, ja den Russen nicht hinstellen kann, weil nicht hinter ihm sein ganzes Reich steht. Das ist der Unmuth, den der Deutsche hat, der Unmuth jedes Edleren, dem weniger edlen und bedeutenden gleichgestellt zu seyn; und oft genug folgt dabei der Nachtheil dem Mangel an Würdigung. Wo liegt der Grund eines Verhältnisses, das mehr als ein bloßer Widerspruch, das bereits eine Gefahr geworden ist?

Die Friedensschlüsse von 1815 haben in Einer Beziehung wenigstens den westphälischen Frieden vollendet; sie haben den einzelnen deutschen Staaten ihre volle Souverainetät gegeben. Dabei aber war unvermeidlich, daß der Bund verlieren mußte, was diese einzelnen Staaten gewannen. Jene Landessouverainetät, vielleicht der Keim zu manchem Tüchtigen und Erfreulichen im lokalen Staate, ward der Tod aller Bedeutung Deutschlands als einer Großmacht nach Außen. Das Leben einer Großmacht ist ein anderes als das einer Macht zweiten und dritten Ranges. Soll sie als solche auftreten, so muß sie auf allen Punkten, in allen ihren Interessen mit jener Geschlossenheit und jenem Nachdruck des Willens auftreten, die oft die wirkliche Macht durch die Vorstellung, die sie von ihr erwecken, ersetzen müssen. Gerade dieses war es, was die Verfassung des deutschen Bundes unmöglich machte; und hatte das europäische Staatensystem bis dahin wenigstens noch anscheinend das deutsche Reich beachtet, so waren jetzt Preußen und Oesterreich definitiv an seine Stelle getreten. Auf diese Weise war der Fortschritt, der in der Errichtung des deutschen Bundes gegeben war, gehemmt und der gegenwärtige Zustand der Dinge herbeigeführt.

Wie alles Unvollendete aber, so hat auch dieses seine Heilung in sich selber. Kann jene Einheit Deutschlands nicht durch

den Willen eines Reichshauptes geſetzt werden, ſo müſſen die gemeinſamen Intereſſen die Gemeinſamkeit dieſes Willens erzeugen. Darin liegt die große Bedeutung der materiellen Intereſſen unſeres Vaterlandes, daß ſie die Grundlage des Auftretens Deutſchlands als einer europäiſchen Großmacht geworden ſind. Sie ſind es, die den Zollverein erzeugt, das Eiſenbahnnetz gebildet, die Hoffnung auf eine deutſche Flotte lebendig gemacht haben; die Geſchichte der Intereſſen Deutſchlands wird allmählig zur Baſis der Geſchichte des ganzen Volkes, und darum ſind ſie es, von denen aus die einzelne Frage, die ſich auf Deutſchland bezieht, beantwortet werden muß.

Die letzten Ereigniſſe haben nun die Möglichkeit einer tieferen Scheidung des ganzen Lebens der Herzogthümer von Dänemark nahe genug gerückt. Es iſt klar und oft ausgeſprochen, daß den ſelbſtſtändigen Herzogthümern nichts anderes übrig bleibt, als ſich Deutſchland offen und rückhaltslos in die Arme zu werfen. Sie haben dabei nicht bloß die hohe Wichtigkeit ihrer ganzen Lage für ſich, ſondern ſie ſind zugleich, und das iſt das Entſcheidende, ſo geſtellt, daß ſie keinem einzelnen Staate, ſondern nur dem ganzen Deutſchland angehören können. Jede Beziehung Deutſchlands zu ihnen wird daher nothwendig eine Beziehung des ganzen Deutſchlands ſeyn. Während die Intereſſen der ganzen Zukunft Deutſchlands dieſes Land zwingen, für die Herzogthümer in die Schranken zu treten, nöthigt die Lage der letzteren das große Vaterland, dieſes eben in der Weiſe zu thun, in welcher eine Großmacht auftritt. Einen gleichen Fall aber hat die Geſchichte Deutſchlands ſeit 1815 nicht aufzuweiſen; nirgends war das deutſche Intereſſe ſo groß, ſo allgemein, ſo klar, ſo dringend. Es iſt daher nicht zu viel geſagt, wenn wir behaupten, daß die ſchleswig-holſteiniſche Frage überhaupt der erſte Fall iſt, in dem es ein Auftreten Deutſchlands als einer Großmacht geben kann und muß. Die Entſcheidung Deutſchlands in dieſer Sache iſt nicht bloß eine Entſcheidung darüber, wie ſich das große Vaterland in Zukunft zu dieſem wichtigen und eigentlichen Hauptlande ſeiner nordiſchen Verhältniſſe ſtellen will, ſondern durch die raſche Entwicklung der Dinge iſt es dahin gekommen, daß es ſich in dieſer Sache entſcheiden muß, ob Deutſchland überhaupt als Großmacht in Zukunft handeln

will oder nicht. Und in Wahrheit hat es eben deßhalb seit dem Wiener Frieden keine wichtigere Frage für Deutschland gegeben. Denn halten wir dies mit dem oben Gesagten zusammen, so ist es nun klar genug, so ist gerade hier dem viel zerrissenen deutschen Leben einer von jenen Punkten gegeben, in denen die Versöhnung, wenigstens eines der mächtigen Widersprüche, die es beengen, nahe liegt. Und wir dürfen hinzufügen, daß es eben diese Erkenntniß ist, die den Sinn der Verständigen desselben Weges gelenkt hat, den das Gemüth der rasch Begeisterten gefunden. Hier liegt der eigentlich deutsche Gesichtspunkt der schleswig-holsteinischen Sache; von ihm aus erst wird es klar, was in ihr für uns alle geschieht, und weßhalb die Theilnahme an ihr zur Pflicht des deutschen Vaterlandes geworden ist und bleiben muß.

Eben deßhalb aber glauben wir berechtigt zu seyn, nicht bloß jetzt die Darstellung der schleswig-holsteinischen Verhältnisse da wieder aufzunehmen, wo wir sie vor den jüngsten Ereignissen abgebrochen haben, sondern wir glauben zugleich die Forderung unablässig wiederholen zu müssen, daß jeder Deutsche sich klare Einsicht in die betreffenden Verhältnisse und Fragen verschaffe. Denn was macht England und Frankreich so mächtig in ihren auswärtigen Angelegenheiten, uns so unmächtig? Es ist das, daß jene verstehen, jedes Verhältniß von *ihrem* Standpunkt zu betrachten, von ihrem Standpunkt zu beurtheilen und zu behandeln. Die Sache des Ganzen ist dort die Sache, ja die Herzensangelegenheit jedes Einzelnen; hinter jeder Maßregel der Regierung steht jeder einzelne Mann des Volkes bereit mit Gut und Blut sie zu vertreten; in jedem Auftreten des Staates ist ein Wille des bewußten Volkes ein mächtiger Hintergrund. Klagen wir darüber, daß es nicht so ist bei uns, so laßt uns denn ändern, was uns fehlt; zwar ist es nicht leicht noch schnell gethan; es ist vielmehr eine schwere Arbeit, eine Arbeit der Einzelnen noch mehr als des Ganzen; aber diese uns zu erlassen und als mildes Geschenk der Zeit zu geben, was doch erst durch eigene Mühe das Eigene wird, das liegt außer dem Bereiche der Macht, die die Dinge ordnet. Und es ist ein erhebendes Pfand einer besseren Zukunft, daß wirklich in jener Sache Schleswig-Holsteins die alte Indolenz gegen das Erkennen und

Wollen eines den deutschen Fürsten wie den deutschen Völkern wahrhaft gemeinsamen Zieles von der eben so kräftigen als innigen Theilnahme Aller bewältigt worden ist.

So wenig nun die Frage nach dem Erbrechte durch eine einfache Darstellung des Rechts der Erbfolge ihre ganze Bedeutung erhalten konnte, so wenig wird es möglich seyn, bei der Darstellung der neuesten Ereignisse einfach auf die Thatsachen zu verweisen. Denn trotz seiner Plötzlichkeit ist der offene Brief keine vereinzelte Thatsache; und eben so wenig ist die Wirksamkeit des ihm folgenden ständischen Auftretens mit demjenigen erschöpft, was in den Ständesälen geschehen ist. Wir werden daher, um durch den Zusammenhang des Ganzen dem Einzelnen sein rechtes Licht geben zu können, den Faden der Geschichte bei dem Beginne dieses Jahrhunderts wieder aufnehmen.

I.

Faßt man den Inhalt der Geschichte und der Bedeutung der Staatserbfolge in den Herzogthümern, wie wir dieselbe in dem früheren Aufsatz dargelegt haben, zusammen, so ergibt sich das allgemeine Resultat, das zur Grundlage des Folgenden wird: Die Herzogthümer sind im Laufe ihrer fast tausendjährigen Geschichte eng mit einander verwachsen und haben die Gemeinsamkeit alles dessen errungen, was die Völker mit einander verbindet; sie sind als Ganzes unter die Krone desselben Fürsten getreten, der König von Dänemark ist; sie stehen daher *miteinander* jetzt in der völligsten *Realunion* oder *Landesgemeinschaft*, mit dem Königreiche Dänemark aber in der reinen, durch das Landesgrundgesetz von 1460 und seine Bestätigung ausdrücklich und immer aufs neue anerkannten *Personalunion* oder *Fürstengemeinschaft*.

Es gehören diese beiden Begriffe allerdings schon lange sowohl der Wissenschaft als der Praxis an. Allein ihre wirklich praktische Bedeutung haben sie doch erst in der neueren Zeit gefunden, wo die Folgerungen, die sich aus ihnen ergeben, an mehr als einem Orte in dem Laufe der Thatsachen als bestimmend und entscheidend aufgetreten sind. Zu den merkwürdigsten Beispielen in dieser Beziehung gehört eben das Verhältniß Schleswig-

Holsteins zu Dänemark. An ihm wie an keinem andern läßt es sich nachweisen, was dieselben eigentlich für das wirkliche Leben der Staaten und Völker bedeuten.

Auf den ersten Blick scheint das Wesen einer Personalunion ein einfaches zu seyn. Jedes der in einer Personalunion begriffenen Länder behält alles ihm Eigenthümliche, sein Recht, seine Verfassung, seine Institute, seine nationale, materielle, ja nominelle Selbstständigkeit. Es ist gleichgültig für dasselbe, ob die Person des Fürsten zufällig auch Fürst eines andern Landes ist; für jedes der durch ihn verbundenen Länder ist er der eigene Fürst, und herrscht nach eigenem Rechte. Bestimmte Gesetze, und in der Ermangelung derselben bestimmte Grundsätze scheiden in ihm die fürstliche Gewalt über das eine und das andere Land; und wie in der einzelnen Persönlichkeit sich die Elemente ihres Lebens endlich stets zur höheren Harmonie zusammenfinden, so sind die Berührungen der durch die Personalunion verbundenen Länder stets nothwendig friedlicher, ja harmonischer Natur. Und dennoch ist die Personalunion keineswegs immer eine Quelle des Friedens für die verbundenen Lande geworden.

Das nämlich ist das Wesen des Fürstenthums, daß wie das Ich oder die höchste Spitze der einzelnen Persönlichkeit doch am Ende die ganze Persönlichkeit des Einzelnen umfaßt und in ihr präsent ist, so auch das Fürstenthum das wahrhaft allgemeinste Element des Staates bleibt und in sich gleichsam alle übrigen Elemente centralisirt und verbindet. Wie es daher ein unabweisbarer Grundsatz alles germanischen Staatsrechts ist, daß Ein Staat nur Einen Fürsten habe, so folgt aus diesem Grundsatz in umgekehrter Form, daß Ein Fürst auch nur Einen Staat beherrsche. So wenig wie sich der Fürst vom Staate scharf trennen läßt, so wenig lassen sich in Einem Fürsten zwei Staaten scharf getrennt setzen oder erhalten. Es ist daher der erste Grundsatz, der die Geschichte aller Fürstengemeinschaften entschieden beherrscht, daß alle Personalunionen allmählig dahin streben, zu wirklichen Realunionen oder der Landes- oder Staatsgemeinschaft überzugehen. Und von diesem Princip aus muß nun auch die Geschichte des Verhältnisses Dänemarks zu den Herzogthümern zunächst betrachtet werden.

Zu jenem Elemente aber kommen nun noch andere hinzu,

die jenem Staate eigenthümlich die Entwicklung des durch die Natur der Sache gegebenen Ganges der Dinge beschleunigten und die Gegensätze auf die Spitze trieben.

Dänemark hatte während seines vierhundertjährigen Kampfes mit den Herzogthümern die wohlbegründete Erfahrung gemacht, daß die Trennung derselben von ihm die größte Gefahr für seine eigene Existenz bilde, während auf der andern Seite nur in der Vereinigung beider die größtmögliche äußere Sicherheit für den dänischen Staat gegeben sey. Das war der Grund der großen Opfer gewesen, die der dänische Hof in den Verhandlungen von 1767 dem russischen gebracht hatte; diese Erkenntniß war der einzige wahrhaft entschiedene Grundsatz der dänischen Politik geworden. Die rechtliche Selbstständigkeit der Herzogthümer aber, welche die bloße Personalunion mit Dänemark auch jetzt noch enthält, ward zu einer nie ganz beseitigten Möglichkeit einer politischen Selbstständigkeit derselben unter irgend welchen Verhältnissen zukünftiger Begebenheiten. Die wirklich vollzogene Personalunion genügte daher dem Grunde, der sie hervorgerufen hatte, zuletzt doch nicht ganz; so wie sie vollbracht war, begann eine neue Epoche, die mit klarem Bewußtseyn und entschiedener, durch die Umstände immer bestimmter ausgeprägter Politik eine Staatsgemeinschaft beider Theile der dänischen Monarchie hervorzurufen strebte.

Diese Tendenz erhielt ihre letzte Grundlage und ihre — wenigstens aus dänischem Gesichtspunkte — höchste Berechtigung durch die Ereignisse der Jahre 1813 und 1814. Als Dänemark Norwegen an Schweden verlor, blieb ihm nichts übrig, um fernerhin eine europäische Macht zu seyn, als der engste Anschluß der deutschen mit der unverwüstlichen Lebenskraft des deutschen Nordens begabten Herzogthümer. Jede Möglichkeit einer Trennung derselben ward zu einer Möglichkeit des Unterganges der dänischen Monarchie; die Idee der Staatseinheit Dänemarks und der Herzogthümer ward identisch mit der Existenz Dänemarks selber. Und so wie dieser Satz der dänischen Politik klar ward, so mußte sie natürlich mit eben so großer als nachdauernder Energie alle nationale und rechtliche Selbstständigkeit der eigenen Existenz zum Opfer bringen. Das ist es, was das ganze Verfahren Dänemarks gegen die Herzogthümer gestaltet hat und

was die einzelnen Akte deſſelben erklärt; und ſchon hieraus ergibt ſich der innige Zuſammenhang des offenen Briefes mit allem demjenigen, was ſeit 1773 in Beziehung auf die letzteren geſchehen iſt. Denn wenn in der That die Selbſtſtändigkeit der Erbfolge in den Herzogthümern die letzte und höchſte Möglichkeit einer Trennung darbot, ſo mußte unvermeidlich der Kampf des Dänenthums zuletzt gerade gegen dieſen Mittelpunkt des Rechts derſelben gerichtet werden. Obwohl es nur allmählig ſo weit gekommen iſt, ſo war es dennoch am letzten Orte unvermeidlich. Und um ſo mehr mußte hier ein Abſchluß gefunden werden, je beſtimmter unterdeſſen der Gegenſatz der Herzogthümer gegen die Staatsgemeinſchaft von Tag zu Tage aus der bloß negativen Haltung dem däniſchen Elemente gegenüber zu einem poſitiven, die Zukunft erkennenden und zum Theil geſtaltenden Willen des Volkes überging.

Hier nämlich begann man allerdings damit, das Recht und die Nationalität kräftig zu vertheidigen. Allein allmählig ward es klar, daß die Möglichkeit einer Trennung der Herzogthümer eine weitere Nothwendigkeit in ſich ſchließe — die Nothwendigkeit, für die gewonnene Selbſtſtändigkeit eine äußere Sicherung zu haben. Dieſe aber konnte nur im Anſchluß an die Macht gefunden werden, der die Volksthümlichkeit, das Recht, die Intereſſen und die Ahnung einer mächtigen Zukunft die beiden Brüderlande entgegen neigten. Das deutſche Volk trat auf im Hintergrunde der Bewegung der Herzogthümer; bald ward es das Loſungswort des Kampfes, und die Idee des Anſchluſſes an Deutſchland identificirte ſich hier mit der Idee der möglichen Trennung von Dänemark.

Auf dieſe Weiſe hat ſich in der inneren Geſchichte der däniſchen Monarchie der Widerſpruch, der in jeder reinen Perſonalunion liegt, mit den Gegenſätzen zweier obwohl verwandten Nationalitäten verſchmolzen, und das Allgemeine mit den beſonderen Verhältniſſen vereinigt. Es iſt darum die Geſchichte jenes Kampfes, in deſſen Mitte wir ſtehen, lehrreich für Alle, wenn er gleich ſeine weſentliche Bedeutung gerade für Deutſchland hat. Wir wollen ihn deßhalb in ſeinen Hauptzügen in ähnlicher Weiſe verfolgen, wie wir dies bei der Darſtellung der Erbfolge gethan haben; die verhältnißmäßige Weitläufigkeit möge ihre

Entschuldigung in dem Maße des Interesses finden, den die Sache für Deutschland selber haben muß.

Die Bewegung des Kampfes zwischen Dänemark und den Herzogthümern hat drei Hauptabschnitte, deren erster von dem Jahre 1773 bis etwa zum Jahre 1823, der zweite von da bis zum offenen Briefe geht; den dritten haben wir erst jetzt begonnen, und es liegt außerhalb aller Berechnung, wie derselbe enden wird. Im ersten jener Abschnitte scheiden sich die verschiedenen Gebiete des Gegensatzes, ohne daß etwas Definitives erreicht wird; im zweiten organisirt sich der Kampf in dem gewonnenen Recht der neuen Volksvertretung, und die Stände übernehmen die Aufgabe des Volkes; der dritte zeigt uns alle Elemente des Staats in Kampf und Bewegung. Es versteht sich dabei, daß diese drei Abschnitte nicht einfach einander folgen; sondern hier wie in aller wahren historischen Entwicklung nimmt jede folgende Epoche den Inhalt der vorhergehenden in sich auf, und was im Anfange dieses Jahrhunderts begonnen, das finden wir noch im gegenwärtigen Augenblicke im Werden begriffen. Eben dadurch bildet diese Zeit ein Ganzes; und als solches möchten wir die Darstellung des Einzelnen aufgefaßt wissen.

II.

Zu den wichtigsten Ereignissen des vorigen Jahrhunderts in Dänemark gehörte der Sturz Struensee's. In ihm hatte das dänische Reich einen Mann gehabt, der die Idee der kräftigsten Centralisation mit der ganzen Gewalt der Regierung durchgeführt, und damit in der Verwaltung den Grundsatz heimisch gemacht hatte, daß es keine Landes- und Volksunterschiede gebe, wo es sich um Interessen des Staats handle. Ihn stürzte jedoch neben der Hofpartei im Grunde eben so sehr seine vorwaltende Neigung für das Deutsche. Das Hoegh-Guldberg'sche Ministerium, selbst aus Dänen gebildet, nahm das in seinen ersten Anfängen damals erwachende Dänenthum zu Hülfe, und die Reaktion gegen die Struensee'sche Verwaltung ward bald zu einer entschiedenen Reaktion gegen das Deutsche im dänischen Staate selber.

Kaum war dasselbe hier mit leichter Mühe verdrängt, als man einen Schritt weiter ging. Die Quelle aller Bedeutung des deutschen Elements in Dänemark waren die Herzogthümer;

ihre deutsche Selbstständigkeit war der anerkannt gefährliche Punkt im dänischen Staate, und das Zeichen dieser Selbstständigkeit war die deutsche Sprache. Die dänische Regierung hoffte mit jener damals allgemeinen Unkenntniß des Wesens einer Volksthümlichkeit, durch einige Regierungsmaßregeln diese Sprache so gut wie die Verwaltung dem Dänenthum unterwerfen zu können.

Schon im Jahre 1781 ward der erste Professor der dänischen Sprache in Kiel, Olivarius, eingeführt. Indessen scheint sein Auftreten daselbst lange Zeit hindurch ziemlich erfolglos geblieben zu seyn; denn bis zum Jahre 1804 hört man von der dänischen Sprache und ihren Verhältnissen nichts erwähnen. Im Jahre 1804 aber kam der Hof der damaligen Kronprinzessin nach Kiel, und mit ihr ihr Lehrer, der Professor Hoegh-Guldberg, der dem Dänenthum entschieden zugethan war. Der Ort und die Person waren beide gleich gut gewählt. Hoegh-Guldberg hat den Ruhm, das Prinzip des Dänenthums in Beziehung auf die Sprache nicht bloß zuerst, sondern auch unter allen am unumwundensten ausgesprochen zu haben. Er empfahl nicht bloß die dänische Sprache überhaupt den Schleswig-Holsteinern, sondern er erklärte in mehreren Vorlesungen und öffentlichen Reden ihre Erlernung für geradezu nothwendig, und man wandte sich mit Ernst der Sache zu, als er in der Vorrede zu einem dänischen Wörterbuch von Müller (1807) und in dem „dänischen Lesebuch" für die Schleswig-Holsteiner von 1809 seine Tendenz in ein förmliches System brachte. „Die Herzogthümer Schleswig und Holstein — so ist ungefähr der Gedankengang — sind Provinzen Dänemarks und dieses ist das Hauptland. Beide Länder, unter Einem Scepter vereinigt, sollen ein Ganzes bilden, welches ohne Spracheinheit nicht möglich ist. Denn nur die verschiedenen Sprachen stehen der Bruderliebe, die zwischen den Bewohnern der Herzogthümer und den Dänen stattfinden soll, und dem engeren Verein entgegen, durch welchen alle, die Einen Regenten anerkennen, im Geist und Namen Dänen werden und Ein Volk ausmachen können. Daher soll es für die Einwohner der Herzogthümer die einleuchtendste Pflicht seyn, neben der gewohnten auch des Landes Hauptsprache zu erlernen." Zu diesem patriotischen Sprachstudium werden die Schleswig-Holsteiner außerdem noch durch das ihnen vorgehaltene Beispiel

der gebildeten Bewohner des Hauptlandes angespornt, die immer und überall ihre Kinder auch die besondere Sprache lernen lassen, die in der Provinz gesprochen wird. Diese Reihe von Gründen ward endlich mit einer an unsere Herzogthümer gerichteten Aufforderung geschlossen, die Verbindungen, in welchen sie früher gestanden, zu vergessen, sich als für immer mit Dänemark vereinigt und incorporirt zu betrachten, und diese Veränderung mit Dank anzuerkennen.[1] Allerdings blieben bis zum Jahre 1808 die obigen Sätze noch scheinbar bloße Privatmeinungen; und selbst daß im Jahre 1806 der Professor Olivarius veranlaßt wurde, Vorlesungen über die Vergleichung des Danske Lov mit dem jütschen Lov, dem preußischen Landrecht, dem Code Napoleon und dem corpus juris zu halten, überschritt die Gränze der privaten Bestrebungen nicht. Die Regierung hatte sich um die Sprache noch damit gar nicht bekümmert, ja es war nicht einmal die Kenntniß der dänischen Sprache von den Beamten des nördlichen Schleswigs gefordert worden. Am 3. December 1807 aber erschien die erste königliche Verfügung in der Sprachsache, dahin lautend, daß von da an alle königliche Verordnungen und Collegialpatente in beiden Sprachen erlassen werden sollten, wobei ausdrücklich hinzugefügt wird, daß dies theils zum Besten der dänischredenden Bewohner in den Herzogthümern geschehe, theils aber, um die Kenntniß dieser Sprache in den Herzogthümern mehr auszubreiten. Zwei Jahre später schrieb die Verfügung vom 2. December 1809 vor, daß von da an alle Bestallungen in den Herzogthümern in dänischer Sprache ausgefertigt werden sollten. Im Kanzleipatent vom 26. Oktober 1811 ward dann der Grundsatz aufgestellt, daß bei übrigens gleichen Umständen die Kenntniß der dänischen Sprache den Candidaten für alle Aemter den Vorzug gewähren solle. Die Verfügung vom 9. November 1811 schrieb vor, daß für alle Candidaten der Theologie bei gleicher Kenntniß der dänischen und deutschen Sprache Reciprocität zwischen Dänemark und den Herzogthümern eintreten solle, woraus sich bald ergab, daß viele Dänen in Schleswig-Holstein, aber keine Schleswig-Holsteiner in Dänemark angestellt wurden. Ein Rescript vom 19. Januar

---

[1] Kieler Blätter, Bd. II. Nr. IV. p. 82. 83.

1812 endlich verordnete, daß in den Theilen Schleswigs, wo das Volk däniſch rede, auch die Gottesdienſt-, die Schul- und Gerichtsſprache allmählig ausſchließlich däniſch werde. Dieſer allgemeinen Vorſchrift folgte als genauere Vorſchrift das Patent vom 7. September 1812, wornach allen Candidaten, die ein Amt in den Herzogthümern zu erhalten wünſchen, die Pflicht auferlegt ward, eine Beſcheinigung ihrer Kenntniß der däniſchen Sprache beizubringen. Dies Reſcript vom 5. Juni 1813 dehnte dieſe Pflicht auch auf die Advokaten aus. Endlich ſchloß die Schulordnung von 1814 (24. Auguſt) die Reihe dieſer Maßregeln, indem nach §. 16, 41 und 43 in allen gelehrten Schulen und allen höheren Knaben- und Mädchenklaſſen der Bürgerſchulen der Unterricht in der däniſchen Sprache zu einem weſentlichen Theile des ganzen Schulcurſus gemacht wurde.

Auf dieſe Weiſe ſchritt die Regierung voran. Allerdings konnte ſie nicht weiter als zur nothdürftigen formellen Befolgung dieſer Befehle kommen, denn das ſichere Gefühl des Volkes belehrte daſſelbe bald über die Gefahr, die ihm drohte, und nicht ohne Unmuth wurden jene Maßnahmen der Regierung von den Herzogthümern ertragen. Aber die durch keine Revolution erſchütterte feſte Geſetzlichkeit ließ ſie ſchweigen, und vielleicht wäre ohne Zwieſpalt die ganze Frage damals beſeitigt worden, hätte nicht das däniſche Volk ſelber begonnen, den Deutſchen zu nahe zu treten. Ein gewiſſer Schavenius trat nämlich plötzlich 1815 mit einer eigenthümlichen Preisaufgabe hervor. Er ſetzte in den beiden Hauptzeitungen, der däniſchen Staatszeitung (Nr. 99) und dem Altonaer Merkur (Nr. 199) einen Preis auf die beſte Beantwortung der drei Fragen: „wie weit ſich früher das Däniſche erſtreckt habe, wodurch es nach und nach beſchränkt worden, und durch welche Mittel das Däniſche als die älteſte allgemeine Landesſprache zugleich allgemein bei dem Unterrichte, öffentlichen Verhandlungen und bei den Gerichten eingeführt, und Süderjütland auch in Hinſicht der Sprache eine däniſche Provinz werden könne wie es ehedem war.“ [1] Eine ſolche

[1] Die Preisaufgabe ſteht ausführlich in Falks Aufſatz, Kieler Blätter 1816. p. 134—136. Im Auszuge in einer guten Abhandlung der Hall. Allg. L. Z. von 1843. Nr. 222.

Sprache im Munde eines Privatmannes konnte nicht ohne Antwort bleiben. Von däniſcher Seite erſchienen zwei gekrönte Preisſchriften von Werlauff und von Dutzen; von deutſcher Seite aber leitete der vortreffliche Aufſatz von Falk in den Kieler Blättern, den wir eben citirt, den Kampf ein (vom December 1815), dem ein zweiter von Kruſe (Thl. IV. p. 371 und V. 19) und mehrere andere folgten. Es war kein Nachtheil für die Sache, daß auf dieſe Weiſe der Streit auf das Gebiet der Wiſſenſchaft hinübergetragen ward. Denn nicht allein gab dieſelbe gründlicher Erörterung Raum, bei welcher die Deutſchen ſtets den Dänen gegenüber im Vortheil waren, ſondern durch ſie ward die Sprachfrage eine Frage des ganzen gebildeten Theils der Nation, und wie in der Maſſe das Gefühl dem Dänenthum entgegentrat, ſo ward jetzt der edlere Theil des Volkes durch Ueberzeugung für das Deutſche gewonnen. Von dieſer Zeit her ſchreiben ſich gewiſſe entſchiedene Grundlagen der allgemeinen Meinung, die keine Folgen der Beſtrebungen der Dänen wieder haben vernichten können. Die erſte Frage war natürlich die, wie ſich denn faktiſch und hiſtoriſch das deutſche und däniſche Element in Schleswig zu einander verhielten. Man meint wohl, daß die Abſchätzungen des däniſchen und deutſchen Theils erſt aus der neueren Zeit ſich herſchreiben. Allein ſie finden ſich ſchon in jener Zeit mit all den Uebertreibungen vor, die auch heut zu Tage noch den däniſchen Schriftſtellern vorgeworfen werden. Der erſte in dieſer Statiſtik des Dänenthums war ein Paſtor Aagard,[1] der das Verhältniß beider Sprachen nach dem Areal berechnete, wiſſentlich oder unwiſſentlich vergeſſend, daß die Dänen die unbewohnte Heide von Mittelſchleswig beſitzen. Sein Reſultat war, daß danach $^{3}/_{17}$ deutſch, $^{14}/_{17}$ däniſch ſeyen. Seine Forderung aber ging dahin, in allen dieſen Diſtrikten die däniſche Kirchen-, Schul- und Gerichtsſprache als die ausſchließliche wieder einzuführen. Falk aber wies a. a. O. S. 128 ff. ihm nach, daß er nicht einmal für das Areal mit Ehrlichkeit gerechnet habe, indem er die Frieſen als Dänen betrachtet und gemiſchte Diſtrikte als ganz däniſch aufführt. Er zeigte ferner, daß wenn man nach den wirklich

[1] In der Athene. Bd. IV. Januar bis Juni 1815. p. 435—449.

vorliegenden Datis rechnen wolle, nur ein Viertel der Bewohner däniſch, die übrigen deutſch ſeyen; daß aber unter keiner Bedingung mehr als ein Drittel der däniſchen Sprache zugezählt werden könne. Er bewies außerdem, daß die Forderung der Dänen nach Einführung der ausſchließlich däniſchen öffentlichen Sprache in den Diſtrikten, wo ſie bisher mit der deutſchen gemeinſchaftlich gegolten, ein Unrecht gegen den wirklich vorhandenen deutſchen Theil der Bevölkerung ſeyn würde. Er hob ferner hervor, daß die deutſche Sprache diejenige ſey, „in der alles, was geiſtig iſt, dem Volk überliefert worden," und daß dieſer Zeitraum lange genug gedauert, „um alle religiöſen und moraliſchen Ideen mit der Sprache innig zu verbinden." Endlich wies er die ſchon damals gebräuchliche Inſinuation der Dänen, daß die Verbreitung der deutſchen Sprache als Folge politiſcher Kunſtgriffe von Seiten der alten Herzoge anzuſehen ſey, mit eben ſo viel Klarheit als Wärme zurück. In der That waren in dieſen beiden Abhandlungen die Grundverhältniſſe des deutſchen und däniſchen Sprachſtreites ſchon völlig feſtgeſtellt, und die einzelnen Sätze, die wir heraus gehoben, bildeten von da an die Baſis der öffentlichen Meinung in Dänemark wie in den Herzogthümern über alles, was die Sprachſache betraf. Ja ſelbſt in der neueſten Zeit hat man wohl dies und jenes Einzelne hinzugefügt und dies und jenes ſchärfer urgirt, allein ein eigentlich Neues iſt nicht hinzugekommen. An dem, was man damals geſagt, hielt und hält man von beiden Seiten feſt; und faßt man nun dasjenige, was die däniſche Regierung und die däniſche Publiciſtik während dieſer Zeit gethan und verſucht, zuſammen, ſo ergibt ſich, daß die Gränzen der Erörterung bereits erreicht waren, und daß die Bewältigung der deutſchen Sprache durch das Dänenthum ſich ſchon damals als unmöglich gezeigt hatte.

Dies iſt der weſentliche Inhalt des erſten Kampfes zwiſchen dem däniſchen und deutſchen Elemente des Geſammtſtaates Dänemark. Nach 1816 tritt eine verhältnißmäßige tiefe Ruhe in der Sprachſache ein, doch nur um einem andern Kampfe Platz zu machen, der, ſelbſt nicht minder wichtig, zu nicht minder wichtigen Reſultaten führte.

III.

Während auf dieſe Weiſe die Einheit des däniſchen Staats ſich die Unterſchiede der Nationalität zu unterwerfen ſuchte und die Verwaltung wirklich bis zu einem gewiſſen Grade gemeinſchaftlich machte, erhielt ſich in den Herzogthümern noch ein Reſt der alten Selbſtſtändigkeit ihres öffentlichen Rechts in der Verſammlung der ſchleswig-holſteiniſchen Prälaten und Ritterſchaft, dem letzten Ueberbleibſel der alten Stände. Allerdings hatten dieſelben damals wenig Bedeutung und wenig Recht; allein ſie waren vor allem dadurch von hoher Wichtigkeit, daß ſie, immer noch eine Art der Volksvertretung, die Herzogthümer weſentlich vom Königreich ſchieden, deſſen Königsgeſetz jede Form eines Volksrechts principiell ausſchließt. In ihnen erhielt ſich ferner die Idee des alten Steuerbewilligungsrechts und der aktiven Theilnahme an der Regierung, und bereits im Anfange dieſes Jahrhunderts war es den Dänen klar, daß ſo lange die Ritterſchaft bliebe, eine volle Realunion unmöglich ſey. Gegen ſie begann daher jetzt der zweite Kampf der däniſchen Regierung. Den erſten Anlaß boten die ungeheuren Geldwirren jener Zeit, die verkehrte Maßregeln und unglückliche Verhältniſſe zugleich herbeigeführt hatten.

Es iſt hier nicht der Ort, die Zerrüttung des däniſchen Finanzweſens darzuſtellen, die mit den Jahren 1812 und 1813 endlich offenbar wurde. Eine unglaubliche Schuldenlaſt ward auf das Volk gewälzt, und die Herzogthümer wurden gezwungen, die Laſten des Königreichs in unverhältnißmäßigem Antheil zu übernehmen. Der Unmuth, der darüber entſtand, ward noch durch einzelne vollkommen widerſinnige Maßregeln der Regierung[1]

---

[1] Der obige Ausdruck wird jedem verſtändigen Leſer als wohlberechtigt erſcheinen, wenn wir den Inhalt des Patents vom 26. Febr. 1813, „betreffend die unweigerliche Annahme des Reichsbankgeldes für die Herzogthümer Schleswig und Holſtein," hier anführen. Darnach ſoll (§. 1.) jeder, der Produkte und Waaren irgend einer Art feil hält, den Preis in Reichsbankgeld beſtimmen; (§. 2.) jeder gezwungen ſeyn, die Zahlung in Reichsbankgeld bei Strafe der Confiscation des ganzen Vorraths, der auf den Markt gebracht iſt, anzunehmen; (§. 3.) und jeder, der ſonſt die Annahme von Reichsbankgeld verweigert, mit einer Geldſtrafe von 20 bis 500 Rbkthlrn., die im Wiederholungsfalle bis 1000 Rbkhlr., reſp. achttägigem bis ſechswöchentlichem Gefängniß

vermehrt, und allmählig grub sich der Glaube in das Bewußtseyn des Volkes hinein, daß die Deutschen von den Dänen gebraucht würden, um mit ihrem Wohlstande die Ausfälle der dänischen Verwaltung gut zu machen. Viel Streit erhob sich darüber, und noch gegenwärtig ist dies eine der Hauptklagen der Herzogthümer. Vor allem aber ruhte das Unglück der Zeit auf den Grundbesitzern, und die Erwartungen des Landes wandten sich unter solchen Umständen der Ritterschaft zu, die nicht zögerte, das gemeinsame Recht zu vertreten.

In Kopenhagen hatte man unterdessen erkannt, daß die Macht dieser Ritterschaft wesentlich auf ihrer Einheit beruhte. Die Hoffnung, sie trennen zu können, ward gehoben durch die Aufhebung des deutschen Reichs, und die Opposition, welche dieselbe gegen das neue Steuersystem erhob, machte entschiedene Schritte der Regierung nothwendig.

Schon bei der Krönung Friedrichs VI. im Jahre 1815 wurden der Deputation der Ritterschaft Aeußerungen über eine Trennung der Herzogthümer von einander gemacht, da jetzt Holstein in ein ganz anderes Verhältniß getreten sey, als Schleswig. Die Ritterschaft sah ein, daß ein Angriff auf ihre Einheit ein Angriff auf ihre Existenz sey, und wandte sich durch ihre fortwährende Deputation schon am 22. August an die deutsche Kanzlei mit der Bitte, darüber eine weitere Erklärung einreichen zu dürfen. Nach mehrmonatlichem Schriftenwechsel erfolgte indessen zunächst nichts, als die bereits am 12. Juli 1814 versprochene, aber nicht vollzogene Bestätigung der Privilegien (17. August 1816). Zugleich ward ein Ausschuß vom Könige ernannt und nach Kopenhagen berufen, um dort die Verfassungssache zu ordnen. Der Plan war mithin klar; man wollte die Entstehung der Verfassung aus den Händen der Herzogthümer nehmen, wenn

---

oder Festungsarrest von 2—6 Monaten steigen kann, angesehen werden! Dieses Patent, das den Landesrechten von 1460 schnurstracks zuwiderläuft, ward in einer Zeit gegeben, wo die Zettel fast werthlos waren. Die chronologische Sammlung hat dieses merkwürdige Patent nicht aufgenommen; es wird aber den Lehrern der Finanzwissenschaft nicht uninteressant seyn, zu sehen, wie weit man damals die Ansicht über die Gränzen der Staatsgewalt in Geldsachen trieb.

man sie nicht hindern konnte; von und für Dänemark sollte das Schicksal der deutschen Lande entschieden werden.

Damals nun lasteten die Abgaben mit ungeheurer Schwere auf dem Lande; man hatte Grund, alle Maßregeln zu fürchten, die aus Kopenhagen kamen, und wenig Hoffnung, von dorther das alte Recht der Steuerbewilligung wieder zu gewinnen. Jener Ausschuß ward als eine bloße Aushülfe auf die dringende Beschwerde der Ritterschaft angesehen; man fing an, nur sich selber zu trauen. Am 8. Oktober wurden zwei Eingaben der Ritterschaft in pleno unterschrieben. Die erste war die „unmittelbare Vorstellung, betreffend die Erhaltung und Stärkung der gemeinsamen Verfassung und uralten Verbindung der Herzogthümer Schleswig und Holstein;" die zweite war wesentlich des Inhalts, „daß man mit treuer Anhänglichkeit die alte Verfassung bewahre, aber mit gleicher Entschiedenheit auch die Forderung der Zeit an eine neue anerkenne."[1] Diese Gutachten waren von Dahlmann abgefaßt; es war das erstemal, daß dieser Mann in unserer Geschichte genannt ward; sein Auftreten bezeichnet den wichtigen Zeitpunkt, in dem sich die höhere Intelligenz mit den Bestrebungen des Adels vereinigte und in die letzteren den Keim der freisinnigeren Ideen hineinbrachte, durch welche jene Arbeiten der Ritterschaft für das ganze Land so bedeutungsvoll geworden sind. Natürlich hatten unterdessen jene Eingaben keinen weiteren Erfolg; die Steuern blieben schwer, wie sie gewesen, und von einer Verfassung verlautete nichts. Da traten die übrigen Gutsbesitzer, die nicht der Ritterschaft angehörten, die sog. non recepti auf, und forderten eine gemeinsame Versammlung mit den recipirten Gutsbesitzern. Die Regierung fürchtete die Vereinigung und schlug sie ab; vergeblich war die Berufung derselben auf ihr Recht; nach mehrfach gewechselten Schriften antwortete der König definitiv, daß ihnen weder eine solche gemeinsame Versammlung noch auch eine Bewilligung der Steuern zugestanden werden könne. (Resolution vom 18. April und 7. Juni 1817.)

Jetzt war das Verhältniß der dänischen Regierung zu dem alten Recht und der Verfassung der deutschen Lande klar; man

---

[1] Eichwald, die öffentliche Handlung der Ritterschaft. p. 18 ff.

wollte weder eine Einheit, noch eine Freiheit, noch eine Selbstständigkeit derselben, und die Rechte der Ritterschaft, als der damaligen alleinigen Landesvertretung, sollten daher zuerst vernichtet werden. Als man dies in den Herzogthümern erkannte, ward die Sache der Ritterschaft zur Landessache; die gespannteste Aufmerksamkeit wandte sich derselben zu. Jene nun sandte eine Deputation nach Kopenhagen mit sehr bestimmten Instruktionen (7. Okt. 1817); sie blieb ohne Erfolg. Darauf verband sich die Ritterschaft endlich zu einer energischen Protestation gegen die Verbindlichkeit der von ihnen nicht bewilligten Landsteuer und gegen die Verwandlung der Reichsbank in eine Nationalbank (27. Mai und 6. Nov. 1818). Beide Protestationen waren recht aus der Mitte des damaligen Volksbewußtseyns herausgegriffen; das Land hoffte auf den Erfolg dieses letzten Schrittes. Am 5. December 1818 erschien aber ein Rescript, worin das Protestiren überhaupt verboten wurde, und zwar unter der Androhung, daß widrigenfalls die fortwährende Deputation, der letzte Rest der Einheit und Selbstständigkeit der Herzogthümer, aufgehoben werden solle.

Damit war im Grunde alle Verhandlung zwischen den Herzogthümern und Dänemark abgebrochen. Es blieb nur Eins übrig, der deutsche Bund. Die Ritterschaft wandte sich an zwei der ersten Gelehrten Deutschlands, Martin, damals Professor in Heidelberg, und Dahlmann in Kiel. Das Gutachten Martins vom 21. Juli 1819, damals eine wichtige Erscheinung, erkannte das Recht der Ritterschaft entschieden an; die Denkschrift Dahlmanns von 1822, die dem deutschen Bunde von der Ritterschaft eingereicht wurde, eine gesinnungsvolle und gelehrte Arbeit, wie man sie von Dahlmann erwarten durfte, schloß mit dem Petitum, „daß die Prälaten und Ritterschaft bis zum Eintritte einer neuen Verfassung in ihren rechtlich bestehenden und landesherrlich anerkannten Gerechtsamen geschützt werden möchten.“ Jetzt wandten sich alle Blicke dem deutschen Bunde zu; es war einer von den wenigen, aber hochwichtigen Zeitpunkten, in denen derselbe Schleswig für immer hätte an sich knüpfen können. Es ward eine Kommission niedergesetzt. Die Sache kam zum Referat (10. Juni 1823), und nach manchen Verhandlungen zur Abstimmung (am 27. November 1823) dahin, daß Prälaten und

Ritterſchaft abgewieſen wurden, weil die Verfaſſung in anerkannter Wirkſamkeit nicht beſtehe.[1]

Das höchſte Forum hatte geſprochen; das Organ der Einheit der Herzogthümer war in ſeinem Lebenspunkte, dem Recht, getroffen; die Herzogthümer, jetzt ohne Hülfe von Deutſchland, hatten nichts als ſich ſelber, um dem Dänenthum zu widerſtehen. Aber allein auf ſich ſelber angewieſen, wie ſie es nie ſeit tauſend Jahren geweſen, verloren ſie den Muth nicht.

Nur die Ritterſchaft hatte ihn verloren. Aufgegeben vom Bunde, gab ſie das Recht des Landes auf. Seit jener Abſtimmung trat ſie für immer in den Hintergrund; bedeutungslos für die weitere Entwicklung, iſt ſie von derſelben mit fortgeriſſen. An ihre Stelle trat die Wiſſenſchaft und das Volk.

Jene ausſchließlich ritterſchaftliche Oppoſition hatte, durch die Verhältniſſe des ganzen Landes veranlaßt, auch für das ganze Land weſentlich zweierlei bewirkt. Sie hatte die Dänen auf den rechtlichen Inhalt der Selbſtſtändigkeit der Herzogthümer aufmerkſam gemacht, und dadurch auf der einen Seite den Haß des Dänenthums gegen dieſes Recht, auf der andern die Liebe und Achtung des Volkes für daſſelbe ins Leben gerufen. Auf dem Boden des hiſtoriſchen Rechts angelangt, ward die Frage nach dem Verhältniß der Herzogthümer zu Dänemark der Rechtswiſſenſchaft überantwortet, und von da an tritt dieſe in ihren Unterſuchungen mit einer Energie an die Spitze aller Fragen zwiſchen beiden Landen, die eben ſo ſelten als ehrenvoll für die Männer war, die die Sache des Landes führten. Zweitens aber war jener Kampf der Ritterſchaft in eine Zeit gefallen, wo das ganze deutſche Volk auf nichts ſehnlicher als auf eine Verfaſſung hoffte. Dieſe Hoffnung ward allgemein und lebendig in den Herzogthümern. Und als man ihnen daher das alte Recht vorenthielt, da ging die Forderung des Volkes ihrem ewigen Geſetze nach einen Schritt weiter als das Gegebene, und wollte von jetzt an eine Verfaſſung im vollen Sinne des Wortes. Beides aber mußte die Kluft zwiſchen Dänen und Deutſchen nur noch tiefer machen.

---

[1] Die betreffenden Verhandlungen und Vota ſind zuſammengetragen in der Schrift: Einiges über die Verfaſſung Schleswig-Holſteins. Von Ad. Graf v. Moltke. 1833.

Die Bewegung im Gebiete der Geschichte und der Rechtswissenschaft, die von Dänemark aus in derselben Zeit entstand, beginnt eigentlich mit einer Broschüre unter dem Titel: „Ueber das wahre Verhältniß des Herzogthums Schleswig zum Königreich Dänemark," 1815 (anonym). Es ist dies die Schrift, die aus den historischen Thatsachen zum erstenmal die Behauptung aufstellte und durchführte, daß Schleswig dem dänischen Königsgesetze unterworfen sey. Die Verhöhnung und Verdammung der Verfassungsbestrebungen, von denen diese Schrift wimmelte, erbitterte das Volk; aber die gewandte und zum erstenmal auftretende Berufung auf das Recht machte auch die Besten besorgt. Denn was halfen Wünsche und Hoffnungen, so lange das Recht ihnen entgegenstand? Und wo war die Einheit und Selbstständigkeit der Herzogthümer, wenn das dänische Königsgesetz in Schleswig galt? Viele Punkte der Geschichte dieses Herzogthums waren an sich unklar, fast alle noch ununtersucht. Wie sollte man sich der Angriffe erwehren, die aus diesem verworrenen und undurchforschten Gebiete kamen?

Da trat ein Mann auf, den Abstammung, Charakter und Lebensarbeit zugleich zum Hauptvertreter des historischen Rechts der Lande machten. N. Falk, damals wie jetzt Professor an der Kieler Universität und schon nicht mehr ohne Namen, trat jener Broschüre in seiner ausgezeichneten Schrift: „Das Herzogthum Schleswig in seinem gegenwärtigen Verhältniß zu dem Königreiche Dänemark und dem Herzogthume Holstein" (1816) entgegen, und selten ist eine Schrift so gründlich vernichtet worden, als dies für jene Broschüre durch diese Arbeit geschah. Falk wies nach, daß, wie er sagt, „keine Thatsache bündiger bewiesen werden könne, als daß das Herzogthum Schleswig vom dänischen Reiche getrennt worden ist, und daß (schon vor 1658) sich König und Reichsrath aller Regierungsrechte über dasselbe begeben haben;" — daß ferner durch die Aufhebung der Lehnsqualität auch das letzte Band gelöst ward, und daß Schleswig von da an „mit vollem Recht den Namen eines souverainen Staats verdient habe;" daß endlich „die alte Verfassung des Herzogthums Schleswig unverändert besteht in ihren wesentlichen Punkten bis auf den heutigen Tag." Gerade das war es, dessen das Bewußtseyn des Landes bedurfte; denn wohl

erkannte man, was Falk ſelbſt ſagte: „beſſer als das Recht iſt auch das Beſte nicht;“ das Recht ſuchte man, und dies Recht ſprach dem Herzogthum ſeine Selbſtſtändigkeit zu. Die Schrift ward mit Jubel begrüßt; ſie ward zu einer Thatſache des Volkslebens; ihre Reſultate gingen in das Volk über, und von da iſt ein in ganz Schleswig entſchieden anerkannter Satz, daß Schleswig nicht unter das däniſche Königsgeſetz gehöre.

Wir erwähnen nun der vielen kleinen Schriften nicht, die hierüber noch ſpäter gewechſelt wurden. Entſchieden war es, daß der neue Angriff des Dänenthums im Gebiete der Wiſſenſchaft vernichtet, und das Leben der Herzogthümer um einen hochwichtigen Grundſatz ſeines öffentlichen Rechts reicher geworden war. Man hatte von Dänemark aus wiederum das Entgegengeſetzte von dem erreicht, was man gewollt hatte.

So endete der erſte Abſchnitt. Die Realunion war verſucht worden auf allen Gebieten, auf denen es noch gegenwärtig geſchieht, in Sprache und Nationalität, im öffentlichen Recht und in der Volksvertretung. Obwohl kein beſtimmtes Reſultat dieſe erſte Epoche abſchloß, ſo war doch die Bewegung einmal gegeben, und ein beſtimmtes Reſultat nothwendig geworden. Man erkannte, daß es nicht immer ſo bleiben könne wie es ſtehe; das Volk ſehnte ſich nach Entſcheidung, um ſo mehr als eine vage und keineswegs unbegründete Furcht vor der ungeheuren däniſchen Nationalſchuld herrſchte. Zwar ſchwieg man, aber es war kein Schweigen der Gleichgültigkeit. Man wartete nur eines Anſtoßes, um den neuen Kampf zu beginnen.

IV.

Da kam die Zeit von 1830. Die mächtige Bewegung Europas drang auch über die Elbe, und fand ihren Vertreter in dem hochherzigen Uwo Jens Lornſen, einem Manne, dem die Liebe zum Vaterlande das höchſte Opfer, das ſie fordern kann, Verbannung und Verkennung, auferlegte. Seine kleine Schrift: „Ueber das Verfaſſungswerk in Schleswig-Holſtein,“ ſprach zum erſtenmale in wenigen, aber ſchlagenden Sätzen den Inhalt der Forderungen des ganzen Landes aus. Sie will eine ſchleswig-holſteiniſche Ständeverſammlung mit Steuerbewilligungsrecht und eigener Initiative in der Geſetzgebung, Trennung der

Verwaltung von dem Gerichte, Errichtung eines obersten Gerichtshofes und einer obersten Verwaltung für beide Herzogthümer. Eine ungemeine Bewegung folgte dem Worte, das zur rechten Zeit gesprochen war. Es war seit Jahrhunderten das erstemal, daß der kalte Nordsachse sich für etwas begeistert fühlte. Da fing man an in Kopenhagen den Beginn einer neuen, vielleicht für unmöglich gehaltenen Gefahr zu ahnen. Der König selbst kam nach Rendsburg. Lornsen ward verhaftet, verurtheilt wegen seiner Schrift, „die da hätte gefährlich werden können," und ging in die Verbannung; die Hochachtung, das Bedauern, aber auch die Hoffnung aller Besseren folgten ihm. Denn in der That war er nicht umsonst aufgetreten. Man erkannte die Gefahr einer absoluten Verweigerung der Forderungen des Volkes, die man dem Adel gefahrlos abschlagen konnte. Ungern ließ man geschehen, was nicht zu ändern war. Die Verordnung vom 28. Mai 1831 berief einen Ausschuß erfahrener Männer nach Kopenhagen, um noch einmal eine Verfassung zu berathen. Diese erschien nach langem Harren am 15. Mai 1834. Die gegenwärtigen berathenden Provinzialstände wurden eingeführt, das schleswig-holstein-lauenburgische Oberappellationsgericht und die schleswig-holstein-lauenburgische Regierung eingesetzt. Die Forderungen Lornsens waren einem Theile nach wenigstens erfüllt, und in vier Jahren war wieder gewonnen, was zu verlieren man vier Jahrhunderte gebraucht hatte.

Es ist nun das Wesen einer jeden Verfassung, daß sie alle Lebenselemente der Staaten in sich aufnimmt, allen einen höheren und freieren Geist einhaucht, in allen bald mit der stillen Gewalt der politischen Erziehung, bald mit dem entscheidenden Willen des Volkes das Einzelne wie das Ganze fördert. Jene ständische Verfassung erstreckte daher auch in den Herzogthümern ihre Bedeutung nach allen Seiten des öffentlichen Lebens hin, und es wäre eine Aufgabe, die wohl der Mühe lohnen würde, ihren Einfluß im Allgemeinen nachzuweisen. Wir müssen indessen in diesem Gebiete uns auf unsere bestimmte Frage beschränken. Was diese Stände für die Entscheidung des Verhältnisses zwischen den Herzogthümern und Dänemark gethan, soll das Folgende in Kürze bezeichnen.

Es war ganz natürlich, daß ehe noch die Stände wirklich

zusammentraten, die allgemeine Aufmerksamkeit sich jenen Fragen zuwandte. Man fühlte, daß durch sie die Sache nothwendig in irgend einer Weise zur Entscheidung kommen würde. Schon im Jahre 1832 trat der Kieler Professor, Chr. Paulsen, mit seiner Broschüre: „Ueber Volksthümlichkeit und Staatsrecht des Herzogthums Schleswig" hervor, die in jeder Beziehung die dänischen Ansprüche vertreten sollte, und die Behauptungen aus dem Jahre 1815 wieder aufnahm. Die Schrift erregte einiges Aufsehen bei den Kundigen, weil man die Sache für erledigt gehalten hatte, bei den Nichtkundigen, weil man ihre Behauptungen nicht begriff, bei Allen, weil man fühlte, daß eine neue Zeit des Kampfes kommen werde. Es folgte ihr deßhalb ein neuer Federkrieg, der wesentlich die großen Beschwerden der Herzogthümer gegen die dänische Verwaltung vertrat und das Verständniß derselben verbreitend, den Ständen ihre nächsten Aufgaben im Sinne des Volkes darlegte. Paulsen indessen blieb bei seiner Behauptung, daß Schleswig wesentlich der dänischen Nationalität und ganz der dänischen Erbfolge angehöre. (Für Dänemark und für Holstein, 1836.) Die alten Fragen waren wieder geweckt; die Parteien standen einander gegenüber, ihre Losungsworte waren gegeben, und unter diesen Auspicien traten 1836 die Stände der Herzogthümer zum erstenmale zusammen.

Die ersten Versammlungen dieser Stände indessen hielten sich von jenen wichtigsten Punkten im Allgemeinen ziemlich fern. Es lag das nicht bloß in der Nothwendigkeit, Form und Bedeutung ständischer Wirksamkeit erlernen zu müssen, sondern es lag vielmehr in dem Wesen berathender Stände überhaupt. Da die Regierung allein die Initiative hatte, so konnte von den Ständen aus kein Gesetz zur Berathung kommen; und jene hielt das Princip aufrecht, die eigentlichen Landesfragen nicht zur Erörterung zu bringen. Dennoch brachen sich dieselben an mehr als einem Orte Bahn, und die Privatpropositionen mußten den Mangel des bloßen Rechts der Berathung ersetzen. Gerade diese aber waren es, die sich der Landessache annahmen. Eine Reihe solcher fast in jeder Sitzung regelmäßig wiederholter Propositionen auf Trennung der Verwaltung von Dänemark, Schutz der deutschen Interessen in jeder Beziehung, Erweiterung des Rechts bereitete allmählig das Volk zur politischen Reife vor;

und so wenig Positives auch der Regierung gegenüber durch die Stände erreicht ward, so schritt das politische Leben dennoch rasch vorwärts.

Es konnte nun den Beobachtern jenseits der Belte nicht entgehen, mit welcher Gefahr für die Verbindung der dänischen Monarchie dieses Vorwärtsschreiten verbunden war. Je klarer man sich in den Herzogthümern über das eigene Interesse wurde, desto klarer ward man zugleich über dasjenige, was alles jene Verbindung mit Dänemark hemmte und unterdrückte. Es kam daher den Dänen darauf an, die Resultate zu vernichten, welche die Stände langsam, aber sicher vorbereiteten. Das vermochte die bloß negative Haltung der Regierung nicht; an ihre Stelle mußte eine andere Macht eintreten. So begann die Zeit, in der zum erstenmale das dänische Volk den Kampf mit den deutschen Elementen des Staats, und zunächst mit den Ständeversammlungen der Herzogthümer übernahm. Hier nun hat jede derselben ihre eigene Stellung gehabt. Gegen die schleswigschen Stände wandte man sich zuerst, sie auf ihrem schwächsten Punkte bekämpfend, dann wandte man sich den holsteinischen zu.

Bekanntlich ist die Nationalität Schleswigs gemischt, indem im Norden die dänische Sprache auf dem Lande noch herrscht, aber entschieden allmählig ihrem Untergang entgegengeht. Vor allen Dingen aber kam es Dänemark darauf an, wenigstens Schleswig sich zu erhalten. Das Recht Schleswigs war für die Unkundigen zu verwickelt und für die Kundigen zu klar, um zu einer Waffe in der Hand der Dänen zu werden. Sie begannen daher jetzt noch einmal, die Nationalität Schleswigs an die Spitze zu stellen; nicht so, daß sie, wie früher, nach dem Verhältniß des dänischen und deutschen Elements fragten, sondern so, daß sie von vorne herein das dänische als das auf schmähliche Weise unterdrückte, verspottete, zertretene Element darstellten, und es der eigenen Nation zur Pflicht machten, den „dänischen Brüdern" in Schleswig zu Hülfe zu kommen. Diese Bewegung ging hauptsächlich von Kopenhagen aus. Hier war im Jahre 1835 die „Preßfreiheitsgesellschaft" gegründet, die mit dem Auftreten der deutschen Stände ihren ganzen Plan änderte, und nachdem sie für die Preßfreiheit wenig gethan, jetzt für die dänische Sache viel zu thun gedachte. Sie machte ihr Wochen-

blatt, das „däniſche Volksblatt," zum hauptſächlichſten Organe ihrer Beſtrebungen, und die einzelnen Aufſätze in demſelben[1] zeigen, daß man mit einer gewiſſen Umſicht und Bedachtſamkeit anfangs wenigſtens zu Werke zu gehen gedachte. Doch kamen ſchon Anzeichen bedenklicherer Natur zum Vorſchein, wie z. B. die auf Veranlaſſung jener Geſellſchaft im Jahre 1839 herausgegebene Karte von Dänemark von Ohlſen, in der Schleswig als „Südjütland" bezeichnet war. Die öffentliche Aufmerkſamkeit der Herzogthümer wandte ſich dieſen Angriffen zu; es wurden wieder Broſchüren und Artikel gewechſelt; doch blieb die Sache weſentlich im alten Zuſtande bis zum Regierungsantritte des jetzigen Königs.

Der Name dieſes Fürſten und der ihn umſchwebende Ruhm der norwegiſchen Verfaſſung erweckte bei dem jungen Dänemark große Hoffnungen. Es bildete ſich eine neue Partei, an deren Spitze Orla Lehmann trat, und die das bekannte Blatt „Fädrelandet" gründete. Der Wahlſpruch dieſer Partei war die Zukunft des vereinigten Scandinaviens; aber dieſem Scandinavien wäre Dänemark nur eine Laſt geworden ohne die Herzogthümer. Das Princip der Nationalität, die entſchiedene Baſis jener Partei hinderte ſie, die abſolute Einheit Holſteins mit Dänemark auch nur zu fordern. Deſto beſtimmter wandte ſie ſich Schleswig zu; und ſo entſtand in Beziehung auf die Herzogthümer der Grundſatz der däniſch-ſcandinaviſchen Partei, daß Dänemark „bis an die Eider" reiche. Der Grundſatz an ſich war nichts Neues; aber man wußte ihm eine neue Form der Geltung zu verſchaffen.

Schon ſeit der Diät von 1838 hatten die ſchleswigſchen Stände ſich in der Sprachſache, wenn auch mit Ruhe und Unparteilichkeit an die Spitze der deutſchen Intereſſen geſtellt. Es war daher klar, daß jeder nachhaltige Angriff auf das Deutſche in den Ständen ſelber geſchehen müſſe. Die däniſche Preſſe bereitete den Angriff mit einem ungemeinen Schwall von Redensarten und mit großer Taktloſigkeit vor. Von 1839 bis 1842 blieben indeſſen die däniſchen Angriffe noch weſentlich im Gebiete

[1] Einen kurzen Auszug aus denſelben gibt der angeführte Artikel in der Hall. Allg. L. Z. 1843. Nr. 223. Deutſch herausgegeben ſind die hauptſächlichſten Aufſätze unter dem Titel: „Stimmen aus Dänemark über die ſchleswigſchen Verhältniſſe." Von Pr. Schouw. 1843.

der Tagespresse; es war die Zeit, in der man die öffentliche Meinung in Dänemark auf den Hauptschlag vorbereitete, den man demnächst in den Ständen zu führen gedachte. Ein früher ganz deutsch gesinnter Abgeordneter, der Haderslebener P. H. Lorenzen, gab sich zum Werkzeug her, wenn er gleich den öffentlichen Vorwurf sich mußte gefallen lassen, daß er dafür eine nicht unbedeutende Geldsumme empfangen habe. Er begann in der 22. und den folgenden Sitzungen der schleswigschen Stände von 1842 plötzlich dänisch zu reden; die Versammlung, gereizt durch sein thörichtes Verfahren, erklärte mit 30 gegen 2 Stimmen, daß sie das im Verlauf der heftigen Rede vom Präsidenten gegebene Verbot des Dänischredens als das ihrige anerkenne, und Lorenzen ward aus der Versammlung ausgeschlossen. Jetzt hatten die Dänen, was sie gesucht, einen öffentlichen Scandal, und einen Anlaß, über die Verhöhnung und Zertretung des dänischen Elements zu klagen. Sie thaten es mehr und lauter, als es ihrer Sache gut war. Lorenzen klagte bei dem Könige; die eben versammelten Viborgschen Stände erhoben ihre Stimme; umsonst erklärte dort der königl. Commissär das Verfahren Falks für vollkommen berechtigt und den Gegenstand selber für „unwürdig," von der jütschen Versammlung behandelt zu werden; der Justizrath With drang mit seinem Antrage durch, „der König möge kräftige Mittel ergreifen, um die dänische Nationalität und die Einheit des Staats zu schützen." Zu gleicher Zeit bildete sich in Kopenhagen ein Ausschuß, der eine Adresse an den König in gleichem Sinne und eine Dankadresse an P. H. Lorenzen veranlaßte (30. November) und der die förmliche Organisirung der dänischen Propaganda übernahm.[1] Jetzt folgte eine Fluth von Donnerworten und Schmähreden gegen die Deutschen insgesammt und gegen die Schleswig-Holsteiner insbesondere, deren die Leser sich zu gut erinnern werden, als daß wir sie hier zu wiederholen brauchten. Die entfesselten „Löwen" des kleinen Inselreiches gingen zu Werke, als ob sie das große Deutschland bereits verschlungen hätten, und die Lächerlichkeit ihres Auftretens

---

[1] Genauere Nachrichten darüber in der Schrift: Den danske Sag i den slesvigske Ständerforsamling. Udgivet af Komitteen for den slesvigske Subscription. 1842.

ſtritt mit dem Ernſt der eigentlichen Frage um den Vorrang. Doch möge die ſchnelle Vergeſſenheit unſerer Tage das damals Geſchehene mit ihrem Schweigen bedecken, um dem Beſſeren Platz zu geben.

Denn in der That war jener wortreiche Grimm des Dänenthums vielmehr ein Ausdruck des herzlichſten Verdruſſes über den mißlungenen Plan, als eine eigentliche Gefahr für die Deutſchen. Man hatte in Dänemark während jener Zeit eingeſehen, daß ſich die Nationalität Schleswigs wirklich entſchieden habe, und daß es nur der däniſchen Sache ſchaden könne, wenn man auf dem betretenen Wege fortfahre. Unter manchem Nachhall verſchwand daher allmählig die däniſche Propaganda und ihre Thätigkeit, die däniſchen Blätter zügelten ihren Ausdruck, und die Kraft des Dänenthums wandte ſich nun der zweiten Grundlage der Selbſtſtändigkeit der Herzogthümer zu.

Es iſt merkwürdig genug, daß man bis zum Jahre 1839 wenig oder gar nicht von einer Trennung der Herzogthümer auf der Grundlage des Erbrechts geredet hat. Sey dem wie ihm wolle, ſo trat mit der Thronbeſteigung des jetzigen Königs die bekannte Eventualität des Ausſterbens der männlichen Linie ſo nahe, daß es unmöglich ward, ihre Folgen zu überſehen. Allerdings hatte man im Allgemeinen bis dahin als unzweifelhaften Satz die ausſchließliche Berechtigung des Mannsſtammes zur Erbfolge angenommen, allein die betreffenden Unterſuchungen hatte bisher nicht die Meinung begleitet, daß ſie irgendwie praktiſch ſeyen. Jetzt war die Sache anders. Mit allem Ernſte wandte man ſich der hiſtoriſchen Forſchung zu, in dem Gefühle, aus der Geſchichte das gegenwärtige Recht und damit die Entſcheidung über die Zukunft der Herzogthümer finden zu können. Sammwers bekanntes Buch brach hier mit großer Gründlichkeit die Bahn; durch dies Werk wurde die Reihe der bisherigen Zweifel über jenes Recht der agnatiſchen Erbfolge bis zu einem gewiſſen Grade abgeſchloſſen, und die Meinung ward zur Ueberzeugung, daß die weibliche Linie in Dänemark berechtigt, in den Herzogthümern ausgeſchloſſen ſey.

Es war nun nothwendig, daß unter den damaligen Umſtänden gerade dieſe Ueberzeugung von ganz entſcheidendem Einfluſſe werden mußte. Nicht allein daß ſie bei jedem Satze, den

die Herzogthümer aufstellten, als der tiefere Hintergrund erschien; sie machte zugleich die Sache derselben zu einer Frage des Rechts, und stellte sie damit unter den unmittelbaren Schutz des Princips, auf dem das ganze legitime Staatensystem Europas beruht. So ward jener Grundsatz über die Erbfolge bald zur Hauptsache der ganzen schleswig-holsteinischen Frage. Und in der That war er das. Denn war die erbliche Trennung der Herzogthümer von Dänemark unmöglich, so waren die Kämpfe um die Selbstständigkeit der ersteren unnütz und im Widerspruch mit dem Princip, das aus einer Personalunion nothwendig eine Realunion zu erzeugen sucht; war sie dagegen möglich, so wurden jene Kämpfe zu den ersten Anzeichen einer neuen Geschichte der Herzogthümer; war sie unmöglich, so war die Existenz Dänemarks und die Stellung Deutschlands zum Meere für ewige Zeiten die heutige; war sie aber möglich, so war jenem wie diesem eine neue Bahn der Entwicklung angewiesen. Alles, was bisher geschehen und alles, was künftig zu erreichen war, ward auf die Entscheidung über jenen Punkt hingewiesen; um sie handelte es sich damals, und um sie handelt es sich noch gegenwärtig.

Als die Bewegung, welche jene Ueberzeugung in den Herzogthümern hervorrief, über die Belte drang, da erkannte man in Dänemark wohl, warum es sich handle. Man begriff, daß jetzt die Sache nicht mehr mit Reden und Zeitungsartikeln gethan werden könne; es war eine Macht aufgetreten, der sich selbst die Nationalität unterordnen mußte. Und dieser Macht gedachte man in Dänemark mit der höchsten Anstrengung, der man fähig war, zu begegnen.

Die ersten Führer der bisherigen Bewegung traten zusammen; eine officielle Verständigung fand statt, und während im Jahre 1844 die holsteinischen Stände in Itzehoe versammelt waren, stellte in der dänischen Versammlung zu Roeskilde Ussing seinen Antrag: „die Ständeversammlung möge beantragen, daß der König feierlich erkläre, daß Dänemark, Schleswig, Holstein und Lauenburg ein einziges untheilbares Reich bilden, und daß dieses untheilbare Reich nach den Bestimmungen des dänischen Königsgesetzes auch auf die weibliche Nachkommenschaft Friedrichs III. vererbe," und damit das wirklich geschehe, „solle jeder, der gegen diese Bestimmung etwas sage, schreibe oder unternehme, als ein

Verbrecher bestraft werden." Der königl. Commissär Oerstedt erklärte darauf, daß der König solche Wünsche unzweifelhaft gerne entgegennehmen werde.

Es ist schwer zu sagen, was man sich bei diesem Verfahren eigentlich gedacht hatte. Ob man glaubte, die Herzogthümer würden sich, nachdem sie so viele und große Kämpfe mit der ganzen dänischen, norwegischen und schwedischen Macht glücklich durchgekämpft, jetzt dem Ausspruche einer Roeskilder Provinzialständeversammlung fügen und durch die Furcht überwältigt werden, da das Recht sie nicht bewältigen konnte, oder ob man meinte, eine sichere Grundlage für künftige Maßregeln geben und dabei der Beunruhigung der Gemüther in den Herzogthümern nicht achten zu müssen — wir wissen es nicht. Gewiß ist aber, daß der Erfolg den Erwartungen, die man wahrscheinlich hegte, sehr wenig entsprach.

Denn kaum war jener berühmte Ussingsche Antrag in den Herzogthümern bekannt geworden, als diese sich wie Ein Mann erhoben. Von Kiel aus ging die erste Adresse an die holsteinischen Stände, sich der Sache des Volkes anzunehmen, und das ernste Versprechen, daß das Volk sie nicht verlassen werde; fünfundsiebenzig Addressen aus allen Orten der beiden Herzogthümer folgten, und man kann fast sagen, daß kein Mann von Bedeutung sich diesen Erklärungen damals entzogen hat. Die holsteinischen Stände aber richteten nun die bekannte Rechtsverwahrung an den Thron, in der sie den Canon des schleswig-holsteinischen Rechts in den drei Sätzen aussprachen, daß die Herzogthümer souveraine, untrennbare und in dem Mannsstamme vererbliche Staaten seyen. Es ist unnöthig, dem Leser zu wiederholen, was noch nicht vergessen seyn kann; jene holsteinische Erklärung fand dänischer Seits keine Erwiederung, die Deutschen aber hatten jetzt die Grundsätze ihres Landesrechts zu einem Grundgesetze ihres Landes erhoben.

So endete jener Akt und mit ihm der zweite Abschnitt in dem Ringen des Dänenthums nach Einverleibung der Herzogthümer in das Königreich. Näher als je stand die Möglichkeit einer Trennung, bestimmter als je war der Wille der Herzogthümer ausgesprochen, ihre Selbstständigkeit in nationaler wie in rechtlicher Beziehung sich erhalten zu wollen. Und nun,

nachdem so viel geschehen und erledigt, nachdem zu der inneren Unmöglichkeit jener absoluten Staatseinheit noch die äußere der offenen Erklärung der Stände gekommen, durfte man nun nicht glauben, daß man statt des resultatlosen Kampfes in Frieden sich dem doch Unvermeidlichen fügen würde?

Es geschah nicht. Den Dänen blieb noch Ein unversuchtes Mittel, das bedenklichste von allen. Noch immer hatte die dänische Regierung sich von jenem Kampfe äußerlich fern gehalten. Sie war mächtig und sie schien unparteiisch. Durfte man es wagen, die Regierung zur Partei zu machen? die Regierung, deren Fürst zwar König von Dänemark, aber zugleich Herzog der deutschen Lande war? Durfte man es wagen, diesen Fürsten durch die Interessen des einen Fürstenthums mit denen des andern in Gegensatz zu bringen? Dennoch blieb den Dänen — wenn auch nicht dem Könige des Staates Dänemark — nichts anderes übrig. Und so ging man dem letzten und entscheidenden Schritte entgegen.

V.

Anderthalb Jahre erwog man jenseits der Belte in tiefem Geheimniß, was zu thun sey. Endlich entschied man sich. Am 8. Juli erschien der offene Brief. Ihm folgte tiefe Bewegung des Volkes, die Selbstauflösung der Stände, die Erkärung des deutschen Bundes. Der Rubikon war überschritten, und nicht wenige begannen die Ueberzeugung zu fassen, daß man am Anfang des Endes stehe.

Was in diesem halben Jahre nun geschehen ist, ist noch zu neu, um hier wiederholt werden zu können. Auch ist in der That wenig entschieden, und das Wort eines großen deutschen Staatsmannes scheint sich in mehr als einer Hinsicht zu bestätigen: c'est une question qui n'est pas encore mûre. Allein eine weitere Folge hat der offene Brief gehabt, die hier allerdings ihre Stelle finden muß.

Jenem offenen Briefe nämlich folgte kurz nachher ein schon in demselben erwähntes Bedenken einer Allerhöchst verordneten Commission, dessen Aufgabe es war, den Inhalt des offenen Briefes als historisch und rechtlich begründet darzustellen. Hatte nun dieses Commissionsbedenken Recht, so hatten die Herzogthümer Unrecht, der offene Brief war eine königliche Erklärung

über geltendes Recht, und jede Opposition gegen denselben mußte als wirkliche Widersetzlichkeit betrachtet werden. Die Regierung hatte natürlich gehofft, daß die in dem offenen Briefe enthaltene Behauptung, daß Schleswig entschieden und Holstein beinahe unzweifelhaft der Erbfolge des dänischen Königsgesetzes gehöre, in jener Staatsschrift schlagend nachgewiesen worden sey. Dieselbe war daher von der größten Wichtigkeit, theils weil die Unrechtmäßigkeit jeder Opposition und freilich dann auch die Rechtmäßigkeit des offenen Briefes auf ihr beruhte, theils weil durch sie die ganze Frage auf das Gebiet wissenschaftlicher Erörterungen hinübergezogen war. Eben so natürlich war es denn auch, daß sich die höchste Aufmerksamkeit des Landes dieser Staatsschrift zuwendete, und daß die Untersuchung über ihren Inhalt aus den obigen Gründen eine Bedeutung gewann, wie sie wohl selten einer rein wissenschaftlichen Erörterung über ähnliche Gegenstände zu Theil geworden ist. So entstand eine ganze Literatur über den offenen Brief und jenes Commissionsbedenken, die wir zum Schlusse kurz charakterisiren wollen.

Das Commissionsbedenken, das kurz nach dem offenen Briefe ohne Titel, Datum, Druckort und Verleger erschien, ist, abgesehen von seinem speciellen Inhalt, in mancher andern Beziehung ein merkwürdiges Aktenstück.

Bis dahin nämlich war in den betreffenden Erörterungen das frühere Recht der Herzogthümer fast immer der Hauptpunkt des Streites gewesen. Das Commissionsbedenken dagegen hat von vorne herein sich auf den Standpunkt gestellt, die Geltung des dänischen Königsgesetzes in Schleswig ausschließlich auf die Vorgänge des vorigen Jahrhunderts von 1721 und 1773 zu stützen. Es hat dadurch die Entscheidung über diese Vorgänge zur Entscheidung über das ganze Staatsrecht Schleswigs gemacht.

Es hat dasselbe ferner merkwürdiger Weise die Frage nach Holstein und dessen Erbrecht ganz bei Seite gelassen und sich ausschließlich mit der schleswigschen Frage beschäftigt. Es ist schwer, sich das Verhältniß zu erklären. Wir lassen es dahin gestellt, ob die Commission die dänischen Behauptungen in Beziehung auf Holstein für unangreifbar oder für unhaltbar gehalten hat. In jedem Falle stimmt das bezeichnete Verfahren sehr mit der Ansicht der skandinavischen Partei überein, die Dänemark

bis zur Eider und nichts weiter will. Immerhin aber ist dadurch das eigenthümliche Verhältniß entstanden, daß man nicht recht weiß, als was der offene Brief in Beziehung auf Holstein angesehen werden soll, da seine Behauptungen für dieses Herzogthum weder ein Gesetz, noch der Ausdruck einer auf wissenschaftlichem Wege gefundenen Ueberzeugung seyn können. Doch sind das die geringsten Verwirrungen, die durch jenen Akt der dänischen Regierung erzeugt worden sind. Das aber verstand sich von selber, daß die Abwehr nur gegen den Punkt gerichtet werden konnte, woher der Angriff kam. Der wesentliche Inhalt des Commissionsbedenkens nun ist folgender. [1]

Die Einleitung kommt nach einigen historischen Bemerkungen zum Jahre 1720 und schließt hier mit der Bemerkung, daß der König von Dänemark, Friedrich IV., den herzoglich gottorfischen Antheil an Schleswig von dem seinigen aus occupirt, denselben daher nach Kriegsrecht erworben, und keinen Zweifel gehegt habe, über den „von Dänemark" eroberten Antheil zu Gunsten Dänemarks verfügen „und diesem ganz Schleswig incorporiren zu können." Das frühere Band zwischen ihm und dem gottorfischen Hause sey durch den Krieg zerrissen, England und Frankreich seyen der Incorporation nicht in den Weg getreten, und so „ward der Entschluß dazu entschieden gefaßt."

Der erste Punkt des Bedenkens wiederholt, daß die Absicht der Incorporation klar aus den Berathungen, die dem Einverleibungspatente vom 22. August und den Erbhuldigungen vom 3. und 4. September 1721 vorhergingen, ausgesprochen sey.

Der zweite Punkt behauptet, daß diese Absicht durch jenes Patent und durch die Erbhuldigung wirklich vollzogen sey.

In dem Patente kommt nämlich die Stelle vor, der König sey in Beziehung auf den herzoglich gottorfischen Antheil von Schleswig „entschlossen, selbigen Antheil mit dem unsrigen zu vereinigen und zu incorporiren." Dies wird so ausgelegt, daß der König gemeint habe: „den fürstlichen Antheil mit dem königlichen zu vereinigen und mit (zugleich mit) dem königlichen dem Königreich zu incorporiren" ꝛc. Daß dieses

[1] Das Commissionsbedenken ist abgedruckt in Ravits Jahrb. d. Gesetzgeb. u. Verwalt. der Herz. Zweiter Jahrgang. 1846. Heft 4. Hier sind gleichfalls die übrigen bezüglichen officiellen Aktenstücke aufgenommen.

geſchehen ſey, wird ferner dadurch unterſtützt, daß der König das ſchleswigſche Wappen aus dem Mittelſchilde in den Hauptſchild neben die Wappen von Dänemark und Norwegen verſetzen ließ, ſo wie durch eine Stelle aus dem bekannten Biographen Friedrichs IV., Andreas Hojer.

Der dritte Punkt geht um einen Schritt weiter. Es wird behauptet, daß die Abſicht Friedrichs IV. geweſen ſey, Schleswig zu einer Provinz von Dänemark zu machen, daß er jedoch dieſe Abſicht nicht verwirklicht habe. Nur in Einem Punkte ſey dies vollſtändig geſchehen, im Erbrecht. „Die Wirkungen der Incorporation beſchränkten ſich auf den Uebergang der königsgeſetzlichen Erbfolge auf Schleswig und auf die alleinige ſouveraine Regierung über dieſes Herzogthum.“ Das Königsgeſetz habe zu dem Ende keiner Publikation in Schleswig bedurft. Lokalhuldigungen ſeyen nicht nöthig geweſen im altköniglichen Antheil; im herzoglichen, jetzt erworbenen Antheile aber haben die Huldigungen der Prälaten und Ritterſchaft, die dem Könige wie ſeinen „königlichen Erbſucceſſoren in der Regierung, secundum tenorem legis regiae,“ geleiſtet wurden, das Königsgeſetz und ſeine Gültigkeit anerkannt.

Viertens wird behauptet, daß die Beſtätigung der Privilegien, die von Friedrich IV. nicht geſchehen und erſt von Chriſtian VI. vollzogen ſey, die unveränderte Verfaſſung des Herzogthums nicht beweiſe, obwohl mit Ausnahme der Erbfolge des Königsgeſetzes die Incorporation nicht weiter zur Ausführung gekommen.

Fünftens wird der Satz aufgeſtellt, daß dieſe nach Königsrecht geſchehene Einführung der königsgeſetzlichen Erbfolge in Schleswig in den Jahren 1767 und 1773 von dem hochfürſtlichen Hauſe Gottorf anerkannt ſey, indem dieſes auf alle ſeine Anſprüche zu Gunſten der Krone Dänemark reſignirt habe. Daſſelbe wird von dem Verzichten der ſchwediſchen Linie von 1750 behauptet.

Der ſechste Punkt betrifft nun das Erbrecht der Linie Sonderburg. Die Commiſſion iſt beſonders in dieſem Abſchnitte offenbar der Sache nicht ganz Herr. Das Verhältniß der ſonderburgſchen Linie ſoll ſich bis 1721 nicht weſentlich geändert haben. Auch nach 1721 haben die ſonderburgſchen

Herzöge für ihre Lehensansprüche auf Schleswig gemuthet, und auf diese Muthungen sind noch bis 1767 königliche Antworten erfolgt. Aber das soll nichts beweisen, weil „seit der Erblichkeit in den souverainen Fürstenhäusern, also seit 1658 ein sonderburgscher Successionsanspruch an Schleswig von der königlichen Linie, so lange von ihr noch Mann und Weib übrig, als nicht mehr berechtigt betrachtet wurde." Der Grund davon soll seyn, daß „die Verlehnungen zur gesammten Hand für die sonderburgsche Gesammtlinie ausschließlich an angestammte Lehentheile geknüpft" gewesen; seit 1779 aber habe kein sonderburgscher Herzog mehr irgend einen Theil des alten sonderburgschen Fürstenlehens besessen. Auch habe kein Agnat sich gegen den im Patent vom 9. September 1806 bei der Vereinigung Holsteins mit Dänemark gebrauchten Ausdruck „Staatskörper" verwahrt.

Endlich soll die Primogeniturordnung der Speciallinie Sonderburg von 1633 keine Gültigkeit für die Staatserbfolge dieser Linie haben, weil sie sich nur auf das Privatvermögen derselben bezieht.

Dies ist in kurzem Abriß der Inhalt des Commissionsbedenkens und der Inhalt des offenen Briefes, so weit derselbe das Herzogthum Schleswig betrifft. Der Irrthümer und des Widersinnigen war aber so viel in dieser Darstellung, und die Sache selber zugleich von so entscheidender Wichtigkeit, daß die Professoren des Rechts, der Geschichte und der Staatswissenschaften an der Kieler Universität zusammentraten, und in ihrer Schrift: „Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig" jenes Bedenken einer gründlichen und durchaus ruhig gehaltenen wissenschaftlichen Kritik unterzogen. Die Arbeit hatte noch während ihrer Vollendung mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, die von Außen her der Veröffentlichung derselben entgegentraten. Dennoch blieben die neun Verfasser, Falk, Früh, Herrmann, Christiansen, Madai, Droysen, Waitz, Ravit und Stein entschlossen, die Rechte des Landes, so viel an ihnen lag, zu vertreten. Die Schrift erschien; ihr wesentlicher Inhalt ist folgender.

Die kurze Einleitung erklärt von vorne herein, daß jenes Bedenken „weniger ein unparteiisches Bedenken, das uns gegeben ist, als vielmehr eine Ausführung, die schon Partei genommen

hat und Alles zu deren Gunsten zu benutzen und zu deuten sucht." In der Voraussetzung aber, „daß nur demjenigen Anerkennung zu Theil werden soll, was sich als Wahrheit und Recht bewährt," wollen die Verfasser jetzt die Frage beantworten: Was ist in der schleswigschen Sache Wahrheit und Recht?"

Der erste Abschnitt hebt in Kürze zwei bekannte, aber für das Folgende wichtige Grundsätze hervor. Zuerst, daß nach den Landesrechten von 1460 das Recht der Erbfolge auf das ganze oldenburgsche Haus übergegangen, die Ordnung der Erbfolge aber von der Wahl der schleswig-holsteinschen Stände abhängig gemacht sey. Zweitens, daß beide Lande als ein untrennbares Ganze dem Könige Christian I. gehuldigt, und daß selbst in den größten Zertheilungen unter seinen Nachkommen diese Untheilbarkeit der Herzogthümer darin unverbrüchlich festgehalten sey, „daß niemals Schleswig für sich und Holstein für sich regierende Herren erhielten."

Der zweite Abschnitt betrachtet nun das Erbrecht der Linie, auf die es nach dem Aussterben der männlichen königlichen Linie ankommt, der Sonderburger (Augustenburger und Glücksburger) Linie.[1] Nachdem die Meinung widerlegt worden, daß durch die Nichtannahme des Hauptes derselben, Johanns des Jüngeren, zum regierenden Herren von den Ständen das Erbrecht seines Hauses in Frage geblieben (1564), da besonders noch der Odenseesche Vergleich von 1579 dieses Erbrecht ausdrücklich anerkennt, so weit nicht jemand ausdrücklich Verzicht gethan, wird die in der That unbegreifliche Behauptung, daß der wirkliche Lehensbesitz das Erbrecht einer Linie bei Belehnungen mit der gesammten Hand bedingen soll, abgewiesen, und gezeigt, daß nicht einmal faktisch die Sonderburger Herzöge nur „mit Beziehung auf Lehensbesitz," wie das Commissionsbedenken will, belehnt worden seyen, da die Belehnung von 1649 von Friedrich III. namentlich alle sonderburgschen Herzöge aufführt, während nur der älteste Sohn Alexanders, Johann Christian, sich im wirklichen Lehensbesitz befunden.

---

[1] In Beziehung auf die historischen Thatsachen, deren Kenntniß die obige Kritik voraussetzt, dürfen wir auf unsern ersten Artikel (Deutsche Vierteljahrsschrift Nr. 36.) verweisen.

Im dritten Abschnitte wird gezeigt, daß weder die Einführung der Primogenitur noch auch die Souverainetätserklärung von 1658 irgend einen Einfluß auf die agnatischen Rechte der berechtigten Häuser haben konnten, und daß das Fortbestehen derselben so wenig damals in Zweifel gezogen sey, daß noch im Jahre 1691 die alte Erbfolgeordnung von Neuem bestätigt wurde.

Der vierte Abschnitt ist nun die Einleitung zu der eigentlichen Hauptuntersuchung. Nachdem die älteren Verhältnisse dargelegt sind, nähert sich die Zeit von 1721, die nach der Ansicht der Commission die entscheidende ist. Die Commission hat in dieser Beziehung versucht, die Absichten Friedrichs IV. zum Beweis ihrer Behauptungen über wirklich geschehene Thatsachen zu benutzen. Diese allgemeinen Absichten der dänischen Regierung werden nun hier untersucht, so weit sie aus den Vorgängen von 1721 hervorgehen. Es zeigt sich dabei allerdings, daß schon früher als 1721 Friedrich IV. in mancherlei Weise versucht, das Herzogthum Schleswig allein zu erwerben, und hier seine Herrschaft zu einer für die Zukunft dauernden zu machen, theils durch die angestrebte Trennung Schleswigs von Holstein, theils durch Versuche den Verzicht des Hauses Gottorf für seinen schleswigschen Antheil zu erhalten. Allein es gelang nicht; es entstand zwischen 1713, dem Jahre der faktischen Occupation, und 1721, dem Jahre der Vereinigung des fürstlichen und königlichen Antheils, ein interimistischer Zustand, der mit dem letzten Jahre geendet werden sollte.

Nachdem so im vierten Abschnitte die durch die allgemeinen politischen Verhältnisse bedingten Bestrebungen der dänischen Regierung gewürdigt sind, geht der fünfte Abschnitt zu den speciellen und persönlichen Absichten des Königs Friedrichs IV. über, die deßhalb besonders betrachtet werden, weil die Commission besonderen Werth auf sie zu legen scheint. Mit Recht wird der letztern hier nachgewiesen, daß sie es nicht verstanden hat, etwaige Absichten des Königs vor dem Patente, und die im Patente enthaltenen zu unterscheiden; daß sie die ersteren behauptet, aber nicht bewiesen habe, und daß selbst wenn, was nicht unmöglich ist, solche vorhanden gewesen, dieselben von keinem Einflusse seyn konnten, weil es allein auf die wirklich

geschehenen Thatsachen des Jahres 1721 ankomme, und in Beziehung auf diese werden nun die drei Fragen gestellt: Welches waren die Absichten Friedrichs IV. bei Einnehmung der „schleswigschen Huldigung von 1721? Was ist von diesen Absichten in der That verwirklicht worden? Welche rechtliche Bedeutung ist dem Geschehenen beizulegen?

Der sechste Abschnitt erledigt die erste dieser drei Fragen. Es wird nachgewiesen, daß nach dem Patent vom 22. August 1721 nicht einmal die Absicht des Königs erhelle, das ganze Herzogthum Schleswig dem Königreich Dänemark zu incorporiren.

Denn erstlich habe sich die allerdings geschehene Incorporation nicht auf das ganze Herzogthum Schleswig bezogen, da das Patent mit selbstlautenden Worten nur sagt, der König sey entschlossen, „den hiebevor gewesenen fürstlichen Antheil im Herzogthum Schleswig mit dem unsrigen zu vereinigen und zu incorporiren."

Zweitens wird gezeigt, daß die geschehene Incorporation auf das Königreich Dänemark gar keinen Bezug habe, da von diesem überall nicht die Rede sey, und der einfachste Verstand bei einer Incorporation zum allerwenigsten doch eine Nennung des Landes fordern müsse, in welches incorporirt werden solle; sondern es stehe ausdrücklich da, daß der fürstliche Antheil dem königlichen Antheil incorporirt werden solle. Die in der That unglaubliche Interpretation der Worte „zu vereinigen und zu incorporiren," die das Bedenken aufgestellt, wird als das charakterisirt, was sie ist; und ferner gezeigt, daß es auch den Zeitgenossen nicht eingefallen ist, an eine geschehene Incorporation in das Königreich zu denken, und daß die angezogenen Stellen aus Hojer, der übrigens die Incorporation nicht behauptet, betreffend die Veränderung der Stellung des schleswigschen Wappens „unter den souverainen Reichen" gerade das Gegentheil einer Absicht auf Incorporation zeige. So ergibt sich denn, daß die behauptete Absicht Friedrichs IV. nicht vorhanden, sondern daß nach Maßgabe der vorliegenden Thatsachen die Absicht nur die gewesen, „den Herzog von Gottorf von aller Mitregierung im Herzogthum Schleswig auszuschließen, die occupirten herzoglichen Lande mit seinem Landestheile zu vereinigen, sich den

alleinigen dauernden Besitz derselben zu sichern, und sich als nunmehr alleinigen Landesherrn anerkennen zu lassen."

Die zweite der obigen Fragen bildet den Inhalt des siebenten Abschnittes. Was wirklich geschehen sey im Jahre 1721, soll gezeigt werden. Die Meinung der Commission geht dahin, daß die durch das Patent vom 22. August beabsichtigte Incorporation durch die am 3. und 4. September 1721 geleistete Huldigung von Prälaten und Ritterschaft vollzogen sey, jedoch nur so weit, daß durch diese Huldigung die Erbfolge des Königsgesetzes mit dem Anrechte der weiblichen Linie für Schleswig anerkannt worden wäre.

Hiegegen wird nun zuerst, nachdem die einzelnen Gründe der Commission gewürdigt sind, geltend gemacht, daß in der Huldigung doch nur das verwirklicht werden konnte, was die officielle Absicht des Königs gewesen. Dann wendet sich die Schrift den einzelnen Worten des Huldigungseides zu, die von jeher am stärksten urgirt worden.

Der Huldigungseid stellt zunächst voran, daß „der König für gut befunden, das vorhin gewesene fürstliche Antheil mit dem Ihrigen zu vereinigen." Auch hier handelt es sich nur um die beiden herzoglichen Antheile. Darauf setzt der Huldigungseid hinzu, daß der König den ersteren „Dero Krone als ein altes injuria temporum abgerissenes Stück auf ewig wieder incorporirt habe." Es erhellt sogleich die besondere Wichtigkeit dieses Ausdrucks. Die Schrift aber zeigt, was außerdem in einer besonderen Beilage nachgewiesen wird, daß der Ausdruck „Krone" hier wie dem ganzen Sprachgebrauch jener Zeit nach nur bildlich für alle Einem Fürsten untergebenen Länder gebraucht werde und niemals einen bestimmten Theil einer Monarchie, also auch hier nicht das eigentliche Königreich Dänemark bezeichne, sondern eben nur die Gesammtheit der Lande. Es wird ferner gezeigt, daß wirklich kein einziger Akt geschehen sey, durch welchen die Incorporation bethätigt worden wäre, da vor allem die Incorporation eine Unterwerfung des öffentlichen Rechts eines Landes unter das andere bezeichne. Das dänische Königsgesetz nun schließt jede Vertretung und jedes Recht des Volkes dem absoluten Monarchen gegenüber aus, während in den Herzogthümern die Stände nicht nur bis 1712

vorhanden gewesen, sondern auch das Recht der Prälaten und Ritterschaft durch die spätere Bestätigung ihrer Privilegien anerkannt sey. So bleibt der einzig noch fragliche Punkt, ob durch den in der Huldigung enthaltenen Ausdruck, daß die Schwörenden »secundum tenorem legis Regiae« sich verpflichten, nicht wenigstens die Erbfolge des Königsgesetzes von ihnen anerkannt sey.

Die Entscheidung der Arbeit geht dahin, daß, weil die Huldigung sich selber „den gewöhnlichen Huldigungseid" nennt, durch jene Worte nicht etwas Ungewöhnliches besagt werden konnte. Es ist unzweifelhaft anzuerkennen, daß wenn jene Huldigung plötzlich die ganze Erbfolge des Landes umstoßen und eine neue einführen sollte, dies in irgend einer klaren und ausdrücklichen Form wenigstens in so weit hätte geschehen müssen, daß die Huldigenden mindestens über das neue Recht nicht zweifelhaft bleiben konnten. Die Bezeichnung der Erbhuldigung als der „gewöhnlichen" läßt aber keinen Zweifel zu, daß die Huldigenden weder geglaubt haben, noch verständiger Weise glauben konnten, daß ihre Huldigung die Staatserbfolge ohne weiteres von Grund aus ändere. Es mag seyn, daß der König oder seine Räthe unter der lex regia jenes dänische Königsgesetz subintelligirt haben. War das der Fall, so war das Verfahren selber keineswegs geeignet, dieses auch nur anzudeuten. Denn das Königsgesetz war in den Herzogthümern nie publicirt, und niemals von der königlichen Linie als ihr Hausgesetz für ihre herzoglichen Besitzungen anerkannt worden; wie sollte es denn möglich seyn, daß dieses Gesetz durch einige beiläufige Worte in einem Huldigungsformular plötzlich für die Schwörenden, die es gar nicht kannten und in ihren übrigen Erklärungen so wie in dem ganzen Akte durchaus keine Rücksicht darauf nahmen, zu einem geltenden werden konnte? Und wie würde es sich in solchem Falle erklären, daß die Eingesessenen des altkönig-lichen Antheils, deren öffentliches Recht durch eine solche Einführung dieselbe Umwälzung erfahren haben würde, wie das der Unterthanen des fürstlichen, überhaupt gar nicht zur Huldigung zugezogen wurden? Man kann es daher füglich dahin gestellt seyn lassen, ob der Ausdruck secundum tenorem legis Regiae das dänische Königsgesetz für den König bezeichnen sollte oder

nicht, oder was derselbe sonst mit diesem Zusatz hat erreichen wollen. Die Auslegung des Eidesformulars muß vielmehr zunächst vom Standpunkt des Schwörenden aus geschehen; und darnach liegt auf das deutlichste zu Tage, daß auf solche Weise nicht die königsgesetzliche Erbfolge in das Herzogthum Schleswig eingeführt worden seyn könne.

Dieses ist die, unserer Ansicht nach, einzig mögliche Erledigung der vielbestrittenen Frage über die Bedeutung der Worte secundum tenorem legis Regiae. Es wird ewig unentschieden bleiben, was mit diesen Worten gemeint ist, und zwar eben deßhalb, weil beide Theile höchst wahrscheinlich etwas anderes darunter verstanden. Es wird nunmehr aber eben so entschieden seyn, daß, mögen sie bedeuten was sie wollen, die behauptete Aenderung der Erbfolge von ihnen nicht hat ausgehen können.

Nachdem nun auf diese Weise gezeigt ist, daß das Patent vom 22. August nicht die Absicht des Königs enthalten hat, das Herzogthum dem Königreiche zu incorporiren, und daß die Huldigungen vom September diese Incorporation nicht vollzogen haben, geht die Kritik im achten Abschnitte auf die Frage über, ob selbst, wenn alles sich so zugetragen, wie die Commission behauptet, dadurch rechtlich etwas erreicht, und namentlich das Recht der Agnaten modificirt worden wäre.

Diese Frage hat die Commission ganz mit Stillschweigen übergangen; die Kritik verneint sie mit Entschiedenheit.

Zuerst wird von derselben das angebliche jus belli des königlichen Herzogs gegen den Gottorfer Herzog abgewiesen. Denn es führte der König, wie urkundlich nachgewiesen wird, nicht als König von Dänemark, sondern als Herzog von Schleswig-Holstein den Krieg. Nach der Union aber sollte nie ein Krieg zwischen den Herzögen stattfinden, sondern ihre Streitigkeiten durch die Entscheidung vermittelnder Mächte beigelegt werden. Die eigentliche Kriegführung und mit ihr dasjenige, was aus ihr folgen soll, war daher rechtlich für den König unmöglich, und wäre es nach der Union selbst dann gewesen, wenn der König als König Krieg geführt hätte, da alle Streitigkeiten zwischen den Herzogthümern und dem Königreiche nicht durch Waffen, sondern durch Unionsaustäge geschlichtet werden sollten.

Dann aber wird zweitens selbst für den Fall, daß ein wahrer völkerrechtlicher Krieg vorhanden gewesen, geläugnet, daß durch die bloße Eroberung schon wirkliche Rechte für den Erwerber gewonnen werden. Der Uebergang des Rechts tritt erst mit dem Frieden ein; das Gottorfer Haus aber hat 1721 keinen Frieden geschlossen; und mithin konnte selbst durch die entschiedenste Besitznahme von Seiten des Königs kein Recht gegen das vertriebene Haus Gottorf gewonnen werden. Wäre daher die Huldigung auch in der Weise geschehen, wie die Commission meint, so würde durch einen solchen Akt dennoch dem Herzoge gegenüber rechtlich nichts geändert, rechtlich also auch nicht die Erbfolge des Königsgesetzes eingeführt seyn können.

Eben so wenig aber würde zweitens diese Huldigung, selbst wenn sie im Sinne des Königsgesetzes geschehen wäre, rechtlich das Verhältniß der übrigen Agnaten des schleswig-holsteinschen Fürstenhauses haben afficiren können. Nach dem niemals aufgehobenen Odenseer Vergleich war die Aufhebung des agnatischen Erbrechts verfassungsmäßig durch rechtsgültige Verzichte bedingt. Die Agnaten der Sonderburger Linie aber leisteten einen solchen Verzicht weder damals noch später, und die Huldigung derselben kann um so weniger als ein solches auch nicht einmal entfernt darin angedeutetes Verzichten angesehen werden, als sie ausdrücklich von denselben nur „ratione ihrer darin belegenen Güter" geschehen ist, und als sogar die Commission unbefangen genug selber erzählt, daß lange nach 1721 noch die Belehnung für die gesammte Hand dieser Linie als geschehen anerkannt worden.

So schließt der achte Abschnitt mit dem Resultat, daß die Incorporation nicht nur nicht faktisch geschehen, sondern rechtlich nicht hat geschehen können.

Der neunte Abschnitt nun wendet sich demjenigen zu, was im Jahre 1773 geschehen ist.

Hier wird nun zuerst nachgewiesen, daß der Vertrag von 1767 und seine Ratifikation von 1773 wesentlich nur den im Jahre 1721 hervorgerufenen Zustand in ein rechtliches Verhältniß erhoben, und gleichsam den nachträglichen Friedensschluß für den Krieg von 1721 bilden sollte.

Dann zeigt die Kritik die Unklarheit in der Darstellung

des Commissionsbedenkens, und weist nach, daß sich der Verzicht des Großfürsten Paul nur auf seine aktuellen Besitzrechte am Herzogthume Schleswig, d. h. an den 1721 occupirten Theil, und auf den aktuellen Besitz von Holstein bezieht, keineswegs aber auf das eventuelle Erbrecht nach Aussterben der männlichen Descendenz. Die Behauptung der Commission, daß dieser Verzicht nun zu Gunsten der Krone Dänemark geleistet, ist geradezu unwahr, indem davon kein Wort in der Akte steht; es wird dem König von Dänemark und seinen „königlichen Kronerben" einfach der ruhige Besitz des Landes zugesichert und zu dem Ende die Garantie dieses ungestörten Besitzes von dem Großfürsten selber übernommen. Daß der ungenaue Ausdruck „königliche Kronerben" nicht etwa eine Cession an die Erben der dänischen Krone enthalten soll, folgt theils aus dem schon früher bezeichneten Sprachgebrauch bei diesen Worten, theils daraus, daß eine solche Cession ausdrücklich und bestimmt hätte geschehen müssen. Die ganze Akte erscheint daher nur als eine Anerkennung des 1721 Geschehenen, und beschränkt sich auch in diesem Falle nur auf die aktuellen Besitzrechte, so daß die künftigen Erbrechte dadurch gar nicht weiter afficirt werden. Die Behauptung endlich, daß durch diesen Verzicht die Erbrechte Dritter, namentlich der Sonderburger Linie angegriffen seyen, wird nur erwähnt, um sie als einen dem Wesen jeder Renuntiation absolut widersprechenden Irrthum zu bezeichnen.

Nachdem auf diese Weise alle einzelnen Thatsachen durchgegangen sind, die eine Aenderung des Staats- und Erbrechts begründen sollen, wendet sich die Kritik im letzten Abschnitt der Frage zu, ob die Ausdrücke „Gesammtmonarchie, Staatskörper" und ähnliche, die oft von dem dänischen Staat gebraucht worden, eine solche Aenderung und Incorporation für die Herzogthümer bezeichnen. Das Resultat liegt zu nahe, als daß wir es genau zu entwickeln brauchten. Jene Ausdrücke beziehen sich durchaus nur auf die in irgend einer Weise gesetzte und völkerrechtliche Einheit eines ganzen Staatencomplexes, in so fern sie nach Außen hin auftritt. Für das innere Staatsrecht sind sie nicht gegeben, und haben daher für dasselbe keinerlei Bedeutung.

Hiemit schließt die Kritik. Wir haben geglaubt, in der Darstellung jener beiden Hauptschriften etwas ausführlicher seyn zu

müſſen; denn da ſie in der That das ganze Gebiet der einſchlagenden Fragen umfaſſen, ſo iſt es von ihnen aus am leichteſten, Stellung und Charakter der übrigen Schriften zu bezeichnen, die jenen beiden erſten und Hauptarbeiten gefolgt ſind.

Bald nach dem Commiſſionsbedenken erſchien, durch officielle Vermittlung, in den beiden Hauptzeitungen der Herzogthümer und demnächſt auch in der Allgem. Zeitung eine Reihe von Artikeln, die man als eine Fortſetzung jener däniſchen Staatsſchrift zu betrachten veranlaßt wurde. Dieſe Artikel waren nicht mit großer Sachkunde abgefaßt; das einzige, was ihnen eigenthümlich war, war eine ſtärkere Betonung des Begriffs und des Rechts der Geſammtmonarchie oder der Staatseinheit als Grund der Untrennbarkeit der gegenwärtigen Theile der däniſchen Monarchie. Im Uebrigen waren ſie ſo voll von Ungenauigkeiten, daß, obwohl ſie vor der Schrift der neun Profeſſoren erſchienen, dieſe ſich dennoch nicht veranlaßt ſahen, weitere Rückſicht darauf zu nehmen. Indeſſen brachte die Allg. Zeitung eine eigene Widerlegung derſelben, die ſpäter beſonders abgedruckt ward: „Dänemark und die Herzogthümer Schleswig und Holſtein" und die mit Gründlichkeit und Umſicht die Verkehrtheiten jener Artikel nachwies, wenn ſie gleich weder viel neuen Stoff noch auch neue Geſichtspunkte enthielt.

„Der däniſche Fehdehandſchuh. Aufgenommen von L. Wienbarg," erſchien faſt gleichzeitig mit der Kritik. Dieſe Schrift hat bei gleichem Ziele einen weſentlich andern Charakter. Ihre Baſis iſt nicht ſo ſehr der ſpecielle Inhalt des offenen Briefes und des Commiſſionsbedenkens, als vielmehr die Darſtellung des ganzen hiſtoriſchen Verlaufs aller der Leiden und Plagen, die die Herzogthümer durch ihre Verbindung mit Dänemark von dieſem Lande erduldet haben. Dabei erſcheint denn das Erbrecht nur als ein Moment in der Geſammtheit der Intereſſen, die Dänemark und die Herzogthümer auf der einen Seite verbinden, auf der andern trennen. Der Verfaſſer kommt daher zuletzt im ganz natürlichen Verlauf der Geſchichte zur Frage, was der deutſche Bund bei dieſer Angelegenheit zu thun habe, was er leiſten könne und was nicht; und die Spitze ſeiner Auffaſſung bildet der Gedanke, daß es die Sache aller Deutſchen ſey, das Recht der Herzogthümer zu behaupten und gegen die Dänen zu

vertheidigen. Das Werk ist daher eine eigentlich publicistische Arbeit, und in vieler Beziehung die Ausführung derselben Grundanschauung, die wir schon bei Schuselka (deutsche Volkspolitik I.) finden. Als solche wird sie für ihren Kreis gewiß die Anerkennung finden, die die tüchtige Gesinnung des Verfassers und die Eleganz seiner Sprache gleich sehr verdienen.

Die kleine Broschüre: „Wer erbt in Schleswig? Eine Rechtsfrage," ist eine in ihrer Art vortreffliche Krystallisation aller der Punkte, die für das Recht Schleswigs und seine männliche Succession wichtig sind. Sie will, daß das Recht entscheiden und die Interessen beherrschen soll, und bietet dafür in kürzester Form die Materialien ungefähr in dem Umfange, in dem sie dem Gedächtniß der nicht Fachkundigen zu bleiben pflegen. Sie hat ihren Kreis, und ist für diesen Kreis mit großem Geschick gearbeitet. Daß sie nichts Neues bietet, liegt in der Natur ihrer Aufgabe.

Die Broschüre von K. Samwer: „Die Vorgänge des Jahres 1721 im Herzogthum Schleswig" nimmt den Theil des Commissionsbedenkens zum Gegenstande, der gerade durch das, was in jenem Jahre geschehen ist, die Incorporation Schleswigs in das dänische Königreich vollzogen meint. Diese Broschüre ist mit der bekannten Gründlichkeit des Verfassers bearbeitet, und obwohl ihre Resultate wesentlich dieselben sind wie die der Kieler Schrift, so hat sie doch so manches Neue herbeigezogen, daß sie als eine treffliche Ergänzung der letzteren gelten muß. Die Beschränkung auf die Vorgänge jenes einzelnen Jahres macht es ihr möglich, alle die einzelnen Gesichtspunkte hervorzuheben, durch welche jene Vorgänge von Wichtigkeit für die Entscheidung des Erbrechts geworden sind. Besonders von Interesse sind dabei die Anführungen aus gleichzeitigen publicistischen Schriften des In- und Auslandes, und es dürfte nicht überflüssig seyn, hier darauf aufmerksam zu machen, wie eine Staatsschrift des Jahres 1685 noch ausdrücklich das Erbrecht der Augustenburger Linie auf die Herzogthümer anerkannt hat. (Samw. S. 12.) An diese erste Broschüre des Verfassers schließt sich eine neuere: „Das Commissionsbedenken" — mit Anmerkungen und einem Nachwort begleitet von K. Samwer — die den Text des Commissionsbedenkens enthält und denselben mit fortlaufenden

Noten begleitet, eine Kritik deſſelben im engeren Sinne des Wortes, die, was die bisherigen Schriften im Allgemeinen gethan, im Einzelnen vollendet, die Nachweiſung, daß jene Staatsſchrift in der That ſowohl durch ihre Auffaſſung im Ganzen als durch ihre Kunde im Beſonderen wenig geeignet iſt das Recht des offenen Briefes auf die Geſchichte oder auf juriſtiſche Deduktionen zu gründen.

Einen andern Weg ſchlägt die Arbeit von H. Hälſchner ein: „Die Staatserbfolge der Herzogthümer Schleswig-Holſtein und Lauenburg." Hälſchner ſtellt in dieſer Arbeit die ganze Geſchichte des Staatsrechts nicht bloß, ſondern auch des regierenden Hauſes dar, und iſt dabei wahrſcheinlich von der Vorausſetzung ausgegangen, daß es in ſo wichtigen Angelegenheiten nicht ſchaden könne, auch Wohlbekanntes noch einmal zu wiederholen. Die eigentliche Aufgabe der Schrift ſehen wir darin, daß ſie bei der Darſtellung jener Geſchichte die einzelnen Stellen hervorhebt, in denen es dem Commiſſionsbedenken entweder, wie Sammer ſich ausdrückt, an der Fähigkeit oder an dem Willen fehlte, auf Wahrheit und Recht gerichtete Forderungen zu erfüllen. Wir müſſen freilich geſtehen, daß manches in jener Arbeit davon zeugt, daß ſie nicht jahrelanger Betrachtung des Verfaſſers unterlegen hat; allein im Ganzen iſt nicht zu verkennen, daß ein großer Theil ſeiner Kritik gegen die Staatsſchrift wohlbegründet und zutreffend genannt werden muß. Oft hätten wir allerdings gewünſcht, daß der Verfaſſer ſeine bekannten Quellen freigebiger citirt hätte; beſonders hätte man es mit Dank erkennen müſſen, wenn derſelbe, da er ſeinem Plane nach auch auf das Verhältniß Lauenburgs kam, gründlicher und ausführlicher geweſen wäre, weil — oder obgleich — hier keine Vorarbeiten exiſtirten. Neues iſt überall in dem Ganzen nicht enthalten.

Bedeutender iſt die in gleichem Plane ausgearbeitete Schrift von dem bekannten Dr. C. Heiberg: „Das ſouveraine Herzogthum Schleswig in ſeiner ſtaatsrechtlichen Verbindung mit Holſtein und ſeine völkerrechtlichen Garantien." Der Verfaſſer iſt bereits lange als einer der unermüdetſten Vertreter der Rechte ſeines näheren Vaterlandes bekannt, und hat durch dieſe Arbeit ſeinen Ruf bewährt. Seine Schrift läßt ſich am beſten bezeichnen als eine Geſchichte der Souverainetät des Herzogthums Schleswig;

und mit richtigem Blick hat der Verfasser hier die Zeit von 1660 an sich zur Hauptaufgabe gestellt. Es zeichnet sich dieselbe besonders aus durch eine umfassende Berücksichtigung des Staatsschriftenwechsels aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, die in so mancher Beziehung reich an wichtigen und bezeichnenden Notizen sind und zugleich die ganze Auffassungsweise jener Zeit am klarsten darlegen. Im Ganzen ist diese Arbeit wenig polemisch, und konnte das seyn, weil ihr Hauptinhalt, die Anerkennung der Souveränetät des Herzogthums, auch weniger bestritten war. Sie hat aber das Verdienst, gerade diese Seite der Frage, die gewöhnlich mehr vorausgesetzt als entwickelt wird, gründlich erledigt zu haben, und gehört dadurch in die Reihe der besten Arbeiten, die der Kampf um das Landesrecht in der Wissenschaft hervorgerufen.

Die einzige Schrift, welche inzwischen von dänischer Seite erschien, blieb C. Molbechs historische Skizze: „Das Herzogthum Schleswig in seinen geschichtlichen Verhältnissen zum Königreiche Dänemark und zu Holstein. Aus dem Dänischen von Th. Schorn." Trotz der tüchtigen Sachkenntniß des in der dänischen historischen Literatur wohlbekannten Verfassers wird jeder unparteiische Leser anerkennen müssen, daß diese Schrift vielleicht den besten Beweis für die Berechtigung der deutschen Behauptungen bildet, die es gibt; und zwar nicht durch das, was sie sagt, sondern durch das, was sie nicht sagt. Die ganze Schrift umfaßt 155 Seiten. Davon sind nicht weniger als 146 Seiten auf die Vorgänge bis zum Jahre 1720 verwendet; die letzten acht Seiten enthalten durchaus nichts weiter als eine einfache, unbegründete Behauptung, daß durch die Ereignisse des Jahres 1721 Schleswig wieder dem dänischen Reiche „incorporirt" sey. Es muß die deutschen Schriftsteller in der That wundern, daß nach so ernsthaft geführten Untersuchungen und so reichlich fließender Bearbeitung einer der ersten dänischen Historiker auch nicht die allergeringste Rücksicht auf das nimmt, was von ihrer Seite gesagt ist; eine solche Vernachlässigung ist nur zu geeignet, den Glauben zu erwecken, als lasse sich wirklich nichts Erhebliches gegen dasjenige einwenden, was von Seiten der Deutschen behauptet wird. Es muß ferner auffallen, daß der Verfasser auf den Hauptpunkt, das Erbrecht und das Verhältniß der

Agnaten zu den Cognaten, gleichfalls gar nicht eingeht, und so wenig eine eigene Meinung in dieser Beziehung aufstellt, als er fremde bekämpft. Für dieses ganze Gebiet ist die Arbeit des Verfassers daher inhaltslos. Die eigentliche Aufgabe desselben scheint aber die zu seyn, die angebliche Incorporation von 1721 als den Schlußpunkt einer Entwicklung darzustellen, die das durch den Gang der Zeiten allmählig von Dänemark, seinem Recht, seiner Nationalität und seiner Politik abgelöste Schleswig wieder mit jenem „Mutterlande" vereinigt. Zu der Geschichte jener allmähligen Ablösung bringt nun allerdings der Verfasser mancherlei herbei, was von Werth ist; die Geschichte der Wiedervereinigung beschränkt sich auf die einfache Erzählung der kriegerischen Ereignisse seit 1680, denen das Gottorfer Haus unterlegen hat. Eine innerlich schwächere Beweisführung für diese letztere ist daher schwer zu finden, und während wir die Arbeit einen sehr guten Beitrag zur Geschichte des Unterganges des Dänenthums in Schleswig nennen müssen, müssen wir sie für eine wesentlich mißlungene Vertheidigung der neueren dänischen Ansprüche halten.

Die letzte Schrift, deren wir erwähnen müssen, ist „Die Erbansprüche des königl. preußischen Hauses an die Herzogthümer Schleswig-Holstein," von C. Helwing. Dieses Buch ist unter allen letztangeführten vielleicht das am meisten genannte und besprochene, und in der That hat es einen ganz neuen Weg eingeschlagen. Das königl. preußische Haus nämlich gehört durch die dänische Prinzessin Elisabeth, Tochter Johanns I. von Dänemark, unter die meistberechtigten Cognaten des schleswig-holsteinischen Fürstenhauses. Elisabeth, verheirathet mit dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg, unterzeichnete wie gewöhnlich bei ihrer Verheirathung einen Heirathsvertrag mit ihrem Gemahle aus, in dem sie schließlich auf alle ihre Ansprüche auf Schleswig-Holstein verzichtete, „es wäre denn, daß der König, ihr Vater, ohne männliche Leibeslehens-Erben verstürbe," welcher Verzicht 1502 bestimmter wiederholt und 1508 von dem Könige anerkannt wurde. Im Jahre 1517 bestätigte der Kaiser Max I. diese Vorbehalte und stellte dabei dem brandenburgischen Hause eine Lehenserspektanz auf die übrigen Theile der Herzogthümer aus, im Fall dieselben dem Reich heimfallen würden. Der

Verfaſſer behauptet nun demnach, daß die weibliche Erbfolge in den Herzogthümern durchaus neben der männlichen geltend geweſen ſey und noch gelte, und zwar in der Weiſe, daß die cognatiſche Linie überhaupt das Recht auf die Hälfte der Herzogthümer habe. Da nun Johann allerdings ohne männliche Leibeserben geſtorben, ſo ſey die Erbfolge Friedrichs I., ſeines Bruders, in beide Herzogthümer ein Bruch des cognatiſchen Rechts der Brandenburger Seitenlinie geweſen, und müſſe als bloße Uſurpation gelten, die, weil ſie niemals von der letzteren anerkannt, auch niemals gegen dieſelbe rechtskräftig geworden ſey. Es folgt ihm daraus der eigenthümliche Satz, daß Preußen noch gegenwärtig berechtigt ſey, jene cognatiſche Hälfte der Herzogthümer einzuziehen, und den vorhandenen, ſeit dreihundert Jahren unbeſtrittenen Beſitzzuſtand, den alle völkerrechtlichen Garantien und ſogar die des preußiſchen Hauſes ſelber anerkannt haben, eventuell mit Gewalt zu vernichten. Es hat dieſe Anſicht des Verfaſſers indeſſen ſchon mehrfach die entſchiedenſte Widerlegung gefunden; ſie beruht lediglich auf einer Verwechſelung desjenigen, was vielleicht der König Johann perſönlich wünſchen mochte mit dem, was wirklich Rechtens war. Der König verweist die Anſprüche der Eliſabeth und ihrer Nachkommen ſelbſt auf das, was ihr nach „Gewohnheit und landläufigem Rechte" zukam. Aber eben dieſes Recht hat von jeher die Cognaten in Holſtein grundgeſetzlich, in Schleswig wenigſtens ſeit 1460 ausgeſchloſſen, wo an die Stelle einer ſtrengen Succeſſionsordnung das Wahlrecht der Stände trat. Die Stände aber wählten nach Chriſtians II. Abgang ſeinen Oheim, und mit ihm natürlich auch ſeine Nachkommen; und ſelbſt wenn daher, was nicht möglich iſt, das cognatiſche Recht vollkommen klar gemacht werden könnte, ſo würde die ſtändiſche Anerkennung Friedrichs I., ſo wie ſeiner Söhne in den Herzogthümern die Berechtigung der weiblichen Linie ausſchließen. Daß der Verfaſſer dieſe Anerkennung eine Uſurpation nennt, ändert die Sache nicht. Was das kaiſerliche Privilegium betrifft, ſo gilt von demſelben, in ſo fern es eine Beſtätigung iſt, daß der Kaiſer nicht mehr Rechte beſtätigen konnte, als wirklich vorhanden waren; in ſo fern es auf künftige Anſprüche Bezug hat, iſt es eine bloße Lehnserſpektanz — das perſönliche Verſprechen des Kaiſers in einem gewiſſen Falle

belehnen zu wollen, das nach anerkannten Rechtsgrundsätzen keine bindende Kraft für den Nachfolger hat, und jetzt wenigstens nach der Auflösung des deutschen Reiches gänzlich bedeutungslos geworden ist. — In jedem Falle aber hat diese Schrift die hochwichtige Bedeutung, die Stellung Preußens aus einer bloß politischen zu einer rechtlichen gemacht zu haben. Denn wenn auch die Ansichten des Verfassers weder richtig noch klar sind, so hat derselbe dennoch das große Verdienst, den bisher so wenig beachteten Satz hervorgehoben zu haben, daß das preußische Haus die nächstberechtigte cognatische Linie ist, und daß daher jeder Eingriff in das Erbrecht der Herzogthümer zugleich ein Eingriff in wirkliche, wenn auch fernstehende Rechte Preußens ist. Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, wie wichtig gerade dieser Punkt in den neueren Verhältnissen der Herzogthümer seyn muß; nirgends wie in Deutschland bedarf die Politik des Rechts, und Schleswig-Holstein hat auch hier das Glück, daß seine beste Politik mit seinem vollen Rechte übereinstimmt.

Schließlich führen wir noch die so eben erschienene „Sammlung der wichtigsten Urkunden, welche auf das Staatsrecht der Herzogthümer Schleswig und Holstein Bezug haben," von N. Falk hier auf, die bis auf die neueste Zeit gehend, alle Urkunden enthält, auf denen der Rechtsstreit der Herzogthümer beruht. Gerade jetzt konnte kaum eine dankbarere Arbeit unternommen werden; zum Handgebrauch wie zum wirklichen Studium gleich passend, wird diese Sammlung den ehrenvollsten Platz neben den einflußreichsten Erscheinungen im Gebiete unserer Landesliteratur sich erhalten. Die Einleitung gibt eine kurze Uebersicht des Inhalts, die natürlich zu einer kurzen, aber klaren Geschichte des Staatsrechts werden mußte, und die die Stelle einer Inhaltsanzeige in trefflicher Weise vertritt.

Dies sind die bisherigen Erscheinungen in der staatsrechtlichen Literatur der Herzogthümer, so weit der offene Brief und die dänische Staatsschrift sie hervorgerufen haben. Für das öffentliche Recht ist dieser ganze Kampf nur ein großer Vortheil

gewesen; denn wenn etwas als wissenschaftlich entschieden angesehen werden kann, so ist es unzweifelhaft die vollständige wissenschaftliche Vernichtung der Behauptung der Staatsschrift. Die praktischen Verhältnisse gehen freilich ihren Gang; von ihnen wird vielleicht schon die nächste Zeit mehr zu reden haben.

Die Thätigkeit der deutschen Regierungen gegen Innen.

Frankreich ist, was man auch dagegen sagen mag, wie gerne man die Thatsache läugnen möchte, stets noch das Land, welches von politisch gebildeten Deutschen mit der anhaltendsten Aufmerksamkeit und nicht ohne Neid beobachtet wird. Das kömmt daher, weil es durch die härtesten, ein ganzes Menschenalter dauernden Opfer großentheils erreicht hat, was wir noch zu erreichen wünschen. England steht mitten in den ungeheuersten Verlegenheiten ungebeugt in großartiger Staatsklugheit auf folgerecht eingehaltener Bahn. Wer will läugnen, daß die Gemüther der so reizbaren Franzosen seit wenigen Jahren sich merklich beruhigt haben, daß in parlamentärem Takte von ihnen unglaubliche Vorschritte gemacht worden seyen, daß der Glaube an Bestand, treue Handhabung und Durchbildung der Verfassung und Unmöglichkeit einer Regierung wie die von 1815—30 war, seit Kurzem erst tüchtige Wurzeln treibe? Und England, wie großartig waren seine Reformen, wie verständig und alles Parteigeistes baar treten die Parteien versöhnt und versöhnend auf, wenn es die großen vaterländischen Interessen gilt!

Diese Erscheinungen verdanken beide Länder dem Umstande, daß sie jedes seinen Premier haben, und in Frankreich ist die erwähnte Erscheinung deßhalb so auffallend, weil seit Langem zum erstenmal eine gesinnungstreue, vorwurfsfreie Persönlichkeit den Geist verkörpert, welcher das Ganze vermöge dessen Eigenthümlichkeit beseelen soll. In England ist dieselbe

Erscheinung an sich nicht neu, aber dadurch merklich von früheren Ministerien abgeschattet, daß nicht ein feindliches grundsätzliches Gegenüberstehen, nicht ein Herumwerfen des Systems von einer Hauptpartei zur andern das Ministerium Russel begleitet haben, als es auf das Ministerium Peel folgte.

Bei uns ist neben gänzlich veränderter Unterlage die Organisation der höchsten Staatsbehörden ungefähr dieselbe geblieben, wie sie war vor dem Reichsdeputationshauptschlusse.

Verändert ist die Unterlage durch die Stellung der regierenden Geschlechter ihren Unterthanen gegenüber, durch die vorschreitende Ausbildung der Landstände, besonders aber durch die stets wachsende Wichtigkeit der Fragen, welche die Regierungsgewalten zu lösen haben.

Die alte Domänenwirthschaft, bei welcher ordnungsliebende Regenten so bedeutenden persönlichen Einfluß auf eine große Anzahl ihrer Unterthanen üben, verfügliche Mittel in steter Bereitschaft halten konnten, ist meist verschwunden, und die Sparsamkeit der Höfe ist zur Nothwendigkeit geworden, hat aber neben vielen guten Folgen auch mehrere nachtheilige zu Begleitern gehabt. So sorgfältig und vorzüglich, besonders den früheren Zeiten gegenüber, jetzt die Regierungsnachfolger erzogen werden, so fehlt ihnen dennoch die Erziehung durch eine bedeutende Zeit, in welcher ihre Väter im Kampfe wider und mit der Uebermacht, im Vereine mit den aufgerufenen Volkskräften, mitten in Gefahren für den Bestand ihres Hauses, für die Erhaltung ihres angestammten oder neuerworbenen Besitzthums alle Kräfte ihres Körpers, ihres Verstandes, ihres Charakters aufbieten und daher ausbilden mußten.

Es theilt daher die nachwachsende Generation der regierenden Häuser mit der Jugend des ganzen Volks den Nachtheil, in eine, gegen die unmittelbar vorangegangene, unbedeutende Zeit gefallen zu seyn. Unbefriedigte Wünsche, Streit zwischen geschichtlichem Rechte und Forderungen der Zeit, zwischen dem, was den Regierungen unentbehrlich scheint, und dem, was den Völkern versprochen wurde, und was diese sauer verdient zu haben glauben, bezeichnen sie, und die behende Anerkennung vollendeter Thatsachen ermuthigt täglich die Widerstandskräfte. Diese wachsen nicht allein durch die natürliche Erneuerung des

menschlichen Geschlechts, sie wachsen beinahe noch mehr durch die vermehrten Verbindungsmittel, durch die plethorische Ueberfüllung aller Berufe, durch Anhäufung großer Kapitalien in Einer Hand, während die Mehrzahl des Volks auf dem Wege der Verarmung, Entsittlichung, ja Verzweiflung schnell vorangetrieben wird. Wahrlich, wenn der Herrscherberuf jemals beneidenswerth war, in unsern Tagen ist er es bestimmt nicht! Das bequeme Befriedigen jeder Laune, die alte Reichlichkeit der Höfe sind dahin, die Oeffentlichkeit hängt wie das Schwert des Damokles auch über den Mächtigsten, und seit dem unerreichten Vorbilde Friedrich des Großen ist Thätigkeit, Aufopferung und Sparsamkeit Pflicht aller Fürsten geworden. Der Billigdenkende möge nie vergessen, daß die Regenten ihren Beruf nicht gewählt haben, daß sie höchstens erreichen können, ihre Eigenthümlichkeit zurechtzusetzen mit den gegebenen Verhältnissen.

Das Festhalten am Hergebrachten ist naturgemäß in Geschlechtern, welche seit Jahrhunderten herrschen, und in welchen der Fürst stets nur als der zeitweilige Nutznießer dasteht. Aber dieses Festhalten hat neben durchgeführten gelungenen Revolutionen, bei dem sichtlichen Streben aller Völker sich als solche zu krystallisiren, und neben den tief einschneidenden Aenderungen des gewerblichen Lebens eine sehr gefährliche Seite. Die Völker stellen nämlich dem alten Systeme: für Alles zu sorgen, Alles zu leiten und zu beherrschen, Forderungen entgegen, welchen weder Hof noch Regierung mit den Kräften genügen können, welche jetzt noch ihnen zu Gebote stehen. Beide, Regierung und Volk, sind nicht mehr, was sie waren, und lange noch nicht, was sie seyn sollten. Wenn nicht irgend ein Todesfall eines ausgezeichneten Fürsten oder Staatsmanns, wenn nicht eine Kartoffelseuche oder eine asiatische Brechruhr die allgemeine Ruhe gefährden und den 32jährigen Frieden aufs schauerlichste stören sollen, so muß eine andere Unterlage für unsere öffentlichen Zustände gefunden, es muß die Forderung und Frage der Neuzeit mit allen ihren Folgen entweder vollständig mit allem, was daran hängt, angenommen, oder aber gänzlich abgelehnt werden. Ob letzteres möglich sey, bezweifeln wir, und wer den Gang der deutschen Regierungen mit Aufmerksamkeit beobachtet hat, wird unsere Meinung theilen.

Kleine Länder können unbeſtreitbare Vortheile haben vor größeren, und beſonders vor den größten. Man findet in ihnen eine Beſonderheit der Sorge für das Gemeinwohl, ein Verwachſen der Hauptſtadt mit den innerſten Familienintereſſen des Fürſten, eine Anerkennung jeder Notabilität von Seite des Hofes. Weimar, Deſſau, Karlsruhe boten dieſes Bild noch vor nicht langer Zeit. Aber neben dieſen Vortheilen leiden kleinere Gebiete an einem unvermeidlichen, mit den Zeitfragen ſtets wachſenden Nachtheile. Dieſelben geiſtigen Kräfte, dieſelben umfaſſenden Kenntniſſe, dieſelbe Geſchäftsgewandtheit, welche dem Miniſter des größten deutſchen Staats nothwendig iſt, wird auch von den Angelegenheiten des kleinen Landes in Anſpruch genommen, ja iſt für den minder Mächtigen ein dringenderes Bedürfniß, weil er nicht durch die Achtung getragen wird, welche ſeine politiſche Stellung einflößt. Auf den ehemaligen Reichs- und Kreistagen mochte Mancher leidlich durchkommen mit ſeinem: in omnibus wie Oeſterreich, nun aber haben die ehemaligen Reichsſtände, ſtatt des Schattens der Kaiſergewalt über ſich, ihre Landſtände unter und neben ſich, und ſtatt Kammergericht und Reichshofrath die öffentliche Meinung und die Preſſe, ſtatt der Kammerwirthſchaft die großartigſten finanziellen und ſocialen Fragen.

Während die Thätigkeit der Landſtände ſich überall ausdehnt, mehr durch Naturnothwendigkeit, als durch Entgegenkommen der Regierungen — wie dieſes ſtets und überall der Fall war — iſt es in allen übrigen Zweigen der inneren Verwaltung ſo ziemlich beim Alten geblieben, und man ſcheint nirgends begriffen zu haben, daß ſtändiſches Eingreifen und Mitſprechen durch organiſche Thätigkeit der Gemeinden und Bezirke bedingt und getragen werden müſſe, wie dieſes zu erſehen iſt in dem Lande, deſſen Verfaſſung für das Vorbild aller feſtländiſchen gilt, weil ſie geſchichtliches Recht mit den Forderungen der Zeit, Freiheit mit Ordnung, Kraftentwicklung mit Abwehr der Willkürgewalt vereinigen konnte.

Wenn in England der Miniſter des Innern mit wenigen Buraliſten vollkommen mit ſeinen Geſchäften auf dem Laufenden bleibt, und noch genügende Muße findet, dem edlen Waidwerke nachzugehen, ſo iſt dieſes in deutſchen Landen keinem ſeiner

Amtsgenossen vergönnt, ja die Fälle sind selten, in welchen Selbstanschauung provinzieller Zustände mit einer Erholungsreise verbunden werden kann. Einerseits hat dieser in allen Richtungen zugleich thätig zu seyn, andererseits sitzt er in einem berathenden Collegium, welches diese seine Thätigkeit wieder bedingt, und durch welches für die dringendsten Maßregeln, welche nur durch augenblickliches Eingreifen ins Leben treten können, gewiß Zeit, wahrscheinlich aber auch Kraft und Vollständigkeit verloren geht.

Zwar hat man vielfältig in unserem deutschen Vaterlande den Gemeinden freiere Wahl ihrer örtlichen Behörden und einige Thätigkeit in Verwaltung ihrer Angelegenheiten gestattet, aber nur geringe Theilnahme bemerkt. Daß dieses befremdet hat, sollte eigentlich befremden, denn es wird von oben herab so viel verboten, geboten und regiert, daß eine Gemeinde als solche dennoch ihres Lebens nicht froh, ihrer gerechten Wünsche nicht theilhaftig werden kann. Bevor Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte nicht eingeführt wird, ist auch für das Fach der Verwaltung eine gründliche Verbesserung nicht zu hoffen. Das Geheimthun muß sich zugleich in allen Zweigen des Staatslebens in die nothwendigen engsten Gränzen zurückziehen.

Daher ermangelt bei uns die Verwaltung der Zustimmung und Hülfe der Gebildetsten. Gerne würde der unabhängige Gelehrte dem Zutrauen seiner Mitbürger entsprechen, wenn er für seine Vaterstadt thätig seyn könnte, ohne täglich mit einem Schreiber in Conflikt zu gerathen. Gerne würde der größere Gutsbesitzer als Friedensrichter nützen, ja als Dorfschulze seinen Einfluß zum Besten des Staats anwenden, wenn nicht ewige Berichte und Tabellen zu fertigen, ewig Verhaltungsbefehle, Verweise, Mahnungen einzuregistriren wären. Ja die Landbeamten lieben es zuweilen, den in Vermögensverhältnissen höher stehenden unabhängigen Mann die Regierungsgewalten auf die möglichst herbe Weise fühlen zu machen.

Man kann daher den Tadel, welcher so oft über die Verwaltung in Deutschland vernommen wird, in das Wort: Halbheit zusammenfassen. Es wäre unbegreiflich, wenn das Volk mit dem so sehr verbesserten Unterrichte, mit den vermehrten Verbindungsmitteln, mit der allgemeinen Wehrpflicht, und bei

der, wenn auch vielfach beſchränkten Oeffentlichkeit der Ständeverhandlungen nicht zugleich das Gefühl ſeiner Rechte, die Sehnſucht nach dem Verheißenen, aber nachher wieder Verſagten, das Bewußtſeyn, eine minder bevormundende Behandlung zu verdienen, erlangt hätte. Wer geſetzmäßige Freiheit nur halb geben will, zeigt zugleich Furcht und Mißtrauen, und darf ſich darauf gefaßt machen, daß er ſie in Kurzem ganz geſtatten müſſe, ohne daß man ihm dafür danken wird, was gleich anfangs gewiß mit vollem Herzen geſchehen wäre, denn das deutſche Volk hängt noch liebend an den Geſchlechtern ſeiner Fürſten, jedes Blatt ſeiner Geſchichte gibt Zeugniß hievon.

Aus den alten Zeiten iſt, gewiß in der beſten Abſicht und als Schranke gegen jede Willkür ein berathendes Collegium, ein Miniſter-, Staats- oder geheimer Rath um den Fürſten gebildet, und jenem die oberſte Leitung, die Behandlung der Staatsgeſchäfte übertragen worden. Man hat dadurch allſeitige Erwägung jeder wichtigen Angelegenheit, ſtrenge Einhaltung der Behandlungsformen, Billigkeit bei ſogenannter Adminiſtrativjuſtiz, und Erhaltung der überlieferten Regierungsgrundſätze bezweckt und theilweiſe auch wirklich erreicht. Der Sitz in dieſem höchſten Rath war der Ziel- und Endpunkt des Wirkens der fähigſten Arbeiter in allen Unter- und Mittelbehörden, und deßhalb meiſt mit Männern in vorgerückten Jahren, mit ausgezeichneten Arbeitern in Einem Fache, daher aber auch oft mit zu hartnäckigen Verfechtern des Beſtehenden und Hergebrachten, mit Individuen beſetzt, welche die Gegenwart nicht begreifen, die Zukunft nicht ſich conſtruiren konnten. Das Prinzip der Theilung der Arbeit taugt gerade allein für Bearbeitung rein politiſcher Fragen am wenigſten. Wer ſtets in Einem Fache der Verwaltung gearbeitet hat, vielleicht auf unübertreffliche Weiſe, wird dadurch dahin gebracht, daß er daſſelbe für das allein wichtige hält, daß er alle allgemeinen Fragen demſelben unterordnen will, und je vorzüglicher er ſeiner Ballei vorzuſtehen wußte, deſto nachtheiliger kann ſein Einfluß im Staatsrathe dadurch werden. Es waltet hier ungefähr daſſelbe Verhältniß ob, wie zwiſchen Feldherrn und Generalſtabsoffizieren einerſeits, und Hauptleuten und Bataillonscommandanten andererſeits. Noch zu häufig findet man in der Civilverwaltung das Gegenſtück zum

preußischen Heere vor der Schlacht von Jena, wie General Graf Henkel-Donnersmark dieses in seinen Memoiren schildert.

Wenn in Frankreich von 1791 an auf einmal so umsichtige Minister, so thätige Feldherrn auftauchten, nie vorher gehörte Namen, so waren es die unverbrauchte Kraft, die freie in bedeutender Zeit gewonnene Ansicht, welche erneuten, schufen, belebten und die Mittel fanden, aus den furchtbarsten Krisen Land und Volk zu retten.

Möge unser deutsches Vaterland von einer Umwälzung verschont bleiben, wie die französische war! Es hat seit einem halben Jahrtausend mehr gelitten als verschuldet, und leidet jezt noch, und bei dem halb erwachten Volksbewußtseyn mehr als in den erbärmlichen Zeiten des heil. römischen Reichs. Nicht daß die Regierungen jener Zeit, das öffentliche und Privatleben der Fürsten, Heerwesen und Staatshaushalt einen Vergleich mit denen der Gegenwart aushalten könnten, aber die Dringlichkeit und Wichtigkeit der Fragen der Zeit erfordert eine ganz andere Behandlung der Landesangelegenheiten als in jenen Tagen der politischen Unschuld genügen mochte.

Der Organismus der obersten Behörden ist offenbar für die jetzigen Zustände nicht berechnet und muß umgebildet werden, wenn die Wirkung auf die Völker nicht eine andere, vielleicht gar die entgegengesetzte von der werden soll, welche man bezweckt hatte.

Wenn nämlich auf Einer Seite großartige Maßregeln, großartige Persönlichkeiten erfordert werden, um noch nie dagewesene Schwierigkeiten zu besiegen, so ist auf der andern Seite die Staatskunst wesentlich auf Ausgleichungen und Mittelwege, auf Geben und Nehmen von Zugestehungen gestellt. Jenes kann durch Stimmenmehrheit nicht erreicht, dieses vom gewöhnlichen rein-juristischen Standpunkte aus am wenigsten vollführt werden; so vortrefflich Gesetzkunde und unerschütterliche Gesetzlichkeit im Gerichtshofe sind, so wenig kann man mit ihnen auskommen in Lösung rein politischer Fragen, in Behandlung und Bearbeitung gegenüberstehender Persönlichkeiten und in Führung des Steuerruders bei dem steten Wechsel der Winde in Richtung und Kraft. Es scheint beinahe, als ob der Seedienst oder auch nur genaue Bekanntschaft mit der Seefahrt besser auf großartige politische

Thätigkeit vorbereite, als die ſolideſten Univerſitätsſtudien, welche von den glänzendſten Staatsdienſtprüfungen gekrönt worden ſind, aber häufig Friſche, Lebensmuth und Gelenkigkeit auf immer zerſtört, und Reizbarkeit, eckige Formen und eine gewiſſe Beſchränktheit auch bei ſehr bevorzugten Naturen erzeugt haben. Wir können derartige Erſcheinungen in Menge in Deutſchland, und nicht ohne einigen Neid die Gegenſtücke in Oſtindien, ja in Java und Sumatra beobachten.

Um es alſo geradezu herauszuſagen, halten wir einen Premierminiſter, eine Inkarnation des Regierungswillens in Einer Perſon für eine Nothwendigkeit für jede deutſche Regierung, ſowohl den Landſtänden als dem Bundestage gegenüber, und glauben, daß die, täglich tiefergehenden, Specialitäten erfordernden einzelnen Regierungsgeſchäfte zweckmäßiger von untergeordneten Departementschefs geleitet würden.

Wenn man die Specialgeſchichten der deutſchen Staaten vor dem Revolutionskriege nur ein wenig mehr als oberflächlich ſtudirt hat, ſo wird man überall finden, daß mit allmächtigen Miniſtern es zwar zuweilen (weil noch keine Widerſtandskraft in der öffentlichen Meinung vorhanden war) ſehr ſchlecht, im Ganzen aber doch ungleich beſſer ging als da, wo der Wahlſpruch der Geheimenräthe war: Passez moi l'émétique etc.

War es auch keine kleine Aufgabe in jenen Zeiten, die unzähligen verwickelten Hoheits-, Nachbarſchafts-, Gemeinſchafts-, Lehen-, Kreis- und Reichsverhältniſſe zugleich zu überſehen und zu leiten, ſo war doch Alles gegeben, es fanden ſich beinahe überall Vorgänge, und es blieb dem tüchtigen Geſchäftsmann die Möglichkeit, ſehr viel Gutes zu wirken, alte Uebelſtände hinwegzuräumen, die Finanzen zu ordnen, die Rechtspflege zu verbeſſern und der Verwaltung gerade dadurch den Stempel der Väterlichkeit aufzudrücken, weil die verſchiedenen Staatsthätigkeiten nicht ſo vereinzelt gehandhabt wurden, als dieſes gegenwärtig der Fall iſt. Gegen allzu große Mißbräuche und Mißhandlung der Miniſter von Seite des Fürſten ſchützten, wenn auch in trübem Hintergrunde, Reichskammergericht, Reichshofrath und deren beſtellte Commiſſionen.

Seither hat die öffentliche Meinung und haben durch dieſe die Landſtände eine für die Regierungen um ſo bedrohlichere

Stellung eingenommen, als von Seite der Gesammtheit der deutschen Fürsten weniger für Sicherung, Ehre und Wohlstand des Gesammtvolkes geschehen ist, als dieses erwarten zu können und verdient zu haben glaubt. Die ungeheuren Ausgaben für Eisenbahnen, die auf furchtbare Höhe gestiegene Zahl der Proletarier, die Theurung und besonders die durch die alte Regierungsweise aufgedrungene Ansicht, daß die Regierung für Alles zu sorgen habe, für Alles verantwortlich sey, machen sogar die Stellung eines dirigirenden Ministers, selbst wenn er zu dieser Stellung der befähigtste ist, unglaublich schwierig, geschweige die einer berathenden, aus Vielen zusammengesetzten Behörde.

Denken wir uns nun einen deutschen Staat von einigem Umfange, dessen Regierung einen Premier an seiner Spitze hätte. Hohe Geburt, vornehme Erziehung wären keine nothwendigen Bedingungen, aber nicht unwillkommene Zuthaten, dagegen Talent, Beredtsamkeit, unabhängige Stellung im Oekonomischen und höhere Ansicht des Getriebes der Staatsmaschine unumgänglich erforderlich. Diese Bedingungen finden sich zwar nicht leicht gleich vollständig erfüllt, werden jedoch gewiß leichter bei Einem Manne, als bei einem Vereine Einiger gefunden werden. Die Fähigkeiten und Kenntnisse für einzelne Fächer können in zweiter Linie sich unter dem Premier ruhiger und gleichförmiger ausbilden, als wenn auch sie ihren Theil an der Verantwortlichkeit für den allgemeinen Gang zu tragen hätten. Es wird besonders der so oft und so schmerzlich gefühlte Uebelstand wegfallen, daß Einem Minister nichts Angenehmeres geschehen kann, als wenn seinen theuern Amtsgenossen von den Ständen eine Verlegenheit bereitet, etwas recht Kränkendes angethan wird. Die Gabe, die Enden der Faden zu handhaben, die Staatsverwaltung als ein Ganzes zu behandeln und zu überschauen, ist zwar Wenigen gegeben, aber es finden sich doch gewiß in jedem Lande von einigem Umfange so viele ausgezeichnete Naturen, als zu Besetzung und Ersetzung nothwendig sind. Wenn die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit der Minister nicht ein leeres Wort seyn soll, so muß der Vielheit in den Ständen die Einheit in der Verwaltung, eine den Willen der Regierung darstellende Persönlichkeit entgegenstehen. Wer hier in erster Linie dem Staate, dem Fürsten und auch sich selbst

bedeutende Verlegenheiten bereiten würde, wird in zweiter Linie sein besonderes Fach ehrenvoll ausfüllen, und nach dem Grundsatze der Theilung der Arbeit besser, als wenn er zugleich für Alles zu stehen, bei jeder Verhandlung mit zu rathen hätte.

Ein dirigirender Minister bedarf aber für sein Kabinet Männer ganz anderer Art, als wir uns die ihm untergeordneten Departementschefs denken. Er bedarf einen anregenden, ideenreichen, die Zukunft vorahnenden Mann als Rath, und einen gewandten, fleißigen, gut redigirenden Sekretär. Wir möchten die Geschäftsbehandlung, wie wir sie uns wünschen, am liebsten mit der eines Hauptquartiers vergleichen.

Dem, welcher den Zweifel hier äußern wollte, daß in dieser Weise eine Hausmaierwirthschaft, ein Vezierat entstehen könnte, antworten wir, daß in Zeiten wie die jetzigen, bei der Allgemeinheit der Interessen und der Bildung, besonders aber bei der Schuldenlast aller deutschen Staaten jedes Aeußerste zur Unmöglichkeit geworden ist, daß aber bei der Dringlichkeit der Fragen, bei den stets wachsenden Widerstandskräften, und bei der Veränderung der Sachlagen nur neue, kräftige Organisationen, nur energische Heilmittel erhalten und erretten können. Wir finden überall in der Geschichte, daß ähnliche Lagen ähnliche Hülfsmittel ergriffen haben. Nur war die Staatsgewalt noch nie so unterwühlt, wie sie jetzt es leider ist.

Nicht ohne einige Bangigkeit sehen wir deßhalb dem Zusammentritte der preußischen Stände entgegen. Bei der bekannten Stimmung in 6 Provinzen unter 8 wird schon die Versammlung von mehr als 600 Notabeln jedem Einzelnen derselben das Gefühl der Kraft geben, welche endlich die Zusammenberufung nothwendig gemacht hat. Die öffentliche Meinung wird auch den Widerstrebenden vorantreiben und die Geschicke werden sich erfüllen. Dieser Versammlung nun steht wieder eine Vielheit in dem so zahlreich besetzten Ministerrathe gegenüber, und da dieser nicht der Mehrheit, also der wirklichen oder vermutheten öffentlichen Meinung seine Stellung verdankt, so ist die Entzweiung ohne Prophetengabe voraus zu berechnen, wenn nicht ein Premier durch seine Talente die Versammlung zugleich zur klaren Erkenntniß des Gemeinwohls führen, und durch seinen Charakter die Gewähr für allmählige Befriedigung der billigen

Volkswünsche geben wird. Längst schon war größere Einheit der Triebkraft da wünschenswerth, wo durch Kabinetsordren regiert wird, und ohne Schwanken hätte es noch einige Zeit in einem Lande gehen können, dessen Heer Volk ist. Wie aber die Sachen jetzt stehen, müssen wir nur den Wunsch aussprechen, daß ein Mann von Kopf, Herz und Mund die Wiedergeburt eines auf einzige Weise entstandenen, vergrößerten und erhaltenen Staats leiten und den Wünschen der Völker ihr Recht angedeihen lassen möge. An das Steuer dieses Schiffs gehört bei so gewaltigen Strömungen ein starker Arm, ein scharfes Auge und ein großes Herz! Je kräftiger seit der Regierung des großen Kurfürsten die Persönlichkeit der Regenten aufgetreten war und eingeschritten hatte, desto weniger konnte überwiegender Einfluß Eines Ministers dort seither genügen. Der Uebergang ist also um so schroffer, als er mit Geldverlegenheit zusammentrifft, und weil wegen so lange verzögerter Erfüllung eines offen gegebenen königlichen Wortes manche bedrohliche Vorzeichen nicht gefehlt haben. Hier nun ist ein großer herrlicher Beruf zu erfüllen, der Ausbruch lange zurückgehaltener Unzufriedenheit zu beschwichtigen, der deutsche Standpunkt mit dem preußischen, die Beamtenherrschaft mit der Entwicklung des Bürgerthums, das von der Lage gebotene schlagfertige Heer mit eben so dringenden anderweitigen Bedürfnissen zu vermitteln. Hier gilt es verschiedene Provinzialitäten, auseinanderklaffende politische Bildungsstufen, verworrene kirchliche und sociale Zustände in Einklang zu bringen, zusammenzuhalten und zum erwünschten Bessern zu führen, ohne daß die Einheit und Kraft des Ganzen gefährdet werde, den Vortritt im geistigen Leben Deutschlands wieder zu erhalten, welchen Preußen seiner Wesenheit nach nie an andere deutsche Lande und Regierungen hätte abtreten sollen. Landwehr, Zollverein und Berliner Universität postuliren eine organische Ergänzung. Die Vollführung dieser Aufgabe verdient den schönsten Kranz, welchen unser gewiß gegen politische Verdienste nicht undankbares Vaterland jemals einem Staatsmanne geflochten hat oder in Zukunft flechten wird. Wir flehen zum Himmel, daß er bald und vollständig verdient werden möge!

Das österreichische Kaiserreich ist zwar nicht nach der

Mehrzahl seiner Bewohner, es ist aber durch sein regierendes Haus, seine Hauptstadt und Verwaltung, durch sein Heer und sein literarisches Leben deutsch, und wird es stets mehr werden, der panslavischen und magyarischen Gegenstrebungen ungeachtet. Das deutsche Prinzip steht dort über den sorgfältig geschonten und erhaltenen Provinzialitäten. Auch hier hat sich der Gesammtverstand, die Ueberlieferung dreihundertjähriger standhafter Staatskunst oft in großen Staatsmännern inkarnirt, und was jetzt für die Massen durch Ablösung und Aufhebung der Herrendienste geschieht, die Einführung kürzerer Dienstzeit im Heere, die großartigen Eisenbahnbauten beweisen zur Genüge eine Annäherung an das nicht-österreichische Deutschland. Wenn in Oesterreich die Landstände minder unbequem sind, als anderwärts, so ist dagegen die Aufgabe nicht klein, die Einheit neben der Vielheit zu erhalten, in Italien zurückzuhalten, in Ungarn dagegen das vorschreitende civilisirende Prinzip darzustellen. Wir sprechen unverholen die Meinung aus, daß Oesterreich in seiner innern Verwaltung weiter voran ist, als das übrige Deutschland weiß und glaubt, daß es ohne Gefahr noch weiter gehen kann, und daß es in nicht langer Zeit noch größere Schritte voran machen wird, als die oben erwähnten sind. Wenn Preußen im Geiste einer Deputirtenkammer vorangetrieben wird, so wird es Oesterreich im Geiste einer Pairskammer. Wenn die Noth drängte, haben ihm Talente und Charaktere selten gefehlt.

Bayern hatte unter Kurfürst und König Maximilian einen Premierminister, welchen man vielleicht aufstellen könnte als Beweis des Gegentheils von dem, was hier behauptet wird. Wenn man aber bedenkt, wie das Land beschaffen war, als Karl Theodor starb, mit welchem Personal die neue Regierung zu arbeiten hatte, welche Reaktion durch die Verfolgung der besten Köpfe Bayerns vorbereitet worden war, so wird man zwar nicht in die Lobpreisungen des Ritters von Lang einstimmen können, aber dennoch bekennen müssen, Graf Montgelas habe nicht nur zu Vergrößerung und Ausrundung Bayerns unglaublich viel gewirkt, sondern auch für bessere, gleichförmigere innere Verwaltung, für Vorschritt jeder Art und für würdiges Dastehen der Regierung nach Vernichtung des Heeres v. J. 1812. Maximilian I. ergänzte seine liebenswürdige Persönlichkeit unter den gegebenen

Umständen aufs Zweckmäßigste, und war hierin glücklicher als Joseph II., welcher Alles selbst verfügen wollte, und daher bei dem trefflichsten Willen nur Undank der Mitwelt und Widerstand hervorgerufen hat. Denn auch da, wo die Verfassung den Landesherrn nicht beschränkt, ist es räthlich, daß dieser sich durch den Minister, und daß der Minister sich durch den Landesherrn entschuldigen könne, und jener bei überwältigenden Krisen sich als Opfer hingebe.

Einen Vortheil wollen wir noch berühren, welcher entstehen muß aus der von uns bevorworteten Vereinfachung. Sowohl die Opposition im Ganzen, als deren Führer besonders werden jedes Aeußerste sorgfältiger als seither vermeiden, wenn sie die Aussicht haben, einmal als Verwaltung auftreten zu können.

Je kleiner die Gebiete, desto größer die Thätigkeit der Landstände, desto organisirter der Widerstand, ob aus Streben nach Einheit, oder aus Gefühl der Unsicherheit sey dahingestellt, wahrscheinlich aber fällt Beides in Eines zusammen, wo nicht die Gebiete so klein sind, daß sie sich eigentlich nur als ausgedehnten Patrimonialbesitz, als ein Erbe darstellen, welches auch ein gewöhnlicher Mensch übersehen und verwalten kann.

Auch den Gesammtangelegenheiten Deutschlands wäre zu wünschen, daß die Abgabe der einzelnen Stimmen an dem Bundestage bestimmtere Ausgangspunkte hätte, daß die Verhaltungsbefehle an die Bundestagsgesandten schneller und folgerichtiger ertheilt würden. Oesterreichs Einfluß ist vorzüglich durch die Persönlichkeit und die beharrliche Politik seines Staatskanzlers so überwiegend geblieben. Aehnliches läßt sich auch in kleinern Staaten erreichen, und was zwischen diesen zu verhandeln ist, kann bei den so sehr vervielfältigten und vervollkommneten Verbindungsmitteln leicht, sicher, vollständig und geheim dadurch erreicht werden, daß die Kabinetsminister persönlich mit einander conferiren. So oft die Persönlichkeit des Fürsten anhaltender Aufmerksamkeit auf Regierungsangelegenheiten unfähig ist, so oft durch Minderjährigkeit, Greisenalter, oder die, in neuerer Zeit so häufigen Reisen der Fürsten eine vollständige Vertretung der Staatsgewalt erheischt wird, ist ohnehin nothwendig, daß Einer als verantwortlich und frei unter dieser Verantwortlichkeit handelnd dastehe. Je mehr Staatsschulden mitten im Frieden

aufgenommen werden, desto größer ist das Bedürfniß einer Stetigkeit im Gange des Staatsgetriebes, eines deutlichen Bildes, welches sich die vom Geiste und Gange der Regierung zu machen vermögen, welche die Gelder vorschießen, oder die Schuldscheine auf den Börsen kaufen. Sie müssen über die Regierungen urtheilen wie über die Banken nach der Persönlichkeit des Geranten.

Ein bedeutender Vortheil der von uns bevorworteten Concentration ist endlich die bedeutende Ersparniß nicht nur an Besoldungen der vielen seither einander zugeordneten Departementschefs, sondern auch an Schreibereien. Sehr häufig wird besonders das Finanzfach viel zu vereinzelt und von der inneren Verwaltung abgesondert bei uns behandelt. In Augenblicken der Noth zeigt sich dann gewöhnlich, wie wenig die Staatsgewalt, welche wir uns nothwenig als Eine denken müssen, in sich selbst einig ist.

Wenn ein reicher Privatmann schon alsdann besser fährt, wenn er seinen ganzen Hausstand Einem erprobt tüchtigen Manne untergibt, wie viel mehr wird dieses der Fall seyn bei einem Fürsten in Zeiten wie die jetzigen, Landständen, böswilligen Nachbarn, schadenfroher Presse, und der Gewalt der Börsen gegenüber!

L. M.

Die Fürsorge
für das Loos der Eisenbahnarbeiter.

Die Industrie wird nur dann zur Volkswohlthat, wenn nicht bloß dem Capital und der Intelligenz, sondern auch der Arbeit, als dem dritten Faktor jeder industriellen Produktion, der gebührende Antheil an dem durch gemeinschaftliches Zusammenwirken beschafften Erwerbe unverkürzt zu Gute kommt.

Wenn die Vollendung des Deutschland nach allen Richtungen hin durchziehenden Eisenbahnnetzes in naher Zukunft nicht bloß in den rein commerziellen Verhältnissen, sondern auch in politischer, strategischer, nationalökonomischer und socialer Hinsicht mehr oder minder einen totalen Umschwung oder doch wenigstens eine vielseitige Umgestaltung des gegenwärtigen Bestandes der Dinge hervorrufen wird, so dürfte die Ausführung so großartiger Unternehmungen gewiß auch eine entschiedene Einwirkung auf das Wohl und Wehe einer sehr zahlreichen, alle Beachtung erheischenden, aber leider bisher noch wenig beachteten Menschenklasse, nämlich der Klasse der sog. Taglöhner äußern. Ob aber diese Einwirkung als eine heilsame, den vielfach beklagenswerthen Zustand derselben verbessernde, oder ob sie sich für dieselben als Verderben bringend erweisen wird, ist eine andere Frage, die nicht eben so zuversichtlich von vornherein weder bejaht noch verneint werden kann.

Jedenfalls aber ist es eine Frage von hoher Wichtigkeit; denn sie steht im innigsten Zusammenhange mit der Minderung

oder mit der Vergrößerung der täglich sich drohender gestaltenden Gefahren eines wachsenden Proletariats. Um solche aber einigermaßen klar zu stellen, dürfte es vor Allem nöthig seyn, die bisherigen socialen, so wie die Arbeits- und Lohnverhältnisse der sog. Taglöhnerklasse in nähere Betrachtung zu ziehen.

Zunächst mag deßhalb bemerkt werden, daß sich diese Menschenklasse bisher in zwei wesentlich verschiedene Fraktionen schied, nämlich in die dem Landbau zugewendeten Handarbeiter und in die den eigentlichen Baugewerken dienenden Handlanger.

Erstere bestand der Mehrzahl nach aus ansässigen Individuen der landbauenden Gesindeklasse und trieb somit auch die Handarbeit gegen Tagelohn nur in dem Maße als Haupt- oder Nebenerwerbsquelle, je nachdem der eigene Grundbesitz zur Ernährung der eigenen Familie sich überhaupt nicht, oder nur zeitweise nicht zureichend erwies.

Der sittlich bessere Theil der die Tagelohnsarbeit als Hauptverdienst betreibenden Individuen dieser Klasse befindet sich meistens als ständige landwirthschaftliche Handlanger auf ihren Wohnorten zunächst belegenen, größern Oekonomiehöfen gleichsam fixirt, d. h. es hat sich dieser in der Nähe solcher Oekonomiehöfe angesiedelt, oder Heimathsrechte erworben. Auch pflegen solche ständige Handarbeiter, je nach der Art und Natur der Arbeit und dem Grade der Intelligenz ihres landwirthschaftlichen Prinzipals, entweder einen ständigen, im Verhältnisse zu dem Mittelpreise der Lebensmittel stehenden Geldlohn für Arbeitstag oder Arbeitsleistung, oder, namentlich bei Erntearbeiten u. dgl., gewisse Procente des Ernte- oder des Arbeitsertrags zu erhalten. [1]

Es befinden sich mithin die Individuen dieser Kategorie gewissermaßen in einem dem Gesindeverbande analogen Verhältnisse, welches voraussichtlich durch die Einwirkung der Eisenbahnen vorerst noch am wenigsten und namentlich wohl in keinem Falle zum Nachtheile derselben alterirt werden möchte, weil

---

[1] So z. B. wird fast allenthalben der Dreschерlohn mit der 13—15ten Metze des Ausdrusches, der Heuerlohn und die Heuwerbung aber pro Acker oder Fuder mit Geld gewährt u. s. w.

die Erhaltung dieser ständigen Arbeiter den ökonomischen Prinzipalen unentbehrlich ist, und diese daher sich auch vielfach veranlaßt finden werden, deren Lohnverhältnisse zu verbessern.

Hiervon wesentlich verschieden erweist sich aber das Verhältniß derjenigen Individuen, welche aus irgend einer Ursache entweder kein ständiges Arbeitsverhältniß fanden, oder welche den Tagelohn nur zeitweise und als Nebenverdienst treiben, indem solche in demselben Maße, als sie keine Arbeit in der Nähe ihrer Wohnorte finden, sich genöthigt sehen, dieselbe in immer weiteren Umkreisen aufzusuchen.

Die ausschließlich den Bauhandwerken als Handlanger dienende Taglöhnerklasse bildete sich bisher theils aus der mehr oder minder gänzlich besitzlosen Proletarierklasse der größeren Städte und deren nächsten Umgebungen, theils aus den Abfällen des Gesellenstandes der Baugewerke selber und aus solchen Bewohnern des platten Landes, welche meistens wegen übeln Leumundes zu den landwirthschaftlichen Arbeiten auf den verschiedenen Oekonomiehöfen nicht zugelassen wurden.

Eine weitere Vermischung dieser Fraktion der Taglöhnerklasse mit der zuerst erwähnten, hauptsächlich auf dem platten Lande verbreiteten und dem Landbau dienenden Arbeiterklasse, fand bisher nur dann statt, wenn größere, namentlich mit Erdarbeiten verbundene Bauausführungen, als z. B. die Anlage von Landstraßen, Festungsbauten u. dergl. zeitweilig an einzelnen Orten und Plätzen einen die gewöhnlichen Verhältnisse übersteigenden Bedarf an Handarbeitern erheischte. In gewöhnlichen Verhältnissen pflegte sich bisher der Tagelohn der Bauhandlanger in einem gewissen constanten Verhältnisse zu dem Mittelpreise der Lebensbedürfnisse zu halten. Wenn jedoch durch steigende Noth eine größere Anzahl von Landbewohnern als gewöhnlich diesem Nebenverdienste sich zuzuwenden begann, dann sank jedesmal der Tagelohn im Verhältniß zu dieser Arbeitsnachfrage, statt sich im Verhältniß zu der Theuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu steigern.

Ebenso pflegten selbst größere Bauausführungen der angedeuteten Art nur vorübergehend eine namhafte Steigerung des Tagelohns zu veranlassen, indem in solchem Falle durch diesen höhern Lohn angelockt, aus immer weiteren Kreisen der Entfernung

Arbeitsbedürftige herbeiſtrömten, ſo daß ſogar nicht ſelten, gerade bei den umfangreichſten und ungewöhnliche Arbeitskräfte erfordernden Bauausführungen, der anfänglich hochgeſteigerte Taglohn hierdurch ſehr raſch und ſogar bis unter den landesüblichen Mittelſtand wieder herabſank.

Dagegen ereignete es ſich mehrfach, daß gerade in ſogenannten wohlfeilen Zeiten und bei reichlich ausgefallenen Ernten die Arbeitslöhne ſich am höchſten, bei ſogenannten theuren Zeiten und Mißernten aber am niedrigſten geſtalteten. Dieſes hatte aber ganz einfach ſeinen Grund darin, daß im erſtern Falle eine Menge ſogen. Häuslinge, Kothſaſſen oder ſogen. Halb- und Viertelsbauern wegen genugſamen Auskommens keine Veranlaſſung hatte dieſem Nebenverdienſte nachzugehen, während ſolche im letztern Falle wegen unzureichenden Ertrags ihrer eigenen Grundſtücke und verminderter Ernte- und Dreſcharbeiten auf den größern Oekonomiehöfen ſich genöthigt ſah, um jeden Preis der Friſtung des Lebens nachzuſtreben.

So entſchieden immerhin dieſe Schwankungen des Arbeitslohns auf die Lebenslage und das zeitliche Wohl und Wehe der Arbeiter einwirkten, ſo wenig Einfluß hatten dieſelben dagegen andererſeits überall da auf die Arbeit ſelber oder vielmehr auf die Intelligenz der Arbeitsausführung, wo ſolche nicht in ſogen. Gedinge, ſondern lediglich nach ſog. Tagesarbeit geleiſtet ward.

Im letztern Falle hat nämlich der Arbeiter, bei einmal feſtgeſtelltem Lohne, um ſo weniger Veranlaſſung ſeine Körperkräfte übermäßig anzuſtrengen, als ihm dadurch keinerlei Vortheil erwächst und es vollkommen genügt, wenn er nur nicht durch all zu nachläſſiges Arbeiten ſich die Unzufriedenheit der Beaufſichtigenden in einem ſo hohen Grade zuzieht, daß er befürchten muß, von der Arbeit entlaſſen zu werden.

Eine derartige Arbeitsausführung entſpricht daher auch — leider — nur zu ſehr dem in einem großen Theile der niedern Volksklaſſen in Deutſchland vorherrſchenden Hange zur Trägheit, welche wohl in mehrfacher Beziehung als eine Nachwehe der noch nicht allzulange und ſelbſt jetzt nicht einmal allenthalben völlig aufgehobenen gutsherrlichen Hand- und Baudienſtfröhnerei zu bezeichnen ſeyn möchte. Aber gerade deßhalb iſt es auch um ſo dringender nothwendig, eine verbeſſerte Arbeitsmethode zur

allgemeinen Anwendung zu bringen, damit die für das Wohlergehen der Handarbeiterklasse so unendlich wichtige Arbeitsintelligenz allgemeiner zur Erweckung und Entwickelung gebracht zu werden vermag.

Zwar fehlte es nicht an einzelnen und selbst sehr umfangreichen Beispielen einer besseren Methode der Arbeitsverdingung, indem hin und wieder bei Straßenbauten, namentlich die Erdarbeiten, in kleineren oder mittleren Quantitäten ins sogenannte Verding gegeben wurden, und vor Allem dürfen wohl die deutschen Militäringenieure den Ruhm ansprechen, diese Methode in größerem Umfange bei den seit dem Jahre 1816 in Deutschland zur Ausführung gekommenen Festungsbauten zur Anwendung gebracht zu haben. Indessen waren dergleichen Beispiele im Verhältnisse zum Allgemeinen doch allzu vereinzelte Erscheinungen, als daß hierdurch das allgemein übliche System der Handtagearbeit gegen festen Lohn wesentlich modificirt zu werden vermochte, zumal solche größeren Bauten hauptsächlich nur in Preußen und Bayern zur Ausführung kamen, weßhalb die Art der Handarbeit ins Verding, namentlich in den kleineren Staaten Mitteldeutschlands auch nur sehr vereinzelte Nachahmung fand. Hierzu trug auch noch sehr viel bei, daß man häufig den bedauerlichen Mißgriff beging, auf diese Methode der Handarbeit gleich von vornherein und bevor sie zur volksüblichen geworden war, das fluchwürdige System der unbedingten Verdingung an den Mindestfordernden anzuwenden, was dann zur Folge hatte, daß — wenn nicht gerade eine sehr drückende Noth herrschte — die Handarbeiter wenig Neigung zeigten, sich hierauf einzulassen, und, wenn dieses irgend in ihrer Macht stand, es immer wieder dahin zu leiten suchten, gegen festen Lohn pro Arbeitstag arbeiten zu können.

Bevor man jedoch deßhalb — wie dieses oft genug von gewissen Aftertechnikern und Afterkameralisten geschieht — gegen das, über seine wahren Vortheile verblendete, dem Schlendrian und der Indolenz hingegebene sogenannte dumme Volk in Vorwürfe sich ergießt, oder wohl gar die Schlußfolgerung zieht, daß wem nicht zu rathen, auch nicht zu helfen sey, so ziehe man zuvor wohl in Betracht, daß die Handarbeit ins Verding, um solche vortheilhaft betreiben zu können,

1) eine besondere Organisation der Arbeiter,
2) vervollkommnetes und vermehrtes Arbeitsgeräthe und
3) eine besondere Leitung und überhaupt eine entwickelte
:lligenz erfordert. Gesetzt nämlich, es handle sich um
btragung irgend einer Erdmasse und man habe pro Schacht=
einen dem bisherigen Tagelohn entsprechenden Förderungs=
gesetzt, so muß, wenn bei der Gedingarbeit für den ein=
. Arbeiter ein mit seiner vermehrten Körperanstren=
; im Verhältniß stehender, namhaft höherer Verdienst
n festen Tagelohn herauskommen soll,
i) die gesammte Arbeiterzahl in sogenannte Schachtrotten
—20 Mann u. s. w. gegliedert werden, und jeder dieser
n ein tüchtiger Schachtmeister vorstehen;
) muß eine entsprechende Anzahl gut construirter Schub=
Kippkarren, sowie eine genugsame Anzahl Laufbohlen u. dgl.
nden seyn, und müssen
:) die Arbeiter je nach ihren Körperkräften und individuellen
keiten in einer der Bodenbeschaffenheit angemessenen Weise
rbeit angestellt werden, weil jeder Mangel und jeder
griff hierin, der bei der Tagelohnsarbeit dem
itgebenden zum Schaden gereicht haben würde,
dieser Methode der Arbeitsausführung zum
theile der Arbeitsleistenden ausschlägt und
n Verdienst verkürzt. Es folgt hieraus genugsam,
diese Arbeitsmethode sich nicht so ohne Weiteres aneignen
sondern daß die Arbeiter, und namentlich die sogenannten
htmeister, hierzu erst eingeübt und herangebildet werden
n; und daß mithin, besonders bei mangelhaftem Arbeits=
je und unerfahrenen Schachtmeistern, sich dabei für die
ter häufig ein geringerer Verdienst als bei der Arbeit
festem Tagelohn herausstellen kann. Darum geht denn
die hin und wieder bemerkbare geringe Neigung der Arbeiter=
. sich auf diese Arbeitsmethode einzulassen, nicht bloß aus
schem Stumpfsinne hervor, sondern möchte vielmehr einer,
! nichts weniger als ganz unbegründeten Ahnung einer
vermehrten Drangsal zuzuschreiben seyn.
Eine solche Perspektive ist aber nicht nur für jeden Menschen=
d — zumal wenn er Gelegenheit gehabt hat, das in dieser

Volksklasse so häufig herrschende Elend aus eigener Wahrnehmung kennen zu lernen — eine tiefschmerzliche, sondern sie bietet auch dem Volks- und Vaterlandsfreunde, dem treuen Diener seines Fürsten allen Anlaß zu ernsten Besorgnissen.

Bedenkt man nämlich, daß unter obiger Voraussetzung die Wahrnehmung, wie vermehrter Feiß und Anstrengung schließlich nur dazu geführt habe, den bisherigen kümmerlichen Verdienst noch mehr zu schmälern und somit das bisherige Elend noch mehr zu vergrößern, nothwendig selbst das stumpfsinnigste Gemüth mit immer steigender Erbitterung und zuletzt mit Verzweiflung erfüllen dürfte, so kann man sich auch nicht der Befürchtung erwehren, daß dieses, unter Umständen, endlich dahin ausschlagen möchte, eine erneute Jacquerie oder einen erneuten armen Konrad mit allen ihren Gräueln und Schrecknissen hervorzurufen.

Glücklicherweise ist diese Gefahr aber so augenscheinlich, daß sie nicht verfehlen kann Aufmerksamkeit zu erregen und dadurch auch zu veranlassen, die geeigneten Mittel zur Abwendung in Betracht zu ziehen.

Vor Allem möchte sich der Eisenbahnbau als besonders geeignet darstellen, durch umsichtige Anwendung und Erprobung verschiedener Methoden der Arbeitsausführung, sowohl die Intelligenz der Handarbeit auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen, als auch durch Verbesserung der physischen Lage der Arbeiter zugleich auf Veredlung ihres sittlichen Zustandes eine entscheidende Einwirkung zu äußern.

Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß durch den Eisenbahnbau die Intelligenz der Handarbeit bereits ungemein gesteigert worden ist und durch Ausbildung einer großen Anzahl erfahrener Schachtmeister eine ansehnliche Basis der Verbreitung gewonnen hat. Dagegen ist jedoch der physische Zustand der Arbeiter trotz der hin und wieder nominell sehr hoch erscheinenden Löhne nicht verbessert, und um deren sittliche und moralische Veredlung hat man sich vollends gar nicht bekümmert. Ja man darf sogar dreist behaupten, daß trotz des durch den Eisenbahnbau so ungemein vermehrten Bedarfs an Arbeitskräften und trotz der hierdurch sehr gesteigerten Arbeitslöhne im Allgemeinen das Elend der handarbeitenden Klassen hin und wieder nur auf das Grausamste vermehrt worden sey.

Bevor wir jedoch auf eine nähere Begründung dieser allerdings sehr parador klingenden Behauptung eingehen, sey es uns erlaubt, zuvor noch eine kurze Erörterung derjenigen Methode der Bauausführung vorauszuschicken, welche fast allgemein bei dem Eisenbahnbau im Großen zur Anwendung gebracht wird, indem solche auf die hier in Rede stehenden Verhältnisse einen entschiedenen Einfluß äußert.

Nachdem nämlich durch die Erfahrung hinlänglich sich herausgestellt hatte, daß die Bauausführung im Wege der sogenannten Regie — zumal bei den von unsern deutschen Büreaukraten einmal als unerläßlich erachteten Rechnungs- und Controleformen — eine sehr kostspielige und nur sehr langsam vorschreitende sey, hat man bei dem Eisenbahnbau fast allenthalben die Methode der Bauausführung in Entreprise zur Anwendung gebracht.

Zu diesem Zwecke wird die ganze Bahnlinie in mehr oder minder ausgedehnte Unterabtheilungen zerfällt, und der Bau derselben, unter gewissen, in einem sogenannten Bedingnißhefte enthaltenen Vorbehalten dergestalt zum öffentlichen Ausgebote gebracht, daß der resp. Unternehmer sich unter Hinterlegung angemessener Bürgschaft verpflichtet, alle auf einer solchen Strecke vorkommenden Erd-, Wasser-, Brücken- und sonstige Kunstbauten für eine bestimmte Summe, innerhalb einer bestimmten Zeit auszuführen.

Es hat diese Art der Ausführung auch unläugbar sehr große Lichtseiten, denn es ist klar, daß hierdurch

1) der Kostenaufwand nicht nur zum Voraus fest bestimmt wird, und ein nachträgliches Ueberschreiten der Anschläge nur in ganz besonderen Fällen — durch unerläßlich werdende Modifikationen des Bahnprojekts — vorkommen kann, sondern daß solcher auch noch durch das gegenseitige Abbieten der unternehmungslustigen Concurrenten häufig sehr ansehnlich unter den Voranschlag herabgedrückt wird;

2) enthebt diese Art und Weise der Bauausführung die bauleitenden Ingenieure der so ungemein lästigen und zeitraubenden Sorge bezüglich der rechtzeitigen An- und Herbeischaffung aller Baustoffe, bringt das Rechnungswesen auf die allereinfachste Form und gestattet daher den Ingenieuren, ihre Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf die Ueberwachung der

vorschriftsmäßigen Bauausführung zu richten. Endlich gewährt diese Methode auch noch

3) durch deßfalls festgesetzte Conventionalstrafen volle Sicherheit, daß entweder die Bauarbeiten zu der vorgeschriebenen Zeit vollendet werden, oder daß bezüglich einer darin vorkommenden Verzögerung wenigstens Schadloshaltung erfolge. Dieses fällt aber um so gewichtiger in die Wagschale, als bei dem Eisenbahnbau eine möglichst rasche Ausführung den größten Einfluß auf den Kostenaufwand hat, indem unter anderm bei der enormen Größe der Baukapitale schon allein die Verzinsung derselben bis zur Eröffnung des Betriebes höchst bedeutende Summen absorbirt.

Gleichwohl aber bietet diese Methode auch wieder sehr große Schattenseiten dar, insbesondere wenn sie völlig abstrakt dergestalt zur Anwendung gebracht wird, daß die Vergebung unbedingt an den Mindestfordernd-Gebliebenen erfolgt.

Es pflegt nämlich unter dieser Voraussetzung die Bauausführung vorzugsweise der Kategorie solcher Unternehmer zuzufallen, welche entweder als dem Zufalle blind vertrauende Schwindler bezeichnet werden müssen, oder welche, außer in ihrem großen Scharfsinne und in ihrem großen Talente, auch noch in der raffinirtesten Anwendung aller möglichen Trug- und Bestechungsmittel die sichere Bürgschaft finden, trotz der äußersten Herabdrückung der Ausführungspreise dennoch die Unternehmung zu einer gewinnreichen zu gestalten.

Je mehr aber für den Unternehmer die Nothwendigkeit sich ergibt, zu dem Hülfsmittel des Betrugs und der Bestechung zu greifen, um sich bei allzu herabgedrücktem Preise vor Schaden zu bewahren, um so ohnmächtiger wird sich auch jedesmal die technische Beaufsichtigung der Bauausführung erweisen. Abgesehen nämlich davon, daß bei dem Bau der Eisenbahnen auf jeder Abtheilung gleichzeitig eine Menge von Bauwerken in der Ausführung begriffen sind, und meistentheils mehrere solcher Bauwerke nur durch einen einzelnen Unteraufseher beaufsichtigt zu werden pflegen, so findet sich in dem unterstellten Falle auch noch die intensiv so überaus mächtige Leidenschaft der Habsucht in den unmittelbarsten Gegensatz mit der menschlichen Trägheit gebracht. Während nämlich einerseits, bei dem Unternehmer, die sein ganzes Wirken und Streben durchdringende Begierde nach

Geldgewinn durch die Befürchtung des zu erleidenden, sein ganzes Hab und Gut verschlingenden Verlustes unaufhörlich auf das Höchste aufgestachelt wird, möchte andererseits nur zu häufig die natürliche Indolenz des beaufsichtigenden Ingenieurs nur durch die mehr oder minder große innere Mahnung des Pflichtgefühls sich compensirt finden. Um so leichter daher auch, daß in solchen Fällen ein sonst scharf blickendes Auge durch ein goldenes Pflaster geblendet wird. Denn wenn solche Schwäche nicht zu fürchten wäre, warum sonst in fast allen andern Zweigen des Staatsdienstes eine, oft allen Athem und alle Bewegung zusammenschnürende Controle? Wie dem auch seyn möge, und ein so günstiges Vorurtheil man glücklicherweise von der Unbestechlichkeit und dem Pflichteifer der großen Mehrzahl der deutschen Ingenieure hegen darf, ja selbst dann, wenn die Erfahrung es erweisen sollte, daß trotz der Vergebung an den Mindestfordernden die Dauerhaftigkeit der Bauwerke an den deutschen Eisenbahnen z. B. der des Straßburger Münsters nicht nachstehe, so bleibt doch jedenfalls so viel gewiß, daß bei diesem Modus der Bauausführung die Wohlfahrt der Handarbeiterklasse im vollen Sinne des Wortes eben sowohl mit en prise gegeben wird. Jemehr nämlich durch die Concurrenz bereits die Preise alles Mauerwerks in einem Maße herabgedrückt worden sind, daß hieran mit rechten Dingen wenig oder gar kein Verdienst zu gewinnen ist, um so ausschließlicher findet sich der Unternehmer darauf hingewiesen, diesen seinen Verdienst bei Ausführung der Erdarbeiten zu suchen.

Je größer die hierbei bethätigte Intelligenz, um so größer der Verdienst; aber so groß diese Intelligenz auch in einzelnen Fällen seyn mag, sie findet am Ende doch immer ihre Gränzen an der Natur der Dinge. Ist mithin von dem Unternehmer ein der Natur der Dinge nach zu geringes Gebot geschehen, dann kann ihm höchstens noch durch die Gunst des Zufalles oder durch seine Gewandtheit in Anwendung trügerischer Praktiken einiger Gewinn zugewendet werden.

Nun hat man aber höchst unbilligerweise bei Abfassung vieler sogenannten Bedingnißhefte so zu sagen einen Ruhm darin gesucht, dem Unternehmer nicht nur alle Ungunst des Zufalls aufzubürden, sondern auch allen und jeden Vortheil, der durch

einen günstigen Zufall sich ergeben könnte, möglichst für die Bauherrschaft zu reserviren. Somit bleibt denn in solchen Fällen dem Unternehmer nichts übrig, als zu trügerischen Praktiken seine Zuflucht zu nehmen, oder sich der Gefahr ansehnlicher Verluste bloßzustellen.

Gegen wen wären aber solche trügerische Praktiken zunächst leichter auszuüben, als gerade gegen die unglücklichen Erdarbeiter selber?

Zwar werden fast allenthalben die Erdarbeiten von den Unternehmern schachtweise in Accord gegeben, und nicht selten für die Einheit (Schachtruthe oder Cubikfuß) Preise gewährt, welche bei fleißiger Arbeit den doppelten und fast dreifachen gewöhnlichen Taglohn (also etwa 15—20 Sgr.) in Aussicht stellen. Ebenso wird in der Regel jedem Schachtmeister zum voraus ein sogenannter Schachtzettel ertheilt, woraus die Berechnung der zu bewältigenden Erdmasse, ihre Transportweite und der aus dieser Combination sich ergebende Gesammtbetrag des Verdienstes zu ersehen ist. Aber leider ist dieses Alles nur zu häufig eitel Blendwerk.

In das Einzelne der vielen Kunstgriffe einzugehen, wodurch hierbei eine Täuschung hervorgebracht zu werden vermag, würde uns zu weit führen, wir beschränken uns daher lediglich auf die Andeutung, daß, wie jeder Sachverständige zugeben wird, bei Ausmessung des kubischen Inhaltes umfangreicher unregelmäßiger Körper, resp. Erdmassen sehr leicht ansehnliche Differenzen in plus und minus zu erzielen sind, zumal wenn auch noch eine Convenienz mit den betreffenden Schachtmeistern stattfindet.

Sonach pflegt sich dann in der Wirklichkeit die Sache meistens in folgender Weise zu gestalten: Die Arbeiter arbeiten anfänglich mit Anstrengung aller Kräfte, in der festen Zuversicht eines hierdurch zu gewärtigenden hohen Verdienstes. Auch wird ihnen hierauf einstweilen ein täglicher Vorschuß gewährt, der ein paar Silbergroschen mehr als der landesübliche Tagelohn ausmacht. Aber die auf 4—6 Wochen veranschlagte Arbeit dehnt sich, trotz allen Fleißes, aller Anstrengung, auf 6—8 Wochen aus, der Schacht muß verstärkt werden, und das Ende von Allem ist, daß jeder Arbeiter noch 1—2 Silbergroschen pro Arbeitstag

Nachschuß erhält, und mithin der wirkliche Gesammtverdienst kaum die Hälfte und höchstens $^3/_4$ Theile des vorgespiegelten beträgt.

Freilich wäre es leicht, gegen derartige trügerische Ausmessungen eine sehr einfache Controle auszuüben, indem ja die Unternehmer eben so wohl Abschlagszahlungen empfangen, und zu diesem Zwecke die hergestellten Arbeiten periodisch Seitens der Baubehörden sorgsam ausgemessen werden. Leider scheint man aber vielseitig der Meinung zu seyn, daß man die Unternehmer hierin nicht in der freien Bewegung behindern dürfe.

Zwar pflegen in einzelnen Fällen wohlmeinende Baubehörden auf die Beschwerde der Arbeiter über derartige Verkürzungen eine solche Controle vornehmen zu lassen. Indessen ist dabei wohl zu beachten, daß es den Arbeitern meistens schon sehr schwer fällt, ihre Beschwerde auch nur anhängig zu machen. Es ist solche nämlich zunächst auf dem ordnungsmäßigen Wege, bei dem betreffenden Distrikts- (Sektions-) Ingenieur anzubringen. Aber wie dieses bewirken? Geschieht es durch die Gesammtheit der Schachtarbeiter, so nimmt dieses bei der gewöhnlichen Rohheit der meisten sehr leicht den Charakter des Tumultuarischen an und ist deßhalb nicht zu dulden. Soll es durch den Schachtmeister geschehen? Aber dieser ist häufig selber bei dem Truge betheiligt. Also durch Abgeordnete? Dazu drängen sich aber in der Regel wieder die Frechsten hervor. Es kömmt also sehr auf die Persönlichkeit des betreffenden Ingenieurs an, wie er die Sache beurtheilt und ihr auf den Grund zu sehen vermag, und vor Allem, in welchem Verhältnisse er zu dem Unternehmer steht. Ist dieses ein freundschaftliches, so wird die Klage entweder in der Geburt erstickt oder vertuscht; ist es ein feindseliges, oder sind die Arbeiter hartnäckig und lassen sich nicht abweisen, dann allerdings kömmt die Sache in lezter Instanz vor das Forum der bauleitenden Direktion.

Abgesehen davon, daß alsdann wieder das persönliche Verhältniß des Oberingenieurs zur Direktion, zu dem Sektionsingenieur und zu dem Unternehmer von entschiedenem Einflusse zu seyn pflegt, so wird es selbst in dem den Arbeitern günstigsten Falle, wenn nämlich der betreffende Sektionsingenieur ihre Klage

bevorwortet, dem Unternehmer nicht schwer fallen, dem anklagenden Ingenieur hin und wieder gegen ihn geübte, nicht in Recht und Billigkeit begründete Maßnahmen nachzuweisen, und demgemäß die Klage als eine gegen ihn, den Unternehmer, gerichtete Intrigue darzustellen. Denn wenn zwei Menschen in Zwiespalt leben, müßte es sonderbar zugehen, wenn nicht ein Jeder einmal sich im Unrechte befinden sollte; ganz besonders aber pflegen beim Eisenbahnbau die Ingenieure mit den Unternehmern entweder auf dem Fuße der bittersten Gehässigkeit oder sogenannter dicker Freundschaft zu leben.

Sind es aber gar nur die Arbeiter allein, welche die Klage bis in diese letzte Instanz verfolgen, welcher Contrast des Ausdrucks der inneren Rohheit ihrer Deputation, zumal wenn solche zu allem Unglück etwa auf den Einfall gekommen ist, durch den Genuß von Branntwein die innere Scheu und Verlegenheit verscheuchen zu wollen, die den ungebildeten und gemeinen Mann fast stets befällt, wenn er einer Behörde gegenüber auftreten soll — welcher Contrast mit der eleganten und weltmännischen Tournüre so vieler jener Bauunternehmer! Welcher Abstich der Ungewandtheit jener Arbeiterdeputation, um einen einigermaßen verständlichen, geschweige denn einen klaren und überzeugenden Beweis der ihnen widerfahrenen Uebervortheilung vorzubringen, gegen die zungengeläufige Beredtsamkeit jenes Unternehmers! Wie verblendend daher auch seine Entgegnung: „daß Niemand besser als einer hohen Direktion bekannt sey, zu welchem geringen Preise und unter welchen harten Bedingungen er die Arbeiten übernommen habe, mit welcher Raschheit er solche gefördert, trotz dieser und jener ihm verursachten Hemmnisse; wie er dessenungeachtet den Arbeitern pro Schachtruthe einen sehr hohen Preis gewährt habe und wie sie daher bei fleißiger Arbeit einen Lohn hätten erwerben können, wie er hier zu Lande noch nie vorgekommen sey. Aber sie seyen faules, störrisches, nichtsnutziges Volk, sie wollten sich nicht zu der verbesserten Arbeitsmethode bequemen, somit sey ihnen auch nicht zu helfen. Er sey ein Mann von Ehre, ein Vater seiner Arbeiter. Ihn zu beschuldigen, dieselben unrechtmäßig verkürzen zu wollen, werde hoffentlich den hochgeehrten Herren nicht in den Sinn kommen. Man möge strenge Untersuchung anstellen, den Geist der Meuterei dieser

illen unterdrücken, sonst stehe er für nichts u. s. w. v."

Da es nun allerdings von höchster Wichtigkeit ist, unter so tausend Arbeitern eine strenge Disciplin aufrecht zu er=, und daher ungegründete Beschwerden strenge zurück=en sind, so kann es nicht Wunder nehmen, daß in der keine, wenn auch noch so gegründete, aber freilich nicht sam klar dargestellte Beschwerde der Arbeiter sich Achtung schaffen vermag.

udem einige zerlumpte, nach Branntwein stinkende Arbeiter irten Worten zur Thüre hinauszujagen, ist für viele eine ibte Gewohnheit. Dagegen aber scheint es nicht, als wenn ermanns Sache wäre, einem eleganten, nach Patschuli duf= Herrn, dessen Hände ihren Ursprung gleichwohl verra= aber mit buttergelben Erzeugnissen Bodiers (rue Richelieu 7) umhüllt, vielleicht eben mit einem am Busenstreif nden Solitär tändeln, mit dürren Worten zu erwiedern: die handarbeitende Klasse aus meist sehr rohen und störri= jeder Neuerung hartnäckig widerstrebenden Menschen besteht, er sehr wahr; nicht minder wahr, daß sie mit ihrem sich fast stets unzufrieden erweisen und überhaupt ungleich anach streben, möglichst hohen Lohn zu gewinnen, als durch erhöhten Fleiß zu verdienen. Indessen haben sie mit vielen Beamten gemein, die auch Stellen mit hohen en bei geringer Leistung solchen vorziehen, wo ein um= es Verhältniß stattfindet. Jedenfalls ist in Allem diesem er mindeste Grund vorhanden, nicht auf das Strengste zu chen, ob jene rohen und gemeinen Arbeiter von Ihnen, err, nicht etwa auf eine schandbare Weise betrogen worden und einen derartigen industriellen Roué in solcher Weise iner vor der Thüre haltenden eleganten Britschka hinab plimentiren.

er auch selbst dann, wenn die klagenden Arbeiter am virklich die Gerechtigkeit ihrer Klage erweisen sollten, so solche doch jedenfalls nicht nur von dem betreffenden hmer von der Arbeit entlassen werden, sondern überhaupt haben, irgend wo anders Annahme zu finden. Denn so ie Mißgunst und die Gehässigkeit auch seyn mag, die

außerdem unter den verschiedenen Unternehmern zu herrschen pflegt, in solchen Fällen verfehlen sie nicht leicht, sich im gemeinsamen Interesse eng verbunden zu zeigen, und solche Klagsteller gleichsam zu verfehmen.

Sonach darf es denn auch wohl nicht allzu sehr befremden, daß die Arbeiter hin und wieder durch Tumulte und Meutereien sich nicht sowohl Recht zu verschaffen suchen, als vielmehr nur dahin trachten, an ihren Uebervortheilern Rache zu nehmen.

Da jedoch derartigen Ungebührlichkeiten offenbar mit aller Energie und aller Strenge entgegengetreten werden muß, so wird in solchem Falle selbst die wohlwollendste Gesinnung sich auf eine geraume Zeit hin gleichsam neutralisirt finden, zumal die nächste Veranlassung zu solchen Tumulten in der Regel an und für sich betrachtet höchst frivol erscheint, obschon sie ihrer Natur nach dem letzten Tropfen vergleichbar ist, der das längst schon bis zum Rande gefüllte Gefäß zum Ueberströmen brachte.

Treffen die Tumultuanten jedoch auf Schwäche der Behörden, dann geschieht es wohl, daß auf eine Zeitlang die ärgsten Uebelstände beseitigt zu werden pflegen. Desto schlimmer aber ist die Wirkung in anderer Beziehung, weil hierdurch der alle Sittlichkeit zerfressende Wahn, daß nur in der Gewalt Recht zu finden sey, immer mehr und mehr Nahrung und Begründung erhält.

Selbst die eintretende strenge Bestrafung der Rädelsführer vermag nur theilweise den durch dieselbe beabsichtigten Erfolg zu erreichen, weil solche in den Augen ihrer Genossen keineswegs als Uebelthäter, sondern vielmehr als aller Theilnahme würdige Märtyrer einer gemeinsamen gerechten Sache erscheinen.

Trotz alledem ist aber doch nicht zu läugnen, daß der Lohn der Eisenbahnarbeiter sich namhaft höher als der bisher landesüblich gewesene Taglohn herauszustellen pflegt.

Zieht man jedoch in Betracht, daß bei dem landesüblichen Taglohne von 6—8 Sgr., nach Abzug der Frühstücks-, Mittags- und Vesperruhe, die tägliche wirkliche Arbeitszeit bei sehr mäßiger körperlicher Anstrengung sich auf circa 10 Stunden beschränkt, während solche bei dem Eisenbahnbau bei sehr hoch gesteigerter Körperanstrengung sich auf 12—14 Stunden zu belaufen pflegt, so wird es wohl einleuchten, daß der Arbeiter bei letzterer einer

eich reichlicheren Nahrung als bei ersterer bedarf, wenn er Körperkräfte nicht abnutzen soll.

Ist seine Heimath nun nicht allzu entfernt, um sowohl seine flegung von eigenem Herde beziehen, als auch unter eigenem e seine Schlafstelle finden zu können, so kann er sich jene lichere Verpflegung auch wohl noch zu einem solchen Preise affen, daß ihm von dem nominell höheren Verdienste wirk- noch ein reeller Ueberschuß verbleibt.

Dieses wird jedoch der Natur der Sache nach nur immer iner kleinen Minderzahl stattfinden können, die große Mehr- wird dagegen bezüglich ihrer Unterkunft und Verpflegung uf die den resp. Arbeitsplätzen zunächst belegenen Ortschaften wiesen sehen.

Da nun aber, wie wohl nicht zu läugnen, unter der ge der Eisenbahnarbeiter sich auch viele dem Diebstahl, dem k und andern Lastern ergebene Individuen zu befinden n, so hat es für wohlhabende, auf Reinlichkeit, Zucht und haltende Landbewohner eben nichts Anziehendes, sich auf stigung und Unterkunftsertheilung an Eisenbahnarbeiter ein- en. Es pflegen daher außer den Dorfwirthen meist nur Dorfbewohner sich hierzu zu verstehen, für welche der hier- zu ziehende Verdienst entweder wegen großer Armuth oder Habgierde sich besonders anlockend darstellt. In dem einen n dem andern Falle hat dieses aber meistens nur zur Folge, die Arbeiter ihre Schlafstellen in feuchten oder gegen Zug- u. s. w. übelverwahrten Ställen, Scheuern und sonstigen erfallenen, ungesunden Räumen angewiesen erhalten und st, gleich Negersklaven zusammengepfercht, auch noch gar durch das aus mangelnder Sorgfalt für Reinlichkeit über- nehmende Ungeziefer aller Art auf das Aeußerste gepeinigt n. [1]

---

[1] Daß diese Schilderungen aus dem Leben und nicht aus der Luft en sind, wird jeder, der mit den Verhältnissen des Eisenbahnbaues bekannt geworden ist, nur bestätigen müssen. Um indessen auch le Beispiele anzuführen, erlaubt sich der Verf. zu bemerken, daß . a. ein Fall bekannt geworden ist, wo ein unglücklicher Arbeiter, von drei Kindern, während der Nachtruhe durch den Einsturz eines gefachs seiner aufs höchste baufälligen Schlafstätte, und ein anderer das Einbrechen des Fußbodens seinen Tod fand.

Nicht minder pflegen ihre Kostgeber, zumal die Dorfwirthe bei mangelnder Concurrenz, ihnen alle Arten von Lebensmitteln in der schlechtesten Qualität und in den kleinsten Portionen zu den theuersten Preisen anzurechnen, und es gibt sicherlich auf meilenweiten Umkreisen kein wegen seines Fuselgeschmacks unabgesetzt gebliebenes Quantum Branntwein, kein saures Bier, keine ranzig gewordene Butter, keinen faulen Käse, kein schimmlichtes Brod, welches nicht auf diese Weise seine Consumenten an jenen unglücklichen Eisenbahnarbeitern finden sollte.

Abgesehen davon, daß durch solche Uebertheurung der scheinbar hohe Lohn der Arbeiter in Wirklichkeit so zusammenzuschmelzen pflegt, daß er kaum noch hinreicht, den nothwendigsten Lebensunterhalt zu begründen, und mithin zum Unterhalte der Familie wenig oder nichts, und noch weniger etwas zur dauernden Verbesserung ihrer Lebenslage überhaupt übrig bleibt, so kann es auch wohl nicht fehlen, daß durch den häufigen Genuß verderbter Nahrungsmittel und durch den nächtlichen Aufenthalt in verpesteten Räumen vielfach der Keim zu tödtlichen Krankheiten unter den Arbeitern gelegt wird.

Eine statistische Nachweisung hierüber würde einen eben so lehrreichen als grausenhaften Beleg von dem namenlosen Elende geben, das aus diesem Mangel an entsprechender Fürsorge über viele Familien verbreitet wird, und es mithin auch in das grellste Licht stellen, wie unter solchen Verhältnissen der Bau der Eisenbahnen, wenigstens vor der Hand, vielfach mehr dazu beitragen möchte, den Pauperismus zu vermehren, als solchen zu vermindern. [1]

---

[1] Vielleicht dürfte der Verf. in Bälde sich in den Stand gesetzt sehen, hiezu einen leider wahrscheinlich nur zu traurigen, auf authentische Dokumente gestützten Beleg vorbringen zu können. Wie demselben nämlich bekannt geworden, pflegte bei dem Bau einer deutschen Eisenbahn eine Anzahl Arbeiter, um den schamlosen Erpressungen der Dorfwirthe in den einer gewissen Arbeitsstation nächstgelegenen Ortschaften zu entgehen, jeden Tag aus mehr als dreistündiger Entfernung sich zur Arbeit zu begeben, welche von Morgens 5 Uhr bis Abends 8 Uhr in einem tiefen, bei der tropischen Hitze des verflossenen Sommers einem glühenden Ofen vergleichbaren Einschnitte stattfand, und sodann nach 8 Uhr wieder in ihre Heimathorte zurückzukehren, dergestalt, daß solche, außer einer höchst anstrengenden, täglich volle 13 Stunden ausgeübten Arbeitsleistung, auch

Zwar konnte es nicht fehlen, daß diese Uebelstände mehr- h die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich zogen, aber leider chränkten sich die Mittel zur Abstellung derselben meistens nur f papierene Verordnungen. Eine so eben in Preußen erschie- ne Verordnung zur Beseitigung der namentlich durch die Schacht- ister geübten Mißbräuche macht hiervon allerdings eine sehr inzende Ausnahme; ob solche aber im Stande seyn wird, das bel in der Wurzel zu ertödten, muß indessen doch sehr be- eifelt werden.

So z. B. findet sich in den meisten Dienstanweisungen für : Bauaufseher die Vorschrift, daß solche darauf achten sollen, ß es den Arbeitern nicht an gesunden Schlafstellen und guten bensmitteln zu billigen Preisen mangle; wie es aber jenen uaufsehern möglich seyn dürfte, dieser Obliegenheit ohne wendung magischer Zauberkünste zu genügen, hat man weis-) unterlassen näher zu bezeichnen.

Ja sogar die Möglichkeit, dafür Sorge zu tragen, daß nigstens gutes Trinkwasser in der Nähe der Arbeitsplätze zu den sey, ist ihnen hin und wieder — in Ermangelung des underthätigen Stabes Mosis — dadurch benommen worden, ß man diese Verpflichtung den Unternehmern aufbürdete.

Da solche jedoch neben mannigfachen andern Ausflüchten ufig den Arbeitern anmutheten, wenn sie besseres Trinkwasser ben wollten, als der Zufall darbot, unentgeltlich in ihren ierstunden solche Brunnen auszuheben, so zogen es die Arbeiter ihrer Indolenz meistens vor, statt dessen sich lieber an dem rhandenen, oft sehr ungesunden Sumpfwasser u. s. w. genügen lassen.

Hin und wieder ist man jedoch auch weiter gegangen und t sogen. Menageanstalten und Krankenkassen für die Arbeiter richtet. Leider ließ man sich jedoch in Bezug auf die vielfachen

---

ch mehr als sechs Wegstunden zurücklegten, und mithin höchstens vier tunden Nachtruhe genossen; daß bei einer solchen übermäßigen, Monate ig fortgesetzten Körperanstrengung nothwendig auch der kräftigste Körper rüttet werden muß, dieses einzusehen und zu begreifen, dazu bedarf es hl nicht erst noch besonderer ärztlicher Wissenschaft, und es ist daher ch wohl nicht zu bezweifeln, daß viele jener Unglücklichen sich hierdurch n Tod oder lebenswieriges Siechthum zugezogen haben dürften.

Schwierigkeiten, welche namentlich die Errichtung der Menagevereine darbot, meistens sehr bald dermaßen abschrecken, daß man solche fast allenthalben nach einiger Zeit wieder aufgab.[1]

Da unsere deutsche Büreaukratie so vielfach eine wahre Leidenschaft an den Tag legt, alle socialen Verhältnisse zu bevormunden, so erscheint es im ersten Augenblicke allerdings höchst befremdlich, daß sie nun gerade hierbei — wo doch ein so weites Feld zum Anordnen ausgebreitet ist — diese Neigung nicht erweist.

Blickt man der Sache jedoch etwas tiefer auf den Grund, so kömmt man wohl auch unschwer zur Wahrnehmung, daß unsere Büreaukraten, trotz ihres unendlichen Kleinkrams an Listen, Tabellen und periodischen Berichterstattungen u. s. w. am Ende doch nichts weniger als Freunde einer wirklichen organisirenden Thätigkeit sind; und zwar um so weniger, als die große Mehrzahl derselben allen praktischen Schickes und Blickes ermangelt und nur hinter dem grünen Tische sich wohl befindet.

Wenn daher hier und da selbst Büreaukraten de pure sang in Bezug auf die hier zur Sprache gebrachten Verhältnisse auffallender Weise das Geständniß ablegen, daß dieses Dinge wären, die sich nicht machen (?) ließen, sondern sich von selber entwickeln müßten, so lasse man es nicht ohne Würdigung, daß hinter dieser Sentenz anscheinender Weisheit sich doch auch zum

---

[1] Wie übrigens in einzelnen Fällen schon von vorn herein der ganze Zuschnitt darnach war, daß solche Anstalten unmöglich sich erhalten konnten, darüber nur ein Beispiel: Bei der Errichtung einer Menageanstalt zu X., einer Baustätte der Y-Eisenbahn, ward nämlich ein in seinem Geschäfte zurückgekommener Modehändler zum Menagemeister und ein deßgleichen Mützenmacher zum Koch bestellt, welche beide sich bisher vergeblich, der eine um eine Bauschreiber-, der andere um eine Büreaudienerstelle beworben hatten. Sonach war es wohl auch nicht zu verwundern, daß beide trotz der außerdem allerdings tadellos geführten Menagerechnung, es allmählig dahin zu bringen wußten, daß jene Anstalt, als gerade eine Bauschreiber- und eine Büreaudienerstelle erledigt waren, aus Mangel an Theilnahme aufgehoben werden mußte, was dann zur natürlichen Folge hatte, daß jenen beiden Individuen, als hierdurch brodlos gewordenen Beamten, jene längst von ihnen ersehnten Stellen verliehen wurden.

en Theil eine nicht geringe Dosis Indolenz und Arbeits-
zu verbergen pflegt, und daß diese Sentenz überhaupt nur
iufig als das letzte Bollwerk solcher Leute sich erweist, welche
einen sehr bemerkenswerthen Scharfsinn beurkunden, alle
ichen Schwierigkeiten nachzuweisen, welche sich diesem oder
Vornehmen entgegenthürmen dürften, die jedoch leider
das mindeste Talent und nicht den mindesten guten Willen
en Tag legen, entsprechende Mittel zur Bewältigung
Schwierigkeiten ausfindig zu machen.

Wenn der Verf. dieser Zeilen vielleicht eitel genug ist, zu
, daß die geneigten Leser ihn nicht zur Klasse dieser
Friedrich dem Großen sehr treffend Diffikultätenmacher
nten Leute zählen werden, so hofft er nicht minder
inen weiteren Andeutungen über die Mittel und Wege
ehr oder weniger vollständigen Beseitigung der hier zur
je gebrachten Uebelstände sich nicht als ein luftiger Pro-
nacher darzustellen.

m diesen, so wie andern noch schlimmeren Vorwürfen
Verdächtigungen zu entgehen, welchen man sich heutiges
nur zu leicht aussetzt, wenn man mit einem warmen
auf die Nothwendigkeit hinweist, der Armuth und dem
der arbeitenden Klassen durch entsprechende Organisa-
der Arbeit abzuhelfen, so will der Verf. auch Alles,
ierüber anderwärts und namentlich in Frankreich vom
schen Standpunkte aus entwickelt wurde, mit Stillschwei-
vergehen und sich lediglich darauf beschränken, auf ein
unscheinbares, aber vortreffliches Schriftchen eines prakti-
eutschen Technikers aufmerksam zu machen. Es ist dieses
ein (Leipzig 1843 in der Fest'schen Verlagshandlung)
em etwas weitläuftigen Titel: „Ueber bisher noch nicht
e ökonomische Vortheile der Bauführung bei großen Unter-
gen, als Festungsbauten, Straßen- und Eisenbahnanlagen
. Zum Nutz und Frommen der Staatskassen, der Aktien-
aften, der Unternehmer, des Aufsichtspersonals und der
, bearbeitet von einem praktischen Baumeister" erschienenes
en, welches u. a. auch in der Berliner Militär-Literatur-
Jahrgang 1844 Nr. 165 von einem unstreitig vollkommen
nten Beurtheiler, dem Ingenieur Major L. Blesson,

in wohlverdienter Weise eine sehr beifällige Würdigung gefunden hat. Der ungenannte wackere Hr. Verfasser führt darin nämlich zunächst in kurzer treffender Weise aus, daß wohl kein Bauführer so unsinnig handeln würde, seine Arbeitspferde bei anhaltender, anstrengender Benützung bloß mit Heu und nicht auch mit angemessenem Hartfutter zu nähren, daß jedoch sehr viele Bauführer bezüglich der Nothwendigkeit einer gleich angemessenen Ernährung ihrer menschlichen Arbeiter nicht eine gleiche Einsicht der obwaltenden Naturerforderniſſe beurkundeten, obgleich selbst das geringste Nachdenken darauf hinführen müsse, daß, eben so wie es physisch unmöglich sey, von einem abgetriebenen, schlecht genährten Pferde eine seinen sonstigen Kräften angemessene Arbeitsleistung zu gewinnen, auch von abgemergelten menschlichen Arbeitern keine tüchtige Arbeit erwartet werden könne.

Er folgert hieraus, daß, wenn man ein erhöhtes Arbeitsprodukt erzielen wolle, es nicht nur eine unerläßliche Pflicht der Menschlichkeit, sondern auch ein Gebot der Klugheit sey, daß eben so wie bezüglich der Arbeitsthiere, auch für eine angemessene Ernährung und Pflege der menschlichen Arbeiter Sorge getragen werde.

Unter dieser Voraussetzung wäre alsdann auch der physisch gekräftigten Masse unschwer ein so lebendiger Geist und eine so große Willfährigkeit einzuhauchen, daß, wie er vielfach durch eigene Erfahrung erprobt habe, ohne Erhöhungen an baarem Lohne, leicht ein um ein Drittheil höheres Arbeitsprodukt beschafft werden könne, eine Behauptung, welcher auch der Ingenieur Major Blesson, in der obenerwähnten Beurtheilung dieser Schrift, als durch eigene Erfahrung bewahrheitet, völlig beipflichtet.

Nicht minder klar und anschaulich ist der Hr. Verf. in der Darlegung der Mittel und Wege, wodurch es ihm jederzeit gelang, die Arbeiter zur Bildung sogen. Menagevereine zu vermögen und sie zu veranlassen, sich unmittelbar an der Baustätte Baracken zu erbauen. Wäre daher darauf zu zählen, unter den ausführenden Ingenieuren beim Bau der deutschen Eisenbahnen viele Individuen zu finden, welche bei gleich menschenfreundlichem Sinne ein gleiches praktisches Geschick zur Ausführung solcher Maßnahmen besäßen, wie der Verf. des gedachten Werkes es

wenigstens vermuthen läßt, so wäre eine möglichst vollkommene Beseitigung aller hier zur Sprache gebrachten Uebelstände wohl nicht allzuschwierig zu bewerkstelligen. Denn es bedürfte alsdann wohl nicht viel mehr, als jenes Schriftchen angemessen zu verbreiten und hin und wieder durch kleine Geldvorschüsse oder leihweise Verabfolgung von Baustoffen zur Errichtung von Küchen und Schlafbaracken, hülfreich unter die Arme zu greifen.

Leider ist jedoch dem nicht so; denn wenn auch wohl nicht an dem menschenfreundlichen Sinne sehr vieler Ingenieure gezweifelt werden darf, so fehlt doch wohl den meisten der praktische Schick und Blick, dergleichen ins Werk setzen zu können.

Nicht wenig mag hierzu beitragen, daß wir in einem großen Theile Deutschlands zunächst noch gar wenige, von Haus aus gehörig ausgebildete, wirkliche polytechnische Ingenieure haben, sondern daß die meisten unserer beim Bau der Eisenbahnen verwendeten sogenannten Techniker eigentlich nur Kunstarchitekten sind, deren Phantasie viel zu sehr von griechischen Kunstidealen erfüllt ist, als daß ihr Sinn auf das Praktische des Lebens überhaupt und vollends auf die materiellen Erheischungen in den untersten Schichten des Volkslebens gerichtet seyn könnte.

Aus diesen Gründen darf man daher auch nur ausnahmsweise darauf zählen, unter unsern Eisenbahningenieuren Männer zu finden, welche geneigt oder befähigt seyn möchten, die in Frage stehenden philanthropischen und staatswirthschaftlichen Zwecke namhaft zu fördern, obschon diese Beamten — namentlich da wo die Bauausführung in Entreprise stattfindet — hinlängliche Muße dazu hätten.

Weit eher dürfte man hoffen, mit Beihülfe einiger Geldzuschüsse unter den Entrepreneuren selber erhebliche Hülfeleistung zu jenem Zwecke zu finden, indem diesen ja in Aussicht steht, daß wenn es gelingt, durch zweckmäßige Einrichtungen den Arbeitern zu den möglichst billigsten Preisen eine angemessene Nahrung zu verschaffen, dergestalt, daß nicht fast ihr gesammter nominell sehr hoher Lohn hiefür absorbirt wird, solche außer einer ungleich energischeren Arbeitsleistung auch bei geringerem Lohne arbeiten und dabei sich doch besser als bisher befinden möchten. Bedenkt man jedoch, daß einestheils selbst eine sonst

sehr raffinirte Habsucht sehr blind für den eigenen wahren, aber nur auf indirektem Wege erreichbaren Vortheil zu seyn pflegt, und daß den Unternehmern anderntheils durch ihre Verträge eine solche Geschäftslast aufgebürdet ist, daß sie alle Hände voll haben, um nur das zunächst Liegende bewältigen zu können, so wird, auch abgesehen von noch andern Bedenken, schon deßhalb von deren Beihülfe nicht viel erwartet werden können.

Es bleibt daher wohl nichts anderes übrig, als daß zunächst die bauleitende Behörde, also in den meisten Fällen die Staatsregierung sich selber dieser Sorge als einer accessorischen Staatsverwaltungsmaßregel unterziehe.

Alsdann kann aber freilich nicht mehr die Rede davon seyn, solche in möglichst wohlfeiler Weise auszuführen. Man muß es daher auch um so weniger bei halben Maßregeln bewenden lassen, sondern, damit die einmal nicht zu vermeidenden Geldzuschüsse wenigstens den höchstmöglichsten Nutzen gewähren, auch jene Zwecke in möglichster Ausdehnung verfolgen und nur darauf Bedacht haben, daß dieses in möglichst einfacher Form geschehe.

In dieser Beziehung erscheint aber wieder eine streng militärische Einrichtung die meisten Vortheile darzubieten, indem bei solcher noch die wenigste Reibung des treibenden Räderwerkes vorkommt. Man schreite daher in Gottes Namen zur Errichtung militärisch organisirter Arbeitercompagnien mittelst freiwilliger Werbung.

Bezüglich der Grundzüge einer solchen Organisation erlauben wir uns in Folgendem einige Andeutungen zu geben.

Jeder Anzuwerbende hat sich zu einem mindestens vierwöchentlichen Verharren in diesem Verbande, sowie zur strengen Beachtung der ohnehin allenthalben für die Eisenbahnarbeiter vorgeschriebenen Disciplinarbestimmungen zu verpflichten. Dagegen wird denselben vollständige Verpflegung, inclusive Nachtlager und Lagerstroh, als ständiger, sowie der Betrag des den Geldwerth dieser Verpflegung übersteigenden Arbeitsverdienstes als unständiger Sold zugesichert. Was den ständigen Sold, die Verpflegung, betrifft, so dürfte diese zu bestimmen seyn:

a) auf eine entsprechende tägliche Competenz an Brod;

b) auf eine Morgensuppe;

c) eine analog der Militärverpflegung zu bemessende Mittagsmahlzeit, welche jedoch, was die Gewährung an Fleisch betrifft, etwas geringer zu bestimmen seyn möchte;

d) eine wöchentliche oder tägliche Competenz an Schmalz, Butter, Wurst oder Käse, zum Frühstück, Vesperstück und Abendmahlzeit;

e) eine wöchentliche Competenz an Lagerstroh. —

Der unständige Sold bestehe aus dem gesammten (Schachtrottenweise) sich ergebenden Arbeitsverdienste, nach Abzug des Geldwerthes jener Verpflegung und nach Abzug von ½ Sgr. von jedem Thaler Arbeitsverdienst zur Bildung einer Kranken- und Unterstützungskasse. [1]

Die Zahl der Arbeiter werde zunächst in Arbeitscompagnien von 100—200 Mann und diese wieder in Rotten zu 20 Mann eingetheilt. Jeder Compagnie stehe ein Oberschachtmeister vor, dem ein Menagemeister und Menagekoch beigeordnet ist, jeder Rotte aber ein Schachtmeister und 1—2 Vorarbeiter.

Diese Vorgesetzten, inclusive der Schachtmeister, werden von der Baubehörde angestellt, die Vorarbeiter aber, wo irgend thunlich, aus einer von den technischen Bauaufsehern im Einvernehmen mit den Schachtmeistern aufgestellten Liste von drei Candidaten von der betreffenden gesammten Schachtrotte nach Stimmenmehrheit gewählt. Vor Allem ist dahin zu trachten, die zuerst zu organisirenden Abtheilungen überhaupt thunlichst aus unbescholtenen inländischen Taglöhnern und insbesondere aus solchen Individuen zusammenzusetzen, welche entweder noch im Militär dienen oder doch früher darin gedient haben, weil von diesen mit großer Zuverlässigkeit vorausgesetzt werden darf, daß sie sich den deßfallsigen Heischungen leicht fügen werden. Was dagegen die Schachtmeister und Vorarbeiter betrifft, so möchten hierzu im Anfange überall da, wo hierzu noch nicht genugsam ausgebildete Inländer sich vorfinden, geeignete Ausländer zu bestellen, und um solche zu vermögen, diese Stellen zu übernehmen, ihnen aus Staatsmitteln ein besonderer Gehaltszuschuß zu bewilligen seyn.

---

[1] Eventuell dürfte bei den bestehenden Löhnen dieser außer jener Verpflegung zu gewärtigende Arbeitsverdienst pro Arbeitstag wohl im Minimum zu 5—6 Sgr. zu garantiren seyn.

Im Allgemeinen aber suche man durch alle nur dienliche Mittel den Arbeitern begreiflich zu machen, daß die Absicht dieser ganzen Einrichtung lediglich dahin gehe, sie vor Betrug und Uebervortheilung jeglicher Art sicher zu stellen, ihnen eine gute Nahrung, sowie den möglichst unverkürzten Betrag ihres Arbeitsverdienstes zuzuwenden und ihnen die Mittel und Wege anzugeben, in welcher Weise sie in ähnlichen Fällen sich in gleicher oder ähnlicher Weise die nämlichen Vortheile verschaffen könnten.

Die durch diese Einrichtung erwachsenden Kosten anlangend, so scheiden sich solche in wirkliche zur Erreichung des vorgesetzten Zweckes zu machende und nicht wieder erstattet werdende Ausgaben, und in bloß temporäre Vorschüsse. Zu ersterer Kategorie gehören zunächst:

a) die Gehalte der Oberschachtmeister, Menagemeister und Köche, sowie die Gehaltszuschüsse der Schachtmeister und Vorarbeiter und

b) bedingungsweise die Anschaffungskosten der Baustoffe und Materialien zur Errichtung der Schlafbaracken und Küchen und die Ankaufsbeträge der Küchenutensilien.

Indessen dürften, sobald einmal diese Einrichtung Leben und Wurzel geschlagen haben wird, die Stellen der Menagemeister füglich eingehen und deren Funktionen durch die Oberschachtmeister mitversehen, und in sofern eine Controle nöthig erscheint, pro Arbeitercompagnie durch je einen der gewöhnlichen Schachtmeister eventuell alternirend geübt werden können. Ebenso dürften an die Stelle der Menagemeister füglich Frauen der Arbeiter treten und solchen statt baaren Verdienstes eine freie Portion bewilligt werden können. Ganz sicherlich aber dürften die anfänglich den fremden Schachtmeistern zu gewährenden Gehaltszuschüsse sehr bald wegfallen können. Auch die Kosten der Materialien zur Erbauung der Küchen und Baracken dürften theilweise wenigstens durch den Erlös aus diesem Material wieder ersetzt werden. Unzweifelhaft aber wird der völlige Ersatz der Ausgabe für die Küchenutensilien durch

a) den Erlös nach deren Gebrauche;

b) das Einkommen von dem Verkaufe des gebrauchten Lagerstrohes, und

c) das Einkommen aus den Menageabfällen, den Urinir-anstalten und Geschwindgruben,
zu bewirken seyn, dergestalt, daß aus den sub b) und c) bemerkten Einnahmen auch noch die Mittel zur Beleuchtung der Schlafbaracken u. s. w. bestritten werden könnten.

Sonach würden die nicht wieder ersetzt werdenden Ausgaben hauptsächlich nur aus den Gehalten der Oberschachtmeister und einem Theile der Anschaffungskosten der Baustoffe zur Errichtung der Schlafbaracken und Küchen, eventuell der Miethzinsen für solche Räume bestehen.

Dagegen würden die bloß temporären Vorschüsse bestehen:

a) in den Anschaffungskosten aller zur Menageverpflegung aufgehenden Lebensmittel;

b) desgleichen des Lagerstrohs, und

c) eventuell der Anschaffungskosten derjenigen Vorräthe an Bier und Branntwein, deren Consumtion den Arbeitern gegen Extrazahlung zu Gebot gestellt werden möchte.

Bezüglich der Beschaffung dieser Gegenstände würden von der bauleitenden Behörde, analog dem Verfahren der Militär-behörden bei Verpflegung der Truppen in Lagern, Lieferungscontrakte abzuschließen seyn. Die Abnahme der periodisch zu bewirkenden Lieferungen würde nach vorheriger Prüfung der contraktmäßigen guten Beschaffenheit durch den Menagemeister oder Oberschachtmeister unter abwechselnder Zuziehung eines Schachtmeisters und zweier Vorarbeiter zu bewirken seyn. Um hiernach den Ersatz der hiefür aus Staatsmitteln gemachten Vorschüsse zu bewirken, respektive um das Rechnungswesen auf die allereinfachste Form zu bringen, dürfte folgendergestalt verfahren werden müssen.

Die Berechnung des Arbeitsverdienstes geschieht ganz in der bisher üblichen Weise, auf den Grund von sogen. Schachtzetteln, nur mit dem Unterschiede, daß wenn die Arbeiten in Entreprise gegeben sind, die Ausrechnung des Arbeitsquantums durch die technischen Behörden revidirt und festgestellt wird. Inzwischen erhält jeden Sonnabend jeder volle Arbeiter pro Arbeitstag circa 10 Sgr. Vorschuß gut geschrieben.[1]

[1] Unter einem vollen Arbeiter wird meistens ein gewöhnlicher

Dagegen wird in der Menagerechnung jeden Tag ein Abschluß über die Summe der Ausgabe für die tägliche Verpflegung gemacht. Mit der Zahl der Theilnehmer in diese Summe dividirt, ergibt sich der Preis für eine Portion, welcher summarisch jenem Vorschußconto an Arbeitsverdienst sonnabendlich zur Last gesetzt wird. Aus der Subtraktion dieses Debet von jenem Credit ergibt sich sodann der Betrag des wirklich zur Auszahlung kommenden baaren Vorschusses an die Arbeiter. Als Controle dient die Verlesungsliste der technischen Bauaufseher, resp. die Namensrolle der Schachtmeister über ihre Rotte.

Ist eine akkordirte Erdmasse, resp. ist die auf dem betreffenden Schachtzettel notirte Arbeitsleistung vollendet, so wird in gleicher Weise der hiernach noch zu gewährende Nachschuß ermittelt, hiervon das in die Krankenunterstützungskasse zu Leistende abgezogen, und sodann auf den Grund der Tagelisten der technischen Bauaufseher, resp. der Schachtmeister die definitive Schlußauszahlung und Abrechnung mit jedem einzelnen Arbeiter bewirkt.

Bei diesem gesammten Rechnungsverfahren muß jedoch die möglichst größte Oeffentlichkeit als Grundprinzip gelten und daher alle jene Feststellungen und Zahlungen thunlichst vor versammelter gesammter Mannschaft, oder doch wenigstens vor versammelten Schachtmeistern und Vorarbeitern erfolgen. Ebenso möchten auch die Menagevorräthe unter dem dreifachen Verschlusse des Oberschachtmeisters und eines Vorarbeiters der betreffenden Arbeitercompagnie zu halten seyn; dergestalt, daß jede in die Vorrathskammer zu hinterlegende, sowie jede daraus zu entnehmende Quantität in Gegenwart derselben gewogen und in der deßfalls zu haltenden Viktualienbestandsliste zu- und abgeschrieben, auch der wirkliche Bestand von Zeit zu Zeit hiermit verglichen würde.

Was die Beschaffung eines Vorraths von gutem Biere betrifft, so leuchtet die Zweckmäßigkeit von selber ein. Nicht minder erscheint aber auch der mäßige Genuß von Branntwein,

---

Arbeiter verstanden, Greise, Weiber und Kinder aber je nach Umständen zu $^3/_4$ oder $^1/_2$, und Schachtmeister und Vorarbeiter zu $1^1/_2$—2 und $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ vollen Arbeiter veranschlagt, und deren Antheile an dem Gesammtverdienste nach dieser Scala berechnet.

r Umständen, als z. B. bei plötzlichem Witterungswechsel,
naßkalten Regenschauern u. s. w. als der Erhaltung eines
n Gesundheitszustandes förderlich. Es mag daher z. B. dem
agekoche die Ausschenkung dieser Getränke an die Arbeiter
n fest bestimmte Taxe und augenblickliche baare Zahlung,
r Zubilligung eines kleinen Vortheils übertragen werden;
estalt jedoch, daß der Oberschachtmeister hierüber eine genaue
role führt und namentlich die Erlaubniß zur Verschenkung
Branntwein jedesmal speziell auf eine bestimmte Stunde
ränkt bleibt.

Ebenso mag dem Menagekoch überlassen bleiben, durch Be-
ng besonderer Speisen und Getränke, als z. B. Warmbier
gl. gegen bestimmte Taxen einen kleinen Verdienst zu suchen,
enn z. B. auch die Erfahrung ergeben wird, ob es nicht
mäßig seyn möchte, die Competenz an Schmalz, Wurst und
u. s. w. bei der Tagesverpflegung ausfallen zu lassen, und
Markedenterei hiermit in gleicher Weise dem Menagekoche zu
assen.

Nicht minder wird die Erfahrung ergeben, ob möglichst
Menagevereine mehrerer Arbeitscompagnien, oder ob hierin
nittleres Verhältniß die meisten Vortheile, oder vielmehr
enigsten Uebelstände ergibt; denn daß — namentlich im
ge — sich vielfache und oft ganz ungeahnete Schwierig-
ergeben werden, darüber darf man sich nicht täuschen.
B. bietet schon gleich die nöthige Hülfeleistung im Zu-
t des Gemüses, Schälen der Kartoffeln u. dgl. eine eigen-
iche Schwierigkeit dar. Indessen werden derartige Schwie-
:en bei einigem werkthätigen Geschicke und treuer Liebe zur
von Seiten der Dirigenten sich wohl meistens in ganz be-
ender Weise beseitigen lassen. So u. a. um bei obigem Bei-
stehen zu bleiben, dürften die doch wohl immer vorkommenden
rn Quartierkranken und Reconvalescenten füglich zu der-
n Hülfsdiensten in der Menage herangezogen werden kön-
dergestalt, daß der Menagekasse der Betrag ihrer Portionen
em Krankenunterstützungsfond ersetzt wird.

Das Kriterion des ganzen Unternehmens wird aber haupt-
in einer glücklichen Wahl geeigneter Individuen zur
e der Oberschachtmeister, so wie in der glücklichen Wahl

des Oberdirigenten dieser gesammten Anstalten gesucht werden müssen.

Die Chargen der Oberschachtmeister anlangend, so wird es wohl allgemein einleuchtend seyn, daß Unteroffiziere des stehenden Heeres, welche in ihren Truppentheilen schon längere Zeit die Funktionen als Feldwebel, Fouriere oder Menagemeister versehen haben, als hiezu vorzugsweise geeignet zu betrachten sind.

Desto größern Anstand dürfte aber hin und wieder die Erheischung finden, auch die obere Dirigentenstelle vorzugsweise durch einen hierzu befähigten Militär aus dem Offiziersstande zu besetzen. Zwar ist die Zeit, wo man allerdings in mannigfacher Beziehung den Militärdienst gewissermaßen als eine Art großartiger Zuchtanstalt und mithin also auch die Militärvorgesetzten als eine Art Zuchtmeister zu betrachten berechtigt war, längst vorüber, und jeder Unbefangene wird zugeben müssen, daß im grellen Gegensatze hiervon der Militärdienst der Gegenwart ungleich mehr als eine Volkserziehungsanstalt sich erweise.

Auch ist unter dem Gewerbstande und den größeren Grundbesitzern gewiß nur eine Stimme, daß ihre aus den Reihen des Heeres zurückkehrenden Arbeiter fast durchgängig sich gesitteter und anstelliger erweisen als solche, welche dieser Schule nicht theilhaftig geworden sind. Dieses Alles schließt jedoch nicht aus, daß nicht dennoch, namentlich im Gelehrten- und ganz besonders im Beamtenstande diese Wahrheiten noch lange nicht gehörig gewürdigt zu werden pflegen und diese Stände noch vielfach in den krassesten Vorurtheilen gegen den Militärstand überhaupt, sowie gegen die Leistungsfähigkeit der einzelnen Individuen aus dem Offiziersstande insbesondere sich befangen erweisen.

Bedenkt man aber, daß noch in sämmtlichen deutschen Ständekammern, trotz der vielfachen darin erhobenen bittern Klagen über die Größe des Militäraufwandes, dennoch wiederholt mit vollem Munde anerkannt wurde, wie der Militärhaushalt, an und für sich betrachtet, als der am mustermäßigsten geführte erscheine; zieht man ferner in Betracht, daß gerade eben die Offiziere und unter diesen die Compagniechefs und ältern Lieutenants es sind, welche theils in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit den jungen Soldaten die oft sehr vernachlässigte Jugend-

erziehung zu ersetzen verstehen, theils (als Rechnungsführer und Mitglieder der Oekonomiecommissionen) den schwierigsten und verwickeltsten Theil jenes gepriesenen Militärhaushaltes zu besorgen haben, so sollte man wohl glauben, daß solchen Männern eine allseitigere Befähigung zu einer preiswürdigen Administrationsführung nicht füglich mehr bestritten werden könne. Vollends entscheidend aber dürfte hiefür seyn, daß auch gerade in den untern Volksschichten, die von Seiten der Militärvorgesetzten geleiteten Verpflegungsadministrationen durchweg völlig unbearg wohnte sind, was in Bezug auf von Civilbeamten geleitete Administrationen, obschon gewiß mit großem Unrechte, keineswegs in dieser Allgemeinheit der Fall zu seyn pflegt. Vers. dieses hat auf mannigfachen Fußwanderungen und in sonstigem häufigen Verkehr mit Individuen aus den untern Volksklassen vielfache Gelegenheit gehabt, die Richtigkeit dieser Behauptung zu erproben, auch hat er nur selten Klagen über ungerechte, harte Behandlung von Seiten der Militärvorgesetzten vernommen, wohl aber ist er mehrfach Augenzeuge gewesen, wie auf Märschen zu Kriegsübungen u. s. w. längst schon verabschiedete ehemalige Soldaten auf stundenweite Entfernung herbei kamen, ihre ehemaligen Vorgesetzten freundlich und herzlich zu begrüßen.

Somit möchte aber wohl — wenigstens für jeden Unbefangenen — zugleich hinlänglich nachgewiesen seyn, daß, wer ein so günstiges Vorurtheil der öffentlichen Meinung der zunächst hierbei in Betracht kommenden Volksklasse und eine so glänzend und vielfach erprobte Verwaltungsbefähigung für sich anführen könne, wohl auch als vorzugsweise geeigenschaftet erscheinen dürfte, den hier beabsichtigten Zweck auf das Vollständigste zur Erfüllung zu bringen.

Eben so wenig darf auch daran gezweifelt werden, daß in sämmtlichen deutschen Heeren sich genug Männer finden werden, welche neben der geschäftlichen Befähigung zu solchem Wirken eine mit aller Hingebung gepaarte Liebe zu demselben erproben würden, denn neben der innern Befriedigung, welche das möglichst vollständige Gelingen eines so nützlichen und wohlthätigen Strebens für jedes menschenfreundlich gesinnte Herz im Gefolge haben muß, dürfte auch sogar der Standesehrgeiz darin einen hochbeglückenden Lohn erblicken, es durch die That zu

beurkunden, welchen reichen und vielseitig verwendbaren Schatz das deutsche Vaterland gerade eben in seinen so häufig ungenützten und sogar hin und wieder bitter verkannten Militärstaatsdienern besitze.

Jedenfalls aber wird man demjenigen, der jene Aufgabe lösen soll — er sey nun Civil oder Militär — innerhalb eines nicht allzuenge gesteckten Spielraums völlig freie Hand lassen müssen; denn wenn jede seiner Anordnungen zuvor erst auf der Jakobsleiter der büreaukratischen Genehmigungen und Bestätigungen auf- und ablaufen müßte, so würde er — er sey wer er wolle — im Vergleich zu dem statthabenden Kostenaufwande, sicherlich nur sehr Unerhebliches zu leisten vermögen. Ganz besonders würde dies in Bezug auf die für die socialen Staatsinteressen so wichtige Einwirkung auf den sittlichen Zustand der Arbeiter der Fall seyn.

Um nämlich eine solche Einwirkung anzubahnen, ist es vor allem erforderlich, die Arbeiter von dem sonntäglichen Besuche der Dorfschenken abzuziehen; dieses kann aber nur dann geschehen, wenn ihnen in irgend einer Weise das Verbleiben am Lagerungsplatze reizvoller, als die rohen und oft so verderblichen Vergnügungen in jenen Schenken gemacht wird. Hierzu sind aber allerlei Volksbelustigungen das wirksamste Mittel, wie denn überhaupt Volksfeste und Volksspiele sich gewiß als eine reiche, aber leider noch gar wenig ausgebeutete Quelle der Volkserziehung und Volksveredlung ausweisen möchten.

Indessen ist dabei wohl zu beachten, daß eine — in den hier vorausgesetzten Verhältnissen — von Oben herab getroffene Anordnung solcher Belustigungen selten zum Ziele führen wird, sondern daß man suchen muß, durch scheinbar zufällige Anregung und Unterstützung solche aus der Mitte der Arbeiter selber hervorgehen zu lassen.

Wer nur irgend Theilnehmer an länger dauernden Märschen und Lagerungen von Truppen gewesen ist, der wird sich sicherlich erinnern, wie dabei noch jederzeit in jedem Truppentheile Allerweltsspaßmacher sich bemerkbar machten, wie solche für allerlei Possen, mimische Darstellungen u. s. w. oft ein überraschendes Talent entwickelten und wie hierdurch unverkennbar eine gewisse rührige Frohsinnigkeit der Truppen hervorgerufen ward.

Es ist mithin auch nicht zu bezweifeln, daß auch unter der l der Eisenbahnarbeiter dergleichen Individuen sich bemerkbar jen und durch ähnliche Mittel ähnliche Erfolge hervorgebracht den dürften.

Gelingt es namentlich, wenigstens Gesangvereine ins Leben ufen, so wird es sicherlich nicht ausbleiben, daß auch in den estunden der Arbeitszeit eine größere Heiterkeit hervorzutreten nnt.

In demselben Maße aber wird auch auf der doppelten is einer durch bessere Nahrung erzeugten physischen Kräf- ng, und der in obiger Weise erweckten Heiterkeit des Ge- hs eine ungleich energischere Arbeitsthätigkeit emporwachsen, hierdurch der Verdienst, also die Mittel zur Verbesserung häuslichen Verhältnisse, sich erhöhen.

Ueberhaupt aber wird das hierbei im Auge zu behaltende ziel alsdann als erreicht zu bezeichnen seyn, wenn wenig- s die Mehrzahl der Arbeiter zum Selbstbekenntniß gebracht den seyn wird, daß sie sich, trotz der mit äußerster Anstren- g aller Kräfte bewirkten Arbeitsleistung, und trotz der Er- gelung mancher ihnen sonst so reizvoll erschienenen Ver- zungen, nie wohler und nie heiterer gestimmt gefühlt hätten, seit sie in jenen Arbeiterverband getreten wären.

Einmal in das Werk gesetzt, wird man nur noch eine über- ende Aufsicht gegen Ausartung zu üben nöthig haben, wozu vielfach eine durch Geldmittel — wenn auch in geringem age — zu bewirkende Aufmunterung zur Anwendung wird gen müssen.

Ebenso werden auch noch andere — direkter auf eine mora- Besserung der Arbeiter einwirkende — Maßnahmen einigen aufwand erfordern. So z. B. dürfte es wohl nur sehr ich seyn, eine Veranstaltung zu treffen, daß die Arbeiter Habseligkeiten und kleinen Ersparnisse an Geld nicht nur tgeldlich zur Verwahrung bringen können, sondern daß auch enigen, welche nachweisen, von ihrem Verdienste eine ge- Summe erspart und in dieses Depot oder in eine Spar- zur festen Verwahrung bis zur beendigten Arbeitszeit hinter- zu haben, eine bestimmte Prämie ertheilt werde.

Zu allem diesem muß der Dirigent aber nothwendig freie

Hand haben, und nicht etwa in hin und wieder beliebter Weise sich in Hinsicht auf Geldbewilligungen aufs Aeußerste beschränkt finden.

Möglich, daß ein oder der andere der Leser den Verfasser ob dieser in Bezug auf die Behandlung der Arbeiter kundgegebenen Ansichten als einen sentimentalen Gefühlsschwelger bezeichnen dürfte, während andere wenigstens die Ausführbarkeit dieser Vorschläge in allen den Fällen bezweifeln möchten, wo die Bauausführung an Unternehmer vergeben ist oder auf Rechnung von Aktiengesellschaften stattfindet. In wiefern jener Vorwurf begründet seyn möchte oder nicht, will der Verfasser dahingestellt seyn lassen; was aber den Einwand der Unausführbarkeit seiner Vorschläge in den bezeichneten Fällen betrifft, so kann er solche um so weniger zugeben, als ja durch die vorgeschlagenen Maßnahmen in keiner Weise verhindert wird, daß die verschiedenen Schachtrotten jeder Arbeitercompagnie, wie jetzt auch, sich unmittelbar mit dem Unternehmer über den Preis der Arbeitseinheit vereinbaren, resp. daß diese Vereinbarung lediglich in das freie Belieben des resp. Unternehmers und der Arbeiter gestellt bleibe.

Der einzige deßfalls etwa zu machende Vorbehalt beschränkt sich lediglich darauf, daß der von dem Unternehmer jedem vollen Arbeiter pro Arbeitstag zu bewilligende Vorschuß bei sämmtlichen Schachtrotten gleichmäßig sey, was übrigens auch ohnedem allgemein der Fall zu seyn pflegt.

Indessen wäre es nicht nur im Interesse der Humanität zu wünschen, sondern es dürfte sogar als eine Forderung der Staatsraison zu bezeichnen seyn, daß die Staatsregierungen sich in dieser Beziehung bei Verleihung von Concessionen an Aktiengesellschaften eine entschiedenere Einwirkung vorbehalten möchten.

Eben dieselben Gründe nämlich, welche den Staat berechtigen oder veranlassen sich bei Ertheilung von Concessionen zur Erbauung und zum Betriebe von Eisenbahnen das Recht vorzubehalten, die Fahrpreise zu regeln, eine freie Beförderung von Postgütern ꝛc. zu verlangen, sowie vorzugsweise Berücksichtigung der resp. inländischen Industrie bei Beschaffung des Betriebsmaterials und der Inländer bei Anstellung der Gesellschaftsbeamten zu bedingen, eben dieselben Gründe sprechen auch dafür, daß der

at wenigstens bezüglich der beim Bau der Eisenbahn be=
tigten inländischen Handarbeiter sich die Berechtigung
ehalte, solche Einrichtungen zu treffen, daß solche vor Be=
und Uebervortheilung geschützt werden.

Nicht minder kann der Staat mit demselben Rechte, mit
hem er solchen Gesellschaften u. a. die Verpflichtung aufer=
, den Ueberschuß eines gewissen Reinertrags dergestalt zur
jung des Aktienkapitals zu verwenden, daß die aus solchen
erschüssen erkauft werdenden Aktien in das Eigenthum des
ates übergehen, wohl auch verlangen, daß entweder über=
pt gewisse Procente des Aktienkapitals oder doch wenigstens
isse Procente derjenigen Ersparnisse, welche sich durch die
gebung der Bauausführung an Unternehmer herausstellen,
den hier in Rede stehenden Zwecken verwendet oder der Staats=
ierung selber zur Verfügung gebracht werden. Zum aller=
ndesten aber wäre darauf zu bestehen, daß beim Ausgebot der
eiten in den bezüglichen Bedingnißheften den resp. Unter=
mern wenigstens die Verpflichtung auferlegt würde, die Ein=
tspreise der verschiedenen Arbeitsleistungen nicht unter ein ge=
ses Minimum herabzudrücken.

Jedenfalls würde eine solche Einwirkung aus einer ungleich
er begründeten Berechtigung hervorgehen, als die hin und
der von Seiten des Staates geübte strenge Aufsicht über den bei
ffführung von Bahngebäuden zur Anwendung zu bringenden
ustyl, indem es für das Staatsinteresse offenbar ziemlich
ichgültig seyn kann, ob dabei ein griechischer oder chinesischer
nstgeschmack vorherrscht.

Dagegen kann freilich eingewendet werden, daß derartige
rbehalte und Bestimmungen von den Unternehmern als arge
ißstände angesehen und dieselben daher auch abgeschreckt werden
rften, Preiserniedrigungen zu gewähren, zu denen sie sich im
dern Falle verstanden haben möchten.

Da jedoch — wie mit höchster Zuverlässigkeit anzunehmen
ht — durch die vorgeschlagenen Einrichtungen die Arbeits=
rderung ungemein gesteigert werden wird, so wird ein recht=
h denkender Unternehmer in der Hauptsache gegen solche Ein=
chtungen schwerlich etwas Erhebliches einzuwenden haben, ja
wird solche vielmehr nach Kräften unterstützen und befördern,

weil er sogar erwarten kann, daß sich durch deren Vermittlung eine entsprechende Ermäßigung der Einheitspreise der Arbeitsleistungen bewirken lassen werde.

Ohne Zweifel wird ein solcher Unternehmer für die ihm möglicher Weise daraus erwachsenden Nachtheile, daß die Arbeiter bei solchen Einrichtungen in ein minder absolutes Abhängigkeitsverhältniß zu ihm gestellt werden, alsdann sich vollkommen entschädigt finden, wenn dagegen manche in den meisten Bedingnißheften enthaltene, alle Gunst des Zufalls von dem Unternehmer abwendende und daher nicht als recht und billig zu erachtende Bestimmungen in Wegfall gebracht werden.

Von demjenigen Unternehmer aber, welcher sich auch hiermit noch nicht zufrieden gestellt finden würde, kann mit großer Zuverlässigkeit vorausgesetzt werden, daß er seinen Gewinn lediglich nur auf Kosten der Arbeitausführenden beabsichtigt habe, und es wird überhaupt immer anschaulicher hervortreten, daß die so hoch gepriesenen Rabatte an den Kostenanschlägen größtentheils nur insofern stattzufinden pflegen, wenn dem resp. Unternehmer in Aussicht steht, sich für diese Einbuße entweder durch schrankenlose Herabdrückung der Arbeitspreise, oder schlimmstenfalls durch Uebervortheilung seiner Arbeiter wieder entschädigen zu können.

Nach allem dem möchte nun aber auch noch schließlich die Frage zu erledigen seyn, welchen Kostenaufwand, oder vielmehr welchen Kostenzuschuß derartige Einrichtungen, wie die in Vorschlag gebrachten, bezüglich einer bestimmten Arbeiteranzahl erfordern dürften. Da jedoch hierbei eine Menge rein lokaler Verhältnisse maß- und zielgebend sind, so ist Verfasser der Ansicht, daß jede hierüber a priori angestellte Berechnung in einer oder der andern Weise nur zu Täuschungen Anlaß geben möchte. Jedenfalls dürften solche aber, in Bezug auf die hierdurch erzeugten Volkswohlthaten, nichts weniger als in einem ungünstigen Verhältniß stehen, obschon in dieser Beziehung häufig sehr abweichende Ansichten stattfinden, und z. B. gar Mancher, der, gilt es seine Launen und Gelüste zu befriedigen, mit Goldstücken wie mit Rechenpfennigen um sich zu werfen pflegt, eine Gabe von einigen Groschen zu nützlichen und wohlthätigen Zwecken schon als etwas Ueberschwängliches erachtet.

Der Verfasser ist darum auch der Meinung, daß schon die Hälfte der so häufig bei Ausschmückung von Bahnhofsgebäuden offenbar vergeudeten Summen zu jenen Zwecken überflüssig hingereicht haben würde, sowie, daß schon mit einigen hundert Thalern ein recht umfänglicher Anfang zu machen seyn dürfte, und daß alsdann ein successives Fortschreiten in der Einführung jener Einrichtungen sehr bald einen festen und verlässigen Maßstab über den etwaigen Gesammtbedarf ergeben würde.

Wie nun auch immerhin das Urtheil competenter Beurtheiler über die vorliegenden Ansichten und Vorschläge ausfallen mag, wie wenig davon als stichhaltig oder anwendbar anerkannt werden oder jemals zur Ausführung gelangen dürfte, in einem Punkte hofft der Verfasser zuversichtlich — wenigstens von unbefangenen Lesern — nicht unrichtig beurtheilt zu werden, nämlich hinsichtlich seiner redlichen Absicht, nach bestem Wissen und Können die Aufmerksamkeit Befähigterer, als er selber es zu seyn sich rühmen darf, auf tief in das Volksleben eingreifende und unter Umständen sehr folgenreiche, unverkennbare Mißstände hinzulenken.

Sollte er jedoch hierbei in seinen Schilderungen hin und wieder eine allzugroße Sorglosigkeit beurkundet haben, und sollte ihm namentlich begegnet seyn mit seiner Leuchte hier einen Bart oder dort eine Perücke anzusengen, so halte man hierin einer militärischen Gewohnheit, geradeaus zu marschiren, Billiges zu Gute und bezüchtige ihn vor allem keinerlei hämischer Nebenabsichten.

Die Grundansichten, von denen er ausging, entsprangen vielmehr ganz einfach aus den selber wieder sehr einfachen Schlußfolgerungen:

a) daß, wenn es als klug und patriotisch bezeichnet werden müsse, in industrieller Beziehung mit England und Frankreich um den Preis zu ringen, es doch wohl nothwendig noch klüger und noch patriotischer seyn müsse, für Deutschland zwar ein gleich blühendes Gewerbeleben, wie in jenen Staaten, aber ohne die damit verbundenen Brandwunden zu begründen; sowie

b) daß, wenn es christlich und um die Menschheit verdienstlich ist, in Missions- und Bibelvereinen u. s. w. zusammenzutreten, um fernen Heiden voll brüderlicher Nächstenliebe das Heil des christlichen Glaubens zuzuwenden, es doch wohl nicht minder christlich und zugleich in Menschen- und Bürgerpflicht begründet seyn müsse, seinem wirklichen Nächsten im eigenen Hause bezüglich seiner Erdennoth mit Rath und That zur Hand zu gehen, damit er nicht im verzweifelnden Verzagen der göttlichen Gebote vergesse und vielleicht zu Thaten verleitet werde, die ihn leichtlich der Gnade Gottes unwürdiger machen könnten, als jene Heiden durch ihren unverschuldeten Unglauben es seyn möchten.

Aber freilich, „nichts steht häufig in grellerem Widerspruche, als die Handlungen der sich christlich nennenden menschlichen Gesellschaften mit den heiligen Lehren, welche das eigentliche Wesen des Christenthums ausmachen."

Maximilian v. Ditfurth.

Das Volk und seine Freunde
in Frankreich, Deutschland und England.

Daß doch das leidige Sprüchwort gilt: non omnia possumus omnes! Wie köstlich wäre es für ein Menschenkind, wie vortrefflich stände es um die Welt, wenn ich oder der nächste beste Zeitungsschreiber ein bischen allmächtig wären. Ja wenn nur wenigstens ein Volk alle Tugenden und Ehren auf seinen Scheitel sammeln könnte, um mit einemmale die Welt zu beglücken. Aber unerbittlich ist die Welt getheilt, Jedem das Seine zugemessen, Allen etwas gegeben, damit doch am Ende Alle Alles haben, wenn nur erst Alle eines Sinnes und eines Strebens geworden sind. Drum muß sich eins zum andern finden, muß eins am andern lernen, eine Tugend den andern Mangel ersetzen. Dies im Kleinen und im Einzelnen wie im großen Völkerleben!

Es muß ja die Welt vorwärts. Kein Ideal darf verloren gehen, am wenigsten das schönste Ideal: daß Alle, wie das Sinnbild lautet, eine Heerde werden, Alle ein Reich Gottes bilden sollen. Dem Christenthum verdanken wir diese Idee der allerdings allgemeinen Gleichheit und Freiheit; aber nur das Hirn, in dem bloß Zahlen und Maschinen klappern — nur ein verschraubtes und vertrocknetes Gehirn kann diese allgemeine zur gemeinen, die in ihren flüssigen, aber sichern Unterschieden lebensvolle Welt zur todten, abgezogenen, abgestandenen Einerleiheit machen. Alle haben an Gott ein gleiches Recht, und wir wollten

nicht auch den Niedrigsten einen Anspruch an uns machen lassen? Alle sind geborne Bürger der freien himmlischen respublica, und uns soll einer Paria und Helote seyn?

Freilich ist die Bibel das Evangelium der Gleichheit und der Freiheit, aber keine Bibel ohne Evangelium und kein Evangelium ohne Christus, und kein Christus ohne Jünger, die ausgehen in alle Welt und predigen das Evangelium der Freiheit aller unter Sünde, Krankheit, Arbeit, Noth und Tod erseufzenden Creatur. Das will verstanden, angewendet, erfahren und durchlebt werden.

Voll Apostel und Propheten ist die heutige Welt, und wie der Pilz im Walde schießt ein Messias nach dem andern auf. Aber wo ist einer, der herunterstiege, legte seine Kleider ab, gürtete den Schurz um seine Lenden, gösse Wasser in ein Becken und hübe an seinen Jüngern die Füße zu waschen? Gehört, gelesen haben sie es wohl, was Jener sprach: „Ihr heißet mich Meister und Herr und saget recht daran, denn ich bins auch; so nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollt ihr auch euch unter einander die Füße waschen. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe. Wahrlich, wahrlich ich sage euch: der Knecht ist nicht größer, denn sein Herr, noch der Apostel größer, denn der ihn gesandt hat. So ihr solches wisset, selig seyd ihr, so ihr es thut!"

Wo sind die Seligen heutigen Tages? Ich meine nicht die Bücherseligen, die Freiheitsredeseligen, die Gleichheitsschreibeseligen, sondern die Seligen, „die Solches thun!" Wer gibt sein Leben, wer gibt sein Blut, wer gibt seine Ehre, seinen Frieden, seine Güter, seine Aemter, seine Orden — ach, seinen Glacéhandschuh an des Volkes Glück und Freude? Vater Matthew läßt sich seine Pledges zahlen, Daniel O'Connell seine Reden, Richard Owen seine Bücher — der Apostel Paulus allein nährte sich vom Teppichmachen. Wenn das am grünen Zweig geschieht, was soll aus dem dürren werden, dem großen, breiten, aber dürren Zweig der Freiheitssöldlinge des Tages und der Gleichheitssendlinge des Tagblatts? Ludwig Börne, der arme „kranke Narr," setzte sichs einst in den Kopf, Bruder Zwirn und Bruder Knieriem in ihrer Herberge aufzusuchen, mit Händedruck und

Wort und Geld die Glücklichen bei Bier und Rauchtabak zu beseligen. Pfui Schusterpech! spuckt Bruder Heine aus, und ein „Besserer" denn er, wenns drum und dran kommt, dem armen Kameraden die Hand zu reichen und dem Geringsten seiner Brüder einen Dienst zu leisten, schlägt — nicht zwar sein Kreuz, doch wohl ein Schnippchen, zündet den Havannahstengel an und meint: „gehorsamer Diener!"

Unser Jahrhundert ist positiv — aber „ein bischen gemein" geworden, erklärte vor Jahr und Tag ein französischer Mann, der sich darauf versteht. Wie kam doch das? Nicht weil der Frack hinunter und dafür die Blouse heraufstieg. Die Canaille ist fort, die Bestie ist geblieben und hat mit sich Brüderschaft getrunken. Der Frack aber, der die Blößen decken soll, aber nicht mag, weil er nicht kann, steht dem Affen nicht schlechter als dem Menschen. Positiv, sehr positiv, immer positiver und breiter von hinten, aber von der vordern Seite betrachtet — ein bischen gemein! Ein bischen nur, aber doch gemein, und wenn es bis zum Spältchen zusammenrückt, so lange das Kleid den Mann — auch des Volkes macht. Aber ja nur ein bischen, im übrigen sind wir edel und hochherzig und schauen mit sehr positiver Verachtung auf das ganz gemeine Volk, die Genossen und Gesellen des Schneidermeisters Weitling herab.

Ist es zufällig, ist es nicht eine göttliche, recht weltplanmäßige Ironie, daß, wie vor dreihundert Jahren, wieder ein Schneider es bei uns unternehmen mußte, die Freuden und Leiden des luftigen Volkthumscarnevals bis auf die Hefe zu trinken? Seht ihr Herren von der spitzen Feder und scharfen Papierscheere, wie gehts einem, wenn er aus abgetragenen Fetzen und zusammenzerissenen Lumpen der alten Welt einen neuen Rock anschneiden will. Der nadelfertige Mann hat auch, wie ihr, den Heiland bis auf den ungenähten Rock geplündert und ungleich seinen Henkern auch diesen noch zum Unterfutter für den Leibrock seines die Freiheit raubenden und die Gleichheit stehlenden Proletariats zerrissen.

Weitling ein Schneider, der Apostel Paulus ein Weber — sie haben nicht weit neben einander feil, wo es die Waare gilt, und des Zimmermanns Sohn aus Nazareth macht jenem den Tisch und diesem den Stuhl. Warum darf Ersterer sich nicht

daran setzen? Weil er wie die übrigen modernen Volkstheaterschneider Spreu im Hirn und Dampf im Herzen hat. Wem der Gott im Busen lebt, der die Welt geschaffen und erlöst, der braucht sich nicht mit Georg Sand über den Christus zu wundern, welcher — „das kleinste, ärmste, niedrigste, verachtetste, verkannteste Kind des Volkes" war und nun „der ewige König" ist.

„Den Armen wird das Evangelium geprediget?" Wohlan denn, stellt Prediger an, legt Schulen an, baut Kirchen und läutet mit allen Glocken — das Volk hinein. Ihr aber, die Götter der Erde, hört nichts von dem Himmelsklang, seht nicht den Kirchthurm, der gen Himmel deutet, kutschirt, promenirt, divertirt, amusirt euch auf Ball und Theater, Reisen und Bädern, Tables d'Hôte und Soireen. Was Wunder, wenn eure Arbeiter auch hinter die Kirche gehen und bis in den Kursaal zu Baden-Baden Ew. Gnaden begleiten wollen? Eurer unmächtig geworden, seyd ihr auch ihre Herren nicht mehr, ohne Gott über euch habt ihr auch kein Volk unter euch. Nur weil ihr nichts Heiliges, Ewiges, Göttliches mehr kennet, weil ihr euch gemein gemacht habt, nur weil ihr sie salonfähig gemacht habt, zupft euch die Gemeinheit mitten im Ballsaal am Knopfloch.

Wird das anders werden? Laß sehen. Als gebildete Menschen können wir es nur mit Gebildeten zu thun haben, als Leute von Erziehung können wir Niemand unter uns, d. h. auf der Erde — le monde c'est nous — ohne Erziehung dulden. Also Volkserziehung. Dies ist das Schiboleth für die noch immerhin besten Freunde des süßen Pöbels geworden. Aber wozu und womit? Daß die Kirche mit ihrem Christus von Anfang die beste Erzieherin war, die Ahnung davon ist noch nicht ausgestorben. Aber ebenso hat sich doch eine gewisse Scheu ausgeprägt, sie einfach schulmeisterlich und polizeilich verwenden zu wollen; nicht aus Ehrfurcht und Anerkennung, sondern aus dem einfachen Grunde der Billigkeit oder auch Klugheit. Wer wird noch an Wunder glauben? Daß auf andere aber das befriedigend und befreiend wirken soll, was ich als Joch erkannt habe, das wäre ja ein Wunder! Woran ich den Glauben verloren, das kann ich nicht im Ernste andern zumuthen. So schickt man die Leute in die Schule, die auch unsere Amme war. Dort sollen sie genießbar und brauchbar, humanisirt und civilisirt

werden für die Fabrik, die Armee, die Gesellschaft. Polytechnische, Gewerbs-, Bürger-, Stadt- und Landschulen sind die Staffeln, auf denen Prometheus aus dem Himmel des Wissens das Feuer herunter bis in die Cloaken der Menschheit bringen muß. Nach Arbeit und Unterricht ruft ja der Chartist — denn knowledge is power — nach Schule und Arbeit ruft der Communist; so eilte Sir Robert, Irland und England mit neuen Verwilligungen zu beglücken, strebt man in Frankreich, seinen übrigen viertausend Gemeinden vollends Schulmeister und Schulen zu schaffen; so schickt Preußen ausgediente Unteroffiziere auf sechs Monate in ein Schullehrerseminar, so säet Oesterreich brauchbare Benediktiner aus, so opfert ein Land wie Württemberg seine 16,000 Gulden jährlich zu Zuschüssen und Beiträgen für Schulgemeinden, die dem Gesetze, das den Gemeinden die volle Last auflegt, nicht genügen können. Die Schulmeister zwar hungern und seufzen noch immer und überall, wie ihr Urahn, Homeros, der blinde Bettler von Chios, aber sie füllen doch mit ihren und ihrer Schüler Namen die Tabellen des Ministeriums des Innern, der Polizei und des Kirchen- und Schulwesens aus.

Daß diese armen Schulen nichts leisten, so lange die Lehrer kaum gegen das Hungersterben bezahlt sind, versteht sich von selbst. Deßwegen läßt aber doch der Minister Frankreichs den armen Teufeln nicht einmal ein Minimum von 200 Franken aussetzen, weil das eine Million weiter den Schatz kosten würde, der jährlich Milliarden verschleudert. Daß die Schulen nichts ohne die engste Verbindung mit der Kirche leisten können, versteht sich ebenso sehr. Doch stimmt und stipulirt R. Peel für confessions- und religionslose Schulen. Glückliches Deutschland, das du am meisten Schulmeister und am wenigsten Geld für sie hast! Glückliches Baden, das du deinem Seminar den „Pietismus" verbietest!

Die Schule thuts nicht allein. Auch wenn sie besser zu leben hätten, können sie doch nicht allein das Geschick der modernen Menschheit bezwingen. Das fühlt man allgemein. Und fast allgemein eilt man ihr von außen zu Hülfe. Denn um die Erziehung der Erwachsenen handelt es sich ja ebenso sehr, wenn nicht mehr.

Das Erziehen würde mir nicht schwer,
Wenn ich selbst besser erzogen wär'.

Da ists nun so interessant, wie sich in dem Bestreben, das Volk auf einen grünen Zweig zu bringen, die drei Kulturvölker Europas, ein jedes nach seinem eigenthümlichen Genius, auf einem gemeinsamen Punkte begegnen. Natürlich, daß die Preßbengel vor allem die Apostel des unerzogenen, rohen, bengelhaften Volkes seyn mußten. So drücken und drucken sie denn mit Ach und mit Krach Tag und Nacht an den Encyklopädien und Magazinen, durch die dem armen Volke die Heller und Pfennige scheffelweise in die Taschen der Literaturverwandten entführt werden sollten. Doch dies ist das Geringste von dem unermeßlichen Schaden, den diese Heuschreckenschwärme, wohin sie fielen, schon angerichtet haben. Platt, dürr, saft- und kraftlos müssen ja Herzen und Köpfe an diesem Kunterbunt schöngeistiger, wissenschaftlicher, literarischer Brocken werden, von denen siebentausend Körbe voll auch keine fünf Menschen sättigen. Glücklicherweise blieb das eigentliche Volk von dem Unfug ferner und ließ bloß den Bürger- und Mittelstand vorzugsweise sich daran den Magen verderben. Jenes sollte seine besondere Literatur bekommen. — Frankreich ist das Land des Journals. Dieser Eintagsfliegengeist, oder wenn er's lieber hört, dieser Tagschmetterlingsgeist muß sein Tagblatt haben. Journal du Peuple! daß man so grausam gütig war, deinen Redakteur zum Märtyrer zu machen! La Phalange ist freilich zu hoch; Jean Potage mags nicht begreifen. Aber die Feuilletons, auf denen Aurora von Dudevant das Morgenroth der Freiheit dem compagnon du tour de France vorblättert, sind leicht genug, um bis in die höchste Mansarde vom tiefsten Souterrain aus in Schneider- und Grisettenköpfe zu fliegen. Eine eigenthümliche Fundgrube hat Madame neuerdings in der Welt- und Ketzergeschichte gefunden. Ziska und Prokop mögen an jene zartgenähten Schädel keine üblen Schläge mit der eisernen Keule gethan haben, vor der später noch Kaiser erschrocken und geflohen sind. Les beaux esprits se rencontrent. Am Ende hilft Georg Sand doch noch das große Volksblatt zu Stande bringen, in welchem Lamartine „die Geschichte popularisiren wollte, um durch ein so friedliches Besserungsmittel die Nation zu façonniren." Sie lachen, mein Herr? „Der

Journalismus iſt aber keine Chimäre und keine Grille. Das iſt die Aufeinanderfolge der Zeit, Stunde für Stunde auf der Sonnenuhr des menſchlichen Geiſtes gezeigt. Und durch die Geſchichte dem Volke einen moraliſchen Sinn ſchaffen und dieſen Sinn an allen ſeinen Herrſchern und Reichen, an allen ſeinen großen Männern und an ihm ſelber üben, das heißt, es über alle Regierungen ſetzen; denn das Volk macht ſich die letzteren und ſie müſſen ſich nach ihm ſchicken: ſie ſind bloß der Abguß von der Natur eines Volkes....." Um die Statue ſeiner Gallia neu zu „façonniren," fehlt dem armen Künſtler unglücklicher Weiſe nichts als „eine Million Franken," die trotz aller Trompeten nicht zuſammenkommen wollte. Der nationale Geſichtspunkt, die Bemühung um Herſtellung eines neuen, auf der Gleichheit Aller beruhenden öffentlichen Zuſtandes, Staat alſo und Politik herrſcht in der franzöſiſchen Volksliteratur durchaus vor. Am ſchönſten und gediegenſten hat mit einem vor einigen Jahren erſchienenen Bändchen dem Volke zu deſſen Erhebung aus ſeiner Tiefe Leon Guerin die Hand gereicht.

»Les enfants du peuple ou les fils de leurs oeuvres« ſind ein ausgeprägtes Exemplar franzöſiſcher Volkserziehungsmethode. „Nachdem Freiheit das Loſungswort eines ganzen Jahrhunderts geweſen, erſcheint ſie ferner unzureichend, und man ordnet es jenem andern ſocialen Dogma unter, das ſich in der Welt zu begründen und niederzulaſſen beginnt — dem der Gleichheit." Für dieſen Lehrſatz der Revue indépendante legte Guerin eine Beiſpielſammlung an. Ein Dutzend „Kinder des Volks," Kinder ihrer eigenen Thaten, hervorgegangen aus den untern Reihen und durch Fleiß und Genie in die oberſten Stufen der Ehre erhoben, bietet er dem Arbeiter, dem Soldaten, dem Bauern, dem jungen Kleriker zur Nacheiferung dar. Sylveſter II., P. Ramus, Valentin Duval, Johanne v. Arc, Chevert, Giotto, Bernhard Paliſſy, Gretry und Lulli, Hoche füllen mit ihrem Leben und ihren Thaten ein prachtvolles Bändchen. Inhalt und Form iſt gleich ſehr bezeichnend. In einfacher, ſchlichter Erzählung, aber mit aller Lebendigkeit werden die übermenſchlichen Leiden und Freuden, Kämpfe und Siege, Erniedrigungen und Ehren einer Anzahl von großen Männern aus dem Volk dem Verſtändniß des Kindes und dem brauſenden Herzen des Jünglings und dem

eisernen Willen des Mannes nahe gelegt, daß es gar keines französischen Blutes bedarf, um hier zähneknirschendes, dort laut aufjauchzendes Mitgefühl sich wecken zu lassen. Ein durchaus sittlicher Geist, selbst ein religiöser Anflug waltet in den fein berechneten und mit glänzendem Takte durchgeführten Lebensbeschreibungen. Ich spreche deßwegen so ausdrücklich und nachdrücklich davon, weil hier ein Beispiel wäre, an dem der deutsche Griffel, der noch immer so viel, wo nicht Alles zu lernen hat, in diesem Gebiete sehr Vieles lernen kann. Ganz besonders die deutschen Buchhändler aber verweise ich auf dieses Volksbuch. Dieses Papier, diesen Druck sollen sie sehen und daran lernen, was man einer edlen Absicht für eine Form, was man dem „Volk von Gottes Gnaden" in Frankreich nicht bloß um Gottes Willen, sondern von Rechtswegen glaubt schuldig zu seyn. Daran lernt sich freilich das Volk fühlen und ehren, anders als an eurem Löschpapier. Das kann auch nur in Frankreich bedacht werden, wo die Idee der Gleichheit den vollen Ausdruck verlangt und keine Form als zu schön oder zu gut für das Volk erklären läßt.

Vom Standpunkt wahrer Volkspädagogik angesehen sind die Lichter, welche dieser rabenschwarze Kerndruck auf dem milchweißen Papier in das Volk, seine Hütten und Mägen wirft, freilich bedenklicher. Eine Steigerung, eine Herausforderung der Ansprüche liegt darin, die der französische Geist zwar in Worten höflicherweise nicht versagt, die aber der Geist der Menschheit und des Christenthums nie und nimmer in Wirklichkeit bestätigen kann. Die Sonne der Gloire scheint vergeblich in einen hungrigen Magen. „Ich bin so gut wie du; ich kann so viel seyn wie du; also will ich auch so viel wie du an Geld und Ehre." Das Schimmernde solcher großen Laufbahnen besticht; das Mühevolle derselben und ihre dunkeln Gänge werden übersehen. Warum haben sie in Paris so königlich und am königlichsten die Armen mit ihren Thränen den „Fürsten vom Hobel," den bescheidenen Lafitte beerdigt? Grundehrlich und sparsam ist schwerer als Bankier und Minister zu seyn. „Mein Sohn ist wie ein anderer Mann." Das ist so ohne höhere Lebenszwecke eine Nationalerziehung zum la bourse ou la vie; eine Anleitung zur Ausrottung des Rechtssinnes, in dem

ohnehin die Franzoſen wenigſtens nach außen nie große Stärke hatten. So unendlich wohlthuend dieſe Betonung der Menſchenwürde auch im Geringſten, dieſe geſellige Gleichberechtigung Aller zu Allem dem Gefühle im Allgemeinen iſt, ſo unheimlich wird dieſe Niederlegung aller Schranken und Unterſchiede auf die bloße Loſung der Civiliſation hin. Es iſt eine unſelige Täuſchung, wenn man glaubt, ſchon mit dem Schliff, der „Façonnirung" allein dem Menſchen ſein Alles gegeben zu haben. Schwer wird es ſich ſtrafen, wenn die ungeheure Hohlheit ſolcher Seelen- und Staatszuſtände einmal einbricht. Babylon iſt vergeſſen, Jeruſalem liegt in Trümmern, Athen iſt noch nicht und wird nie wieder aufgebaut, muß Paris wie es iſt ewig ſtehen?

Worin beſteht alſo das Weſen der franzöſiſchen Volkserziehung? Formell in der Façonnirung, materiell in der Napoleoniſirung der Nation. Sie nimmt den Menſchen nur en face, ſcheert einem den Bart wie dem andern, ſteckt alle in denſelben Frack und in dieſelbe Cravatte und wo möglich in dieſelbe feine Wäſche — ob ſie auch erborgte oder geſtohlene iſt. Und was geht darob verloren? Der eigenthümliche, der charaktervolle, der individuelle Menſch — der Menſch en profil. Und das Streben, den Napoleon — dieſe Summa der „Kinder ihrer Thaten" — der in jedem ſtecke, herauszuſchrauben, wohinaus damit? Denn es iſt ja dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Impotenz, Blaſirtheit, Verzweiflung, Verbrechen war von jeher das Brandmal des großmannſüchtigen Löwenthums. Die Verflachung der Geiſter, die Verödung der Herzen und ihre tauſend Flüche ſind das teufliſche Schulgeld für ſolchen Unterricht. Man will aus dem Menſchen einen Gott machen und tödtet den Gott aus ihm heraus und füttert das Thier in ihn hinein. Zur Beſtialität, zur vernunftloſen Welt gehört es, charakterlos, weil gottlos zu ſeyn. Wie kommt es denn, daß die größten Verbrecher wenig Eigenthümliches, dagegen die großen ſittlichen Menſchen alle eine ſcharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit haben? Das erkläre die Philoſophie, welche die Menſchheit zur Gattung und den Menſchen zu ihrem Exemplar „façonnirt."

Von dem „blödſinnigen Blondkopf," der luſtig über die Blutſpuren des gemordeten Vaters hüpfen konnte, wenden wir uns zu einem erſten beſten, wirklich in Wiſſenſchaft, Kunſt, Staat

bedeutenden Mann. Was fehlt ihm doch zu seiner vollen Größe, worin überragt ihn denn himmelhoch der arme Fischer vom See Genezareth, der arme Zimmermann von Nazareth, der arme Teppichweber von Tarsus, der arme Bauerssohn von Eisleben? Der gefeierte Vinet soll für mich antworten: „Die Religion gründet im Centrum des Individuums ein System von Verhältnissen, worin Gott dem Individuum genügt und das Individuum Gott. Kein Element ist hier von außen entlehnt. Das Individuum in seinem Verhältniß zu Gott ist eine ganze Welt. Sein Glaube ist nicht von der Menge erborgt, er ist eine Frucht der Freiheit. Das ganze daran sich knüpfende Leben trägt diesen Charakter der Spontaneität. Aus sich selbst geboren hängt es nur von sich selbst ab, d. h. von seinem göttlichen Anfang. Er feiert seinen Sieg in der größten Einfachheit seiner Existenz. Er macht aus einem Alltagsmenschen einen vollständigen Menschen, eine lebendige Einheit mitten unter den vielleicht reich begabten Menschen, die in der großen geselligen Einheit nur als Brüche gezählt werden. Er bekleidet den Menschen mit einer Würde, welcher nichts auf dieser Erde gleichkommt, welche nichts ersetzen kann, selbst nicht das Genie. So mächtig das Genie auch seyn möge, es ist schwach gegenüber der Seele, die von lebendigem Glauben durchdrungen sich die höchste Unabhängigkeit und die kostbarste aller Freiheiten zugeeignet hat." So französisch auch der Geist angelegt ist, der diese Worte gesprochen, so werden doch auch wenige dieser Ein-, oder was dasselbe ist, Alltagsmenschen des heutigen Frankreich sie verstehen.

Gerade im entgegengesetzten Elemente bewegt sich die deutsche Volkserziehung ihrem Wesen nach. Setzt die französische ihren Menschen als den durchaus fähigen, zu allem brauchbaren und jedes Kind als ein werdendes Genie voraus, so setzt die deutsche ihn als durchaus unfähigen, ungeschickten, dummen Michel voraus, in den erst alles hineinzutrichtern ist. Jene façonnirt, diese docirt. Frankreich ist das Land der Tanzmeister, Deutschland ist das Land der Schulmeister. Das deutsche „Volk" gehört auf die Schulbank; dies ist das Geheimniß unserer Volksschriftenliteratur. Da kommt Vater Richard und sagt dem guten Gottlieb so deutlich, so gründlich, so traulich, so

herablaſſend, daß ſein anderer Vorname Michel heiße und ſein Vater auch Michel geheißen habe und ſein Urgroßvater desgleichen. Iſt er beſonders gut bei Laune, ſo wird der in der Nachahmung vollends ekelhafte Zundelfriederton des rheinländiſchen Hausfreundes angeſchlagen, und der dumme Michel iſt kreuzfidel davon. Hegt man nun aber ernſthaft den chriſtlichen Wunſch, der gute, alte, abgeſchmackte Johann Michael Kalendermann möchte doch endlich das Zeitliche geſegnen, ſo kommt Guſtav Nieritz an der Spitze der norddeutſchen Volksſchrifteninduſtriellen heran, baut in Zwickau eine Aktienbuchfabrik und läßt die Spulen der Aufklärung, der Naſeweisheit, der Plattheit und der Romantik weithin in alle Dorfbibliotheken und Ortsleſevereine hineinſchwirren. Rationalismus oder Supranaturalismus — Schulmeiſter muß er ſeyn und Marokko muß er ſchnupfen. Jener ſichere Takt in allem was Form und Darbietung betrifft, jener gute Geſchmack, jener Sinn für Anſtand und Schicklichkeit des franzöſiſchen Volksſchriftſtellers — und dieſes bisher ſo häßliche, ſchmierige, hungrige, wohlweiſe, dumme, deutſche Schulmeiſterthum! So wenig gründliches Gefühl davon, daß das Volk ſo zu ſagen auch Menſch iſt und als dieſer geehrt werden muß, wenn es wieder Ehre geben ſoll; ſo wenig ernſter Gedanke daran, daß man ihm viel mehr als Kartoffeln, Bier und Branntwein ſchuldig iſt! Je unförmlicher, je wüſter, deſto beſſer ſo oft fürs Volk. Die Buchhändler wetteifern wie billig mit den Schriftſtellern. Das möglich graueſte Löſchpapier, das ärmlichſte Format, der jämmerlichſte Druck, blaß, todt, eng, wird gewählt, um dem gemeinen Mann das Leſen am ſicherſten zu verleiden. In den Stoffen ſelbſt die bunteſte Einheitsloſigkeit, kein feſter Zweck, kein ſicheres Ziel, keine lebendige Idee, von allem etwas, nichts recht, Stück für Stück 6 Kreuzer. So zerſplittern ſich die Kräfte, das bischen Geld geht aus, der Buchhändler wird reich, die Lernluſt vergeht und der dumme Michel bleibt. Er will der Fibel entwachſen. Je mehr ihm Einzelnes darüber hinaus geboten wird, deſto dringender iſt die Erhebung deſſelben in einen lebendigen Zuſammenhang. Dazu bedarfs einer Idee, eines Mittelpunkts, und der findet ſich allein in lebendigſter Anfaſſung von Nationalität und Chriſtenthum im gemeinſamen Element der Geſchichte.

Diejenigen, welche es ernstlich mit der Volkserziehung bei uns meinen, legen auch den stärksten Ton auf die Momente der Religiosität und Nationalität. Aber die gemeinsame Beziehung in großen Zügen und scharfer Ausprägung fehlt so ziemlich überall. Am meisten bleibt die nationale Tendenz zurück, und — „das kommt davon." Was die Franzosen daran zu viel haben, haben wir zu wenig. Das Gefühl der gleichen Berechtigung, der Gliedschaft an dem großen Körper des Volks, das Mitleben durch Mitrathen und Mitthaten ist bei uns so gut als gar nicht da. Und man glaube nur nicht den Menschen halbiren oder viertheilen zu können, ohne daß er dabei umkommt. Die Weltordnung ist einmal so gerichtet, daß der Mensch auch ein politischer sey. Wie im leiblichen Organismus zwar ein Theil und Glied oder System für das andere stellvertreten kann, so daß der Körper besteht und den Schein des vollen Lebens bewahrt, so ists auch beim geistigen Organismus möglich. Aber hier ist die Gesundheit dann noch viel mehr bloßer Schein. Es ist nun wahr, der religiöse Mensch findet in sich für Alles Ersatz und volles Genüge, aber eine Macht des ganzen Lebens wird die Religion nicht in der Einzelzelle; lebengestaltend wirkt sie bloß, wo sie die innere Freiheit auch nicht bloß bewähren, sondern in ein äußeres Reich gottgeordneter Freiheit und Gleichheit realisiren kann.

Wo aber der gemeine Mann da ist, bloß um zu respektiren, wo die Stände sich gliedern, bloß um sich von einander abzuschließen, wo man die Religion selbst nicht sowohl als ein Recht, denn als eine Pflicht für den Geringen ansieht und sie als ein Werkzeug des Gehorsams, als ein Joch der Zufriedenheit von obenher auflegt, damit man droben unbeläſtigt und unbeirrt sey im Rennen nach Auszeichnung, Standerhöhung, Ehre, Lust und Gold, da versagt auch „der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft," aber dabei doch nicht die Höhen der Gesellschaft zu erreichen vermag. Zum Gutgenug für den Pöbel gibt sich die Himmelskönigin, die Religion nicht her, oder sie verdirbt das Volk, dem sie also zugeworfen und aufgebunden wird, vollends ganz und gar in Grund und Boden.

Sündigt mithin die französische Volkserziehung durch ungemessenes Heraufziehen des gemeinen Mannes zum Affen des

Modejournals, ſo ſündigt die deutſche durch ſchulmeiſterliches und zuchtmeiſterliches Druntenhalten im mundtodten, unpolitiſchen, ungeſelligen Michelthum. Zu einer wirklichen Belebung und Beſeelung des Volkskörpers fehlen dort die Mittel und Ideen zum guten Willen, hier der gute Ernſt und Wille für die Mittel und Ideen. Wie wenig es auch bei uns Ernſt iſt mit der Idee eines gediegenen Kreislaufes der reinſten und beſten Säfte unſeres nationalen Beſtehens in allen Adern des gemeinſamen Lebens, beweist z. B. die Bitte des württembergiſchen Volksſchriftenvereins, der immer wieder ankündigen muß, daß er wohl von Schulmeiſtern, Pfarrern und Bürgern und dürftigen Beamten, aber von den „reichen Freunden des Volkes" ſo gut als gar nichts zur Unterſtützung ſeiner ſchönen und anerkennungswerthen Thätigkeit gethan finde. „Es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr, bis daß ein Reicher in das Himmelreich der Armen — mit und zu ihnen — einginge...!"

Nicht doch! England iſt Beiſpiel, das ariſtokratenvolle, geldreiche und ſchularme England. Je weniger der Staat für Schulen, deſto reger iſt das thätige Mitgefühl der Einzelnen. Der Engländer iſt immer rieſengroß im Praktiſchen — ſey es Judenthum, ſey es Chriſtenthum. Sind ſo in einem der letztvergangenen Jahre von 24 chriſtlichen Vereinen für Kirche, Schule, Haus und Fremde wieder 606,750 Pfd. St. zu ihren großen und kleinen, aber immer edlen Zwecken eingenommen worden. Dieſe mehr als acht Millionen Gulden ſind alle lediglich den geiſtig und geiſtlich Armen geweiht. Hier ſehe ich aber von allem ab was öffentlich oder privatim, wenn auch in kleinerem Maßſtabe, anderwärts auch geſchieht. Nur das Eigenthümlichſte der engliſchen Bemühung um das Volk berühre ich. Ich finde es ausgeprägt in der „Geſellſchaft für chriſtlichen Unterricht," die am 30. April 1844 ihre neunzehnte, in der „Londoner Stadtmiſſionsgeſellſchaft," welche am 2. Mai 1844 ihre neunte Jahresverſammlung hielt. Erſtere zählte 2200 thätige Mitglieder, die es übernommen die Familien der Armen zu beſuchen. Die neun Diſtrikte, in die London getheilt, zählen 102 Vereine, 11 Miſſionäre, 2263 Beſucher, welche 85,293 Familien unter ihre Pflege genommen, und 120 Stationen. Mehr als zwei Millionen

Traktate und 937 Bibeln wurden vertheilt, 2326 Kinder für den Unterricht in Sonntags- und Wochenschulen gewonnen und 2813 Arme durch Zahlung der Schulden aus dem Gefängniß gelöst. Die zweite Gesellschaft — zur Besserung der Gefallenen — fand im Distrikt Spitalfield eine Bevölkerung von 112,141 Seelen mit 27,823 Kindern, von denen nur 7626 täglichen und 3371 sonntäglichen Unterricht erhielten; 9639 Erwachsene konnten weder lesen noch schreiben; 10,759 Familien werden regelmäßig besucht.

Das ists was der Herr selig preist: „Ich bin gefangen gewesen und ihr habt mich besucht.“ Aus Pracht und Reichthum in die Bretter- und Lehmhütte des Hungers, aus Salon und Boudoir an das Krankenlager der Armuth und Mühseligkeit treten, das ist ein Opfer. Nur im Opfer aber besteht die Religion. Mit den ohnehin abfallenden Brocken einen armen Lazarus sich sättigen lassen, das trägt dem reichen Mann nicht einen Tropfen Wassers, um seine glühende Zunge zu kühlen. Wer hätte es der insularischen Seele des Engländers zugetraut das zu erfinden, was allein das Volk erziehen, heraufheben und bilden kann? Erziehung ist die sittlichste That, alle ethische Thätigkeit aber ist eine persönliche. Wir Deutsche meinen uns und andere durch Bücher erziehen zu können, der Franzose glaubt mit der Ermöglichung gleichen staatlichen Verhaltens und geselligen Umgangs sey es gethan, der Engländer allein trifft den Nagel auf den Kopf: er trägt das göttliche Wort des Trostes und Friedens, begleitet von dem Engel des Gebetes, zu denen die unten sind, er macht sich selbst auf den Weg und wirkt Aug in Aug, Hand in Hand, Mund zu Mund, er wirkt, wie allein persönbildend, d. h. erziehend gewirkt werden kann: persönlich. Ist das ein Abbild des Herrn? Dann ist es ein Musterbild des thätigen Christenthums. Aber wohlbemerkt, ein Jünger, der solches an der armen Gotteskreatur thun will, muß vorher sich selber von seinem Herrn und Meister die Füße haben waschen lassen. Nur der Erlöste kann wieder erlösen helfen; nur der den Frieden gefunden hat, kann ihn andern bringen; nur der Reingewordene kann fremden Unrath in Liebe leiden und in That und Werk abwaschen helfen. Hier ist ein heiliges Land,

die Schuhe der Neugierde mit ihren langen Schnäbeln und die der Koketterie mit ihren hohen Absätzen müssen gründlich ausgezogen werden, wo es gilt die Mysterien zerstoßener Herzen und gebeugter Seelen mit zu feiern vor ihrem Gott; wo es gilt, den Armen das Evangelium zu bringen und den Reichen das Privilegium zu nehmen; den Entwürdeten den Stempel des göttlichen Bildes wieder auf die Stirne zu drücken, den in Arbeit und Mühe, in Disteln und Dornen des Ackers, in Rädern und Spulen der Fabrik Verkommenen die Menschen- und Gottesrechte wieder zu bringen und so Christenthum zu üben.

Der Franzose façonnirt, der Deutsche schult, der Engländer besucht die unter ihm sind. Jeder hat etwas vor dem Andern voraus. Der erste entfernt die Schranken des Verstandes, der andere die des Unterrichts, der dritte die des Herzens. In derselben Reihe sind sie glücklich auf der Bahn der Volkserziehung zu einem freien, gleichen, harmonisch die Unterschiede in sich tragenden Gesammtleben der Nation. Jetzt sollen sie sich gegenseitig von ihrer Fülle geben; der Franzose den Andern die politische und gesellige, der Deutsche den Andern die schulmäßige, der Engländer den Andern die von Herz zu Herzen gehende Erziehung zur Volkseinheit und zum Gemeingenuß der gemeinsamen Lebensgüter.

Der Buchstabe, die Presse tödtet, die Liebe allein höret nimmer auf. Sie vollzieht sich bloß in persönlichem Opfer und in persönlicher That. Und das ist dem Volke das Zeichen, daran es seine wahren und falschen Freunde erkennen kann. Wer sich, wie Petrus anfangs, sträubt vom Herrn sich die Füße waschen zu lassen, wer nun nicht selbst herniedersteigen kann zu gleichem thätigen Liebesopfer, wer mit blinkenden Worten und klingendem Gelde mit dem Volke sich abfinden will, wer von Organisation, Theilung und Eintheilung der Arbeit spricht, ohne selbst den Schweiß auf das Angesicht zu nehmen, wer mit geistreichen Redensarten den Armen helfen will und nicht vorher geistlich arm und darum selig und darum den Andern Bote der Seligkeit werden kann, wer Verfassungen, Kirchen, Schulen bringt, aber keinen Heiland und Tröster, der ist kein Freund des Volkes. Nur Glauben kann Glauben wecken. Das Beispiel wirkt, die Ueberzeugung überzeugt. Aber »Être convaincu c'est avoir été

vaincu.« Im Munde der Unbesiegten sind alle Reden von und zu dem Volke, sind all die modernen Vergötterungen des „Volkes" nichts als tönendes Erz und klingende Schelle, leere Trompete und wohlfeiles Echo des frechsten der Witze: „Bist du Gottes Sohn, so hilf dir selber und steig herab vom Kreuze!"

Die germanischen Bestrebungen in Belgien.

Schon in uralter Zeit theilte sich der germanische Sprach- und Kulturbaum wie von selbst in zwei mächtige Hauptäste: den deutschen und den angelsächsischen, sowie in zwei gleichfalls ansehnliche Seitenäste: den isländisch-dänisch-norwegischen und den schwedischen. Auf den angelsächsischen Ast pfropfte sich mancher fremdartige Sproß, woraus demselben viel Gutes und viel Schlimmes zugleich erwuchs. Der deutsche Hauptast, der, wenn zuweilen auch der Gefahr der Entartung, zumal in den höhern Schichten der Gesellschaft, sehr nahe, sich im Ganzen doch vor jener fremden Trübung durch Festhalten am eigenen Leben in Sprache, Sitte, Gemüth bewahrte, spaltete sich gleichwohl wiederum in zwei Hauptzweige: den hochdeutschen und den niederdeutschen, und von dem letztern bildet der vlämisch-niederländische Zweig nur die westliche Abästung. Alle diese germanischen Aeste und Zweige entwickelten sich mehr oder minder auf eigenthümliche Weise, jedoch so, daß sie zugleich in beständiger Wechselwirkung zu einander verblieben und der ganze Sprach- und Kulturbaum sich doch auch mit entfaltete. Seit dem Verfall des entkräfteten Römerreichs, das sie mit ihrem Blut erfrischt, haben sie vereint die Weltgeschichte getragen, freilich mit sehr verschiedener Theilnahme der einzelnen Zweige an deren Gestaltung und in mannigfacher Vermischung mit den im Westen und Süden vorhandenen römisch gefärbten Volkselementen. Man

muß gestehen, der belgisch-niederländische Zweig hat, im Verhältniß zu seiner Größe, eine glänzende Rolle dabei gespielt und als ein Ferment der europäischen Kultur nach allen Richtungen hin mächtigen Einfluß ausgeübt.

So hoch wir in der Geschichte aufsteigen können, finden wir wie jetzt deutsche Volksstämme in den Niederlanden. Obwohl der Stromname der Waal (valis) auf eine ältere Gränze zwischen Deutschen und Wälschen hindeutet, hatten doch schon lange vor Cäsars Zeiten die Deutschen, wohl aus den Stämmen der Sachsen, Friesen, Franken, selbst auch der Alemannen, in solcher Zahl den Niederrhein überschritten und sich jenseits als Ackerbauer, Fischer und Schifffahrttreibende festgesetzt, daß sie die weit größere Hälfte des damaligen Belgiens inne hatten, und das Gallische in diesen Landschaften fast spurlos weggewischt und ausgelöscht war. Der Krieg zwischen deutschen und keltischen Volksstämmen mag Jahrhunderte lang geführt worden seyn, und gerade die Festsetzung der Deutschen aus altsassischen Ursitzen längs der niederländischen Küste bis zum grauen Nasenkap, an Schelde und Maas mag dem Drängen deutscher Züge dorthin eine Schranke gestellt haben, wie gegen die Cimbern und Teutonen, denen sie allein in ganz Gallien den Einbruch in ihr Land verwehrt hatten.[1] Denn südwärts waren die Deutschen zu Cäsars Zeit noch in lebhafter Bewegung, die Kelten schon fast aus ganz Süddeutschland vertrieben und deutsche Heerhaufen überschwemmten bereits Elsaß, die Freigrafschaft, Burgund; Plinius kennt nur noch deutsche Völker am Oberrhein[2] — der ganze Strom war deutsch geworden. Der Name „Belgen" umfaßte damals mithin wesentlich deutsche und nicht keltische Volksstämme. Die entgegengesetzte Annahme scheint daraus entsprungen zu seyn, daß die Römer den Namen Gallia bald in einem engern, bald in einem weitern Sinne nahmen, obwohl schon Cäsar ausdrücklich berichtet, daß die Aquitaner, die Kelten und die Belgen, welche die drei Gallien bewohnten, unter einander verschieden gewesen seyen durch Sprache, Sitten, Einrichtungen und Gesetze. Die deutschen Stämme aber, welche vor Alters die Valis überschritten und die Kelten bis an die Seine verdrängt hatten,

[1] Caes. de bell. Gall. L. II. C. 4.
[2] Plin. H. N. L. IV. C. 17.

mußten zu ihrer Sicherheit und zur Befestigung ihrer Herrschaft sich staatlich fest organisiren, und so schienen sie auch den Deutschen östlich vom Rhein gegenüber, die sie zudem in Gewerbfleiß, Handel und Schifffahrt weit überboten, gleichsam ein eigenes Volk zu bilden, das belgische. Die Belgen zumeist, also Deutsche, bewohnten den dritten Theil des alten geographischen Galliens und waren das mächtigste Reich des Landes, ja sie dehnten ihre Herrschaft selbst nach Britannien aus; den herrschenden deutschen Stämmen unter ihnen aber gehörten vornehmlich die festen niedern Gründe an den Strömen und am Gestade entlang fast bis zur Mündung der Seine.

Wenn nun auch der herrschende Einfluß deutscher Volksstämme hier überall im Laufe der Jahrhunderte geschmälert, wenn namentlich die politische Gränze des heutigen Deutschlands auf der ganzen Linie vom Aermelcanal und der Schelde bis an die Rhone greulich weit zurückgeschoben worden und die spätern deutschen Reiche von Lotharingen und Burgund völlig verschwunden sind, so ist es doch merkwürdig, daß das eigentliche deutsche Sprachgebiet, soweit es von der Nordsee bis an die Mosel fest wurzelt, im großen Ganzen noch immer mit den Gränzen, wie sie die Römer zwischen Germanen und Kelten zuerst bezeichneten, übereinstimmt. Nur bei schärferem Ansehen zeigt sich allerdings ein Verschieben des wallonischen Sprachgebiets, zumal in der mittlern Ausbiegung dieses fast räthselhaften Bruches, indeß so allmählig, daß wenigstens in Belgien bei dem nun wieder geweckten Widerstande der Flamingen keine Gefahr größern Verlustes zu befürchten steht; was vom deutschen Sprachgebiet in Frankreich leider nicht überall gilt, wo man vielmehr das gegen die Uebermacht wehrlose deutsche Element mit Stumpf und Stiel auszurotten sucht. Selbst in Lüttich, jetzt mitten in der wallonischen Keilspitze, hat man nach den Schriften des heil. Bernardus (T. II. Bl. 1194) in früheren Jahrhunderten niederdeutsch gesprochen. Im Monat Februar 1147 kam St. Bernardus, mit seinen Genossen den Kreuzzug in Deutschland predigend, über Aachen nach Belgien zurück und predigte nacheinander zu Mästricht, Lüttich und in andern belgischen Orten. In jenen beiden Städten, wird erzählt, brach das Volk in einen vlämischen Volksgesang aus. In den folgenden Städten Horg, Gembloux, Villers ꝛc.

ward aber das Niederdeutsch, so bezeugt Gaufridus, nicht mehr verstanden. Diese Thatsache scheint doch wohl eine spätere Reaktion des romanischen Geistes gegen den deutschen bestimmt anzudeuten, und das seltsame Vordringen des wallonischen Keils dürfte sich mithin nicht bloß, wie Dr. Karl Bernhardi in der Erläuterung seiner Sprachkarte von Deutschland meint, aus dem Vernichtungskriege, den Cäsar gegen die deutschen Gränzstämme führte, erklären lassen. Im Ganzen jedoch steht die sehr merkwürdige Thatsache fest, daß alle die Stürme und Wandlungen der Zeit von zwei Jahrtausenden Belgiens deutschen Volksstamm im Kerne unversehrt gelassen haben. Während wir die benachbarten Kelten oder eigentlichen Gallier sich zuerst in halbe Römer, diese sich in halbe Franken, endlich in Romanen und Franzosen umwandeln sehen, behaupten die deutschen Stämme mit unbesiegbarer Zähigkeit ihre ursprüngliche Volksnatur, selbst innerhalb der alten Gränzen.

Sobald die Geschichte die Landeszustände Belgiens, wie sie sich im grauen Mittelalter gestaltet, wieder zu beleuchten anhebt, erscheint als der dort nun vorherrschende deutsche Volksname Vlaming. Vlamingen oder Vlamen nannte sich der Haupttheil des am meisten nach Westen wohnenden niederdeutschen Stammes, der in manchen Charakterzügen, wie sein Zähes und seine Freiheitslust, auf die Friesen, in andern, wie sein Stilles, Ernstes, Schweres an Leib und Seele, auf den westphälischen Sachsenstamm hinweist, in der Sprache und Art aber den Niederfranken am nächsten steht. Die Wallonen oder Walchen, im Grunde nur eine deutsche Bezeichnung für fremde Zungen, haben als Volk eigentlich gar keinen eigenen Namen, so wenig als sie eine eigene literarische Sprache besitzen; es sind Reste eines mehr keltischen Theiles des alten Belgiens, vermengt mit römischen und fränkischen Stoffen. Dieser Sprachdualismus nun im eigenen Lande, sodann die Gränzlage gegen Frankreich, und zwar in der Nähe der Hauptstadt und des Herzens des französischen Reichs, beides erklärt zur Genüge, daß in der ganzen Geschichte der Niederlande aus dem Mittelalter her die Volkssprache von höchster Bedeutung ist, und so auch in unserer Gegenwart wieder, als der Hauptwall gegen die romanische Unterjochung und als der Haupthalt der eigenen Volkspersönlichkeit. Hiermit steht die Erscheinung gewiß

im Zuſammenhang, daß unter allen niederdeutſchen Mundarten die vlämiſche zuerſt zu einer Schriftſprache ſich erhob und daß die Flandern der Hauptſitz der niederdeutſchen Literatur wurden. Natürlich ward dieſer Literatur der Rieſenkampf gegen das Romaniſche noch durch die Spaltung des deutſchen Hauptaſtes in den hochdeutſchen und niederdeutſchen bedeutend erſchwert, die anfangs in ziemlich gleicher Weiſe gediehen bis in das Zeitalter der Reformation, wo ihre Trennung für Belgien entſchieden ward, und beide dann, nach Erreichung einer hohen Blüthenſtufe, mit dem allgemeinen traurigen Verfall des deutſchen Reiches im ſiebzehnten Jahrhundert auch zuſammen verfielen, obſchon die ſchwungvolle Republik der ſieben nördlichen Generalſtaaten ſonſt ein hellleuchtender Punkt des niederdeutſchen Lebens blieb. Von nun an aber, durch viele Umſtände begünſtigt, überſchattete der hochdeutſche Zweig bei neuer ſchönerer Entfaltung denn je den niederdeutſchen über die Maßen; ihm gehörte ja, nachdem auch alle öſtlichen Gebiete der Niederdeutſchen ſich der hochdeutſchen Schrift angeſchloſſen hatten, bei weitem der Haupttheil der Nation an, während die weſtlichen niederdeutſchen Gebiete ſich durch noch weitere Zerſplitterung und endlich durch Lostrennung vom Reiche ſprachlich mehr und mehr ſchwächten. Namentlich ſchien der vlämiſche Zweig, nachdem noch die wilden Revolutionsſtürme darüber hingefahren waren, am deutſchen Baume völlig zu verwelken und abzuſterben, bis auch er, einem Wunder gleich, vor wenigen Jahren wieder friſch zu ſchwellen und neue Knospen und duftige Blüthen zu treiben begann.

Ja, wir Deutſchen werden gegenwärtig überall wieder an das große Vaterland erinnert, über deſſen Gränzen ſich die Natur ſelber in den Zungen der Völker ausſpricht, welche deutſch bleiben, ſelbſt wenn ihnen auch zufällige Umſtände mehr als innere Nothwendigkeit den Gebrauch einer andern als der gemeinſamen Schrift zugetheilt haben, wie es vor allen der Fall iſt mit den nördlichen und ſüdlichen Niederlanden des Weſtens. In mancher Hinſicht iſt dieß beklagenswerth für ſie wie für uns — für ſie, weil ihnen das Verſtändniß einer großen Literatur und Geiſtesentwicklung erſchwert wird; für uns, weil ein lebendiger Schriftzuſammenhang mit einem großen Sprachkörper immer dazu beitragen wird, die weithin geſtreckten Glieder vor dem

Aufgehen in einer andringenden fremdartigen Nationalität zu wahren. Immerhin hat Deutschland an den vlämischen Bestrebnissen ein mehrfaches hohes Interesse: ein wissenschaftliches, weil halbverschollene deutsche Sprachschätze und langvergessene Sprachdenkmale wieder ans Tageslicht gelangen, und alle Forschungen und Entdeckungen der Niederländer auch uns zu Gute kommen; ein sittlich-volksthümliches, weil es ein schöner, unsrer Nation würdiger Ehrgeiz ist, der Herrschaft ihrer Sprache, dem Einfluß ihres Geistes so große Ausdehnung als möglich gewinnen zu sehen, und weil es erhebend ist, die entferntesten Zweige des alten Volksbaumes, trotz ihres Jahrhunderte langen Benagtwerdens durch verderbliche fremde Einflüsse, wieder frisch aufblühen zu sehen; endlich auch ein politisches, weil Deutschlands Macht nur gewinnen kann, je lebendiger das germanische Element an den Küsten der Nordsee und an den Gränzen Frankreichs sich entwickelt.

Im Zeitalter der Reformation ward also jene Trennung im Gebrauch der Schrift, vorbereitet durch die politischen Verhältnisse, eine Thatsache. Sie fand nämlich, und das ist wohl zu beherzigen, zwischen den östlichen und westlichen Stämmen niederdeutscher oder niedersächsischer Mundart statt, indem jene damals allmählig die Schrift, die zunächst nur ihnen angepaßt war, gegen eine gemeinsame aufgaben, in welcher die meisten Flugschriften der deutschen Reformation und Luthers Bibelübersetzung geschrieben waren, und die den Vortheil hatte, vom fernsten deutschen Osten bis zum fernsten Süden gültig zu seyn, während die Niederländer bei ihrer eigenen, bereits sehr entwickelten Schriftsprache verharrten und sich so von dem Gange der allgemeinen deutschen Literatur absonderten. Hierzu trugen viele Umstände bei, besonders die fremde Herrschaft, indem die burgundischen und spanischen Fürsten die Niederlande mehr und mehr vom Reiche abzuwenden suchten. Nicht minder wirksam dabei war die eigenthümliche frische Entwicklung, in welcher die Niederlande damals in Beziehung auf Gewerbe und Politik wie auf Kunst begriffen waren, und die ihnen eine große selbstständige Zukunft verhieß. Auch darum, weil die Niederlande von der Reformation mehr durch das Calvinerthum als durch das Lutherthum ergriffen wurden, hatten sie nicht den Anlaß an

jener Bewegung, kraft welcher die übrigen niederdeutschen Lande der gemeinsamen Bücherſprache ſich anſchloſſen, ihrerſeits Theil zu nehmen. Sie maßen ſich Stärke genug zu, ſich auch in Hinſicht auf Sprache zwiſchen zwei mächtig anziehenden größern Maſſen, Deutſchland und Frankreich, frei ſchwebend zu halten. Dieſer Verſuch iſt im Grunde keinem der beiden Theile, in welche Niederland ſich ſpaltete, beſonders eben wegen dieſer neuen ſchwächenden Trennung, gelungen, obſchon der Republik der Generalſtaaten, die durch Kraftentwicklung mancher Art, was ihr an Ausdehnung fehlte, zu erſetzen wußte, mehr als dem vlämiſchen Niederlande, wo ſchon in den Tagen der Herzoge von Burgund und ihrer glänzenden weſentlich franzöſiſchen Hofhaltung die ſüdnachbarliche Sprache und Sitte in gewiſſen höhern Schichten auch der deutſchen Bevölkerung Boden gewonnen hatte. Ueberhaupt überwog, wie aus den damaligen traurigen politiſchen und literariſchen Zuſtänden Deutſchlands leicht erklärlich iſt, die Anziehungskraft und der Einfluß Frankreichs bedeutend, ſelbſt in Holland, welches Uebergewicht denn endlich bis zu einer völligen politiſchen Verſchlingung Belgiens und Hollands durch Frankreich ſtieg — zum Beweiſe, daß ihre eigene getrennte Kraft doch zu ihrer ſelbſtſtändigen Erhaltung und zur nachhaltigen geiſtigen Entfaltung ihres Volkes nicht ausgereicht hatte, und daß ihre vollſtändige Losreißung vom deutſchen Reiche in letzter Inſtanz ein Unglück für ſie, ein allgemeiner Fehler war, den man füglich zu geeigneter Zeit, wie in den Jahren 1814 und 1815, hätte zu verbeſſern ſuchen müſſen.

Die niederdeutſche Sprache, ſo reich, biegſam und bildſam wie nur irgend eine, erhielt in den Niederlanden indeß als Schriftſprache eine Entwicklung, welche ſie dem Verſtändniſſe der niederdeutſchen Stämme des Oſtens ſelbſt immer mehr entfremdete, die zwar die hochdeutſche Schriftſprache angenommen hatten, dafür leider aber ihre eigene Mundart vernachläſſigten, ja ſie in völlige Rohheit verſinken ließen. Dieſe gegenſeitige traurige Entfremdung unter den Niederdeutſchen des Weſtens und Oſtens ward dadurch noch erleichtert, daß das Niederdeutſche von Haus aus wieder in ungemein vielfältige Sprecharten auseinandergeht, für welche es bald an einer gemeinſam verſtändlichen Schrift ganz fehlte, obſchon von allen niederdeutſchen

Stämmen doch nur die Friesen ihre besondere Mundart haben, die zwischen dem platten Sächsisch und dem Nordischen in der Mitte liegt. Doch mit diesem sprachlichen Auseinandergehen der Norddeutschen war es noch nicht genug, auch die niederländische Schriftsprache selbst trennte sich wiederum, dem kirchlich-politischen Spalt der Niederlande folgend. Hierin gerade weit mehr, dünkt mich, als in dem, was der verehrte Schweller annimmt, daß das französische Element bei den Niederländern des Südens sich schon so tief eingewühlt hatte, liegt der Hauptgrund davon, daß nach der von ihnen so lebhaft ersehnten Abschüttelung des französischen Joches sie doch in der Verbindung mit Nordniederland vorerst keine Grundlage für die sprachliche und volkseigene Selbstständigkeit erblickten, daß ihnen die holländische Schrift fast wie ein fremdes Idiom erschien, ja daß noch fünfzehn Jahre später einige tonangebende Fläminge (freilich sind sie jetzt schon anderer Meinung) unter den Gründen zum Aufstande gegen die niederländische Regierung mit den Wallonen auch den angaben, daß statt des Französischen das Holländische hatte als Nationalsprache gelten sollen. Denn so weit gingen nur wenige; mehr hatten die Flamingen übel genommen, daß das Niederdeutsche auf holländische und nicht auf flämische Weise hatte sollen geschrieben werden; ungeachtet der Unterschied der beiden im Leben selbst wieder in verschiedene Sprecharten zerfallenen Idiome als Schriftsprache sich weniger auf die unbedeutenden Kleinigkeiten in der Schreibung, als auf ihre formale Ausbildung und ihr ganzes Geistesgepräge gründet. Gerade dieser Unterschied ist häufig übersehen worden.

Seit der Reformation, die im Süden unterlag, und seit der Abschüttelung der spanischen Herrschaft durch die nördlichen Provinzen trat nämlich ein scharfer Unterschied der Geschichte und Lebensweise beider Gebiete ein, und diese Verschiedenheit des kirchlich-staatlichen Schicksals konnte nicht ohne Einfluß auf die Sprache der beiden Niederlande bleiben, zumal die Regierung im Süden ängstlich bemüht war, eine geistige Markscheide gegen den Norden aufzurichten und die freiheitathmende Literatur der Republik von Belgien abzuhalten. Nordniederland, sich selbstständig regierend, hatte Gelegenheit, seine Volkssprache, die auch die Sprache seiner Regierung war, vollständig auszubilden; und

die wichtige Aufgabe, die es für Vertheidigung der religiösen und bürgerlichen Freiheit in der Geschichte des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zu erfüllen hatte, seine Kräfte auf unerhörte Weise steigernd, dehnte die Bedeutung seiner Sprache und Nationalität über Europa aus. Das Gegentheil galt von Südniederland, damals einem Anhängsel fremder Kronen, und der „Scheidemünze, mit welcher man durch Abtretung einzelner Gebietstheile die meisten Friedensverträge ausglich." Zwar hielten die flämischen Gemeinden und Provinzen in ihren Verhandlungen die Volkssprache aufrecht, und die Stände von Brabant hatten noch den Muth, die Aktenstücke, die ihnen Alba zuschickte, zurückzuweisen, weil sie französisch und nicht flämisch geschrieben waren; allein mit dem Erliegen unter dem spanischen Schwerte erlag allmählig auch dieser Geist, und spätere Demonstrationen waren zu vereinzelt, um Erfolg zu haben. Bis zur Zeit der französischen Besitzergreifung hatten indeß die Provinzialstände, die Gerichtshöfe und die städtischen Behörden in den flämischen Gebieten stets der Sprache des Volkes sich bedient. Mit der förmlichen Einverleibung Belgiens in das neue Frankreich stellte dieses sein Idiom als Nationalsprache, als die vor Amt und Gericht allein zulässige, auf. Der Nationalkonvent beschloß, um dem Deutschen an die Wurzel zu kommen, auf Kosten der Nation einen Lehrer der französischen Sprache in jede Gemeinde der neuen französischen Provinzen am Rhein, an der Schelde ꝛc. zu senden, und mit der „Sprache der Sklaven den letzten Ring der Kette, welche die Tyrannei den Völkern auflegte, zu zerbrechen." Um aber die „Sprache der Freiheit" den Belgen einzukeilen, brach neben der Armee ein ganzes Heer französischer Beamten ins Land herein, die bis in die untersten Stufen der Verwaltung und des gerichtlichen Verkehrs Alles französisch umwandelten. Der Rückschlag gegen diese Tyrannei konnte nicht ausbleiben, der alte Freiheitsgeist erwachte wieder in den lange bedrückten Niederlanden, und auch die Belgen schlossen sich den Völkern an, die aufgestanden waren, den Uebermuth Napoleons zu rächen. In einer Bittschrift, die damals von 145 Brüsseler Aeltesten und Syndiken unterzeichnet ward, hieß es unter anderem: „Die Völker Deutschlands haben die Sprache ihres Landes wieder zu Ehren gebracht, und wir, wir müssen erröthen, weil wir noch

das Joch der franzöſiſchen Sprache tragen; es iſt Zeit, daß die Niederdrückung der flämiſchen Sprache aufhöre.“ Mit der Vereinung des ſüdlichen und nördlichen Niederlands unter dem Hauſe Oranien ſchien ein neues goldenes Zeitalter für die niederdeutſche Sprache anzubrechen, für deren Erlernung die Regierung in den untern und höhern Schulen gewiſſenhaft ſorgte. Unglücklicherweiſe übereilte man die Sache: man wollte das, was ſich unausbleiblich auf freiem Wege von ſelbſt entwickelt hätte, mit ſtürmiſcher Gewalt erzwingen, und König Wilhelm I. mußte dieſelbe Erfahrung machen wie vor ihm der edle Kaiſer Joſeph II., der für Oeſterreich um ein halbes Jahrhundert zu früh gekommen. Standen in dem neuen Reiche doch 6 Millionen Deutſche nur $1\frac{1}{2}$ Millionen Wallonen entgegen, die ſelbſt wieder mit germaniſchen Elementen durchflochten und durch hiſtoriſche Erinnerungen wie durch die wichtigſten materiellen Intereſſen an ihre deutſchen Mitbürger gebunden waren! Aber die holländiſche Eile machte die Flamingen ſelbſt ſtutzig, ſie ließ ihnen, abgeſehen von dem kirchlichen Gegenſatz, keine Zeit zur Ueberbrückung der Kluft, die ſich während der Jahrhunderte getrennten Lebens zwiſchen der abgeſchliffenen vornehmen holländiſchen und der rauhen gemeinen flämiſchen Sprache gebildet hatte. Die Holländer überhuben ſich nicht nur wegen der gelecktern Form ihrer Sprache, ſondern auch wegen der größern in ihr langſam angeſammelten Gedankenfülle, die freilich auch nicht die ſtarke Seite der neuaufkeimenden flämiſchen Literatur werden konnte; ſie nahmen gegen die Flämingen eine Miene an ungefähr wie der Pariſer gegen die Provinz, und ſchimpften weidlich über das plumpe Vlämiſch, das ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert ohne Fortbildung geblieben und von ſeiner alten ſonoren Kraft ſelbſt im Munde des Volkes ausgeartet war. Jene holländiſche Anmaßung kann bei ihrer eigenen Abgeſchloſſenheit, die immer Verkrüppelung der Volksbildung mit ſich führt, nicht wundern; ſie ſahen den Zopf nicht, der ihnen nach hinten gewachſen. In dem Stolze, daß ſie früher eine gebildetere Literatur als das übrige Deutſchland hatten, daß ihre Cats und van Vondel bereits in der Rokokozeit ihrer Sprache „klaſſiſche“ Blüthen gegeben, glaubten ſie ſelbſt mit Geringſchätzung auf die große deutſche Geiſtesbewegung, die mit Klopſtock und Leſſing ausbrach, herabblicken zu dürfen.

Bezeichnete doch Bilderdyk einmal Schiller als einen Poeten des Tollhauses würdig! Diesem „klassischen" Sprachhochmuth der Holländer stemmte sich der flämische Naturtrotz entgegen, und fast kann man, in Betracht der jetzigen frischen Entwicklung des flämischen Geistes, als ein Glück preisen, daß er sich der auf Stelzen gehenden Muse, überhaupt der geistigen Kultur der Holländer nicht unterworfen, sondern sich die freie Bahn offen erhalten hat. Denn gerade weil die Flamingen, bei weniger Gelegenheit ihre unterdrückte und vereinzelte Sprache auszubilden, an der Poesie der batavischen Perückenzeit nicht Theil genommen, ist ihre Sprache auch nicht gebunden an die starren Gesetze, die seit jener Zeit in der holländischen Literatur sich verknöchert hatten, an die klassische Zwangsjacke Niederlands, und ihre frisch aufstrebende Literatur mag, wie der ganze Geist des jungen Staats, das größte Maaß von freier Bewegung für sich in Anspruch nehmen und selbst wohlthätig auf Nordniederland zurückwirken. In der That, sie hat sich einerseits unter dem Vorgange des unvergeßlichen Willems wieder an den naiven, kräftigen und zopflosen Geist der Dichtung und Chronikensprache des fünfzehnten Jahrhunderts angeschlossen, und sucht nun zugleich andererseits vorerst wissenschaftlich dem Gange verwandter englischer und deutscher Literatur zu folgen, die der Natur wie dem Geiste ihrer Sprache völlig entspricht. Diese Anlehnung ist nöthig, und wäre vielleicht in verstärktem Grade durch Uebersetzung von Volksbüchern nach unten, von Meisterwerken nach oben zu wünschen. Denn um im eigenen Lande gegen die Sturmfluth der so begünstigten französischen Literatur aufkommen zu können, müssen die flämischen Schriftsteller ihren Landsleuten die Pforten der zwei großen verwandten Literaturen öffnen, wodurch sie selbst an Erweiterung des Geschmacks und der Gedanken gewinnen, und das Fest der Befreiung der Muttersprache durch alle Schichten des Volkes vorbereiten würden.

Bekanntlich hatte das Deutschbelgische nur mäßigen Einfluß auf die Revolution von 1830 und noch geringern auf die Einrichtung des neuentstehenden Staats. Seine wesentlich französisch gebildeten Lenker hatten nur französische Muster vor Augen, und von neuem änderte sich das Loos der Landessprache: das Französische ward in allen öffentlichen und amtlichen Beziehungen

ausſchließliche Staatsſprache, ſo den jungen nach „Unabhängigkeit" ringenden Staat durch das ſtärkſte Band an den ſüdlichen Nachbar feſſelnd. Zwar beſagt der 23. Art. der belgiſchen Verfaſſung: „Der Gebrauch der in Belgien herkömmlichen Sprachen (niederdeutſch, franzöſiſch, hochdeutſch) iſt dem Belieben eines Jeden freigeſtellt (facultatif), nur für die Aktenſtücke der öffentlichen Behörde und für gerichtliche Angelegenheiten kann er einer Regel unterworfen werden." Allein thatſächlich fand ſich die niederdeutſche Sprache gleich nach der Revolution ganz unterdrückt, ſie war des Orangismus verdächtig, man betrachtete ſie gewiſſermaßen als ein holländiſches Werkzeug. Die ſogenannte gute Geſellſchaft, immer bereit vor dem Götzen der Mode ſich niederzuwerfen, wies ihr, wie einer plötzlich Verarmten, jetzt die Thüre, und die modeſüchtigen Weiber, die Gecken, alle diejenigen, welche dem geſellſchaftlichen Vorurtheil gehorchen, fürchteten mit dem „gemeinen Volksjargon" den Mund zu verunzieren. Ach, nicht immer ſieht das Volk durch Bewegungen, in ſeinem Namen mittelſt ſeiner Kräfte ausgeführt, das gefördert, was ihm zunächſt und am meiſten frommen kann. Dieſes zum Theil ſelbſt aufgelegte Joch war ganz gemacht, die niederdeutſche Bevölkerung in Belgien, faſt zwei Dritttheile der geſammten, in einer herabwürdigenden Art von Unmündigkeit niederzuhalten, in einem unnatürlichen und unwürdigen Helotenzuſtande, der das Ehrgefühl und den Stolz der Edlern und Beſſergeſinnten unter ihnen mit der Zeit empören mußte. Worin auch die rechte Volksfreiheit beſteht, ſie iſt ſchlechthin unvereinbar mit der Unterdrückung der Volksſprache, und wäre die in der fremden Sprache geſchriebene und vollzogene politiſche Verfaſſung die freiſinnigſt denkbare. Wenn die volle politiſche Freiheit im objektiven Communismus des Staats beſteht, mit andern Worten, wenn die Neigung gegen die innerliche Einheit des Staats und Volkes es iſt, worauf der feſte und nationalwohnhafte Bau der Zukunft aller Völker allein ruhen kann — ein Bau der Einheit von Staat und Volk, den England bisher am kräftigſten ausgeführt, der ſich mit jedem Tage mehr als das wahrhaft Confrete in der engliſchen Geſchichte ausweist — wenn das wahr iſt, dann iſt Belgien gegenwärtig von dieſem Ziele noch himmelweit entfernt, trotz ſeiner geſchriebenen, überaus freien politiſchen Verfaſſung. Das Volksweſen

der niederdeutschen Provinzen hat sich immer dann am reichsten entfaltet, wenn die Volkssprache, worin ihre alten Verfassungen und Gesetze, ihre örtlichen Rechte und Bräuche verfaßt, viele tausend werthvolle Bücher gedruckt sind, ihrer vollen Rechte genoß. Welche Früchte mußten aber daraus erwachsen, daß man die Muttersprache herabsetzte und erdrücken wollte, daß man anstatt einer nationalen, sich der französischen Erziehung gar zu geneigt erwies? Die Eintracht im ganzen Leben mußte aufhören, eine verderbliche Scheidewand zwischen den höhern herrschenden Klassen, die französisch sprechen wollen, und den Bürgerständen sich aufthürmen, die beim Altflämischen blieben, ungeachtet Tausender von Fremden, die man, um jene mittelst der Tagespresse oder durch den öffentlichen Unterricht, und selbst durch ihre Amtswirksamkeit franzöſiren zu helfen, ins Land gezogen. Durch die alle Herrschaft handhabenden französisch sprechenden Klassen — gleich das erste belgische Ministerium nach der Revolution bestand größtentheils aus Wallonen, die in Wort und Schrift der neuen Staatssprache mächtiger waren als ihre flämischen Mitbewerber, und die eher Zeit und Gelegenheit fanden, sich in die Staatsgeschäfte einzuarbeiten — kamen täglich mehr Staatsbeamte in die flämischen Gebiete, die gar kein Niederdeutsch verstehen oder sprechen, und die ohne Kenntniß der Landessitten und Gebräuche dennoch amtshalber bestimmt sind, darüber zu urtheilen. Eine der Hauptanklagen gegen die holländische Regierung zog man aus dem Umstande, daß bei öffentlichen Anstellungen die Batayen den Belgen vorgezogen wurden, und jetzt sah man in umgekehrter Richtung die Walchen vor den Flämingen bevorzugt, die Stelle der Holländer hatten Wallonen und Frenskillone eingenommen. An vielen Plätzen konnten keine Bürgermeister, Gemeindeschreiber und andere Amtshalter aus den Eingesessenen gewählt werden, die im Stande wären, mit der Landesobrigkeit zu verkehren. Die einfachen Landleute und Bürger fallen sehr oft in Strafen, Processe und Unkosten, bloß weil sie die Schrift nicht verstehen, die ihnen mitgetheilt wird, oder die sie unterzeichnen müssen. Ja, der übergroße Theil der Bevölkerung kann ohne Dolmetsch nicht einmal mehr mit vielen ihrer eigenen Magistratspersonen und Richter sprechen, und man sieht eine große Zahl Beschuldigter von den Gerichtshöfen verurtheilen, die

kein Wort der Verhandlung und der Vertheidigungsrede begreifen. Kurz, die französisch Sprechenden haben in Belgien alle Vorrechte und Vortheile allein, während die flämischen Bürger- und Bauernstände, obwohl die große Mehrheit der Bevölkerung ausmachend, gezwungen sind, sich blindlings der Leitung jener zu überliefern, was die größte Erniedrigung ist, welche ein Volk heimsuchen kann.

Das Bestreben der Vaterlandsfreunde nun, diesen unnatürlichen Zustand zu brechen, das sprachliche Fremdjoch abzuschütteln und das niederdeutsche Volk in Belgien aus der entwürdigenden Unmündigkeit emporzuheben, die Muttersprache wieder zu Ehren und in ihre Rechte zu bringen, und sie als das Hauptmittel der Volkserziehung in volle Wirksamkeit zu setzen — das ist das, was man kurzweg die „flämische Bewegung" heißt. Bekanntlich ging der erste Anstoß hierzu von Willems aus. Dieser feurige Gelehrte, der schon unter der holländischen Regierung sich über den sprachlichen Gegensatz zwischen Nord- und Südniederland erhoben und ihn wissenschaftlich zu vermitteln gesucht hatte, war von der neuen belgischen Regierung in eine Art Verbannung geschickt worden (weshalb er von seinen Landsleuten häufig „de Balling" genannt wird), aus welcher er im Jahre 1834 in der Vorrede zu seiner modernen Bearbeitung des Reinaert de Vos einen Schlachtruf ergehen ließ, der Jung und Alt unter die flämische Fahne rief. Namentlich schaarten sich nach seiner Zurückberufung in Gent und Antwerpen die talentvollsten jungen Männer um ihn, die er für die volksthümliche heilige Sache so zu beseelen wußte, daß sie nicht länger vor Spott und Gewalt, noch vor all den übrigen mächtigen Hindernissen zurückscheuten, die sich ihren Bestrebungen entgegenthürmten. Das war der Anfang dieser merkwürdigen Bewegung, welche während der letzten Jahre, zumal seit 1840, im flämisch sprechenden Belgien fast wunderbare Fortschritte gemacht hat. Jetzt ist sie bereits zu einer Macht gelangt, die sich Anerkennung erzwingt, die Niemand mehr wegläugnen und die auch der französischem Wesen am meisten zugeneigte belgische Staatsmann nicht mehr unberücksichtigt lassen kann. Sie greift im Lande wie ein Feuer um sich, aber wie ein wohlthätiges Feuer, das im Herzen des Volkes läuternd brennt und Licht ausgeußt nach allen Richtungen.

Gleich ſtanden zu Willems Männer wie Blommaert, Ledegank, Van Duyſe, Schlayes und Andere, die, nicht minder eifrig für die deutſche Mutterſprache beſeelt, ſie in der franzöſiſchen Ueberfluthung nicht untergehen laſſen wollten. Man vereinte ſich zur Herausgabe verſchiedener periodiſcher Schriften; koſtbare Denkmale altflämiſcher Sprache wurden in geſchmackvollen Ausgaben ans Licht gefördert; für die Geſchichte Belgiens, namentlich des flämiſchen Gebiets, geſchah ſehr viel. Doch dieſe erwachende Literatur bedurfte einer umfaſſenden Stütze, man mußte auf geſellſchaftlichem Wege das Ziel zu fördern ſuchen. In den Hauptſtädten entſtanden allmählig aus wöchentlichen Zuſammenkünften einzelner „Vaterländer," um die Mittel und Wege zur Hebung der „Moedertael" zu beſprechen, größere Vereine, wie „De tael is ganſch het Volk" in Gent, der „Olyftok" in Antwerpen; dieſe Vereine mehrten ſich unter allerlei Formen, auch in den kleinern Städten wuchſen ſie auf, und bald hatte der in Belgien ſo ausgebildete Genoſſenſchaftsgeiſt eine compakte Maſſe reger und begeiſterter Männer zuſammengebracht, die Alles zu einem entſchiedenen Schritt vorbereiteten. Unter Willems Leitung erließ ein Genter Ausſchuß ein Rundſchreiben an ſämmtliche niederdeutſche Gemeinden, das ſie aufforderte, der Repräſentantenkammer eine Bittſchrift zu überreichen, welche die Regierung auf ihre Pflichten gegen die größere Hälfte der Landesbewohner aufmerkſam mache. Das Rundſchreiben zündete, und bald überreichte der Abgeordnete De Decker, ein noch junges ausgezeichnetes ſtaatsmänniſches Talent, den Kammern eine vortrefflich abgefaßte, von vielen hundert Gemeinden und hunderttauſend Bürgern unterzeichnete Bittſchrift, worin die Beſchwerden der Flamingen niedergelegt waren. „Nun wir," heißt es unter anderem darin, „unſere alte Volksſelbſtſtändigkeit wiedererrungen, nun ſollten wir nicht auch unſere natürlichen Rechte wieder erlangen? In Dänemark, in der Schweiz beſtehen, wie in Belgien, verſchiedene Sprachen; die Eingeſeſſenen dort werden jedoch nach ihrem Sprachgebiet regiert, ohne Abbruch ihrer Nationalität. Das Haus Burgund hat ſich vordem verpflichtet geſehen, unſere Sprache zu achten, das öſterreichiſche hat ihre Rechte bekräftigt: ſoll nun die ſelbſteigene belgiſche Regierung ſie unterdrücken dürfen? Nein, wahrlich nein! Wir können nicht glauben, daß die

Männer am Staatssteuer, wie groß ihre Vorliebe für das Französische sey, so sehr der Großmuth entbehren werden, um selbst ihrer Mitbürger Sprache zurückzusetzen; vielmehr hoffen wir, sie werden uns die Hand reichen zur Herstellung der Eintracht, welche fremde Einflüsse gebrochen, sie werden uns seyn lassen, was wir seyn müssen und wie uns Gott geschaffen hat: Flamingen, Niederdeutsche." Darum verlangen sie auf Grund des Art. 23 der Landesverfassung Maßregeln, um die niederdeutsche Sprache in denselben Rechten herzustellen, wie zu den Zeiten des österreichischen Regiments, wo alle Beamten in den flämischen Provinzen Niederdeutsch sprechen und schreiben mußten, und ein Gesetz das feststelle: 1) alle provinziellen und örtlichen Belange in diesen Provinzen sind niederdeutsch zu behandeln; 2) die Reichsamthalter in ihren Beziehungen allda mit den Gemeindeverwaltungen wie mit den Eingesessenen haben sich derselben Sprache zu bedienen; 3) dort muß sie ferner vor den Gerichtshöfen gebraucht werden; 4) eine flämische Akademie oder doch eine solche Abtheilung bei der Brüsseler Akademie ist zur Ermunterung niederdeutscher Literatur zu errichten; 5) das Niederdeutsche soll an der Genter Universität und in den andern Reichsschulen auf dem flämischen Gebiete nicht geringere Vorrechte als das Französische genießen. „So thuend," schloß die Schrift, „werden Sie wohlthun und der göttliche Segen wird über Ihr Werk kommen."

Nie hat ein für Freiheit und Heimath begeistertes Volk billigere Wünsche an seine gesetzlichen Vertreter gerichtet. In Wahrheit, ist die freie Aneignung einer andern Sprache zu der ererbten allenthalben ein fruchtbares Mittel der Bildung, so wird sie da, wo der Lauf der Dinge zwei Volkseigenheiten in ein Staatsganzes vereint hat, zur Nothwendigkeit für Jeden, der in öffentlichen Dingen mit zu sprechen und zu wirken berufen werden will, wenn keine derselben sich von der andern für bevormundet halten soll. Doch was eine nothwendige und auch leicht getragene Last für diese Wenigern ist, darf wahrlich als eine lähmende, knechtende Last nicht auf die Vielen, auf die Masse gelegt werden. Sollen die natürlichen Lebensverhältnisse nicht völlig umgestürzt werden, so muß der Volksmasse unverkümmert das nächste, unumgänglichste aller Mittel der Bildung

und Veredlung bleiben, die Muttersprache. Daher gibt es keinen Mittelweg: entweder wahrhafte vollständige Rechtsgleichheit der beiden Sprachen im Staate, oder schmähliche Knechtschaft des einen Theils und alle die Keime des Zwiespalts und der Zerrüttung, die damit nothwendig verknüpft sind. Leider vermochte die belgische Repräsentantenkammer, noch immer unter dem Einflusse ihrer Entstehungsgeschichte gehalten, sich auf diesen historischen und rechtlichen Standpunkt, auf dem allein die innern Gegensätze sich dauernd ausgleichen und statt einer falschen äußern Einheit, hinter welcher durch alle Ritzen das Feuer der Zwietracht schlägt, die wahre gesunde Einheit des Staats sich fest begründen kann, noch nicht zu erheben. Unter dem abgeschmackten Vorwande, das Land bedürfe sehr der Einigkeit, als wenn das Element der Sprachspaltung dadurch beseitigt würde, daß man es ignorirt, und nicht vielmehr dadurch, daß man beiden Sprachen gleiche Rechte zugesteht, nahm sie die Bittschrift mit Kälte, ja mit Mißgunst auf, und statt zu einem heilsamen Entschluß darüber zu kommen, übergab sie sie dem Ministerium mit der Aufforderung, sie zu beachten. Doch konnten die Worte De Deckers eines nachhaltigen Eindrucks nicht verfehlen. Zweierlei Gefahren, sagte er, bedrohen von Frankreich unaufhörlich den jungen belgischen Staat: die Einverleibung unter französische Herrschaft, und eine bloß negativ revolutionäre Ansteckung. Ob sie aber das Mittel gegen diese doppelte Gefahr nicht in Händen hätten, indem sie der flämischen Sprache, diesem großen Elemente ihrer Nationalität, welches seit Jahrhunderten antifranzösisch, eine möglichst große Entwickelung gäben? Man höre fast jeden Tag belgische Publicisten beklagen, daß Brüssel nicht vierhundert Meilen von Paris, daß keine chinesische Mauer zwischen Frankreich und Belgien liege. Ei, von der Höhe jener unerschütterlichen Mauer habe das alte Flandern die gewaltigen Anstürmungen Frankreichs immer zurückgeschlagen. Und diese Mauer, diesen Wall belgischer Nationalität, welchen Sorglosigkeit verfallen ließ, möchte heutzutage ein unpolitischer Vandalismus bis auf die letzten Trümmer zerstören, indem er die flämische Sprache unterdrückt. „Noch mehr; nach der Meinung Aller ist es Zeit, daß wir uns Deutschland zuwenden, welches wir bis auf diesen Augenblick zu sehr vernachlässigt haben. Wir

ſind nicht ungerecht gegen Frankreich, das uns große Dienſte geleiſtet; allein unſere Erkenntlichkeit darf nicht bis zum Selbſtmorde gehen. Die europäiſche Politik hat uns als neutralen Staat erklärt, ſo wollen wir denn auch die wahren Bedingungen der Neutralität auf uns nehmen und den Einfluß unſrer Nachbarn im Gleichgewicht halten. Die Wiederbelebung des germaniſchen Elements aber ſey Pfand der Aufrichtigkeit jener freundſchaftlichen Verhältniſſe, die wir mit unſern Brüdern jenſeits des Rheins anknüpfen möchten."

Der Hauptgewinn der nationalen Bittſchrift war die Aufſtachelung des flämiſchen Volksbewußtſeyns. Mittlerweile wurde mit Stärkung der Mutterſprache von innen heraus emſig fortgefahren. Willems, immer in der vorderſten Reihe thätig, gründete das „Belgiſche Muſeum," eine Vierteljahrsſchrift für niederdeutſche Sprache und Literatur und vaterländiſche Geſchichte (herausgegeben auf Koſten der Geſellſchaft zu Beförderung niederdeutſcher Sprache und Literatur), die einen köſtlichen Schatz von Mittheilungen, wichtig für das geſammte Deutſchland, namentlich auch von altniederdeutſcher Poeſie enthält.[1] Auch die ſchöngeiſtige Literatur dieſes lange brach gelegenen Idioms erhielt mehr und mehr Pfleger. Ledegank, Blommaert, Van Duyſe, Van Ryswyk (der beliebteſte Liederdichter) und Andere betraten mit Glück das Gebiet der lyriſchen Poeſie und der Ballade; Conſcience, De Laet und mit ihnen nur eine zu große Schaar verſuchten ſich auf dem Felde des Romans und der Novelle; David, Blommaert, Snellaert, Vormans bebauten Proſa und Literaturgeſchichte. Bezeichnend für den ſchöngeiſtigen Fortgang der Sprachbewegung iſt das poetiſche Jahrbuch: Niederduitſch letterkundig Jaerboeckje (Gent, Michiels), das ſeit 1834 erſcheint. Gleich erkennt man, daß darin ein friſcherer und mehr romantiſcher Geiſt vorherrſcht, als man ihn gewöhnlich in holländiſchen Dichtungen, die immer noch an der geſchmackloſen Claſſicität laboriren, findet. Das patriotiſche Element ſchlägt in dem

[1] Es wird nach dem Hinſcheiden Willems' durch Gleichgeſinnte, Snellaert, Vormans, David u. ſ. w. fortgeſetzt. Die zweite Lieferung ſeiner ſchönen Sammlung niederdeutſcher Volkslieder hatte Willems ſelbſt bereits faſt bis zur vollſtändigen Herausgabe vorbereitet. Die Herausgabe ſeines literariſchen Nachlaſſes wird noch manchen Schatz ans Licht bringen.

niederdeutschen Jahrbuche immer vor, altflämische Helden und Thaten werden besungen, Egmond und Hoorn, die Schlachten von Crecy und Cassel, den großen Bierbrauer Jakob von Artevelde nicht zu vergessen, dessen Andenken erst in neuerer Zeit wieder zu den hohen Ehren gebracht worden ist, die er verdient; auch finden sich schöne alte Sagen vor, und auf die gemeinsame deutsche Sage wird Rücksicht genommen (so hat Blommaert einmal die Liebe zwischen Siegfried und Chriemhild aus den Nibelungen in einem sinnigen Romanzenkranz frei übertragen); endlich fehlt es nicht an Gedichten zärtlichen, sowie moralischen und satirischen Inhalts.

Bei der unbedingten Oeffentlichkeit, an welche die freie Verfassungsform die Belgen gewöhnt hat, fand selbstredend auch die Journalistik einen fruchtbaren Boden. In den letzten Jahren sind gegen vierzig periodische Blätter in flämischer Sprache hervorgetreten, und ihre Zahl ist im Steigen. Im Fache der Politik bleibt jedoch für die flämische Journalistik viel zu wünschen übrig. Es ist ein Unglück für das Land, daß die meisten und gelesensten belgischen Zeitungen unter der Leitung von Franzosen stehen, lediglich darum, weil diese doch eben den Belgen Meister sind in der Behandlung der eigensinnigen französischen Sprache. Die Belgen sind im Allgemeinen viel zu charaktereigen und hart, als daß sie es mehr als nur ausnahmsweise zu dem Schreiben eines fehlerfreien klassischen Französisch bringen könnten; gewisse Ausdrucksweisen, die nach der Provinz, dem Oertlichen riechen, werden sich immer in die französische Darstellung des Wallonen wie Flamen einschleichen. Bekanntlich aber bekommt keine Sprache durch einzelne Ungeschliffenheiten so gleich eine Scharte oder einen lächerlichen Anstrich wie die französische, und die Pariser Presse widersteht nicht dem Reiz, über das Belgisch-Französische mit Sarkasmen herzufallen. So erklärt sich die große Zahl französischer „Redakteurs" in Belgien, welche Frankreich als Inland betrachten, dagegen Deutschland, das sie nicht kennen, wie Thule behandeln. Bei schwankendem Interesse zwischen Frankreich und Deutschland stehen sie natürlich auf französischer Seite, obschon sie unterweilen durch Redensarten, wie wenn sie Belgen wären und belgisch dächten, den äußern Schein zu retten suchen. Ja, sie ignoriren völlig selbst die Fläminge, mögen diese noch so

Wichtiges betreiben oder vorbringen, und nie nehmen sie flämische Artikel, welche die französischen Anmaßungen bekämpfen, in ihre Spalten auf.

Die Gebrüder Briavoine, seit der Revolution in Brüssel ansäßige Franzosen, geben drei Zeitungen heraus (Emancipation, Globe, Commerce Belge), die, so zu sagen, von derselben Redaktion besorgt, verschiedene Meinungen, wie gemäßigt liberal und gemäßigt katholisch, vertreten. Diesen Franzosen ist natürlich die Einnahme und nicht die Gesinnung die Hauptsache, und sie würden auch Deutschland mehr berücksichtigen, wenn sie es könnten oder die Mühe von klingendem Werthe hielten. Nur das „Journal de Bruxelles," Organ der äußersten katholischen Partei, und „l'Observateur," das Blatt der vorgerückten Liberalen, außer zwei kleineren, werden von Belgen redigirt, und sie sind trotz ihrer Ausschweifung achtungswerth, weil sie es ehrlich mit dem Lande meinen. Das flämische Element ist also in der politischen Presse, ihrem Einfluß im Staat nach, schwach vertreten, und diesem Bedürfnisse ist um so schwieriger zu genügen, als und so lange das Französische die ausschließliche Sprache der Behörden, der Kammern, kurz des Staats bildet. Das Jahr 1844 versprach in dieser Hinsicht einen erheblichen Fortschritt; mit demselben trat ein großes politisches Blatt für die flämische Sache in niederdeutscher Sprache auf den Kampfplatz. Rüstig und gewandt bekämpfte das von Joh. Alfried De Laet herausgegebene, von vielen flämischen Schriftstellern unterstützte Vlaemsch-Belgie die französischen Tendenzen in Belgien, es trat der Ausbeutung des Landes durch die französischen Journalisten muthig entgegen, und reichte Deutschland zur Wiederanknüpfung innigerer Beziehungen die Bruderhand. Es zeigte sich überall zu Hause, in der Literatur, in der Politik, in der Volkswirthschaft, und erschien fast auf jedem Felde mit überlegenen Kräften, vor allem mit der Kraft der Wahrheit. In Brüssel selbst, wo die französischthümelnde Entartung ihren Thron schien aufgeschlagen zu haben, erklang diese für der Flaminger Rechte plädirende bedeutende Stimme, an welche, als an ihren Haupthalt, sich schnell die flämischen Provinzialblätter anlehnten, ihr moralisches Gewicht vermehrend. Es hatte erst wenige Monate gewirkt, und schon hörte man, daß eine beträchtliche Anzahl Brüsseler Gelehrter und in

der Geſellſchaft hochſtehender Männer ihm ihre Theilnahme zuwandten, ja ſich ſeinen Zwecken anſchloſſen, es gewann den Anſchein als werde ſich Brüſſel bald in einem andern Lichte darſtellen, als dem eines Faurbourg von Paris, nämlich als Belgiens Hauptſtadt. Die franzöſiſch geſchriebenen Blätter, welche dieſe Inhabilitationsverſuche anfangs nur mit Achſelzucken und ungläubigen Mienen begleiteten, ignorirten mit wenigen Ausnahmen (namentlich ließen das Journal d'Anvers, der Antwerpener Precurſeur und das Journal de Bruxelles dem Vlaemſch-Belgie einige Gerechtigkeit widerfahren) die neue Erſcheinung ſo lange als möglich, bis auch ſie dem Gefühle der Achtung unwillkürlich nachgaben, das Vlaemſch-Belgie einzuflößen wußte. Dennoch geſchah was Niemand vorausgeſehen, Niemand für möglich gehalten hatte, und Laet mußte ſein ſo ruhmreich begonnenes Unternehmen noch in dem nämlichen Jahre vor den ſich aufthürmenden Schwierigkeiten, weil ſeine äußern Mittel erſchöpft und keine andern ihm mehr zu Gebote ſtanden, wieder aufgeben. Er, ein freidenkender und freiredender Mann, den liberalen Flamingen wie Vande Weyer am nächſten ſtehend, fand erbitterte Feinde in beiden politiſchen Lagern, dort in dem Einfluß des franzöſiſchen Elements, hier in dem Jeſuitismus, dabei einige laue oder gar treuloſe Freunde. Es zeigte ſich, daß die Flamingen es zwar zu einer nationalen Bewegung, aber noch zu keiner politiſchen Partei gebracht hatten, und darin bekundeten ſie ſich als gute Deutſche; einmüthig und begeiſtert für die vaterländiſche Sprachangelegenheit, ſofern ſie ſich darin frei, nach individueller Stimmung und Laune ergehen können, vermögen ſie ſich doch zu politiſcher Geſammtwirkung noch nicht zu vereinen, und laſſen dadurch dem gemeinſamen Gegner auf dem politiſchen Felde freien Raum. Die Verlagsverhältniſſe des deutſchen Buchhandels gelten in Belgien nicht, die bemittelten Buchhändler beſchäftigen ſich dort mit dem Nachdruck, die einheimiſchen Schriftſteller ſind auch auf ihre eigenen Mittel beſchränkt, wenn ſie nicht von der Regierung unterſtützt werden. Vlaemſch-Belgie fand auch in Deutſchland, ungeachtet wir in der Allg. Zeitung unausgeſetzt auf ſeine trefflichen Aufſätze hinwieſen, nicht die thätige Theilnahme, die es verdiente, unſere Regierungen bekümmerten ſich nicht um ſein Schickſal, und für

die kräftige Theilnahme unseres Volkes, die gewöhnlich nur langsam erstarkt, hätte es wenigstens noch einiger Jahre bedurft. Die Jesuiten mochten für wichtig halten sich eines Organs, das fürs flämische Niederland so bedeutungsvoll zu werden versprach, zu bemächtigen, und als Körperschaft vermögender als jene zerstreuten Einzelnen, wußten sie sich wirklich durch den Verleger, der Geldvorschüsse gemacht haben mochte, und einzelne Mitherausgeber des Blattes zu bemächtigen und Hrn. De Laet aus dem Sattel zu heben. Doch wenn die Mehrzahl der Flamingen gemäßigt katholisch gesinnt ist, noch weit entschiedener ist sie antijesuitisch, und das Blatt fand, als es unter den Einfluß der Jesuiten gekommen, so geringe Theilnahme, daß es sehr bald von selbst aufhören mußte, ohne daß sich Jemand darum kümmerte. Seit De Laet sich von der politischen Presse zurückgezogen, hat er nicht gefeiert. Wir sind ihm mit Vergnügen wieder auf dem Felde der Novellistik begegnet, wo er neben Heinrich Conscience eine würdige Stelle einnimmt. Beide Dichter haben in ihrer einfach schönen Form viel miteinander gemein, beide haben sich gleich eifrig Volksbildung, Bekämpfung von Vorurtheilen, Erweckung und Läuterung des nationalen Bewußtseyns als die sittlichen Zwecke ihrer Schriften gesetzt; während aber bei Conscience kindlich inniges Gefühl und Begeisterung vorwalten, treten bei De Laet mehr Gedanken und Reflexionen hervor. Namentlich hat De Laets letzte Dichtung, [1] worin er

[1] »Het Lot. Ene schets van vlaemsche Dorpzeden.« Antwerpen 1846. Ein besonderer Reiz dieser Schrift besteht darin, daß wir aus ihr manche um Antwerpen herrschende dialektische Eigenheiten und Kernausdrücke kennen lernen. Anführen will ich nur den alten Bauernspruch:

Die geld en goed ten houlick wint,
Met 't meysken dat hy vryt en mint,
Is trouwens een gelukkig man.
Maer nog een beter lot gewan,
En ryker is hy nog getrouwd,
Wiens vrouken veel van sparen houdt.

Wer Geld und Gut ins Haus gewinnt
Mit 'm Mädchen, das er freit und minnt,
Ist traun wohl ein beglückter Mann.
Doch noch ein besser Loos gewann,
Und reicher noch ist der gesellt,
Deß Frauchen viel auf Sparen hält.

uns flämiſche Dorfſitten, Bräuche und Vorurtheile in Form einer Erzählung vorführt, und woraus wir erkennen, daß in dem flämiſchen Landvolke noch ein tüchtiger Kern ſittlichen Ernſtes ſteckt, viel Anziehendes. Die bäuerlichen Zuſtände in Belgien ſind wenig bekannt, und es wäre wünſchenswerth ſie einmal nach allen ihren Seiten dargeſtellt zu ſehen. Ich fürchte nur, es werde ſich dabei herausſtellen, daß, obwohl es auch im ſüdlichen Niederland, zumal in ſeinen öſtlichen Theilen, noch ſelbſtſtändige Freiſaſſen, Meier und Freibauern gibt, doch das Pachtſyſtem im Ganzen wuchernde Wurzel geſchlagen, und der romaniſche Einfluß auch in dieſer Hinſicht ſehr nachtheilig auf die Landeszuſtände eingewirkt hat. Das romaniſche Pachtſyſtem, vor deſſen erſtem Keimen Held Hermann die Deutſchen bewahrt, hat zwar verſchiedene Stufen der Verderblichkeit, es hat ſich z. B. viel trauriger in Irland als in England, über welches die Normannen es gebracht, in der Lombardei als in Spanien geſtaltet; faſt immer aber unterwirft es die ländliche Bevölkerung der Habſucht landherrlicher Verwalter und ſtädtiſcher Kapitaliſten, und das Elend dieſes Kerns der Nationen erreicht den höchſten Grad, wenn vollends die Mutterſprache der Landbewohner eine andere iſt als die herrſchende und in Rohheit ſinkt, wie ſeit Jahrhunderten in Irland der Fall iſt, und ſeit 1830 auch im ſüdlichen Niederland werden ſollte. Wird dies nicht ſchon dadurch beſtätigt, daß die Kartoffelkrankheit und die Theurung in den letzten Jahren nirgends ſo klägliche und ſchaudervolle Auftritte der Noth hervorgerufen haben, als eben in Irland und einigen flämiſchen Provinzen?[1] Ja, die traurigen ſprachlichen Zuſtände hangen auch mit den bäuerlichen wie mit allen übrigen in Flandern eng zuſammen, und in Anbetracht derſelben darf man ſich nicht wundern, daß der Bauernſtand in Nordniederland, und ebenſo am ganzen deutſchen Strande über Friesland bis Schleswig-Holſtein den in Flandern an Selbſtſtändigkeit und Bildung überragt. Es wäre gewiß eine lohnende Aufgabe, alle dieſe ſich bedingenden Verhältniſſe einmal vor der Regierung,

[1] Die jüngſte Volkszählung in Belgien hat eine ſeit langer Zeit in Europa nicht erhörte Thatſache herausgeſtellt, nämlich daß die Bevölkerung der beiden Flandern im Jahr 1846 geringer war als im Jahr vorher, nämlich in Weſtflandern um 22,000, in Oſtflandern um 15,000 Seelen!

den Kammern und dem Lande klar darzulegen, und ihnen zu zeigen, daß der langanhaltende Nothſtand und die Verarmung des Landvolks in Flandern ſeinen Grund nicht bloß in der Bedrängung der Flachsverarbeitung mit der Hand, ſondern noch weit mehr in moraliſchen Urſachen hat, vor allem in der Unterdrückung der Mutterſprache, die demſelben alle Selbſtſtändigkeit und das Hauptmittel zur Bildung und Entwicklung raubt, es vielen Plackereien, Unkoſten und Uebervortheilungen ausſetzt; daß Flandern daher kein Linnenvertrag mit Frankreich, der die Handarbeit vor der Maſchinenarbeit nicht zu begünſtigen vermag, ſondern nur moraliſche Hülfe, Volksbildung, Entwicklung ſeiner Zuſtände mittelſt der Mutterſprache retten kann. Ueberhaupt muß ich offen geſtehen, daß ich Hrn. De Laet und einige ſeiner frühern Mitarbeiter doch tauſendmal lieber wieder auf dem publiciſtiſchen Felde als auf dem novelliſtiſchen wirkſam ſähe, und ich kann nicht umhin hier die Hoffnung auszuſprechen, die Zeit möge nicht fern ſeyn, wo Vlaemſch-Belgie unter ſeiner Leitung wieder erſteht.

Die Flamingen ſchöpfen übrigens aus dem Blick auf den zurückgelegten Weg und das bereits Errungene friſchen Muth zur Verfolgung ihrer Bahn, allen ihnen entgegentretenden Schwierigkeiten und Quälereien zum Trotze. Der gute Fortgang ihrer Sache erhebt ihr Bewußtſeyn, gibt auch ihren Gegnern die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihres Strebens, ſowie davon, daß die Unterdrückung nicht fortdauern kann, daß die Ehre ihres Volksbeſtandtheils im Staate hergeſtellt werden muß. Wie traurig ſtand es noch vor zwölf Jahren mit dem Anbau ihrer Volksſprache und Literatur! Zwar hatten die politiſche Umwälzung und die darauf folgenden Bewegungen die Geiſter in Aufregung gebracht, aber noch war nicht zu erſehen, wohin die vielen aufgeweckten Kräfte ſich richten würden, wie der junge Staat ſich auf volkseigener Grundlage aufbauen, vor fremdem Geiſtesbanne ſchützen laſſe. An nöthigen Bauſtoffen fehlte es nicht, weder an alten noch an neuen, Bäume waren gefällt, Quader von einzelnen Meiſtern ſchon aus dunklem Schooße aufgebrochen und zugeführt, aber alles lag da noch wirr durcheinander, wie auf das Werde harrend. Groß mußte das Werk ſeyn, an dem gearbeitet werden ſollte, dazu zwang der

erwachte Geiſt, die aufgeregten ſtrebſamen Kräfte. Da thaten ſich einige Stimmen auf, die Willems voran, und jenem Gefühl Worte leihend riefen ſie nach Arbeitern im Dienſte des Volkes: „Flamingen, ſeht, da iſt der Baugrund, dort liegen die Bauſtoffe, friſch nun Hand ans Werk! Auf dieſem Grunde muß das Staatsgebäude aufgeführt werden, in welchem wir uns wohnlich einrichten, unſere theure Sprache, unſere Sitten und Freiheit bewahren können. Keine Stunde mehr verſäumt, denn draußen drängen ſie und ſtürmen wider uns her! Auf denn, für des Vaterlandes Wohlfahrt und Freiheit!“ Und ſieh, dieſe Worte hallten bald auf tauſenden flämiſcher Zungen wieder. Denn wem fürs Volk und ſeine Rechte noch ein Herz im Buſen ſchlug, der antwortete mit Jubelruf, und ſo ſtrömten ſie, den übrigen unerwartet, in Menge und in immer größern Schaaren hinzu und griffen das Werk an mit Eifer und Ernſt, ohne müde zu werden. Namentlich entſprachen die poeſiebegeiſterten jungen Männer, Tauſende hinwieder anfeuernd, der an ſie ergangenen Mahnung:

Euch hat, Dichter, die Gottheit ihr Feuer verliehen,
Um das Volk zu erwärmen, das Volk zu erziehen!

Das Beginnen war dornenvoll und weitausſehend, doch der für die verkannten heiligen Rechte der Flamingen aufflammende Muth ſcheute vor keiner Schwierigkeit zurück. Die Stimmführer riefen der Väter Thaten ins Gedächtniß des Volkes zurück, ſie zeigten ihm, daß es unterweilen wohl Druck erfahren, niemals aber gebrochen worden, daß es durch fremde Zwingherren zwar gefoltert, nicht aber getödtet, nicht in ſeinem eigenen Weſen vernichtet worden war. Die Schriftſteller und Männer der Wiſſenſchaft, von welchen der Aufruf ausgegangen, wußten welche ſchwere Verpflichtungen und welch große Verantwortlichkeit ſie auf ſich luden; aber ſie hatten das vorher reiflich überlegt, und die Gerechtigkeit ihrer Sache gab ihnen Muth und Vertrauen. Sang und Lied, angeſtimmt von jungen Dichtern in der Mutterſprache, hallten jetzt fröhlich und hoffnungsreich wieder, und das Volk lauſchte in den Tiefen ſeines Gemüths ahnungsvoll der alten Gottesſtimme, welche die neue That immer ankündet. Die Kräfte verdoppelten ſich von Jahr zu Jahr, und bald ſah man hie und da ſchon die Grundmauern des neuen Baues erſtehen. Bei dieſem Anblick fuhren die Gegner,

welche den ganzen Vorgang bis dahin theils vornehm übersehen, theils nur belächelt und bespöttelt hatten, aus ihrer zu großen Sicherheit auf, sie widersetzten sich nun mit Macht, sie wollten die Mauern, die — wie nichts wahrhaft Edles schlechtem Spott erliegt — vor den Geschoßen ihrer Ironie und ihres Witzes nicht umgesunken waren, nun mit Gewaltsprüchen wieder einreißen, konnten zuletzt jedoch nicht umhin die flämische Bewegung als eine Thatsache anzuerkennen. Die Marterperiode ging vorüber, die flämische Sache stand nur frischer und stärker als je da — die Periode der Anerkennung begann. In Nordniederland, in England und Deutschland erwachte eine lebhafte Theilnahme für die flämischen Bestrebnisse, und im eigenen Lande ward den Volksfreunden bereits die Genugthuung, daß die Landessprache in den meisten Gemeinderäthen, auch an verschiedenen Gerichtshöfen Triumphe feierte, daß sie in den Provinzialrath von Antwerpen Eingang fand, ja daß die Stimme ihrer Hauptvertreter auch in den Rathsälen derjenigen Macht gewann, welche die Zügel des Staats führen; sie fanden ferner den Lohn, daß den flämischen Schriftstellern und der flämischen Literatur, die fast lawinenartig anschwillt, auch die Pforten zu den Landesuniversitäten und der königlichen Akademie halb erschlossen wurden.

Niemand kann sich mehr darüber täuschen, daß die niederdeutsche Sprache literarisch einen großen Theil ihrer frühern Stellung in Belgien wieder erobert hat. Stolz darf Flandern sich rühmen während eines Zeitraums von zwölf Jahren eine neue Literatur errungen zu haben. Ich weiß, viele schütteln hier ungläubig das Haupt.[1] Indeß was gehört zu einer Literatur

---

[1] Selbst Kuranda scheint in seiner sonst trefflichen Schrift über Belgien keinen rechten Glauben zu der flämischen Literatur fassen zu können, wenn er z. B. sagt, die eigentlichen flämischen Parteiführer bemühten sich, „das Flamändische zu einer literarischen Sprache zu erheben, und so dem Volke die Schleusen einer nationalen, naturgemäßen Bildung zu eröffnen.“ Es handelt sich aber in Belgien keineswegs darum, das Niederdeutsche zu einer literarischen Sprache zu erheben, was sie längst ist, sondern darum, dem Volke zu seiner Bildung und Erbauung eine tüchtige Literatur in seiner Muttersprache zu bieten. Oder soll ich noch erst daran erinnern, daß Niederdeutsch als gesprochene und als geschriebene Sprache so alt, ja noch älter ist als Hochdeutsch?

anders als eine gereinigte, gebildete, von allen Schriftstellern angenommene und durch die Dichtkunst geweihte Sprache, der Besitz einer Reihe von Werken in dieser Sprache und in den verschiedenen Fächern der Literatur, endlich ein Publikum, das die Bücher liest, versteht, kauft und schätzt? Nun, das alles hat sich das Niederdeutsche in Belgien selbstständig erworben. Und wahrlich diese junge flämische Literatur bietet sehr viele erquickliche und aufrichtende Seiten. Was mich am meisten daran erfreut, und was für ihre Zukunft vielleicht am kräftigsten spricht, ist ihre Frische, Innigkeit, Reinheit, ihre kindliche Einfalt und Frömmigkeit, ist der sittlich-volksthümliche Geist, der sie ganz durchweht. Diese Eigenschaften erwerben ihr die Theilnahme und Achtung aller wohlmeinenden Männer auch auf der wallonischen Seite; um so mehr als die eigene französische Literatur in Belgien sich an eigentlicher Volksdichtung und schönen Sprachblüthen fast völlig unfruchtbar erweist, die von Frankreich aus Belgien überschwemmenden schöngeistigen Schriften aber meist sich in Frivolität überbieten, so daß die guten Samenkörner, welche der belgische Nachdruck noch ins Volk wirft, doch in dem Unrath der französischen Literatur untergehen, der auf Belgien ausgeschüttet wird. Im strengen Gegensatze zu dieser schmutzigen französischen Literatur und dem Unfug der französischen „Lektüre" mußte sich natürlich die flämische Literatur ihrerseits gestalten, und je pikanter und lästerlicher jene auftrat, desto mehr flüchtete diese sich in eine unverdorbene naive Welt der Gemüthlichkeit und tränkte sich mit Gefühlen der Religiosität. Diese Stimmungen klingen in den Liedern, Romanzen und größern Gesängen der van Duyse, Ledegank, van Ryswyck, van Boekel, van Hoogeween-Sterck eben so stark durch als in den Novellen von Conscience und andern, Männer meistens, deren Wiege und Jugend vor zu großem Gebrauch französischer Bildungsimpfe glücklich verschont blieben, und die der Fähigkeit nicht beraubt wurden, den Naturlauten statt der französisch vergoldeten Schaumbildung zu folgen.

Aber gerade diese so natürliche, nur positiv im Schaffen kritische Richtung ist von einigen Beurtheilern mißdeutet und den flämischen Schriftstellern gar übel genommen worden, daß sie sich nicht gleich in der Negation verrannt haben. Andere

Beurtheiler spannen wieder ihre Anforderungen zu hoch; mit einem gewissen verächtlichen Achselzucken werfen sie hin: die flämische Literatur habe noch nichts besonders Großes hervorgebracht, sie könne sich mit andern großen Literaturen nicht messen, und man mache mehr Redens von ihr als sie verdiene. Ich muß gestehen, diese Art Kritik kömmt mir schal und thöricht vor. Man muß billig seyn, die kurze Zeit des Aufbauens und die natürlichen Kräfte des kleinen Landes mit ermessen. Oder welchen Maßstab will man denn anlegen? Nur einen Lessing, einen Herder, einen Goethe, einen Schiller hat ganz Germanien hervorgebracht. Die Flamingen sind eben nur noch in der ersten Periode der Entwicklung ihrer Literatur; für sie ist die Zeit frommer vaterländischer Schwärmerei, das Erwachen eines höhern geistigen Aufschwungs angebrochen, vergleichbar vielleicht, wenn solche Vergleiche anzustellen erlaubt ist, der deutschen Literaturepoche von Klopstock und den Göttinger Dichtern; doch ist die rechte Sturm- und Drangperiode erst im Anrücken. In Willems wirkten Leibniz, Gottsched und Lessing auf gewisse Weise vereint: er war die Fackel der flämischen alten Literatur und der Morgenstern der jungen Literatur; er war die Seele der patriotischen Sprachversammlungen und Sprachvereine, der Vorkämpfer der niederdeutschen Sprachreinheit und des guten Geschmacks, sich gegen den Ungeschmack und den Andrang der französischen Literatur auf die englische und deutsche stützend; er fand trotz seiner gelehrten Sprach- und Geschichtsforschungen noch Muße und Schwung für lyrische und dramatische Poesie, und seine Thätigkeit gehörte bis zum letzten Athemzuge mit der Wiedergeburt oder vielmehr der Begründung der niederdeutschen Bühne. Will man übrigens die neuen Hervorbringungen der Flamingen mit denen anderer Länder, z. B. Nordniederlands, messen, in welchen die Kräfte ungefähr gleich stehen, so können sie bereits den Vergleich kühn herausfordern. Und während die lyrische Poesie in der belgisch-französischen Literatur trocken liegt, findet sie doch immer in den Theilen, wo germanischer Geist und Sprachlaut fest wurzeln, begabte Jünger. Zwar leidet die flämische Poesie, im Innern so rein und keusch, noch an einer äußern Ueppigkeit und Saftigkeit, auch darin ein unschuldig freies Naturkind; in ihr waltet eine vielleicht zu große Lust der Farben, die man in

der belgischen Malerei lieber mischen sieht, und man möchte ihr häufig statt des strotzenden Blumenschmuckes mehr tiefsinniges Gedankenspiel wünschen, um ihre Früchte für den Geist genießbarer zu machen. Doch wie manches schöne Lied, wie manche kräftigfrische Romanze haben die flämischen Sänger uns auch schon geboten, und welch einen reichen duftigen Novellenkranz haben sie ganz anspruchslos aus der Geschichte, den Sitten und dem vielseitigen Leben ihres Volkes gewunden!

Noch an Eines muß ich dabei erinnern. Hillebrand sagt über unsere nationalliterarische Zukunft das schöne Wort: „Gebt uns ein Volk, das der Staat ist, und einen Staat, der das Volk ist, und Deutschland wird jung seyn und groß und mächtig in sich wie nach außen; seine Literatur wird in eine neue kräftige Blüthe eintreten, die gleich schön an sich als fruchtbar für Bildung und Gesinnung zu seyn verheißt." Ist jene Bedingung nun etwa in Belgien erfüllt? Ist dort Einheit des Staats und Volkes, wo jener eine andere als die Volkssprache zur alleinherrschenden erhebt? Darum gehen wir mit mäßigen Anforderungen an die Beurtheilung des von den Flamingen bereits Geleisteten, freuen wir uns aber innig der frischen thätigen Kräfte und ihres hingebenden vertrauensvollen Ringens! Weniger große, wie wir sie für Deutschland überhaupt wünschen, als vielmehr traurige Geschicke sind der Boden, auf dem die neue flämische Literatur erwächst, ein Boden, auf dem fremdes Unkraut bei zu langer Brache der eigenen nationalen Pflanzen überwucherte. Dennoch schießen diese jetzt munter auf, den Krautwucher beschränkend, und das flämische Belgien hat eine eigene literarische Gegenwart errungen, die jedenfalls den heimischen Boden vielseitig reinigend aufackert und eine bessere Zukunft in jener Richtung vorbereiten hilft. Dies ist um so rühmlicher, und es legt ein um so beredtsameres Zeugniß für die innere Lebenskraft des deutschen Elements ab dafür, daß dieses, wie sehr es niedergedrückt sey durch fremde Einflüsse, durch sich selbst immer wieder Luft zu gewinnen und sich geltend zu machen weiß, als die flämischen Schriftsteller noch mit vielen besondern Nachtheilen zu kämpfen haben. Dazu gehört außer dem schon früher hervorgehobenen Umstande, daß die meist von Fremden verfaßten einflußreichsten Zeitungen sich zwar um die französische, nicht

aber um die niederdeutsche Literatur kümmern, der Dualismus der Sprache an sich, der das nicht eben große Land wieder in zwei geistig verschiedene Organisationen theilt. Das Gebiet, auf welchem das niederdeutsche Idiom jetzt bebaut wird, ist leider ein sehr beschränktes, ihm dadurch schon materiell der literarische Wettkampf mit den drei großen europäischen Sprachen, die es umgeben, überaus erschwert; zudem lesen die gebildeten Klassen in Holland eben so viel deutsch, englisch und französisch als niederdeutsch. Gleiche Verhältnisse walten ja auch in Dänemark und Schweden, wo die deutsche Literatur ungeachtet der bedeutenden einheimischen Talente mit jedem Tage mehr Eingang findet. Hiezu kommt, daß für die niederdeutsche Bühne in Belgien aus öffentlichen Mitteln gar nichts geschieht; auf der Bühne herrscht dort wie in den Kammern das Französische. Alle großen belgischen Theater sind annoch französisch und werden fast ausschließlich von Franzosen geleitet; ihnen stehen die reichen Repertoires der Pariser Theater zur Auswahl — eine andere Art Nachdruck — wie sollten sie einheimische Talente begünstigen? Die Flamingen haben nur ihre Liebhaberbühnen und Rederykerkammern (die immer mehr alles Französische abstreifen), und dennoch sind sie auch auf der Bühne, wie auf dem ganzen schöngeistigen Gebiete, in Belgien bei weitem die rüstigsten. Ferner lastet der Nachdruck wie ein Alp auf der Entwicklung jedes tüchtigen Buchhandels, weil der Buchhändler seine Rechnung durch den Nachdruck bekannter französischer Schriftsteller sicherer findet als durch Selbstverlag, und die Handschrift des einheimischen Schriftstellers daher zurückweist. Ein Glück noch, wenn der Verfasser Ruf und Verbindungen genug hat, um sein Buch umsonst gedruckt zu sehen, von einem Ehrenlohn für seinen jahrelangen Fleiß ist nur selten die Rede, und der wohlthätige spornende Anstoß, den der Buchhandel in andern Ländern ausübt, fällt dort weg. Die mittelbaren und unmittelbaren Ermuthigungen der Literatur durch die Regierung, welche die Flamingen jedoch kaum berühren, haben die Sache nur verschlimmert und zu einer neuen Art literarischer Industrie geführt, weil sie gewöhnlich die unrechten Leute treffen, und sich auf bloße Sammelschriften aus Archiven ꝛc. beziehen, die das Publikum nicht liest; es bildete sich eine Schmarotzerliteratur, die das Aufkommen

wirklich guter Bücher hinderte. Noch mehr! Der Nachdruck, dieſer Vampyr, der ſich an die Literatur hängt, um ihr den Lebensſaft aus den Adern zu ſaugen, theilt auch noch das kleine niederdeutſch ſprechende und leſende Gebiet. Das Werk des holländiſchen Schriftſtellers druckt ein belgiſcher Bücherdieb nach, ſchmuggelt es in Holland ein, verkauft es um den halben Preis, unter den Augen des entmuthigten Verfaſſers, der für die Herausgabe ſeiner Schrift vielleicht ſein halbes Vermögen, ja ſein ganzes geopfert hat. Iſt der Verfaſſer ein Flaming, ſo macht — poets weder om poets — ein holländiſcher Nachdrucker es ihm ebenſo.[1] In beiden Ländern ſind die Schriftſteller Schlachtopfer der ſchamloſen Gewinnſucht von Induſtriellen, die ſich vor Diebereien nicht ſcheuen und denen es gleichgültig iſt, ob ſie die nationale Literatur untergraben, wenn ſie nur ihren Säckel füllen. Freilich können die Belgen in Betreff des Nachdrucks den Bataven nichts vorwerfen, es gibt bei ihnen emſigere Blutſauger der Literatur als bei jenen; aber es iſt höchlich zu beklagen, daß die beiden kleinen Nachbarſtaaten, in welchen eine eigene Literatur unter dem Nachdruck dauernd nicht erblühen kann, ſich nicht längſt ſchon das literariſche Eigenthum durch einen Vertrag wechſelſeitig geſichert und den Buchhandel zwiſchen beiden Ländern von allen Abgaben befreit haben. Hoffen wir, daß die in dem preußiſch-engliſchen Vertrage aufgeſtellten Grundſätze bald auf dem ganzen Feſtlande Geltung erlangen!

Wahrlich, zur Beſiegung aller dieſer Hemmniſſe, Nachtheile und Schwierigkeiten gehörte die ganze Thatkraft, die ganze Begeiſterung der flämiſchen Schriftſteller. Sie denken nicht an materiellen Lohn für ihre Mühen, ſie fragen nicht nach den Koſten, ſo lange ſie die Bücher, Zeitſchriften ſelbſt bezahlen

---

[1] Seltſamer Weiſe bringen die holländiſchen Nachdrucker an den flämiſchen Werken oft noch angebliche „Verſchönerungen“ an, indem ſie ihnen ein holländiſches claſſiſches Kleid anziehen. Das iſt ein doppelter Raub am Geiſt und am Eigenthum des Verfaſſers. So haben ſie ſelbſt Conſcience's Erzählungen: Wat eene moeder lyden kan etc. dadurch zu verſchönern geglaubt, daß ſie ihnen einen zuckerſüßen Firniß umhingen und ihnen ihre Einfachheit raubten; in der holländiſchen Ausgabe ſehen dieſe Stillleben aus, als wenn ſie einen ganzen Tag im ſteifen Honig gelegen wären.

können; sie denken nicht einmal an ausgebreiteten Ruhm, sie suchen ihrer Sache ohne alle Selbstsucht in vollständiger Hingebung zu dienen. Und was der Einzelne nicht vermag, das vollbringt der Genossenschaftsgeist, die literarischen Vereine, man schießt Geist und Geld zusammen, sammelt Unterschriften bei den „Vaterlandern," oder schleudert die Schriften auch wohl umsonst unter das Volk, damit es nur lese, damit es sich bilde und der Sprache treu bleibe. Aber, hat man gefragt, das geht für den Augenblick, wo der Patriotismus entflammt ist; werden diese Anstrengungen jedoch immer fortdauern können? wird dieser Enthusiasmus sich nicht allmählig abkühlen? Vielleicht; indeß deutet bis jetzt noch keine Spur darauf hin. Die Bewegung gewinnt vielmehr Tag für Tag neue Apostel, die ihr Amt mit Eifer verwalten und mit hingebender Liebe, die der Anblick der unterdrückten Gerechtigkeit zur That entflammt. Und wenn auch hier ein Kämpe zu ermatten scheint, dort wirklich eine Säule bricht, seht! wie an ihrer Stelle sich neue kräftig erheben. Oder will man mir Hrn. Blommaert entgegenhalten? Bekannt sind die großen Verdienste dieses Mannes, der früh schon Willems zur Seite stand, um die Erhaltung und Ehrung der deutschen Sprache in Belgien. Schon 1838 gab er eine Sammlung werthvoller alter Dichtungen aus dem 12. bis 14. Jahrhundert (Oudvlaemsche Gedichten), 1839 die Vlaemsche Kronyk of Dagregister des Ph. de Kempenare heraus, worin derselbe alle Genter Begebenheiten von 1566 bis 1585 verzeichnet hat — eine um so wichtigere Quelle für die Geschichte des niederländischen Freiheitskrieges, als Gent in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Mittelpunkt aller politisch-kirchlichen Bewegungen war; sodann die Geschichte des großen Kampfes, den Gent in den Jahren 1450—1453 wider Herzog Philipp von Burgund, den Vater Karls des Kühnen, zu bestehen hatte, woraus man ersieht, daß die Burgunder Herzoge im flämischen Bürgerstande nicht weniger tapferen Widerstand als im Schweizer Bauernstande fanden. Von seinen übrigen Herausgaben hebe ich noch das romantische Gemälde des Helden Iwein hervor (Iwein van Aelst. Gent 1842), der im 12. Jahrhundert wesentlich dazu beitrug, den Usurpator Flanderns, Wilhelm von der Normandie, welchen Frankreich unterstützte, zu vertreiben und dagegen dem berühmten

Grafen Dietrich von Elſaß, den die deutſche Volkspartei gewählt, ſein Recht zu erkämpfen. (An ſolchen Helden iſt die flämiſche Geſchichte reich, indem dort von den älteſten Zeiten bis auf die unſrige die deutſche Volksthümlichkeit und der bürgerliche Sinn gegen die von Frankreich herüber drohende Ueberwältigung kämpften.) Nur der Dichter [1] ſchien in dem edlen Vaterlands-

[1] Von Blommaerts patriotiſchen Liedern führ' ich eins an: „Vlaenderen den Leeuw!“

Wie breidelt woedende Oceanen? —
Wie grondvest schansen in de zee? —
Haest slepen opgeruide orkanen,
En muer en sterke gronding meê.
God sprak den Waelschen volkerstamme:
„Niet verder voert gy de oriflamme,
Of 't Lelieryk verdwynt in niet.“
De Wael trad voort: de Duitsche volksty wies verbolgen,
En in haer wieling werd het sterk Parys verzwolgen,
Met gansch het fransche grondgebied!

Nog klonk een vloek uit 't stormend weder,
Dat loeyde op 't diepgezonken land,
En vloog als donderschlagen neder,
Op Vlaendren's overheerlyk strand.
De Franschen traden, met hun benden,
Den vryen Vlaming op de lenden,
En dreigend klonk, met meerder klem:
„Wat spreckt de Belg van tael en regten!
Hy leere buigen voor onz' knechten,
En kruipen, krimpen op hun stem!“

Maer Vlaendren hief nog fier de vane,
Waer de onverwimbre Leeuw op pronkt,
En leidt het heir op de eerebane,
Waer hem het stoute hart ontvonkt.
Daer hoort hy 't hoonend krygslied schaetren,
En door zyn vruchtbre vlakten klaetren,
Maer 't fransche leger smolt als sneeuw.
Het Belgenland, te Waterloo herboren,
Zag 't oud vermogen weder gloren,
En verder klonk de kreet: Leev' Vlaenderen den Leeuw!

Het Nederduitsche volk van Rhyn en Scheldezoomen,
Vereend door d'ouden broederband,
Zag m'onder 't vaendel samenstroomen
Van Siegfrieds eens zoo magtig land.
De Wael ontvulgtte Vlaendren's dreven,
Tot in syn roofnest voortgedreven,

freunde zu ermatten. Da ſchrieb Th. van Ryswyck ein Gedicht: „der muthloſe Dichter," gewidmet dem wohledlen Hrn. Ph. Blommaert, deſſen letzte Strophen mit möglichſt wörtlicher Ueberſetzung hier eine Stelle finden mögen:

Dat heeft u de Godheid zoo dwaes niet geschonken,
Dien drift, die de zielen ontvoert aen deze aerd!
Verspil dan ook die godenvonken,
In werkeloosheid weggezonken,
Niet met de ketens om de schonken:
Zy zyn een eedler doelwit waerd.

Eens zou u die misstap den boezem doorknagen;
Gewis zal u eenmael de rigtsengel vragen:
»Wat deedt ge op de wereld met zangen en lied?
»Gy dorst u in 't perk tegen d'ondeugd niet wagen;
»Dat gaf men u nimmer, o dichter, om niet!«

Styg op dan, uit de zwymelkolken.
En donder in het oor der volken,
Dat u een sprank der Godheid blaekt!
Doe 't volk naer regt en warheid leven,
Blyf de ondeugd voor elks oog weêrstreven,
Die zoo veel jonge harten schaekt.

Spaer geen bewind, hoe vast gezeten,
Houd slechts de hand op uw geweten,
En voel daér dat gy dichter zyt;
Grootsch is uw zending, wis heur zegen,
En trok de gansche hel u tegen,
Wacht haer beraden af ten stryd.

Het eerloof zal uw schedel kroonen,
En voor het daevren uwer toonen,
Verzwindt het haetlykst eedverbond.
Styg op, hoe digt, hoe diep verscholen,
Uw stem klink' Vlaendrens bodem rond;
Sta vast, u werd de zorg bevolen,
Voor de eer van d'ouderlyken grond!

Das hat dir die Gottheit umsonst nicht verliehen,
Den Trieb, der die Seelen entführt der Erd'!

By d'aenhef van het juichgeschreeuw:
„Voor eeuwig vall' de leliestander neder;
Geen fransche wantoon ryz' hier weder;
Leev' Vlaendren's tael en Vlaenderen den Leeuw!"

Vergeud' denn auch die Gottesfunken
Nicht thatlos hin in Nichtigkeit,
Vergeſſend der Ketten unſerer Zeit:
Sie ſind wohl edlern Zieles werth.

Einſt wird dir der Fehltritt den Buſen zernagen,
Einſt wird dich, gewiß, der Richtengel fragen:
„Was thatſt auf der Welt du mit Sang und Lied?
„Dich ſorglos an die Grenzen des Laſters zu wagen . . .?
„Das gab man dir nimmer, o Dichter, um nichts!"

Herauf denn aus dem Schwindelkolke,
Und donnre kühn ins Ohr dem Volke,
Daß in dir flammt der Gottheit Licht!
Lehr's Volk nach Recht und Wahrheit leben,
Dem Laſter Jeden widerſtreben,
Das ſo viel junge Herzen bricht.

Schon' keines Herrn, wie knechtsbefliſſen,
Halt' nur die Hand auf dem Gewiſſen,
Und fühl' dort, daß du Dichter biſt;
Groß iſt die Sendung, gewiß ihr Segen,
Und zög' die ganze Höll' entgegen,
Steh' ihr entſchloſſen, ſtark im Zwiſt.

Deinen Scheitel wird der Lorbeer krönen,
Und wie zermalmt von Deinen Tönen,
Zerrinnt der Feinde verhaßter Bund.
Herauf denn, nicht verſteckt, verholen!
Dein Ruf kling' Flanderns Boden rund;
Steh' feſt, Dir wird die Sorg' befohlen
Für die Ehr' vom väterlichen Grund!

Willems plötzlicher Tod war ein herber Schlag für die flämiſche Sache, der in Nordniederland wie in ganz Deutſchland ſchmerzhaft mitempfunden wurde. Er, ſonſt immer der Rüſtige, Starke, hatte in der letzten Zeit gekränkelt — vierzig Jahre unermüdlicher Thätigkeit, von Tagesarbeiten und nächtlichen Studien drückten auf ſeinen kräftigen Schultern. Doch hatte man ſich gewöhnt, ſeinen Körperbau für ſo eiſern zu halten als ſein Geiſt friſch und jugendlich war, man hatte daher allgemein gehofft, die wieder aufblühende Natur werde ihn mit neuem Leben durchſtrömen, und er werde bald mit alter Thatenluſt wieder eingehen in das Heiligthum der Wiſſenſchaft und Literatur, „der Schöpfung Gottes nach dem Geiſt." Doch keimten

bereits die Saaten des Todes in ſeinen Adern. Die Eiche, die am Abhang ſtolz ihre grünen Zweige gegen den wetterſchwangern Himmel und den Streit der Elemente ſtreckte, an welcher der Blitz herabfuhr, ohne ſie zu brechen, ſie wird mitunter durch ein Bächlein aufgewühlt, das ſacht murmelnd an ihren Wurzeln ſpielt.[1] Unvermerkt drang ſo der Tod in Willems ſtarke Natur, und fällte ihn dann plötzlich wie durch einen Donnerſchlag.

Zoo treft de woeste orkaen den koning van den wald,
Wiens breedgespreide kroon een eeuwstam onderstutte,
Die, tegen storm en vuer, de tengre heesters schutte,
En, door een' enklen ruk doorkliefd, outworteld valt.[2]

So trifft der wilde Sturm den König von dem Wald,
Deß breitgeſpreitete Kron' ein Urſtamm mächtig ſtützte,
Der gegen Sturm und Gluth die zarten Stauden ſchützte,
Und nun, durch einen Ruck durchklüftet, entwurzelt fallt.

Gerade weil Willems inmitten des Streites, der aller Flamingen Kräfte für Behauptung der Rechte ihrer Mutterſprache fordert, ſo unerwartet fiel, machte ſein Tod einen ſo erſchütternden peinlichen Eindruck. Dr. Snellaert erzählt in ſeiner Grabrede, worin er mit der geheiligten Empfindung der innig trauernden und hochverehrenden Freundſchaft Willems als Menſch, als Freund, als Flaming, als Schriftſteller würdigt ꝛc.: als er wenige Augenblicke nach ſeinem Verſcheiden in eine zahlreiche Verſammlung

---

[1] Ein Nordniederländer, J. B. Rietſtap aus Rotterdam, ſingt in einer ſchwungvollen „Erinnerung an J. F. Willems, den Flamen geweiht“:

Slaer 't beekje schuert en lekt de kluiten,
Die wortelen en stam omsluiten,
En ondermynt het trotsch gevaert':
De blaedren dorren, na 't verkleuren,
De sappen stremmen, twygen treuren,
En 't reuzig pronkstuk stort ter aerd'!

Auf hochdeutſch: Aber's Bächlein ſcheuert und leckt die Erdſchollen, die Wurzeln und Stamm umſchließen, und unterhöhlt den ſtolzen Bau; die Blätter dorren nach dem Entfärben, die Säfte ſtocken, die Zweige trauern, und das rieſige Prachtſtück ſtürzt zur Erde!

[2] Aus dem Liede, das C. H. van Boekel Namens der Geſellſchaft der Rhetorik „De Fonteiniſten“ bei der Begräbnißfeierlichkeit von Willems geſprochen hat, und zu den ſchönſten gehört, die dort gehört wurden.

junger Flamingen gestürzt sey und die Worte habe hören lassen: der Balling, Willems ist todt! — — — da sey keiner von ihnen noch eines Gedankens, eines Gefühls mächtig gewesen, sie hätten ihn mit entsetzten Augen angestarrt, wie wenn ihnen der böse Feind erschienen. Es war die unvorbereitete Empfindung, die sie alle peinlich traf und überraschte, von der großen Lücke, die der Tod in ihrem Freundesring, in den Reihen der Streiter für die flämische Sache gerissen, von dem schmerzlichen Verluste, den Kunst und Wissenschaft wie das Volk erlitten hatten. Doch hierbei blieb es nicht, die wackern Männer erholten sich schnell von ihrer ersten Bestürzung. Willems Grabstätte sollte kein Feld der Entmuthigung werden, sondern ein Feld, auf dem die Saat zu neuer Begeisterung, zu frischer That keimt und aufsprießt. Das erste Gefühl war der Schrecken des Todes, das zweite mächtigere, ihm nacheifernd, den Tod wie er zu sterben. Dies spricht sich in allen Reden, Sängen und Liedern schon bei der Leichenfeierlichkeit innig aus, die man nicht ohne Rührung und schöne Hoffnungen für Belgiens Zukunft verfolgen kann. Wir fühlen und vergewissern uns, daß die flämische Bewegung bereits eine große nationale Angelegenheit geworden ist, daß sie feste unausrottbare Wurzel in dem zahlreichen und kräftigen Mittelstande geschlagen hat, der ihr den Sieg nicht mehr entreißen läßt, und daß sie anhebt, auch die andern Stände nach oben und unten zu durchdringen. Diesen Trost, diese Ueberzeugung — der schönste Lohn seines Lebens — hat auch Willems mit in die Grube genommen. Wer hätte vor zwölf Jahren, da er mit seinen wenigen Freunden noch allein dastand, sich in Wort und That abmühend, selbst von der Regierung verfolgt, auf solchen Erfolg gehofft, auf solchen Widerklang der vaterländischen Sache in allen Herzen? Wahrlich, keinen schönern Beweis hat unsere Zeit aufzustellen, daß auch sie noch für andere Dinge sich den Sinn bewahrt hat als für rein materielle, daß sie noch Großes und Schönes zu vollbringen vermag!

Nicht bloß schaarten sich diejenigen, welche er auf die Bahn der Ehre gelenkt, zu seiner Todtenfeier, nicht bloß die Gelehrten, Dichter, Künstler, auch die edle Stadt Gent selbst, ja ganz Flämisch-Belgien trauerte durch Abgeordnete der größern Städte, von deren Bannern Trauerschleier wallten, an seiner Bahre.

Zu allen, die ſeine Stimme einſt als Auferſtehungsruf im Vaterland vernommen, war auch die Trauerkunde gedrungen, und hatte in ihren Herzen Anklag gefunden. Die Muſe Flanderns aber neigte tief auf ihn die Leier und wand über ſeinem Grabe einen Leichenkranz, der vielleicht ſeines Gleichen nicht hat. Ich kann die einzelnen Zweige deſſelben hier nicht wiedergeben, und verweiſe dafür auf die treffliche, der Förderung der Sprache und Literatur geweihte flämiſche Monatſchrift: »De Vlaemsche Rederyker. Jaergang 1846; 1ste Aflefering, 5de Deel; Antwerpen & Ostende.«[1] Dieſes werthe trauerumflorte Heft enthält den „Lykkrans" für Johannes Franz Willems nebſt deſſen wohlgetroffenem Bildniſſe. Welch ein Mann, welch ein Haupt! Welch ein Tiefſinn ſpricht aus dieſen Zügen, welch eine Denkkraft ſtrömt von dieſer Stirn, und dieſe ſchwellende Beredtſamkeit des Mundes, eine Beredtſamkeit, für welche die Geſinnung des Vaterlandsfreundes die Brücke zur That wird! Kurz zeichnet ihn Prudentius van Duyſe alſo:

Wat krachtig brein gloeide in dien schedel,
Zoo breed, zoo echt-germaensch, en 't voorhoofd als Socraet

---

[1] Von dieſer Zeitſchrift für gemiſchte Lektüre erſcheint monatlich bei Maximilian Kornicker in Antwerpen ein Heft, mit Bildniſſen niederländiſcher Gelehrten und Künſtler; ſechs Hefte bilden einen Band; der ganze Jahrgang koſtet nur vier Thaler; der erſte Band iſt erſchienen. Herausgeber iſt L. van Hoogeveen-Sterck, Verfaſſer verſchiedener Dichtungen, in welchen ein frommbegeiſterter Schwung ſich kundgibt; im Jahr 1844 erſchien von ihm „die Schlacht bei Nieuwpoort"; bemerkenswerth ſind auch ſeine „Oſter- und Weihnachtsklänge." An dem Leichenkranze hatten Rees, van Ryswyck, van Boekel, Tollens, van Duyſe, Snellaert ꝛc., der Nordniederländer Rietſtap, auch eine edle deutſche Dichterin, Frau von Plönnies, die Zweige gewunden. Auch finden wir dort einen Brief des preußiſchen Geſandten in Brüſſel, R. v. Sydow, an einen flämiſchen Schriftſteller, worin er ſeine Theilnahme an Willems Hingang ausſpricht und den Aufſchub einer Reiſe nach Gent beklagt, der ihn der Gunſt beraubt habe, den Verſtorbenen perſönlich kennen zu lernen. Seine Gefühle werden in der ganzen Ausdehnung des deutſchen Vaterlandes von allen denen getheilt, die in Willems den mit den herrlichſten Erfolgen gekrönten Verfechter der Wiederbelebung eines edlen deutſchen Sprachſtammes liebten und verehrten.

„De rouw van Noord en Zuid smelt zamen,
Die over hem gejammert wordt."

Omwelfd! — Wat eerlick hart, van zelfvermogen edel,
En groot als onze Tael — en Letterdageraed![1]

Nur den Schluß aus der Grabrede Snellaerts, in deſſen Gemüthe der Todte ganz lebt, ſey mir geſtattet hier anzuführen. Nachdem er Willems noch als Menſch und Gatte gewürdigt — ſein eheliches Glück iſt zum Sprüchwort geworden — nachdem er die liebreiche Mittheilſamkeit hervorgehoben, womit er den Thau der Wiſſenſchaften verbreitete und das Gefühl für alles Schöne und Edle in der Seele Jedes weckte, der ihm nahte, ſo daß Alle ſich ihm zu tiefem Danke verpflichtet fühlten, ſowie die Hingebung, die ihn Alles, Geſundheit und äußeres Glück opfern ließ, nicht weil er eigenen Ruhm ſuchte, ſondern den Ruhm, die Ehre und das Glück des Vaterlandes; nachdem er endlich erklärt, daß eben um dieſer ſeiner Tugenden willen auch ſeine Stimme ſo eindringlich, ſo mächtig bei Freund und Feind geworden, ſchließt er wie folgt: „Dieſe Stimme iſt uns genommen, ſie ſchweigt, und nun erſt wird der Flaming ſo innig als ſein Feind fühlen, was wir in Willems miſſen — den Stamm, um den das friſchfarbige Rankgeblüm ſich fröhlich ſchlingt, den beſonnenen und überlegenen Verſtand, der unſern jugendlichen Ungeſtüm gegen den Feind leitete. Die Stimme ſchweigt — — Nein, ſie iſt uns entrückt, um unter den Schutzgeiſtern des Vaterlandes ihren Ehrenplatz einzunehmen. Von dort, aus dem blauen Gewölbe, ſieht Willems auf unſere Wirkſamkeit nieder; von dort ſpricht er zu uns, zu ſeinen Kindern — von Eintracht, von Abwendung unſerer Ohren vom verlockenden Geſchmeichel des Feindes. Ach ja, Brüder! uns thut es noth, durch feſten Aneinanderſchluß das zu vereinigen, was Willems in ſich ſelber vereint beſaß — umfaſſende Einſicht, Verſtand. Beſchwören wir hier, mit dem Knie auf ſeiner Aſche, während wir ſein kühles Gebein mit einer letzten Liebesthräne noch erwärmen, beſchwören wir hier die Eintracht, und wünſchen wir für uns, was Gott ihm verlieh, das Glück, ſterben zu dürfen für die Rechte der Sprache, für das Land.“

---

[1] Welch kräftiger Verſtand (Gehirn) glühte in dieſem Schädel, ſo breit, ſo ächtgermaniſch, und die Stirn wie Sokrates umwölbt! — Welch ehrlich Herz, aus eigener Kraft edel, und groß wie das Morgenroth unſerer Sprache und Literatur.

So muß es ſeyn! So wird der Entſchlafene fortwirken unter den Wachenden — der Todte leben unter den Lebenden — ſo wird Willems aufgeſtanden ſeyn mitten unter ihnen!

Nichts ſpricht für die Zukunft der flämiſchen Sache ſtärker als die Gewißheit, daß Willems Tod, obſchon an ſich ein ſo großer als ſchmerzlicher Verluſt, ihr nicht mehr ſchaden, vielmehr nur als neuer Sporn dienen kann. Freilich, wie viel ſchon geſchehen, mehr noch bleibt zu thun übrig, und dazu bedarf es der vereinten befeuerten Kräfte der Flamingen, ſowie der vollen Theilnahme und thätigen Anerkennung ihrer Strebniſſe durch das deutſche Geſammtvaterland. Doch über den Zufall iſt die flämiſche Sache glücklich hinaus, ſie hängt nicht mehr von der Perſönlichkeit Einzelner ab, wie bedeutend auch, nun ſie zur Volksſache erſtarkt iſt. Am meiſten bleibt für ſie noch auf dem politiſchen Felde zu erkämpfen, und darum beklagen wir das Aufhören von Vlaemſch-Belgie. So lange das Franzöſiſche die ausſchließliche Sprache des Staats und der Volksvertretung bildet, ungeachtet Belgien faſt zu zwei Dritteln mit allen ſeinen Hauptſtädten,[1] Lüttich ausgenommen, deutſch iſt, ſo lange wird natürlich auch die franzöſiſche Preſſe das Uebergewicht behaupten; eines ſteht und fällt mit dem andern. Verfolgt man indeß den Gang der periodiſchen flämiſchen Preſſe, ſo muß man über die Ausbreitung erſtaunen, die ſie ſeit wenigen Jahren erhalten hat. Vor zwölf Jahren zählte man in Flandern zu genauer Noth ein paar Blätter in der Mutterſprache, die ſich obendrein nur mit örtlichen Neuigkeiten aufhielten und ihren Leſern ſtatt politiſcher Artikel „Advertentien" vorſetzten. Und jetzt? Jetzt finden wir in jeder Stadt, in jedem Flecken mindeſtens ein niederdeutſches Blatt, und in dieſem Blatt einen warmen Vertheidiger flämiſcher Anliegen. Die Thatſache iſt merkwürdig: vor zwölf Jahren noch die größte Lahmheit und Gleichgültigkeit für Alles, was das flämiſche Volk anging, nun eine allgemeine Begeiſterung für Alles, was zur Veredlung, zur Erziehung dieſes Volkes beitragen kann. Die Flamingen ſind aus ihrem politiſchen Schlaf erwacht, und der Grund davon iſt die ſyſtematiſche Verkennung

[1] Selbſt nach den ſtatiſtiſchen Angaben Quetelets, eines dnrch die Regierung an die Spitze des ſtatiſtiſchen Büreau's geſtellten Franzoſen, iſt nur ein Drittel der Bevölkerung von Brüſſel wälſch.

ihrer Volksrechte, gegenüber dem Aufwachsen ihrer geistigen und moralischen Kräfte. So hat, die edelsten Flamingen voran, die das Unrecht der Uebermacht empört und welche die unglückselige Lage ihrer Brüder mitempfinden, auch der politische Kampf begonnen, der nicht enden wird, bis Gerechtigkeit errungen. Jeder Flaming, den Geistesgaben auszeichnen, fühlt, daß er eine Sendung zu erfüllen hat; er schwört persönlichen Interessen ab, um sich dieser Sendung ganz hinzugeben. Und wahrlich, eine schönere, theurere Pflicht gibt es nicht, als die, zu streiten und zu handeln für Befreiung seines Volkes aus fremdem Geistesbanne, aus Druck und moralischem Elend! Erst den Millionen meiner leidenden Brüder helfen und dann mir selber, ist der Grundsatz. „Welch ein Unterschied zwischen der flämischen und der französischen Presse in unserem Lande," rief einst Vlaemsch-Belgie: „hier der Flaming, der seine Rechte geltend macht, dort das Gold, das die Rechte verfälschen und verderben will! Ein lauteres Streben für ächte Volksfreiheit und Volkswohlfahrt bei den Einen, eine feige Verstoßung und blinde Verhöhnung der vaterländischen Bemühungen bei den Andern! Hier das Herz, das nach Bildung und Veredlung ringt, dort der blinkende Koth, der die Seele erniedrigt!" Von den dreißig bis vierzig Blättern, die jetzt im flämischsprechenden Gebiet erscheinen, ist kein einziges, das seine Sendung nicht verstünde; über die Mittel und Wege, die Rechtsgleichheit zu erlangen, können sie im Einzelnen verschiedener Meinung seyn, alle sind von der Wahrheit gleich entschieden durchdrungen, daß in einem Staate mit verschiedenen Volksbestandtheilen, die sich sprachlich nicht zu etwas Neuem verschmelzen können, weder der eine noch der andere gedrückt oder begünstigt werden darf, ohne das Gleichgewicht zu brechen, das allein die Ruhe und die Macht des Landes ausmachen kann. Eben weil sie keinen neuen Spalt wünschen, weil sie solchem aus allen Kräften vorbeugen möchten, um nur Ein Volk zu bilden, eins durch seine Anliegen, eins durch seine Verfassung und Gesetze, eins selbst durch seine weitere Nationalität, fordern sie Gerechtigkeit für ihre Volkssprache. Und sie wird früh oder spät ihnen werden, davon lebt die Ueberzeugung in jedem Gemüthe, das verheißt die Reinheit ihrer Sache, die uneigennützigen Beweggründe ihrer Verfechter.

Ich komme auf das Verhältniß der flämiſchen Bewegung zu Deutſchland. Obwohl daſſelbe allmählig ein inniges wird, iſt es doch noch von ſehr zarter Natur und will ſchonend berührt werden. Noch vor etwa ſechs Jahren konnten die Flamingen ſich über die Gleichgültigkeit, ja Herzloſigkeit der Deutſchen für ihre Sache beklagen; jetzt nicht mehr. Hiezu trugen beſonders einige Deutſche, die ſich in Belgien ſelbſt mit den flämiſchen Beſtrebniſſen bekannt gemacht hatten, und die „freie Preſſe" bei, deren Stimmen raſch weiten Widerhall fanden. Mehr und mehr widmeten deutſche Zeitſchriften den flämiſchen Beſtrebniſſen ihre Theilnahme, wie namentlich die Allgemeine Zeitung, W. Menzels Literaturblatt, Laube's Zeitung für die elegante Welt, Dullers Vaterland, die Grenzboten und andere. Zwar fanden die flämiſchen Blätter noch manchmal Gelegenheit, ſich über die den hochdeutſchen Händedrucken beigegebenen Ermahnungen zu verwundern, und ſie hatten nicht etwa bloß darüber den Kopf zu ſchütteln, daß die Deutſchen fortfuhren in ihren belgiſchen Berichten gute deutſche Ortsnamen, ſowie die Namen der Straßen in Gent, Antwerpen, Brügge, Brüſſel franzöſiſch zu ſchreiben, nicht wie das Volk, ſondern wie die hohe Staatspolizei, z. B. Tirlemont ſtatt Thielen, Mons ſtatt Bergen, Franchemont ſtatt Frankenberg, Arlon und Martelange (in Luxemburg) ſtatt Arlen und Martelangen, Namur und Mariemont ſtatt Namen und Martenberg, ja wohl gar Louvain ſtatt Löwen. Doch man fand mit Recht darin keine Franzoſentollheit, wie Blücher dieſe Seelenkrankheit zu nennen pflegte, ſondern eben nur die Unkenntniß mit den im Niederdeutſchen vorhandenen Namen. Ueberhaupt hatten die Flamingen in Deutſchland nicht mehr mit Ungunſt oder Gleichgültigkeit, ſondern vorzüglich nur noch mit Mißverſtändniſſen, mit ſchiefer Auffaſſung der belgiſchen Zuſtände und mit thörichten Zumuthungen zu kämpfen, welchen eigentlich bloß Unkunde zu Grunde lag. Während man ſich ſelbſt um das Niederdeutſche wenig kümmerte, als ſey es eines ernſten Studiums gar nicht werth, rechnete man den Beſtrebungen der Flamingen doch zum Vorwurfe an, daß ſie ſich entſchieden auf ihre uralte Volksſprache und deren Literatur, und nicht gleich auf die deutſche Hochſprache ſtützen, daß ſie gleichſam nicht alles ſpornſtreichs verhochdeutſchen wollen. Abgeſehen davon, daß

ſolches doch nicht ſo im Fluge geht, thun ſie, dünkt mich, auch ſehr klug daran, ſich in dieſer Hinſicht nicht zu überſtürzen und ihre große Sache, die nicht für heut und morgen iſt, in eine falſche Stellung zu rücken. Ihnen muß vorerſt alles daran liegen, das Leben und den Geiſt ihres Volkes wieder aufzuwecken, und das kann durchaus nur mittelſt der Volksſprache geſchehen; erſt wenn dieſe in ihre Rechte eingeſetzt, und geſtützt ſchon auf eine friſche volksmäßige Entwicklung, können ſie ſicher und hoffnungsreich näher mit uns anknüpfen. Jetzt lernen der Natur der Sache nach mehr Flamingen franzöſiſch als hochdeutſch, und obwohl jenes eine ganz fremde Sprache für ſie iſt, bietet ſich ihnen doch weit mehr Gelegenheit dar, ſie zu erlernen, als unſere Schriftſprache, und jenes lohnt ſich auch mehr. Wie will man dem gemeinen Mann das Leſen und Schreiben einer Sprache aufzwingen, die bei dem jetzigen traurigen Zuſtande des deutſchen Volksunterrichts in Belgien ihm fremd iſt? Wo ſoll er die Mittel dazu hernehmen, und hätte er dieſe gefunden, wo ſoll er, der ſeit früher Jugend von ſeiner Hände Arbeit leben muß und zum Lernen nur ſpärliche Mußeſtunden hat, die Zeit dazu finden?

Einſt brachte die Minerva einen langen Aufſatz über Belgien von Hrn. S., der Alles durch die Brille des Patriote belge oder ſeiner franzöſiſchen Freunde ſcheint angeſchaut zu haben. Trotz einem Franzoſen fällt er über die aufblühende flämiſche Literatur ſowie über diejenigen her, die ſie in Belgien und Deutſchland unterſtützen, wie wenn ſie ein gefahrvolles Staatsſpiel ſpielten und zuletzt doch nur eine Thorheit förderten. Das Streben der Flamingen nach Zuſtandebringung einer eigenen Literatur könne zu gar nichts führen; wenn die Belgen Frankreich nicht angehören wollten, ſo möchten ſie hochdeutſch ſchreiben, nur eine hochdeutſch-flämiſche Literatur ſey möglich ꝛc. In ähnlicher Weiſe haben ſich vielfach Stimmen in der Europa, in der Kölniſchen Zeitung, hat ſich ſelbſt Kuranda, obſchon ſehr mild, in ſeinem Buche ausgeſprochen, und dabei auf die wenigen Millionen Flamingen hingewieſen, deren Sprache der hochdeutſchen überdem ſo nahe verwandt ſey, daß ſie ſelbſt nimmer Schwierigkeit gefunden ſich mit ihnen zu verſtändigen. Vlaemſch Belgie hat hierauf Hrn. S. etwas kräftig alſo

geantwortet: Alles was er vorbringe, so heißt es in Nr. 144 vom 16. Junius 1844, sey nur gedankenloses Nachstammeln (gedachteloos nagestamel) dessen, was die Franzosen und die Affen der Franzosen in Belgien sagten. Die Franzosen hätten ihren guten Grund zu sagen, die Belgen müßten entweder französisch oder hochdeutsch schreiben, sie wüßten recht wohl, daß die Zahl der Belgen, die hochdeutsch verstünden, in gar keinem Verhältnisse stehe zu den Belgen, die französisch sprächen und schrieben. Gälte jener Grundsatz, so wäre Belgien von Stund an eine französische Provinz. Das Flämische sey eine Brücke zum Hochdeutschen, wohl! Doch es sey Wahnwitz, das ursprüngliche vaterländische Niederdeutsch in Belgien durch das Hochdeutsche verdrängen zu wollen, das, im Beginne mindestens (in den beginne ten minste), von den Landeskindern ja schwerlich würde verstanden werden. Ein solches Beginnen wäre durch und durch eine Narrheit. — Diese Antwort erscheint auf dem objektiv-flämischen Standpunkte, dem die deutschen schulmeisterlichen Zurechtweisungen widerlich seyn müssen, eben so natürlich als ferngesund, und ich begreife, daß Vlaemsch Belgie in Hrn. S. zwar keinen „listigen Feind der deutschen Sache im Allgemeinen," doch ein „blindes Werkzeug" solcher listigen Feinde sah, und in allen Fällen die Herausgeber der Minerva bedauerte, daß sie sechzig Blattseiten solchem politischen Schuljungengewäsch (schooljongenspraet) eingeräumt hatten.

Gewiß, ist der flämische Zweig des germanischen Baumes erst wieder im frischen Grünen, so wird er sich auch mehr und mehr wie von selbst des Zusammenhangs mit dem großen Stamme bewußt werden, und gern auch Säfte aus ihm zu seiner schönern Entfaltung ziehen. Dieser natürliche Trieb, diese zwanglos aus dem Streben selbst hervorgehende Neigung tritt bereits in den neuen flämischen Dichtungen entschieden hervor; ja das Brechen des fremden Geistesbannes, das Lösen der eigenen deutschen Mutterzunge, im beseligenden Hinblick auf ein großes Germanien, kann seiner Natur nach nicht anders seyn als ein Wiederanknüpfen und Anlehnen an das deutsche Element überhaupt. Aber ebenso gewiß ist: nur durch den Provinzialismus, nur durch den Anbau der niederdeutschen Sprache kann sich das deutsche Bewußtseyn in den flämischen Provinzen Belgiens wieder erheben,

nur an ihm kann es ranken und erstarken und in das gesammtdeutsche Leben aufgehen. Der umgekehrte Weg, nämlich mit Vernachlässigung der Volkssprache den Flamingen unsere Hochsprache, die ihnen natürlich fremd erscheinen würde, ohne weiteres aufbürden und einprägen zu wollen, müßte gänzlich vom Ziel abführen, und könnte nur das Gespötte der Franzosen herausfordern: jawohl, wir würden dann zwar einige überflüssige hochdeutsch schreibende und hochdeutschthümelnde flämische Schriftsteller haben — sogar eine Art „hochdeutsch-flämischer Literatur" — aber das flämische Volk würde sich darum den Henker scheren, ihm würde nicht geholfen seyn aus seinem sittlichen Elend, und es würde sich dann wahrscheinlich nur noch eifriger als jetzt auf das Französischlernen werfen. Darum störe man die frischen gesunden Bestrebungen der Flamingen nicht durch derlei voreilige Zumuthungen, und verschone sie besonders mit leeren Deklamationen von deutscher Spracheinheit und Allgemeinheit, die wahrlich einen weit höhern Wurf hat, als die Beschränkung des dem einzelnen Volksstamm Natürlichen und Eigenthümlichen zu Gunsten eines abstrakten Gemeinguts. Die flämische Bewegung ist keine Naseweisheit, kein Schaum und Nebel, kein Machwerk oder ein Hirngespinnst, wie so manches in Deutschland, was nur aufgeführt wird um es eben vorzuführen, bestenfalls noch der schönen Form wegen; vielmehr ist sie eine ernste heilige Volksangelegenheit, die auch, wie alles was wirklich im Gemüthe des Volks vorgeht, mit religiösem Ernst und Schwung betrieben wird. Damit ein so viele Jahrhunderte von uns abgelöster, vernachlässigter, verwaister Zweig unseres Volkes sich wieder in seinem, d. h. deutschen Geiste zurecht finde, bedarf es der zartesten Pflege und Schonung, der ernstesten Strebnisse, nicht leichtfertig phantastischer, auf nichts auslaufender wohlfeiler Schönrednerei. Vor allen Dingen treten wir dem auf eine große Vergangenheit gegründeten Selbstgefühl unser niederländischen Brüder nicht zu nahe, und vergessen wir nicht über dem, was erst späterhin geworden, das Frühere und seine Rechte. Gerade weil die Niederländer ihre Mundart auch schrieben und ausbildeten, ist sie uns zugänglicher und näher als manche andere, die auf die untern Schichten der Bevölkerung zurückgedrängt nur mündlich und entartet fortlebt; eben darum auch ist sie am geeignetsten für eine

höhere Vermittlungsaufgabe, die sich in den nächsten Jahrzehnten bereits klar herausstellen dürfte, denn nicht ohne einen Weltzweck haben die Niederlande zwischen Deutschland, England und Nordamerika sprachlich und staatlich ihre besondere Entwicklung gefunden. Bleiben wir besonders eingedenk, daß nicht einer der deutschen Stämme und Aeste, sondern alle zusammen den mächtigen Baum ausmachen, und daß die deutsche Hochsprache, wenn sie wirklich seyn soll was man von ihr rühmt, die Krone aller deutschen Mundarten, ihr Leben nicht bloß aus den oberdeutschen, sondern auch aus den niederdeutschen schöpfen soll, die sie bis jetzt zu ihrem eigenen Nachtheil vernachlässigt hat. Vergessen wir endlich nicht, daß die literarische Bedeutung der flämischen Sache als solche nur untergeordnet ist, in so fern Wissenschaft und Literatur immer höhern Volkszwecken dienen, fruchtbar für Bildung und Gesinnung seyn sollen, solche Zwecke nirgends aber entschiedener vorschweben als in Belgien, wo an ihren Erfolgen die ganze Volksbildung, die Zukunft des Landes hängt. Diese Bewegung, die sich allein auf die Unbezwinglichkeit der Deutschen, wie wohl jeder in Sprache und Sitte ausgeprägten Volksnatur stützt, kämpft gegen jenes gottlose Princip an, das mit Gränzpfählen auch Nationalitäten verrücken zu können glaubt, und dessen Erfolg, wenn ein solcher je zu hoffen, in einem Verlaufe von Jahrhunderten voll der bittersten Erniedrigungen für die Tausende besteht, die gerade in dem was am meisten den Menschen zum Menschen, das Volk zum Volke macht, sich selbst verachten und aufgeben sollen.

Unbeschadet der Berechtigung der niederdeutschen Schriftsprache, liegt indeß für beide Theile der Wunsch nahe, daß sie zu einem größern wechselseitigen Verständnisse sich einander in die Hände arbeiten möchten, wodurch das Niederländische für alle Zeit einen festen mächtigen Anlehnungspunkt, die hochdeutsche Schriftsprache dagegen eine organische Erweiterung erhielte. Ich stehe nicht an zu erklären, daß nach meiner Meinung die niederländische Schriftsprache nur dann sicher ihrer Zukunft entgegensehen könne, wenn sie von dem größten Theil der deutschen Stammgenossen, zunächst der niederdeutschen, dann wo möglich von allen verstanden wird. Zwar bin ich überzeugt, daß die flämische Bewegung ihren frischen Gang, ohne zu ermatten, fortgehen werde, bis sie

der Volksſprache das volle Bürgerrecht im belgiſchen Staat errungen; das liegt in der Natur des Menſchen, zumal in dem zähen, dem Volkseigenen ſo innig zugewandten Charakter des Niederländers. Nach dem Sieg aber iſt eher Gefahr vorhanden, daß die Bewegung allmählig einſchlummere, die alte Begeiſterung ſich abkühle, oder noch mehr, daß die flämiſche Literatur einer ihr verderblichen Einſeitigkeit verfalle, wie wir ſolches in Nordniederland geſehen haben, und wie es für ein ſprachlich eng begränztes Gebiet nur zu natürlich erſcheint. Hiervor kann die deutſche Bildung in Belgien offenbar nur dadurch geſchützt werden, daß ſie ſich an die geſammte deutſche Geiſtesbildung innig anſchließt, daß die Flamingen ſich an die große Sprachfamilie reihen, die über 40 Millionen Menſchen zählt, alle ihre Namensbrüder. Wenn der walloniſche Belge ſich naturgemäß der franzöſiſchen Bildung und Geiſtesſtärkung anſchließt, hat der deutſche Belge nicht denſelben Weg zu der geſammtdeutſchen? Dies iſt um ſo wahrer und natürlicher, als der Anſchluß geſchehen kann, *ja geſchehen muß, ohne* die niederdeutſche Schriftſprache zu opfern und zu verabſäumen, wie es leider bei der Annahme des Hochdeutſchen als Literatursſprache durch die übrigen niederdeutſchen Volksſtämme geſchehen iſt. Alles kommt mithin darauf an, daß zu jener Zeit die ſtaatlichen Zuſtände Belgiens entwickelt genug ſind, um die öffentliche Meinung daſelbſt in Stand zu ſetzen, die allgemeinen deutſchen Verhältniſſe in Bezug auf das eigene Land richtig zu würdigen, und daß der Volksunterricht im flämiſchen Niederland naturgemäß gerade ſo *deutſch* organiſirt iſt, wie jetzt gegen die Natur franzöſiſch. Denn dann erſt kann die Volksſchule in Flandern allmählig, ſo wie in Weſtphalen, Friesland, Schleswig-Holſtein, das Erlernen der deutſchen Hochſprache jedem flämiſchen Schüler leicht machen; und das Wiſſen, das der Flaming durch dieſe Sprache erlangt, wird ihm vollkommen klar und nicht wie durch einen Nebel ſtets ſchillernd zukommen, wie's mit dem Franzöſiſchen der Fall iſt, das nimmer ganz ſein eigen wird. Das Erlernen des Hochdeutſchen, als einer der Mutterzunge nicht fremden, ſondern nur entwickeltern reichern Sprache, dürfte bald auf jener Grundlage ſelbſt für den wenig gebildeten Flaming ein Leichtes werden, ſie würde ihm anfliegen, ohne daß er wüßte wie. Faſt jeder Holländer

von einiger Bildung versteht hochdeutsch, ich habe selbst niederländische Matrosen gesprochen, die sich das Hochdeutsch zu eigen gemacht hatten, wie wenn es ihnen angeboren wäre. Die deutschen Reisenden kommen in Antwerpen, Brüssel, Gent, Ostende, wie in ganz Nordniederland mit ihrem Deutsch aus (es wäre zu wünschen, daß sie sich des Französischen dort schon aus Grundsatz gänzlich enthielten); im Limburgschen, selbst noch in Südbrabant, in der Gegend von Thielen und Löwen, ist das Flämische dem Hochdeutschen vollkommen verständlich, und ebenso unsere Schriftsprache dem Ohre des Volks. Und hat Belgien nicht selbst in einem Theile der Provinz Luxemburg eine hochdeutsche Bevölkerung?

Gewiß, hätte die deutsche Muttersprache in Belgien ihr volles Bürgerrecht erlangt, und wären demgemäß Volksschule und höherer Unterricht eingerichtet, so würde die Aufgabe, ein vollkommenes Verständniß zwischen der niederdeutschen und der hochdeutschen Schriftsprache zu erreichen, bald zu lösen seyn. Die flämischen Schriftsteller haben demnach die große Aufgabe hier mit vorzubereiten und Uebergänge zu bahnen, selbst in ihrem eigenen Belang; denn statt vereinzelt dazustehen und sich mit einer beschränkten Anerkennung begnügen zu müssen, würden sie zum Theil allmählig auch auf die weite Bühne der gesammtdeutschen Literatur treten, und von den vielfach erfrischenden Geistesströmungen eines großen Volks- und Staatenbundes mit ergriffen werden; statt nur zu opfern oder die eigene Thätigkeit nothgedrungen Beschränkungen zu unterwerfen, würden sie einen weiten Markt, eine große leseeifrige Nation finden, wo dem strebenden Geiste sein Lohn gesichert ist. Aber noch einmal, jenes Verständniß soll und kann nimmer dadurch erreicht werden, daß die flämischen Schriftsteller den Anbau ihrer eigenen Muttersprache, wie man ihnen thörichter Weise hat zumuthen können, aufgeben und sich nur so äußerlich an unsere Hochsprache anschließen. Fern bleibe solcher Mißverstand, der keinen Gewinn, nur Nachtheile und Gefahren für beide Theile mit sich führte. Das Verständniß, das mir vor Augen schwebt, ist ein anderes, höheres, ein inneres und freies, es ist eine Vereinigung, eine Verschmelzung, welche nur die volle freie Entwicklung selber bewirken kann. Nicht aufgeben sollen sie ihre niederdeutsche

Mutterſprache, im Gegentheil ſie aus allen ihren Kräften bebauen und pflegen; nur ſo und auf keine andere Weiſe iſt dieſes innere Verſtändniß möglich, ja auch nur denkbar. Wie reich eine Mundart ſey, wie ſchön ſie ausgebildet, immer wird ſie doch im Range unter unſerer allgemeinen Hochſprache ſtehen, welche ja eben, als die Blüthe und Krone aller deutſchen Mundarten, deren friſcheſte Säfte, Formen und Schönheiten in ſich vereinen ſoll. Hieraus folgt ebenſo nothwendig umgekehrt, daß auch jede deutſche Sprachpflanze in ihrer freien Entfaltung dieſer allgemeinen Krone wie der Sonne zuſtrebt, und daß dies um ſo entſchiedener geſchehen muß, je kräftiger und friſcher ſich der Sprachzweig entfaltet. Die Erfahrung beſtätigt das: dort wo die Mundarten unentwickelt blieben, ſind ſie verfallen, roh und plump geworden, oder ſie ſind doch ſtehen geblieben und haben ſich von der Hochſprache mehr entfernt; ebenſo gilt das Umgekehrte. Ja, iſt nicht unſere Hochſprache ſelbſt, noch wie ſie aus den Reformationszeiten hervorgegangen, weſentlich das Ergebniß der Entwicklung jener Mundarten, welche in den frühern Jahrhunderten vorzugsweiſe die deutſche Bildung und Entwicklung trugen, und wohin der Schwerpunkt unſerer Geſchichte ſo lange verlegt war, dem Norden abgewandt? Wäre das Niederdeutſche auf ſeinem ganzen weiten Gebiete, vom Weſten bis zum fernſten Oſten, immer fleißig angebaut worden, ohne ſich jedoch von der allgemeinen Schriftſprache zu trennen, ſo würde nicht nur zwiſchen allen niederdeutſchen Gebieten, von der Newa bis zur Schelde, ein weit größeres Verſtändniß walten, ſondern es wäre auch keine Frage, daß das Niederdeutſche weit mächtiger auf die Hochſprache eingewirkt haben und ihr weit näher ſtehen würde als gegenwärtig, und zwar zum Vortheil beider Theile. Denn man glaube nur nicht, daß ein ſolcher Gewinn nur einſeitig ſeyn könne, er iſt immer gegenſeitig, wie Jeder, der ſich mit dem Studium verſchiedener deutſchen Sprachzweige beſchäftigt hat, beſtätigen wird, und wenn die niederdeutſche Sprache noch auf dem Felde unſerer Hochſprache die allergrößte Eroberung zu machen hat, ſo ſteht doch dieſer auch auf dem niederdeutſchen Gebiete noch eine wichtige Eroberung bevor, und ich bin gewiß, daß ihr dieſe Bereicherung mit der Zeit nicht entgehen kann. Ich glaube genug geſagt zu haben, um mich vor Mißverſtehen

zu ſchützen. Das Niederdeutſche und das Hochdeutſche nähern ſich in der Schrift, unbeſchadet den eigenthümlichen Sprecharten der Volksſtämme, durch ihre Entwicklung unaufhaltſam, und je mehr ſich beide in ganz deutſchem Sinn entfalten und von Zuthaten reinigen, je mehr ſie ſich erweitern im allgemein deutſchen Sprachgeiſte, deſto näher treten ſie ſich, ſo daß auf dem Gipfel ihrer Entwicklung ſie ſich gleichſam vereinigen, ja vielleicht zu einer vor allen reichen Geſammtſchriftſprache verſchmelzen, in der ſie einzeln nur noch als Momente leben. So ſind alle Neuerungen und Verbeſſerungen der niederdeutſchen, der flämiſchen wie der holländiſchen Schriftſprache aus der hochdeutſchen geſchöpft, und ſolche Erweiterungen geſchehen um ſo häufiger, je mehr die niederdeutſche Schrift ſich von den franzöſiſchen Fremdwörtern reinigt, die ſie noch vor kurzer Zeit ſo ſehr verunzierten. Selbſt der vom klaſſiſchen Franzoſenthum verzogene Bilderdyk hat ausgeſprochen: ehe hundert Jahre vorüber ſeyen, werde das Holländiſche ſich wenig mehr von dem Hochdeutſchen unterſcheiden. Die niederdeutſche Sprache muß eben der allgemeinen Hochſprache wie ihrer eigenen Verſchönerung, wie dem Ideal für deutſche Schönheits- und Geiſtesform nachſtreben; dieſe iſt zuletzt doch auch die eigene Sprache des Niederländers, nur bereichert aus vielen Mundarten und an unſchätzbaren Geiſtesfrüchten, und idealiſirt in Form und Inhalt. Ich möchte noch einen Gedanken kurz beifügen: wie das flämiſche Volk nur durch ſeine Mundart, ſeine Mutterſprache dem ganzen deutſchen Sprachbaum und Schriftenthum zugeführt werden kann, ſo ſollte im Grunde überall der deutſche Sprachunterricht mit der eignen volkslebendigen Mundart beginnen, alſo auf den Mundarten fußen, und von dieſen über die näherſtehenden ältern deutſchen Sprachformen und Sprachblüthen organiſch fortſchreiten zu der heutigen Hochſprache der Deutſchen. Wie unendlich würde hierdurch der deutſche Sprachunterricht an logiſchem Zuſammenhang, an Innerlichkeit, an Weite und Tiefe gewinnen, wie würde die Geläufigkeit, ſich im Deutſchen rein auszudrücken, gefördert, wie würde die Liebe für unſere ſchöne reiche Sprache, die wir jetzt nur durch Unkunde Gelehrter und Ungelehrter zu häufig verhunzen oder doch hintanſetzen hören, und das Gefühl für ihre Ehre geſteigert werden!

In Betracht des Bildungsgangs der niederdeutschen wie der hochdeutschen Sprache und ihrer Schreibungsweisen bin ich lebhaft überzeugt, daß ihr wechselseitiges Verständniß durch eine wissenschaftlich übereinstimmende Rechtschreibung überaus gefördert und erleichtert werden würde. Verweilen wir zunächst bei dem merkwürdigen Lärm, der in den letzten Jahren über die Schreibung („Spelling;" man hat aus guten Gründen die übliche Schreibung von der Rechtschreibung zu unterscheiden) der flämisch-niederdeutschen Sprache angehoben worden — ein Lärmen doch um etwas mehr als um nichts. Niederdeutsche Literatur und Sprache hatten sich bekanntlich im Mittelalter zuerst in den Flandern entwickelt; während des achtzigjährigen Religionskriegs aber wanderten mit Handel, Gewerben und Kunst auch die besten flämischen Schriftsteller nach Holland aus; die Holländer nahmen alles von den Flamingen und Brabantern Geleistete gern auf und förderten es nun ihrerseits weiter. Holland blieb von jener Zeit an der Sitz der gemeinsamen Literatur, vor deren Einfluß, als eines wesentlich protestantischen, die südlichen Niederlande so ängstlich gehütet wurden, daß hier die Schriftsprache in Verwahrlosung gerieth und die Gefahr einer Spaltung entstand. Die vaterländische Sprache ward ein paar hundert Jahre hindurch in jeder Schule nach andern Regeln und anderer Schreibweise gelehrt und durch fremde Zuthaten „verbessert." Die Vereinigung der beiden Niederlande brachte die Frage zur Sprache, wie die beiderseitigen Schreibweisen wieder in Uebereinstimmung zu bringen wären; die Gesellschaft Concordia zu Brüssel schrieb hiefür eine Preisaufgabe aus. In einer tiefgreifenden Antwort darauf vom Jahre 1824 zeigte Willems, im Ganzen auf die alte einfache Schreibung zurückgehend, wie und wo beide Theile vom Rechten abgewichen, wo der eine oder andere das Bessere behalten, und kam zu dem Ergebnisse, daß von jeder Seite etwas dem Gemeinsamen zu opfern, daß fortan nicht flämisch, nicht holländisch, sondern niederdeutsch zu schreiben sey. Bei dem neuen Erwachen der flämischen Literatur schrieb indeß Jeder wie's ihm gutdünkte, ohne gerade wissenschaftliche Gründe für seine Schreibweise zu haben, ja die richtigere Schreibung ward wohl gar, wie es auch bei uns geschieht, für pedantisch oder abgeschmackt erklärt. Hieraus entsprang Wirrwarr und ein Gezänke, das, weil unwissen-

schaftlich geführt, von keinem Vortheil für die Sache war, vielmehr in dem kleinen Lande einen Hemmschuh des Fortschritts bildete, an dessen Beseitigung viel Talent und Eifer verschwendet wurden. Um dem Uebelstand ein Ende zu machen, kamen die einsichtsvolleren Männer, an ihrer Spitze Willems und der sprachgelehrte Bormans, überein, durch einen Ausschuß die Grundsätze einer gemeinsamen Schreibung nach dem dermaligen Standpunkte der Sprachforschung festsetzen zu lassen; der König ging darauf ein, Minister de Theux erließ unterm 6. September 1836 einen Aufruf an alle Gelehrten des Landes, Abhandlungen mit Vorschlägen zur Erzielung der Schreibungseinheit einzusenden (auf das beste Werk war ein Preis gesetzt), und ernannte zu deren Untersuchung wie zur Abgabe eines eigenen Gutachtens einen Ausschuß aus sieben der tüchtigsten Gelehrten, drei Brabantern, drei Flamingen und einem Limburger, unter Willems Vorsitz. Ueber dieses Gutachten, das erst im August 1839 durch den in Brüssel versammelten Ausschuß zu Stande kam, und in welchem acht Punkte als wesentlich aufgestellt waren, entbrannte der Streit von neuem: Protestationen erschienen und selbst Bände wurden geschrieben, um Althergebrachtes gegen einige von dem Ausschuß vorgeschlagene Neuerungen zu vertheidigen. Indessen drang das neue System, gut vertheidigt, allmählig durch, die Mehrzahl der Literaten entschied sich für dasselbe, und nun ward der Gedanke laut, die gereinigte Schreibung durch einen förmlichen Sprachkongreß (Tael-Congres) feierlich besprechen und annehmen zu lassen und durch ein glänzendes Fest zu verherrlichen. Dies geschah am 23. Oktober 1841 zu Gent. Die acht Schriftgesetze wurden mit geringer Abweisung angenommen; es war das erste große flämische Sprachfest, dem an tausend Männer, alle flämische und viele wallonische Schriftsteller, Gelehrte, Staatsmänner, auch ein Minister anwohnten. Die so sanktionirte Schreibung schließt sich möglichst sowohl der einfachen mittelalterlichen als auch der jetzigen holländischen an, letzteres, um die literarische Verständigung mit diesem Lande zu erleichtern. Zwischen Batavern und Flamingen besteht übrigens sprachlich nicht der Unterschied wie zwischen Süd- und Norddeutschen; einzelnen Charakterzügen nach ist dieser Vergleich schon passender, der Südniederländer ist sinnlicher, heiterer, der Nordniederländer spekulativer, grübelnder

— dort Rubens, hier Spinoza. Man ſagt, die Belgen ſeyen etwas ſchwerer zu regeln als die Holländer, und es ſpricht hiefür, daß in Holland ein paar einzelne Männer, Siegenbeek und Weiland, auf perſönliches Anſehen hin die Schreibung feſtzuſtellen vermocht — vielleicht auch nur darum, weil ſie ihre Aufgabe im Ganzen glücklich lösten. Hatten die Holländer ihr Idiom als Sprache eines freien Staats mehr ausgebildet als die den Wirkungen eines franzöſiſch gebildeten Hofes unterliegenden Flamingen, ſo blieben die grammatikaliſchen und orthographiſchen Verſchiedenheiten doch geringfügig. So ſchreibt der Flaming das lange **a** mit **ae**, der Holländer mit **aa** (am beſten bliebe man im Niederdeutſchen wie im Hochdeutſchen einfach, wie vor Alters, beim **a**; der Holländer ſchreibt z. B. haar, aal, waar, haan, der Belge haer, ael, waer, haen, wir Haar, Aal, wahr, Hahn; wär's nicht allgemein verſtändlich und wiſſenſchaftlich richtiger, wenn wir alle gleich ſchrieben wie wir gleich ſprechen: har, al, war, han?) Ebenſo ſchreibt man holländiſch **uu**, **ij**, ſtatt flämiſch **ue**, **y**. Verwechslungen zwiſchen **ſ** und **z** (z. B. zeker ſtatt ſeker, ſicher), **g** und **ch**, **f** und **v** ſind dem Niederdeutſchen eigen und könnten zum beſſern Verſtändniſſe leicht vermieden werden. Früher fanden auch noch kleine Abweichungen bei der Beugung ſtatt; doch man nahm die richtigere holländiſche Schreibung de, een, deeze, uwe goede vader an, ſtatt der von flämiſchen Sprachverbeſſerern der ſpätern Wirrzeit auch für den Nominativ beliebten Accuſativform der männlichen Einzahl den, eenen, deezen, uwen goeden vader; — dahinter rochen Manche ſogar Ketzerei. Leider iſt im Niederdeutſchen (faſt wie im Engliſchen) die Beugung der Hauptwörter durch den Mißbrauch in Auslaſſung der Beugungsendungen, ſowie durch die Einführung des franzöſiſchen s in der Mehrzahl, Mißbräuche, die auch ſchon im Hochdeutſchen wucherten und als geſchmackvoll galten, ſehr verwiſcht worden; die Anfänge zum Beſſern zurück ſind noch ſchwach, ſo lieſt man jetzt z. B. häufig Broedren ſtatt Broeders, Brüder.

Die zu Gent angenommene Schreibung ſollte natürlich Niemand in ſeinen wiſſenſchaftlichen Forſchungen Zwang anthun; die Ergebniſſe weiterer Forſchung blieben füglich der Anerkennung ſpäterer Sprachverſammlungen vorbehalten, um allmählig

zu der wahren Rechtschreibung zu gelangen. Der Zustimmung der flämischen Schriftsteller folgte die der flämischen Blätter nacheinander, auch ward die gemeinsame Schreibung, auf den Bericht des Hochlehrers Bormans, durch königlichen Beschluß vom 1. Januar 1844 zur amtlichen erklärt. In der Uebersetzung der von der Regierung ausgegebenen Aktenstücke war bisher nämlich nach der Willkür der Uebersetzer verfahren worden, der daraus fließenden Buntscheckigkeit sollte ein Ende gemacht werden, und so schrieb die Regierung die Genter Grundsätze für die Gesetzsammlung als Richtschnur vor. Nur wenige Gelehrte, wie namentlich der Professor Behangel (der manches Beachtenswerthe vorbrachte) und der Volksvertreter Abbé de Foere, Vorsitzer der Vlaemschen Tael- en Letterkundigen Maatschappy von Brügge,[1] hatten auf ihrer Schreibweise bestanden; doch schien der Streit, wo nicht völlig geschlichtet, wenigstens eingeschläfert. Da, nach Verkündung jenes königl. Beschlusses erhub sich auf einmal Abbé de Foere in der Kammer und führte in langer scheltender Rede Krieg gegen den Genter Congreß, dessen Mitglieder er sogar als Apostel des holländischen Einflusses unter der Maske der Rechtschreibung verdächtigte. Zum großen Erstaunen der wallonischen Deputirten, die wenig davon begriffen (auch unter den flämischen Abgeordneten wußten nur wenige die Frage sprachwissenschaftlich zu beurtheilen), nannte er die Genter Schreibung gefährlich für Belgiens Nationalität und Religion, und den königlichen Beschluß einen Staatsstreich, aus Unkenntniß begangen. Alles das, weil die angenommene Schreibung sich der holländischen nähert, der Sprache des protestantischen Hollands! Um sein Ziel, die flämische Literatur der Kammer gehässig zu machen, sicherer zu erreichen, erklärte er: sie ginge nur darauf aus, das Volk gegen die Wallonen und Franzosen aufzureizen. Wirklich hatte er anfangs beinahe die ganze Kammer für sich, denn wenn sie die eigentliche Frage auch wenig verstand,

---

[1] Der Schauplatz dieses Gegenstrebens waren einige Theile von Westflandern, namentlich die alte Hauptstadt Brügge, welche sich der reinsten flämischen Aussprache rühmt, die durch Annahme der neuen Schreibung Gefahr laufe. Längst ist sie von diesem Vorurtheil zurückgekommen und hat ihren Zutritt erklärt.

so ward ihr doch Gelegenheit geboten der etwas unbequem werdenden flämischen Bewegung einen Schlag beizubringen. Indeß fand er überlegene Gegner, welche die flämische Sache vertheidigten und seine Unwissenheit bloßstellten, und als Herr de Decker, selbst dem gemäßigten Bruchtheil der katholischen Partei angehörend, ihn einen Verläumder und seine Rede eine Schmähredе hieß, da hatte Niemand den Muth mehr ihn zu unterstützen. Es war sehr viel, daß nach dreitägigen lebhaften und mitunter heftigen Verhandlungen die flämische Sache einen halben Sieg über den Abbé davon trug, was die Erstarkung derselben auch in diesen Regionen beweist. Bald liefen zudem aus Gent, Antwerpen, Löwen, Brüssel ꝛc. Proteste gegen die Behauptungen des Hrn. de Foere sowie Bittschriften bei der Kammer ein für Aufrechterhaltung des königlichen Beschlusses, die der Justizminister feierlich zusagte. Bei dem letzten großen Sprachfest in Brüssel, noch unter Willems Vorsitz gefeiert, kamen endlich die Zustimmungen von allen Orten und es herrschte voller Einklang.

Bei allen jenen Sprachverhandlungen kamen noch andere merkwürdige Gedanken zum Vorscheine. Man konnte namentlich nicht umhin die verhältnißmäßige Kleinheit des flämischen Gebiets für eine besondere Schriftsprache zu bemerken und zu fragen: wenn die wälschen Belgen sich an das allgemein Französische hielten, ohne dabei eine Gefahr für ihre Neutralität zu sehen, und sich nicht den Besitz eines besondern Sprachleins einfallen ließen, was denn die niederdeutschen Belgen sich vergeben würden, wenn sie sich in diesem Punkt ihrerseits völlig an die Nordniederländer anschlößen? Ja, die Wünsche erstreckten sich über das ganze Gebiet der Plattdeutschen, an deren Verwandtschaft sich der Flaming gern erinnert; es möchten sich, meinte man, mit den flämischen und holländischen auch die sämmtlichen übrigen nach Osten hin wohnenden Niederdeutschen vereinbaren, und Hr. van den Hoven hat zu dem Ende sogar schon einen Entwurf zu einer gemeinsamen Orthographie vorgelegt. Warum nicht? Für Niederdeutschland ist es ja gerade am dringendsten nöthig, daß der deutsche Sprachunterricht eine andere Grundlage und Gestalt gewinne, damit einerseits das eigene Idiom im Munde des Volks nicht gänzlich verwildere, andererseits die

Hochsprache wirklich volksgemäß und mundgerecht werde. Das Mittel ist unverkennbar der Wiederanbau der eigenen Mutterzunge. Demnach hätten wir den Niederländern nur eine Gegenbedingung zu machen: das gemeinsame Band mit dem Hochdeutschen darf nämlich über dem neuen Bunde nicht zerrissen, sondern muß nur noch mehr verinnerlicht und gefestet werden. Der endliche Erfolg aber wäre, daß einmal die Niederländer allmählig thäten, was die übrigen zahlreichern Niederdeutschen längst gethan haben, sie schlößen sich dem großen deutschen Schriftvereine an; daß dagegen dem weiten niederdeutschen Sprachgebiete auch wieder ein inneres und eigenes Sprachleben aufginge und zugleich eine größere Anerkennung auf dem gemeinsamen Gebiet als bisher zu Theil würde. Jeder Plattdeutsche muß die Schmach fühlen, daß seine reiche, liebe Volkssprache so gränzenlos verwahrlost wird und sich mit den ihr eigenthümlichen Schätzen in der allgemeinen Schriftsprache so gar nicht geltend macht. Offenbar aber böte die entwickelte niederdeutsche Schriftsprache in dieser Hinsicht einen starken Anlehnungspunkt, und die Plattdeutschen, dann mit der niederdeutschen wie mit der hochdeutschen Schriftsprache bekannt, bildeten das natürliche Vermittelungsglied zwischen beiden. Bald würde dann auch unsere Hochsprache, bloß durch eine zwanglose natürliche Entwicklung, in beiden Niederlanden gewiß weit mehr denn das Französische, als eine gemeinverständliche Schrift neben der niederdeutschen gelten.

Solches Verständniß nicht nur aller niederdeutschen Mundarten unter sich, sondern auch des Niederdeutschen mit dem Hochdeutschen würde nun eine wissenschaftlich übereinstimmende Schreibung wesentlich erleichtern. Die vorherrschende Schreibung sollte, könnte sie auf Rechtschreibung auch noch keinen Anspruch machen, sich mindestens doch dem jedesmaligen Standpunkte der wissenschaftlichen Forschung möglichst nahe anschließen; je mehr solches aber geschähe, desto genauer träfe auch die Schreibung des Niederdeutschen mit der des Hochdeutschen überein, beide träten sich schon für das äußere Auge näher. Denn in Wahrheit, die richtige Schreibung keines Zweigs der deutschen Sprache kann aus ihm allein, sondern nur aus dem Vergleich aller Zweige und Mundarten, aus der Erkenntniß der eigenthümlichen

Gesetze, welche ihnen allen, sowie dem Gesammtorganismus der deutschen Sprache zu Grunde liegen und erst in unsern Tagen uns erschlossen sind, geschöpft und hergeleitet werden. Ihre Festsetzung ist daher allein Sache der freien Sprachwissenschaft, und kann so wenig der Autorität oder einer akademischen Willkür als der Tyrannei des Gebrauchs, die eben jede Willkür beansprucht, überlassen werden. Glaubt man, der gebildete Theil unserer Nation werde immer fortfahren so zu schreiben wie er es in der Schule gelernt hat, trotz dem, daß er sich fortwährend bewußt wäre falsch zu schreiben? Welche Selbstverläugnung, und wozu, da sich doch so wichtige Anliegen, so große Eroberungen unserer Sprache gerade an die gereinigte übereinstimmende Schreibung knüpfen! Erwiedert man vielleicht, diese werde nimmer alle Schichten unseres Volkes durchdringen? Gewiß doch tausendmal leichter als die abstrakten Willkürlichkeiten, die man in die Sprache hinein zu legen und herrschend zu machen wußte! Die deutsche Philologie ist wesentlich erst in unsern Tagen von den Grimm und gleichstrebenden Vaterlandsfreunden begründet worden, und schon zählt sie überall begeisterte Jünger. Wenn nun aber erst eintritt, was nothwendig kommen muß, daß unsere Rechtsverhältnisse, unsere öffentlichen Zustände, unsere Erziehung und Bildung eine deutsche Grundlage erhalten, wie sie bisher wesentlich eine römisch klassische hatten; wenn das deutsche Leben sich auch deutsch erfrischen und aufbauen will; wenn nun deutsche Geschichte im umfassendsten Sinne, wenn alles was in deutscher Sprache in den verschiedenen Zeiten geschrieben und niedergelegt worden, unmittelbare Bedeutung für praktische Zwecke gewinnt; wenn Erziehung und Schule sich dieser Richtung, diesem Drange fügen müssen, um dem Leben zu diesen Zwecken die Mittel und Kenntnisse zu bieten, der ganze Sprachunterricht sich mithin umgestalten muß, um die jungen strebenden Männer auch so auszurüsten, daß sie sich im Schatten aller Zweige des mächtigen deutschen Sprachbaumes heimlich fühlen — ich frage: kann man zweifeln, daß dann die deutsche Sprachwissenschaft allen ihren Rechten auch praktisch volle Geltung verschaffen, daß sie einen herrlichen Sieg feiern werde? Ja, ich glaube sogar, daß an dieses ernstheitere, rührige, bewußte Streben der Germanisten, an diese Verinnerlichung und

Verallgemeinung des geschichtlichen, rechtlichen und sprachlichen deutschen Lebens sich auch die Wiedergeburt des einigen, großen, deutschen Volks und Staats knüpfen, und daß an dem durch die Säfte aller deutschen Mundarten und ihrer verjüngten Dichtungen frisch schwellenden Sprachbaum auch die Blüthen jener neuen Literaturepoche hervorsprießen werden, welche wir alle ersehnen und auf die wir hoffen.

Wäre unsere Schreibung die rechte, so daß die einfachen Naturgesetze der Verschiedenheiten unserer Sprachzweige daraus unmittelbar hervorleuchteten, wie ausnehmend würde das Erlernen derselben dem Oberdeutschen wie dem Niederdeutschen erleichtert werden! Das Niederdeutsche hat sich manches Gute, zumal Einfachheit, bewahrt, was unser Hochdeutsch aufgegeben, doch wieder leicht sich aneignen könnte. Um nur eins anzuführen, so vermeidet es jede unnöthige Anhäufung von Mitlautern, wodurch unsere Hochschrift, zumal bei den abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern, ein so vorstehendes Knochengerippe, ein so hartes unaussprechliches Aussehen gewinnt. Die niederdeutsche Schrift erscheint für das äußere Auge fließender, weicher, gefälliger, vokalreicher als das Hochdeutsch, und der Niederländer findet wegen unserer Consonantenanhäufung anfangs manche Schwierigkeit sowohl beim Erlernen als beim Aussprechen des Hochdeutschen. Doch hier ist nicht der Ort näher auf diese Verschiedenheiten einzugehen, die nicht willkürlich, sondern einfachen organischen Gesetzen unterworfen sind, die sich eben bei einer richtigen Schreibung dem Auge jedes deutschen Lesers von selbst darstellen würden. Aehnliche Gedanken lagen übrigens, freilich nur als Ahnung und nicht ins oberdeutsche Gebiet übergreifend, mehr oder minder jenen Schreibungsstreitigkeiten in Belgien zu Grunde. Und wir sollten sie keiner ernsten Beachtung würdigen, wir sollten sie nicht weiterführen, nicht auch unsererseits uns bemühen jenes große Ziel freier Wiedervereinigung, das allen vor Augen schwebt, vorbereiten zu helfen? Nein, man spreche uns bei so wichtigen Aufgaben nicht mehr von Pedanterie, die sich gegen den Gebrauch auflehne, um etwas besonderes zu haben. Wir wünschen im Gegentheil eben nur das Besondere aufzugeben, somit es dem Allgemeinen, dem einigen Verständnisse aller Deutschen und aller deutschen Geistesblüthen im Wege

steht. Gebt uns wirklich die sprachlich geistige Einheit des ganzen Deutschlands, und wir überlassen euch den Gebrauch, zu was ihr ihn dann noch für nütze haltet. Kein Deutscher, er sey vom Neckar oder der Isar, von der Donau oder dem Niederrhein, der die Niederländer in ihrer Heimath besucht, wird sie noch für Fremdlinge halten, um deren willen wir sprachlich keine Rücksicht zu nehmen hätten. Ja, es gilt die Vermittlungswünsche zu verwirklichen, die schon in so mancher deutschen Brust heiß auftauchten, wenn sie die freie Luft der gesegneten Maas- und Scheldelande einhauchte. Es gilt die Saaten deutscher Wissenschaft auf belgischen Boden zu pflanzen, die Zweige deutscher Geisteseichen auch über die Niederlande sich ausbreiten und aufgrünen zu sehen, dagegen den gesunden praktischen Sinn, die Unternehmungslust, den Freiheitsschwung der Niederländer uns andern Deutschen einzuimpfen. Denn wer hat zu allen Zeiten eifriger für seine Freiheit gestritten, wer thatkräftiger hinaus über die Meere gestrebt, wer auf so kleinem Raume größere nützliche Thätigkeit entwickelt und mehr Denkmäler der Kunst und des Unternehmungsgeistes aufzuweisen als unsere wackern Brüder der Niederlande?

Wie leicht das Flämische und Holländische, richtig angegriffen, an die deutsche Gesammtsprache zu knüpfen wäre, erhellt schon daraus, daß wir vom Niederländer um so besser verstanden werden, je reiner wir diese zu sprechen suchen. Aecht deutsch und nicht rothwälsch Geschriebenes überträgt sich wirklich mit Leichtigkeit ins Flämische; Grimm's deutsche Mährchen z. B. können ohne jede Veränderung niederdeutsch wiedergegeben werden. Ebenso gilt das Umgekehrte. Nur wo die Sprache von Fremdwörtern und in Folge davon von französischen Wendungen wimmelt, dort erheben sich größere Schwierigkeiten. Goethe's Faust ist in Antwerpen in flämischer Uebersetzung erschienen, und man muß gestehen, diese große Aufgabe ist in keiner andern Sprache, selbst nicht in der englischen, so glücklich gelöst worden. Der Geist beider Sprachen ist der nämliche, und wenn man die Gesetze ihrer Formänderungen, namentlich die Verschiebung der Mitlauter und die zusammengehörigen Reihen der Selbstlauter vor Augen hat, so wird das volle Verständniß zwischen dem Niederdeutschen und dem Hochdeutschen binnen kurzer Zeit erlangt.

Schon Willems ſprach die Anſicht gegen mich aus, daß nichts leichter ſeyn würde, als durch einen zweckmäßigen Unterricht in der Schule alle Niederländer zum Verſtändniſſe der deutſchen Hochſprache zu führen. Die deutſchen Buchſtaben unſeres Drucks — denn Grimms Anſicht, die lateiniſchen Lettern allgemein einzuführen, kann ich ſo ohne weiteres nicht theilen — ſind kein oder nur ein geringes Hinderniß, indem das Altflämiſche ſich derſelben Buchſtaben bediente, ja noch heutigen Tags in vielen Schulen dieſelben im Gebrauche ſind und deren Aneignung überhaupt keine Schwierigkeit macht. Allein die unnatürliche Behandlung der eigenen Mutterſprache von oben bewirkt leider, daß man in Flandern, um den Bruder und Nachbar, der die gleiche Sprache redet, zu verſtehen, den weiten Umweg über Paris macht. Wie traurig doch, daß der belgiſche Staat ſeinen eigenen Vortheil nicht beſſer begreift! An keiner belgiſchen Univerſität gibt es einen Lehrſtuhl für deutſche Literatur, wohl aber an allen für franzöſiſche; nur an der katholiſchen Univerſität Löwen beſteht ein ſolcher für das Vlämiſche, den der Herausgeber der trefflichen Monatſchrift „De Middelaer," Profeſſer David, einnimmt. Der höhere Unterricht geſchieht ausſchließlich in franzöſiſcher Sprache, und die eigene Mutterſprache iſt von den Prüfungen der Jury nothgedrungen ausgeſchloſſen. Das erſcheint unerhört, nicht wahr? Aber noch mehr! Auf den flämiſchen Gymnaſien und Athenäen, wo man die deutſche Sprache lehrt, geſchieht ſolches durch das Franzöſiſche!! In den Volksſchulen ſpricht man zwar flämiſch, lehrt aber kein Hochdeutſch. Natürlich muß daher dem jungen Flamingen unſere Hochſprache als etwas Fremdes und ungemein Schwieriges vorkommen, und die meiſten bleiben im erſten Anlauf zu ihr ſtecken. Griffe man den deutſchen Unterricht naturgemäß an, indem man vom Flämiſchen ſelbſt ausginge, ſo könnten die gereiftern Schüler binnen wenigen Monaten in Stand geſetzt werden, alle deutſchen Schriften zu verſtehen.

Aehnliches gilt in Bezug auf die engliſche Sprache und deren reiche Literaturſchätze. Denn dem Niederländiſchen iſt auch das Angelſächſiſche und das reine Engliſche, wie namentlich Shakeſpeare, der mit Flamingen viel verkehrte, es geſchrieben hat, nahe verwandt. Welch ein großes Sprachgebiet, welch unermeßliche Geiſtesſchätze könnten mithin den Flamingen durch den

gründlichen Anbau ihrer Sprache sehr bald erschlossen werden! Während sie jetzt von französischen Büchern überschwemmt und vom Staate auf die völlig fremde französische Literatur beschränkt werden, wären sie durch einen auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden deutschen Unterricht leicht dahin zu bringen, an dem geistigen Gemeingute der Deutschen und verwandter Völker innig lebendigen Theil zu haben, und wie unendlich würden dabei der vaterländische Sinn, die Sitten und der Geist des Volkes, wie würde die Bildung durch alle Schichten der Gesellschaft an Gediegenheit gewinnen! Ja, durch Bebauung und rechte Kenntniß der eigenen Sprache erhalten die Flamingen den Schlüssel zu allen germanischen Sprachzweigen und deren Literaturen, vielleicht mehr als sonst ein deutscher Stamm. Und das alles wird ihnen geraubt, das natürliche Band mit der germanischen Welt wird für sie gewaltsam gelockert, bloß weil die Regierung sich dem französischen Einflusse nicht zu entwinden vermag, bloß weil die politische Bewegung, die Belgien von Holland getrennt, von Frankreich ausgegangen oder doch wenigstens dort ihren Halt gefunden hat! Doch diese Barbarei, dieser schreiende Zustand wider die Natur kann nicht dauern mitten in Europa, im Mittelpunkte der gesitteten Welt. Der Tag der Erlösung wird erscheinen, dafür bürgt der in Flandern wieder auflebende Geist — denn göttliche Kraft wird durch äußere Gewalt nicht gedämpft — darauf hofft jeder Flaming, jeder Deutsche, der Sinn hat für das Verständniß der vom Germanenthum zu lösenden weltgeschichtlichen Aufgabe.

Wir Deutsche aber wollen unsern flämischen Brüdern, wo wir können, in ihrem dornenvollen Kampfe mit unserm ganzen Beistande treu zur Seite stehen. Es ist ja unser Volk, das dort von den Wälschen gedrückt und gequält wird — hören wir auf die Stimme der Natur! Aber uns mahnen nicht bloß Blutsverwandtschaft und Menschlichkeit, uns mahnen auch die höchsten Anliegen der deutschen Nation. Es gilt, das deutsche Bewußtseyn an unsern wichtigsten und meistbestrittenen Gränzen, wo der Franzose auf den Spuren Napoleons seine Anker werfen und seine Seemacht wie seine Continentalherrschaft über uns begründen möchte, wieder zu wecken, zu kräftigen, zu stählen; es gilt, das alte Band, das uns Jahrtausende mit den Niederlanden

umschlang, im Geiste zu verjüngen, es aufzufrischen in der Freiheit und es in ihr zu verewigen. Hätte um die Zeit der Pariser Friedensschlüsse Gerechtigkeit im Rathe der Großmächte gewaltet, wären Deutschlands Anliegen darin einiger und kräftiger vertreten gewesen — ach, wir hatten damals nur zwei offene staatsmännische Augen, und ihnen war der Blick umflort! — nach unsern glänzendsten Siegen hätte man dann die Ausgleichungen der großen und kleinen Mächte nicht auf die Weise, wie Napoleon gelehrt, fortgesetzt, d. h. durch Theilung deutscher Fürstenthümer auf Kosten des Gesammtvaterlandes, und es wäre nimmer ein abgesondertes Königreich der Niederlande aus wesentlich deutscher Bevölkerung an deutschen Strömen und Küsten zur Schranke der deutschen Entwickelung errichtet worden. Die letzten Friedensschlüsse bestätigten gleichsam den Bruch des deutschen Reiches in selbstständige Staaten, die jetzt alle in dieselbe Lage kamen, wie früher bereits die westlichen Niederlande und die westlichen Oberlande, und es mußten diese daher folgerichtig auch dem neuen deutschen Bunde, d. h. der deutschen Staatenconföderation beigezählt werden. Hierin wäre gewiß eine unendlich höhere Gewähr für die friedliche Entwickelung Europas gelegen, als in der Errichtung eines neuen hinfälligen Königreichs. Noch einmal bot sich die Gelegenheit, das Versäumte wieder nachzuholen, obwohl unter viel ungünstigern Umständen, damals als jenes Königreich entzwei brach; aber wir wissen, daß die deutschen Regierungen sich durch die Stimmung ihrer eigenen Völker gelähmt fühlten, und warum das so war. Doch endlich ist die Zeit angebrochen, wo die deutsche Volksnatur in ihren entferntesten Gliedern selber ihre Stimme erhebt: wie aus langem Schlaf erwachen die verwandten Stämme, allwärts regt sich das deutsche Bewußtseyn, ein Schrei des Entsetzens über die lange Entfremdung und deren Folgen ringt sich schmerzhaft aus der Brust, aber ihm folgen freudige Ahnungen, schöne Hoffnungen und herrliche Thaten; die Brüder erkennen, finden sich wieder, der „klugen" Diplomaten spottend, ihre Sprachen stimmen noch immer verständlich zu einander, und sie umschlingen sich im Geiste mit innigem Entzücken schon zu einem neuen freien Bunde, der nicht aufhören soll.

Die Entdeckung des Neptun.

Mit Recht hat die theoretiſche Errechnung eines neuen zum Sonnenſyſtem gehörenden Weltkörpers die Aufmerkſamkeit auch des nicht-aſtronomiſchen Publikums angeregt, und der Name Leverrier geht von Mund zu Mund. Mit Recht hat Encke gleich nach ſeiner wirklichen Auffindung am Himmel dieſe Entdeckung einen der glänzendſten Triumphe genannt, den jemals die Newtonſche Theorie errungen. Auf allen mit hinreichend kräftigen Hülfsmitteln ausgerüſteten Sternwarten iſt er bis zum Schluſſe ſeiner erſten Erſcheinung aufmerkſam beobachtet worden, und wird es in den nächſtfolgenden werden, und der Folgezeit wird es möglich ſeyn, die Bahn des neuen Bürgers unſerer Monarchie zu ermitteln. Aber die Neuheit des Gegenſtandes läßt es als Pflicht erſcheinen, jetzt, nachdem das erſte Erſtaunen vorüber iſt, auch das größere Publikum von dem eigentlichen Thatbeſtande in nähere Kenntniß zu ſetzen, um nicht allein die Entdeckung ſelbſt in ihrem wahren Lichte erſcheinen zu laſſen, ſondern auch die von verſchiedenen Seiten und in mannichfacher Weiſe darauf erhobenen Anſprüche richtig würdigen und Jedem das Seine geben zu können.

Es liegt nicht in der Weiſe großartiger Entdeckungen und Erfindungen, urplötzlich und fertig, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters ans Licht zu treten. Es erſcheint dies nur zuweilen ſo, wenn das, was ſie oft Jahrhunderte lang vorbereitete, von den Zeitgenoſſen unbemerkt und unbeachtet blieb, und wenn die Urheber ſelbſt ihre Bemühungen bis zum endlichen Gelingen

hin in Geheimniß zu hüllen verstanden. Jedenfalls sind sie mehr als bloße Gedankenblitze des Genies, selbst wenn sie, einmal veröffentlicht, wie das Ei des Columbus erscheinen sollten.

Auch bekennen wir uns gern und ohne Furcht vor Mißdeutung zu der Meinung, daß gerade in diesen Geisteserzeugnissen das Walten der Vorsehung sich vorzugsweise offenbare. Es war sicher kein blindes Fatum, das in einem Jahrhundert diese und in einem andern jene Entdeckung hervortreten ließ; denn für die Geschicke des Menschengeschlechts, für die Art und Weise seiner Fortentwicklung war dies nichts weniger als gleichgültig. Amerika und die Buchdruckerkunst, das Fernrohr und die Analysis des Unendlichen, das Pulver und die Dampfmaschine kamen weder zu früh noch zu spät, sondern, um in der Sprache der Bibel zu reden, „als die Zeit erfüllet war." Sie traten hervor, als die Menschheit zu ihrem Genusse reif, zu ihrer Anwendung geschickt geworden war. Und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, verliert die Bemerkung, daß so oft eine und dieselbe Entdeckung von zweien oder mehreren gleichzeitig und unabhängig von einander gemacht wird, alles Auffallende und Wunderbare; und wir dürfen für gewiß annehmen, daß Doppelentdeckungen, wie die von Leibnitz und Newton oder Janssen und Laprey sich auch in Zukunft nicht selten machen werden. Es wäre in der That besser, wenn man in solchen Fällen den so mißlichen Prioritätsstreit wenigstens nicht in erste Linie stellte.

Doch ich begnüge mich hier mit einer allgemeinen Andeutung dieser Ahnungen, die zuletzt doch nur in der subjektiven Ueberzeugung wurzeln können, und kehre zum Gegenstande unseres Aufsatzes zurück. Als Herschel die unerwartete Entdeckung des Uranus gemacht hatte, und die Ueberzeugung von der planetarischen Natur dieses Körpers allgemein geworden war, suchte man natürlich seine Bahn zu bestimmen. Dies hatte seine Schwierigkeit, so lange man die Beobachtungen erst seit einem oder zwei Decennien datiren konnte. Es handelte sich um eine Umlaufszeit von 84 Jahren, von der erst ein geringer Theil zurückgelegt war, und bei welcher die Lage des Sonnennähepunkts, die Stärke der Abweichung vom Kreise, die Lage der Bahnebene gegen die Ekliptik u. s. w., kurz alles das bestimmt

werden ſollte, was man als Elemente der Bahn bezeichnet und was vollſtändig gegeben ſeyn muß, bevor eine Vorausberechnung mit Sicherheit gegeben werden kann. Nach und nach indeß fanden ſich Beobachtungen, die bereits vor der Entdeckung gemacht, bei welcher aber Uranus als ein Fixſtern betrachtet worden war. Der Genauigkeit der Ortsbeſtimmung konnte indeß dieſe Unkenntniß der phyſiſchen Natur des beobachteten Körpers keinen Eintrag thun, und ſo konnte man faſt ein ganzes Jahrhundert weiter zurückgehen, und von 1690 bis 1781 in allem ſiebzehn Beobachtungen aufſtellen, bei denen Flamſteed, Bradley, Mayer und Le Monnier den Uranus nach gerader Aufſteigung und Abweichung beſtimmt hatten. Jetzt konnte Alexis Bouvard bei ſeiner Bearbeitung der Bahnen der drei großen Planeten, die er 1822 veröffentlichte, volle anderthalb Umläufe in Rechnung nehmen, und der bisher ſtattgefundene Mangel poſitiver Daten fiel hinweg. Allein obgleich es Bouvard gelang, den Lauf des Jupiter und Saturn unter Anwendung der bekannten Bewegungsgeſetze befriedigend darzuſtellen — was bis dahin nicht ganz der Fall geweſen war — ſo ſchlug doch der Verſuch bei Uranus fehl. Die Beobachtungen vor 1781 gaben entſchieden andere Elemente als die von 1781 bis 1820, und wählte man einen Mittelweg, ſo wurden zwar die Fehler vermindert, immer aber blieben in beiden Branchen der Bahn noch Unterſchiede zwiſchen Rechnung und Beobachtung zurück. Bouvard ſtellte daher die Alternative auf, daß entweder das Newtonſche Geſetz in ſeiner bekannten Form für Uranus nicht mehr in aller Strenge gültig, wenigſtens nicht ausreichend ſey, oder daß es einen jenſeits Uranus kreiſenden Körper geben müſſe, der durch ſeine Störungen die Abweichungen hervorbringe.

Das eine wie das andere erſchien den Aſtronomen bedenklich, und da man ſich überdies geſtehen mußte, daß die Störungstheorie, trotz aller Bemühungen der größten Analyſten, doch noch nicht ſo frei von Mängeln ſey, um in einer ſo wichtigen Sache gänzlich auf ſie fußen zu können, ſo hoffte man von künftigen theoretiſchen Unterſuchungen, ſo wie von fortgeſetzten genauen Beobachtungen, eine Aufhellung dieſer Frage.

In der That ergaben die theoretiſchen Arbeiten der beiden folgenden Decennien noch manche bisher überſehene oder noch

nicht entwickelte Correktion zu erkennen, und ebenso wurden bei einer wiederholten schärferen Durchsicht der Bouvardschen Arbeit kleine Rechnungsfehler entdeckt, die in zufälligen Verwechselungen — wie bei so überaus verwickelten Aufgaben auch die größte Sorgfalt sie kaum vermeiden kann — ihren Grund hatten. Aber mit diesem allen wurden die erwähnten Abweichungen nicht weggeschafft, sondern höchstens etwas vermindert, und sie blieben noch immer viel zu groß, um Beobachtungsfehler heißen zu können. Was aber die neuen und jedenfalls zuverlässigsten Beobachtungen seit 1822 betraf, so vermehrten diese die Schwierigkeit, denn sie gaben wiederum andere Elemente, die weder mit denen der ersten noch der zweiten Branche harmonirten; ja es kamen jetzt Abweichungen zur Sprache, an die man früher gar nicht gedacht hatte. So wies Airy aus seinen Beobachtungen der Jahre 1832—1836 nach, daß die Entfernung des Uranus für diese Jahre um mehr als 60,000 Meilen gegen die bisherige Annahme vergrößert werden müsse. Immer mehr stellte sich die Unmöglichkeit heraus, mit der bisherigen Theorie auszureichen, wenn man keine noch unbekannte Masse annehme.

Zwar hat sicher nie ein kundiger Astronom sich dem Gedanken hingegeben, als könne die Geltung des Newtonschen Gesetzes innerhalb des Sonnensystems irgendwo begränzt seyn, und man müsse also z. B. für Uranus ein anderes aufsuchen. Die alte Feindschaft der Ignoranten gegen ein System, das zu seiner Verständniß die gründlichste Mathematik fordert, und die Spekulationen der Phantasie, die sich so gern in den freien Weltenräumen nach Herzenslust ergehen möchte, mit unerbittlicher Consequenz aus jenen Gebieten verweist, hat gründliche Forscher nie auch nur im Geringsten beirren können. Aber eine andere Frage war, ob die Form $v = \frac{m}{d^2}$, die man bisher allein angewandt hatte, auch wirklich der absolut vollständige Ausdruck jenes Gesetzes sey? Wie, wenn dies nur das Hauptglied wäre, und das wahre Naturverhältniß durch eine Reihe gegeben werden müßte, in welcher noch andere Glieder vorkommen, die aber in nicht sehr großen Entfernungen ganz unmerklich sind, und erst in bedeutenden Fernen sich durch die Beobachtungen verrathen können? Oder auch, wenn das, was wir als Masse

eines Weltkörpers bezeichnen, nicht etwas absolut Constantes für alle andern Körper wäre, sondern gewisse Nebenbeziehungen, die man etwa den chemischen Affinitäten analog gedenken könnte, in einzelnen Fällen sich geltend machten, und z. B. Saturn eine andere Masse hätte im Verhältniß zu seinen Monden, als zum Jupiter oder Uranus? Gedanken dieser Art waren schon bei manchen frühern Gelegenheiten, z. B. der Bewegung des Mondsperigäums, den Störungen, welche die kleinen Planeten erleiden u. a. m. zur Sprache gekommen, und der Gegenstand langer und mühsamer Forschungen und Beobachtungen gewesen, da der Astronom sich nie gestattet, Zweifel dieser Art kurzweg durch kategorische Imperative nach Art gewisser Naturphilosophen zu beseitigen. Aber der Erfolg dieser Untersuchungen hatte jene Bedenken nie gerechtfertigt, und aus ihnen allen ging das Newtonsche Gesetz in seiner großartigen Einfachheit, wie es sein Urheber gegeben, siegreich und unverändert hervor.

Unter solchen Umständen kam es dahin, daß die zweite Bouvardsche Alternative, die anfangs wenig beachtet worden zu seyn scheint, sich je mehr je länger als die wahrscheinlichere darstellte. Schon im Anfange der dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts sprachen sich einzelne namhafte Astronomen dafür aus, und wir erfahren durch den vor kurzem in den astronomischen Nachrichten Nr. 585 und 586 veröffentlichten Briefwechsel, daß von 1834 bis 1837 zwischen Airy, Hussey und E. Bouvard (dem Neffen) alles Ernstes die Rede von einer zu diesem Zweck anzustellenden Untersuchung ist. Nur war man noch nicht darüber im Klaren, wie das noch so durchaus neue Problem zu behandeln sey, und welche Klasse von Abweichungen sich vorzugsweise eignen möchte, auf die richtige Spur zu kommen. Auch trat der Umstand hindernd in den Weg, daß noch bei weitem nicht alle neuere und ältere Beobachtungen nach genauen und strengen Formeln, und zwar gleichmäßig reducirt waren, was namentlich die Benutzung des trefflichen Greenwicher Materials bedeutend erschwerte, und seine Anwendung bei so äußerst delikaten Untersuchungen als mißlich erscheinen ließ.

Daher darf es nicht Wunder nehmen, daß nach 1840 die Göttinger Societät eine Preisfrage stellte, welche eine theoretische Berichtigung der Uranustafeln zum Zweck hatte, und von der

muthmaßlichen Existenz eines jenseitigen Planeten einstweilen Abstand nahm. Mehrmals wiederholt, ist sie gleichwohl ungelöst geblieben, und sie sollte ihre Lösung erst in unsern jüngsten Tagen und in einer Weise finden, die nicht unmittelbar im Plane der Aufgabe lag.

Allein — so frägt vielleicht Mancher — weßhalb suchte man nicht den vermutheten Planeten am Himmel direkt auf? warum ward er nicht, wie Uranus selbst und die kleinen Planeten, unmittelbar entdeckt? Wir wissen nicht anzugeben, ob ein und der andere Astronom vielleicht Nachsuchungen dieser Art angestellt hat, müssen aber gestehen, daß, wenn man nicht ganz und gar auf einen glücklichen Zufall rechnen wollte, von ihnen wenig zu hoffen war. Ein sehr schwaches Licht und ein geringer, vielleicht ganz unscheinbarer Durchmesser waren zu erwarten; die Zahl der teleskopischen Sterne, auch wenn man nur einige Grade um die Ekliptik herum gehen will, ist aber so abschreckend groß, daß auch für den fleißigsten Astronomen 15 — 20 Jahre Arbeit in Aussicht standen, während welcher Zeit wohl auf jede andere hätte verzichtet werden müssen. Einen ähnlichen Zeitraum hat, wie nachträglich bekannt geworden, Hencke zur Entdeckung der Asträa gebraucht, die in der That auf diesem Wege gesucht worden ist, nachdem bereits Olbers zehn Jahre vergebens gesucht hatte. So höchst verdienstlich nun auch solche Forschungen, selbst wenn sie nicht zum gewünschten Ziele führen, immerhin seyn mögen, so erwartet man doch von den amtlich verpflichteten Inhabern wohlausgerüsteter Sternwarten mit Recht, daß sie ihre Beobachtungen von Zeit zu Zeit veröffentlichen, und wer würde sich wohl entschließen, Jahr aus Jahr ein nichts weiter zu geben als das Geständniß: ich habe anhaltend gesucht, aber noch nichts gefunden, weiß auch nicht gewiß, ob ich jemals etwas finden werde!

Denn da man durchaus nicht hoffen konnte den Planeten als solchen auf den ersten Blick zu erkennen, man sich vielmehr eingestehen mußte, daß bei den so fleißigen Beobachtungen auch der kleineren, bloß teleskopischen Sterne bis zur neunten Größe und theilweise selbst noch weiter herab, die uns die letzten Decennien geliefert haben, er längst hätte wahrgenommen werden müssen, wenn er so augenfällig gewesen wäre, so konnte nur

eine genaue Unterſuchung der etwaigen Bewegung auf die Spur leiten. Die Zahl der zu unterſuchenden Sterne ging jedenfalls in die Hunderttauſende, und man mußte auf eine ſo langſame Bewegung gefaßt ſeyn, daß ſie ſich wohl allenfalls von einem Abend zum andern, nicht aber im Laufe derſelben Nacht verrathen konnte. Auf ſehr vielen Sternwarten muß man überdies darauf verzichten, alle Gegenden der Ekliptik zu unterſuchen, da ſchon im nördlichen Deutſchland die ſüdlichſten Zeichen derſelben nicht mehr mit Erfolg beobachtet werden können, wenigſtens nicht in der angegebenen Beziehung. Alſo mußte man wünſchen, ſtatt des unermeßlichen Feldes der Nachſuchung ein beträchtlich enger begränztes zu haben, einen Fingerzeig, wo etwa der neue Körper zu erwarten ſey, und einen ſolchen konnte nur die theoretiſche Voruntersuchung gewähren.

Bereits vor 7 Jahren veröffentlichte Leverrier eine Arbeit über die ſekulären Störungen, welche die Elemente der Planetenbahnen erleiden. Er ging beträchtlich weiter als ſeine Vorgänger und wußte durch eine überaus ſcharfſinnige Handhabung der Analyſis ſeinen auf Hunderttauſende von Jahren hinausreichenden Reſultaten einen Grad der Zuverläſſigkeit zu geben, deſſen ſelbſt ein Laplace und Poiſſon ſich nie rühmen konnten. Noch aber verlautete nichts davon, welchen Weg ſeine weitern Unterſuchungen einſchlagen und welches Ziel ſie ſich ſetzen würden.

Airy hatte, gleich nach ſeiner Uebernahme der Sternwarte Greenwich (1836) Sorge dafür getragen, daß die ſeit faſt einem Jahrhundert dort angeſtellten Planetenbeobachtungen auf ſtrenge und gleichmäßige Weiſe reducirt würden. Ganz unabhängig von den regelmäßigen laufenden Arbeiten der Sternwarte wurden ſechs geſchickte aſtronomiſche Rechner mit dieſen Reduktionen beauftragt und nach 8 Jahren erſchien die Frucht ihrer Arbeit. Für die Greenwicher Fixſternbeobachtungen beſaß man längſt die trefflichen Bearbeitungen Beſſels und Ponds, aber die Planetenörter hatten bis dahin eine gleiche Sorgfalt nicht erfahren und jeder Benutzer hatte diejenigen Formeln und Conſtanten gewählt, die ihm nach ſeinen individuellen Anſichten als die richtigeren oder bequemeren erſchienen. So hatte man von verſchiedenen Orten her Planetenelemente erhalten, die nicht unerheblich von einander abwichen, während ſie doch alle weſentlich auf dieſelben

Beobachtungen gegründet waren, was bei einem ſtreng conſequenten Verfahren nicht möglich geweſen wäre.

Jetzt alſo konnte man hoffen, von einer neuen und zwar ab ovo geführten Unterſuchung der Uranusbahn einen beſtimmteren Erfolg zu erlangen, und wir erfahren jetzt, daß man von zwei Seiten, wenn nicht noch mehreren, ernſtlich damit beſchäftigt war. Kein Aſtronom jedoch, ſo weit die Thatſachen bis jetzt vorliegen, hat die Frage ſo gründlich und ſo erſchöpfend unterſucht, keiner war durch vorausgegangene analoge Arbeiten in ſolchem Maße dazu befähigt als Leverrier; und iſt er auch nicht einziger Entdecker, ſo dürfte er doch die Priorität mit größerem Rechte als irgend ein anderer anſprechen können. Denn daß hier nicht von denen die Rede ſeyn könne, die nach Analogie des ſogenannten Bode'ſchen Geſetzes einen oder mehrere Planeten jenſeit Uranus vermutheten und ſich jetzt vor der Welt damit brüſten, früher als Leverrier verkündigt zu haben, daß 2mal 19 gleich 38 ſey, verſteht ſich von ſelbſt, und was die von England aus erhobenen Anſprüche betrifft, ſo können wir den wackern Adams nur bedauern, daß die leidige Zweifelſucht der Royal Aſtronomers ihm im Wege ſtand. Warum richteten ſie nicht, wie ſie doch ſo leicht konnten, ſchon im Oktober 1845 ein Fernrohr auf die Gegend des Himmels, welche Adams bezeichnet hatte? Wir zweifeln nicht im mindeſten an der Aechtheit und Integrität des mitgetheilten Briefwechſels zwiſchen Airy, Challis und Adams, aber je entſchiedener ſich jetzt herausſtellt, daß er, mag nun der von ihm eingeſchlagene Weg geweſen ſeyn welcher er wolle, dem Ziele etwa eben ſo nahe als Leverrier gekommen war, um ſo ſchwerer wiegt jetzt die Schuld derer, die es in der Hand hatten, bereits 1845 die Wiſſenſchaft mit einer der großartigſten Entdeckungen zu bereichern. Hoffen wir, daß dies Beiſpiel der Zukunft zur Warnung gereichen, und daß man mit Unmöglichkeits- oder gar mit Abſurditätserklärungen fortan etwas weniger raſch ſeyn werde. Wie ganz anders hätten ſich die Sachen geſtaltet, wenn Adams ſelbſt im Beſitz einer Sternwarte geweſen wäre!

Auch Leverrier, ſo ſcheint es, hatte mit dem Unglauben der Aſtronomen zu kämpfen. Seine bereits im Juni 1846 in den Comptes rendus veröffentlichten wahrſcheinlichſten Elemente

des vermutheten Planeten hätten wenigstens im mittlern Europa, wo sie zeitig genug anlangten, Nachsuchungen veranlassen sollen; es ist nicht geschehen. Erst drei Monate später entschließt sich, durch ein direktes Schreiben Leverriers dazu aufgefordert, Dr. Galle in Berlin zu einer Nachsuchung am Himmel, die gleich am ersten Abend zum Ziele führt und den Planeten zeigt. Nun mußten freilich auch die hartnäckigsten Zweifel mit einemmale verstummen.

Die ausführliche Darstellung seiner Untersuchung, welche Leverrier jetzt veröffentlicht hat, müßte auch, wenn die wirkliche Auffindung im Fernrohr nicht gelungen wäre, jeden Sachkenner, der die Mühe einer ruhigen und vorurtheilsfreien Prüfung nicht scheut, von der Zweckmäßigkeit des eingeschlagenen Weges wie von der Realität des Erfolges überzeugen. Es ist nur wenig wahrscheinlich, daß ein noch entfernterer Planet den Erdbewohnern je zu Gesicht kommen werde, die Schwäche des Sonnenlichts in so ungeheuren Fernen dürfte ein unüberwindliches Hinderniß für die Sichtbarkeit der äußersten Glieder des Sonnensystems seyn. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß die fortschreitende Ausbildung der Theorie, wie die zunehmende Schärfe der Beobachtungen und die nun wohl nicht mehr zu bezweifelnde absolute Richtigkeit und Allgemeingültigkeit des Newtonschen Gesetzes in Zukunft noch mehrere Entdeckungen ähnlicher Art herbeiführen, und daß noch öfter in Erfüllung gehen werde, was ich 1842 in dieser Zeitschrift (in der Abhandlung über die Zukunft der Astronomie) als sichere Erwartung ausgesprochen habe.

„Einst wird eine neue Art von Entdeckungen beginnen, nachdem die alten, die das Fernrohr gemacht, wenigstens innerhalb der Gränzen unseres Sonnensystems abgeschlossen zu seyn scheinen. Wohin kein Fraunhoferscher Refraktor, kein Herschelsches oder Rossesches Riesenteleskop dringt, dahin wird das geistige Fernrohr, die Analysis, vordringen und die neue Ernte beginnen. Von der wahrgenommenen, constatirten, anderwärts unerklärbaren Wirkung wird man zurückschließen auf das Wirkende, und wie einst Olbers, freilich von andern Betrachtungen geleitet, zwei neue Weltkörper da fand, wo er selbst uns gelehrt hatte sie zu suchen, so wird der Analytiker dem Astronomen das Fernrohr richten und ihn den noch unbekannten

Planeten finden lehren; aber auch selbst wenn dies nicht gelänge, wird er seiner Sache sicher seyn."

Ich lege nur wenig Werth darauf, der Ahnung, die gleichzeitig wohl von allen denkenden Astronomen getheilt ward, einen vielleicht etwas bestimmteren Ausdruck geliehen zu haben, und nehme weder direkt noch indirekt irgend einen Antheil an Leverrier's Entdeckung in Anspruch. Aber freuen würde es mich, wenn diese jetzt zum erstenmal in Erfüllung gegangenen Worte etwa dazu beitragen könnten, künftigen Entdeckern ähnlicher Wahrheiten ein bereitwilligeres Entgegenkommen zu erwirken. Die Ceres wäre vielleicht auf immer wieder verloren gegangen, wenn sich nicht ein Olbers gefunden hätte, der der Arbeit des jungen und unbekannten Gauß ein größeres Vertrauen schenkte als die übrigen gleichzeitigen Astronomen; und es beschleicht uns ein schmerzliches Gefühl, wenn wir daran denken, daß in dieser wie in andern Wissenschaften durch ein ähnliches Mißtrauen und Entmuthigen manche schöne Entdeckung in der Geburt erstickt seyn mag.

Leverrier entwickelte zuvörderst die Störungen, welche Uranus durch Jupiter und Saturn erleidet, ganz und gar von neuem und in größerer Strenge und Ausführlichkeit als früher. Die Elemente der Uranus- wie der Jupiters- und Saturnsbahn, von denen er hierbei ausging, konnten allerdings nur provisorische seyn und die übrigbleibenden Differenzen hatten also möglicherweise ihren Grund in einer Abweichung dieser Elemente selbst. Aber eine auf Verbesserung der Elemente berechnete Untersuchung zeigte, daß hierdurch die Fehler wohl geändert, nicht aber weggeschafft werden könnten. Ebenso fruchtlos war der Versuch die perturbirenden Massen abzuändern, und so gelangte Leverrier zu dem allerdings schon früher ausgesprochenen, jetzt aber aufs entschiedenste und unwiderleglichste bewiesenen Satze:

„Daß die Unterschiede zwischen Theorie und Beobachtung, die sich in den Uranusörtern zeigen, auf keine Weise durch eine Aenderung der Elemente oder auch der störenden Massen erklärt werden könnten."

Von dieser schon sehr mühsamen Untersuchung schritt Leverrier zu der noch weit verwickelteren und im vollsten Sinne des

Worts neuen Aufgabe: aus den unerklärt gebliebenen Störungen des Uranus die Masse wie die Bahnelemente desjenigen unbekannten Weltkörpers zu finden, dem allein diese Störungen zugeschrieben werden können.

Wer auch nur eine geringe Einsicht in die Schwierigkeiten hat, wo es gilt die Störungen, welche ein bekannter Körper bewirkt, theoretisch zu entwickeln, der wird ermessen können, was es heiße diese Aufgabe umzukehren, und aus den noch überdies so kleinen Wirkungen auf das noch unbekannte Wirkende zu schließen. Wir haben für jede Planetenbahn sechs, und wenn wie hier auch die Masse bestimmt werden muß, sieben Elemente, und mit der Aenderung eines jeden derselben erscheinen auch andere Störungen. Aber der Ort des Uranus selbst wird gleichfalls durch sechs Elemente bestimmt, und ändern wir irgend eines derselben, so werden auch andere Differenzen zwischen Theorie und Beobachtung sich ergeben. Dreizehn unbekannte Größen also, von denen sechs Correktionen bereits näherungsweise bekannter, sieben dagegen noch gar nicht gegeben sind, sollen gleichzeitig aus den erwähnten Differenzen abgeleitet werden.

So behandelt, wäre die Rechnung nicht allein unabsehbar weitläuftig, sondern auch aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens für die Gegenwart praktisch unmöglich geworden, da die bisherigen Data wohl nicht hingereicht hätten, die gesuchten Größen mit einer irgend erträglichen Sicherheit zu geben. Der Scharfsinn des Entdeckers wußte sich indeß zu helfen.

Unter den wahrgenommenen Abweichungen, auf welche die Untersuchung basirt werden mußte, waren die, welche die Breite des Uranus betrafen, höchst unbedeutend und von bloßen Beobachtungsfehlern kaum zu unterscheiden. Nur in der Länge und (wie Airy zuerst zeigte) im Radius vector waren sie von Erheblichkeit. Leverrier schloß hieraus, daß die gegenseitige Neigung der beiden Bahnen nur gering seyn könne. Alsdann aber mußten sich die Abweichungen in Länge beiläufig ebenso ergeben als existire keine Neigung der Bahnen gegen einander, und man konnte sie also auch gesondert und vorläufig ohne Rücksicht auf die etwa doch stattfindende Neigung untersuchen. So fielen vier von den obigen dreizehn Unbekannten weg, nämlich die Neigung und der aufsteigende Knoten des unbekannten Planeten

und die Verbesserungen der Neigung und des Knotens für Uranus. Aber noch immer machten neun gesuchte Größen und darunter fünf gänzlich unbekannte die Aufgabe überaus schwierig, und Leverrier stellte deßhalb noch vergleichende Betrachtungen über die mögliche Entfernung wie über die ungefähre Masse des gesuchten Planeten an. Dachte man ihn sich nämlich diesseits des Uranus, zwischen ihm und Saturn, so mußte er entweder bei einer geringen Masse der Uranusbahn sehr nahe, oder bei einer größern näher der Mitte zwischen Uranus und Saturn stehen. Im ersten Falle konnten die Abweichungen nur in einem Theile der Uranusbahn beträchtlich seyn, nämlich um die Zeit der Conjunktion beider Planeten, in allen übrigen Punkten dagegen unmerklich, was der Erfahrung widersprach. Im zweiten Falle hätte der gesuchte Planet den Saturn ebenso sehr oder selbst noch mehr als den Uranus stören müssen und doch kommen im Saturnlaufe jetzt keine unerklärliche Anomalien von einigem Belange vor. Beides also war nicht anzunehmen und folglich mußte der Planet jenseits des Uranus umlaufen. Der Uranusbahn sehr nahe konnte er aus den bereits angeführten Gründen auch auf dieser Seite nicht gesetzt werden, da die beobachteten Anomalien keinen solchen Gang zeigten, wie er sich mit dieser Annahme vertrug, und folglich mußte der Planet weit jenseits des Uranus stehen, alsdann aber auch von beträchtlicher Masse seyn. Es erschien also als zulässig, für die Entfernung des gesuchten Planeten eine der Bode'schen Reihe entsprechende erste Näherung anzunehmen.

So waren nun zu bestimmen:

Masse
Mittlere Entfernung
Epoche
Perihel
Excentricität
} des unbekannten Planeten

und die Correktion derselben Elemente (die Masse ausgenommen) des Uranus.

Das Detail dieser Rechnung kann hier nicht näher ausgeführt werden. Hätte sich die Unmöglichkeit gezeigt, aus den gegebenen Gleichungen diese neun Größen zu finden, so wäre es vorerst gestattet gewesen, zwei derselben, nämlich Excentricität

und Perihel des unbekannten Planeten, auszuſchließen, was natürlich die Sicherheit des herausgebrachten Reſultats beträchtlich vermindert hätte. Leverrier nahm einen ſolchen Ausſchluß nicht vor, faßte alle neun Unbekannte zuſammen und gelangte dennoch glücklich ans Ziel.

Unter dem 31. Auguſt 1846 übergab Leverrier der franzöſiſchen Akademie einen zweiten Aufſatz, der folgende von ihm aus den Uranusſtörungen berechnete Elemente des neuen Planeten enthält:

Halbe große Axe	36,154
Umlaufszeit	217,387 Jahre
Excentricität	0,10761
Länge des Perihels . . .	284° 45′
Mittlere Länge 1. Jan. 1847	318° 47′
Maſſe	$\frac{1}{9300}$

und hieraus

Wahre heliocentriſche Länge 1. Jan. 1847	326° 32′
Abſtand von der Sonne . „ „ „	33,06

und er wies nach, daß bei Annahme dieſer Beſtimmungen und entſprechender Veränderung der Uranuselemente die vielbeſprochenen Abweichungen ſämmtlich auf ein ſo kleines Maß zurückgeführt wurden, daß man vollkommen berechtigt war, ſie einfach für Beobachtungsfehler zu halten.

Ueber die Breite des neuen Planeten enthielt dieſes Memoire keine Andeutung, als daß ſie nur gering ſeyn könne. Leverrier behielt ſich vor, ſie ſpäter noch beſonders zu unterſuchen, falls nicht inzwiſchen der Planet wirklich aufgefunden werden ſollte.

Hielt etwa dieſer Umſtand die franzöſiſchen Aſtronomen von Nachſuchungen ab? Man konnte allerdings annehmen, daß die Neigung der Bahn zwar nicht beträchtlich genug ſey, um in den Abweichungen der Länge ſich zu verrathen, doch aber immerhin groß genug, um das Feld der Unterſuchung am Himmel in unerwünſchter Weiſe zu erweitern und den Erfolg zu vereiteln. Dem ſey wie ihm wolle, Hr. Leverrier war genöthigt, andere Aſtronomen um Nachſuchungen zu bitten; und eine ſolche Aufforderung enthielt das Schreiben, welches dem ſchon durch mehrere

glückliche Entdeckungen und andere gediegene Arbeiten bekannten Dr. Galle in Berlin am 23. September zukam. Eigentlich war Berlin der einzige Ort, wo man einen verhältnißmäßig raschen Erfolg erwarten konnte, denn hier besaß man im Manuscript das noch nicht veröffentlichte von Bremiker gezeichnete Blatt Hora XXI. der Berliner Akademischen Sternkarten.

Doch mochte wohl weder der Entdecker selbst noch irgend Jemand einen so prompten Erfolg erwartet haben. An demselben Abend noch ward der Planet gefunden, dadurch, daß Galle in der bezeichneten Gegend einen Stern achter Größe sah, den Bremikers Karte nicht enthielt. Schon nach einigen Stunden konnte man eine Bewegung vermuthen, und am nächsten Abend sich derselben völlig vergewissern. Der beobachtete Ort stimmte mit dem errechneten auf weniger als einen Grad überein.

Auch eine planetarische Scheibe verrieth sich bei einiger Aufmerksamkeit; nur war sie wegen zu tiefen Standes des Planeten nicht sehr augenfällig. Sie fand sich zwischen 2 und 3 Sekunden; spätere genauere Messungen an mehreren Orten setzen den scheinbaren Durchmesser etwa auf 2,"6. Mit Ausnahme der Planetoiden zwischen Mars und Jupiter zeigt Neptun den kleinsten planetarischen Durchmesser.

Die Kunde von der Berliner Bestätigung der Leverrierschen Entdeckung war längst nicht allein in Europa, sondern schon jenseits des Oceans verbreitet, als ganz unerwartet ein Aufsatz des Professor Challis, Direktors der Sternwarte zu Cambridge, in den Astronomischen Nachrichten erschien, worin gesagt ward, daß Referent den erwähnten Planeten schon am 4. und 12. August beobachtet und mit benachbarten Fixsternen verglichen habe; und zwar veranlaßt durch eine Arbeit von Adams, dessen bereits im Oktober 1845 erhaltene Resultate mit denen von Leverrier gegebenen so gut harmonirten, daß Challis sich zu einer Nachsuchung entschloß. Thatsache ist es, daß Challis in einem vom 26. Juni 1846 datirten und diesen Planeten betreffenden Briefe an Leverrier nichts von Adams Untersuchungen erwähnt. Können wir daher gleich nicht den harten Ausspruch Aragos, „daß Adams auch nicht die geringste Erwähnung in der Entdeckungsgeschichte dieses Planeten verdiene," unterschreiben, so müssen wir doch darin ihm beipflichten, daß Leverriers Priorität durch diese

nachträgliche und ganz allgemein gehaltene Andeutung gegenüber seiner alles Wesentliche in befriedigender Weise enthaltenden Darstellung nicht gefährdet werden könne. Es wird sicher zum Vortheil der Wissenschaft gereichen, wenn sowohl Adams als alle übrigen, die etwa sonst noch bei ihren Forschungen dieses Ziel sich setzten, in gleicher Art wie Leverrier es gethan, die Details derselben veröffentlichen; und die Geschichte der Astronomie wird Keinem, der zu ihrer Bereicherung irgend etwas Wesentliches beigetragen, eine ehrende Erwähnung versagen. Suum cuique!

Wenig wahrscheinlich ist es, daß man frühere Beobachtungen des Neptun noch auffinden werde, wie man deren bei Uranus gefunden hat. Bradley, Piazzi und Mayer haben ihn zuverlässig nicht. Nur wenige Beobachter an Meridianinstrumenten haben so lichtschwache Sterne mit aufgenommen, und während Bessel seine Zonenbeobachtungen machte, stand der Planet südlich außerhalb der Gränze, die er sich bei diesen Untersuchungen setzte. Noch südlicher, d. h. für Mittel- und Nordeuropa noch ungünstiger, stand er in den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts. Möglich, daß er sich noch in der Histoire céleste einst auffindet; für jetzt, wo wir von seiner Bahn noch so wenig Genaues wissen, dürfte es zu mißlich seyn, ihn auf 50—60 Jahre rückwärts in der überaus sternreichen Gegend, die er damals einnahm, identificiren zu wollen.

Was den Namen betrifft, den ein neuer Planet zu führen hat, so ist das Vorrecht des Entdeckers nie bezweifelt, stets aber erwartet worden, daß der gewählte Name ein solcher sey, der den bereits eingeführten und durch die Jahrtausende geheiligten analog sich anschließe. Dieser Erwartung hat nun Leverrier vollständig entsprochen. Schon am 1. Okt. schrieb er nach Pulkowa:

»Le bureau des longitudes s'est prononcé pour Neptune, le signe un trident. Je repousse la dénomination de Janus;[1] il n'y a aucune raison de croire que cette Planète est la dernière du système solaire.«

Nach einer so völlig bestimmten und so gut motivirten Entscheidung des Entdeckers mußte es Befremden erregen, zu erfahren, daß einige Wochen später Arago sich von Leverrier das

[1] Die ihm von Berlin aus vorgeschlagen war.

Recht der Benennung habe übertragen lassen und nun den Namen des Entdeckers selbst mit dem Zeichen ♆ gewählt habe.

Da Leverrier selbst sein unbestreitbares Recht bereits ausgeübt hatte, so konnte eine — jedenfalls mit wichtigen Gründen zu unterstützende — spätere Abänderung nicht durch ein Dekret Aragos, sondern nur mit Zustimmung der übrigen Astronomen geltend gemacht werden, und diese Zustimmung ist nicht erfolgt. Wir können noch hinzufügen, daß ähnliche Vorschläge bereits bei frühern Entdeckungen derselben Art gemacht worden, sich aber nie behauptet haben, noch behaupten konnten. Wenn Lord Rosse einst das Trabantensystem des neuen Planeten entdecken sollte, so würden sich unter den Bestimmungsstücken desselben das Perileverrierium und die leverriocentrischen Oerter gar wunderlich ausnehmen und dem widerrechtlich aufgedrungenen Namen sehr bald dasselbe Schicksal bereiten, das den vom Entdecker selbst für Uranus gewählten: »Georgium Sidus,« betroffen hat.

Daher beharre auch ich bei meinem schon im Oktober v. J. abgegebenen Proteste, um so mehr, als die namhaftesten Astronomen sich bald darauf in gleichem Sinne ausgesprochen haben. Ich beharre dabei im eigenen Interesse Leverriers, dessen glänzende Entdeckung sicher eines solchen Vehikels nicht bedarf, um den Namen des Urhebers zu verewigen. Und eben so wenig werde ich bei künftigen ähnlichen Entdeckungen einem solchen Vorschlage beitreten, es wäre denn, daß die Gesammtheit der Astronomen sich bleibend dafür entscheiden sollte, was schwerlich jemals der Fall seyn wird.

Das vorstehend Angeführte dürfte gewiß hinreichen, auch dem weniger Kundigen die eigentliche Bedeutung und hohe Wichtigkeit der Entdeckung Leverriers vor Augen zu stellen, einer Entdeckung, die in der Geschichte der Wissenschaft nicht ihres Gleichen hat. Einen Wunsch jedoch können wir nicht unterdrücken. Es ist zur Genüge bekannt, daß bald hier bald dort ein chevalier de la triste figure aufsteht, um eine Lanze mit Newton's System, d. h. mit dem Ungethüm, das seine Ignoranz sich daraus gebildet hat, zu brechen. Schon vor Jahren klagte die französische Akademie: „Kaum vergeht ein Monat, daß uns nicht aus irgend einem Winkel Europas ein neues Weltsystem, zwei oder drei Quadraturen des Kreises, Perpetuum

mobile und ähnliche Raritäten zugestellt werden, über die dann Bericht erstattet werden soll. Die Akademie wünscht inskünftige dergleichen ohne weiteren Bericht bloß einfach zu erwähnen, um ihre Zeit nicht unnütz zu vergeuden." Dies ist gewiß allen Akademien, ja allen Männern der Wissenschaft aus der Seele gesprochen, da sie nur gar zu oft an das bekannte Wort Friedrichs des Großen erinnert werden, das er an den französischen Gesandten richtete, als er mit ihm über das Schlachtfeld von Zorndorf ritt. Schon oft sind diese Weltbaumeister darauf hingewiesen worden, daß ein neues System, wenn es ein altes und allgemein anerkanntes verdrängen wolle, sich durch die That als wirklich besser bewähren müsse. Die genauen Vorherbestimmungen der Oerter und Erscheinungen bekannter Körper sind ihnen wiederholt entgegengehalten worden, ohne daß irgend einer derselben von seinem System aus Aehnliches, geschweige Besseres zu leisten auch nur versucht hätte. Hier aber liegt nun ein noch viel stärkeres Argument vor; hier ist die Theorie, und zwar einzig und allein die auf Newtons Gesetz gegründete Theorie dahin gelangt, sogar den noch unbekannten, nie gesehenen Körper nicht etwa zu vermuthen, nicht durch gewagte Prämissen zu errathen, sondern mit voller Gewißheit unter consequenter Anwendung der bekannten Gesetze genau zu bestimmen und den Punkt des Himmels zu bezeichnen, wo er zu einer gegebenen Zeit stehen mußte. Hic Rhodus, hic salta! Diese Festung ist es, worauf die etwaigen künftigen Angriffe gerichtet seyn müssen. Können die Herren Ewertz, Alix, Frost, Brandenburg und Consorten dagegen nichts ausrichten, so mögen sie sich selbst und uns die kleinen Plänkeleien ersparen und ihre wieder aufgewärmten Descartes'schen Wirbel, ihre elektromagnetische Weltkörperpolarisation u. dergl., mit denen insgesammt man keinen Hund aus dem Ofen locken kann, für sich behalten; im gegentheiligen Falle aber nicht erwarten, daß irgend ein Astronom von Ruf seine jahrelang beharrlich fortgesetzte Arbeit unterbreche, um solchen Feinden sich gegenüber zu stellen.

Zur Pathologie und Therapie der Kornheurungen.

Of all things an indiscret tampering with the trade of provisions is the most dangerous, and it is always worst in the time, when men are most disposed to it — that is, in the time of scarcity, because there is nothing, on which the passions of men are so violent, and their judgment so weak, and on which there exists such a multitude of ill-founded popular prejudices.

Burke.

I.

In dieſem Augenblick iſt die Theurungsfrage nicht bloß für Deutſchland, ſondern für ganz Europa recht in den Vordergrund des öffentlichen Intereſſes getreten. Daß wir eine allgemein vorzügliche Ernte gehabt haben, iſt ſchon viele Jahre her; ſeit 1840 ſind die meiſten höchſt mittelmäßig geweſen. Die vorherrſchend naſſe Witterung des Jahres 1845 hat die damals geernteten Kornfrüchte von geringer Haltbarkeit ſeyn laſſen. Da überdies noch die weitverbreitete Kartoffelkrankheit zu einer ſtärkern Verzehrung von Getreide nöthigte, ſo können vor dem Eintritte der letzten Ernte unmöglich ſehr bedeutende Vorräthe mehr exiſtirt haben. Daß endlich das Jahr 1846 in Deutſchland, Frankreich und allen ähnlich gelegenen Theilen Europas nur ein höchſt kärgliches geweſen, wird gegenwärtig von allen Seiten anerkannt. Im Königreich Sachſen hat die Regierung über den Betrag der Ernte genauere Unterſuchungen veranlaßt. Hiernach ſollen gegen ein Durchſchnittsjahr am Weizen 8 Procent fehlen,

am Roggen 22 bis 23, an der Gerſte 9, am Hafer 6, an den Erbſen und Wicken 23 Procent. In Frankreich wird das Deficit am Weizen, hier dem vornehmſten Brodkorn, auf 10 bis 12 Mill. Hektoliter, ungefähr ein Sechstel des Durchſchnittsertrages, berechnet.[1] Zum richtigen Verſtändniß dieſer Angaben erinnere ich an die große Regelmäßigkeit, wodurch ſich, bei uns wenigſtens, das Getreide vor den meiſten übrigen Pflanzen auszeichnet, ſo daß in Frankreich ein Ausfall von 4 Procent am Durchſchnittsbetrage der Ernte ſchon als Mißwachs betrachtet wird. Zur Vermehrung der Noth iſt auch die große Proletarierfrucht, die Kartoffel, in den meiſten Gegenden äußerſt ſchlecht gerathen; ſelbſt die Kartoffelſeuche wüthet noch immer fort. Eine ſchwere Geldkriſis, zum Theil durch Uebertreibung des Eiſenbahnbaues hervorgerufen, macht alle ſecundären Uebel der Theurung noch viel drückender. Und wer kann ſagen, was die nächſten Jahre bringen werden? Vergeſſe doch Niemand, daß die Ernte von 1846 ungewöhnlich früh hat eingebracht werden können, daß wir alſo höchſt wahrſcheinlich in dieſem Jahre mit dem geringen Vorrathe länger als ſonſt werden haushalten müſſen!

Wie es nun aber zu gehen pflegt, ſo iſt inmitten dieſer Bedrängniß eine Unzahl von Erklärungsverſuchen und Beſſerungsvorſchlägen laut geworden, wovon die überwiegende Menge zwar die gute Abſicht, ebenſo aber auch die nationalökonomiſche Unwiſſenheit ihrer Verfaſſer beurkundet. Glücklicherweiſe haben die Regierungen, wenigſtens bisher und im Ganzen, dergleichen Zumuthungen zu widerſtehen vermocht. Wer die Geſchichte von 1771 und 1817 kennt, wo ſich die natürliche Wuth der Krankheit durch politiſche Quackſalbereien mehr als verdoppelte, der wird eine erfreuliche Umwandlung in dieſer Hinſicht dankbar anerkennen. Aber wenn der Irrthum ſo tauſendzüngig und immer lauter ſeine Stimme erhebt, ſo darf auch die Wahrheit, die Wiſſenſchaft nicht ſtillſchweigen, oder ſie läuft Gefahr vergeſſen zu werden.

Die nachfolgenden Blätter wollen die Korntheurung als eine Krankheit der Volkswirthſchaft behandeln. Zu dieſem Zwecke werde ich im zweiten und dritten Kapitel die nothwendigſten

---

[1] Journal des Débats 26 Janv. 1847.

Lehrsätze aus der Physiologie der Kornpreise und des Kornhandels im gesunden Zustande vorausschicken. Kapitel IV wird sich mit der Pathologie der Korntheurungen beschäftigen; Kapitel V das Heilverfahren der Natur selbst, Kapitel VI die zweckmäßige Theilnahme daran von Seiten des Staates auseinander setzen. Im Kapitel VII endlich soll eine Kritik der vornehmsten unzweckmäßigen Heilmethoden den Beschluß machen.

Vor Allem ist es jedoch von Wichtigkeit, daß wir uns über den Gesammtbedarf eines Volkes an Cerealien wahrheitsgemäße Vorstellungen bilden. Freilich einer der schwierigsten Gegenstände der Statistik! Aber wir begnügen uns schon mit ungefährer Richtigkeit.

Sehr viel natürlich hängt in dieser Hinsicht von Lokalumständen ab. Je kultivirter eine Volkswirthschaft ist, je höher namentlich der Arbeitslohn und die Arbeitstüchtigkeit der niederen Klassen, desto reichlicher im Allgemeinen die Nahrung. So verbraucht gegenwärtig jeder Franzose 1,76mal so viel Weizen jährlich, wie unter Ludwig XIV. (Moreau de Jonnès). In Preußen betrug die Consumtion der mahlsteuerpflichtigen Städte, d. h. im Ganzen der größeren, an Weizen und Roggen zusammen: 1804 = 3,8 preußische Scheffel für den Kopf, 1831 = 3,82 Scheffel, 1841 = 3,96 (Dieterici). Indessen pflegt gerade ein sehr blühender Volkswohlstand mehr die Fleisch- als die Brodconsumtion zu befördern. Die großen Städte namentlich verzehren außerordentlich viel mehr Fleisch als die kleinen oder gar das platte Land; in Baden z. B. zahlt die Stadt Mannheim über fünfmal so viel Fleischsteuer per Kopf als die Obereinnehmerei Boxberg. Kein Wunder also, wenn sie verhältnißmäßig weniger Korn brauchen! Auch die neuerdings fast überall so sehr gesteigerte Consumtion von Gemüsen, Kartoffeln, Obst, gewissen Kolonialwaaren, als Reis ꝛc., verringert den Kornbedarf. Andererseits wird derselbe wieder erhöht durch eine umfassende Gewöhnung des Volkes an Bier und Branntwein, durch eine ansehnliche Zahl und gute Ernährung von Pferden ꝛc., lauter Umstände, welche mit den höheren Entwicklungsstufen der Nationalökonomie zusammenzufallen pflegen. Malchus z. B. rechnet in den deutschen Weingegenden jährlich 4½, in den Biergegenden 5½ preuß. Scheffel auf den Kopf. In England und Wales betrug

1831 die Malzconſumtion ſogar 1,56 preuß. Scheffel durchſchnittlich (Porter). Je feiner endlich das vorherrſchende Brodkorn iſt, mit einer deſto geringern Menge deſſelben kann ausgereicht werden. So verſichert z. B. Charles Smith in ſeinen berühmten Tracts on the Corntrade, daß jeder engliſche Weizeneſſer jährlich 1 Quarter verzehrt, jeder Roggeneſſer $1\frac{1}{8}$, jeder Gerſteneſſer $1\frac{3}{8}$, jeder Haferеſſer $2\frac{7}{8}$ (5,29 — 5,94 — 7,26 — 15,18 preuß. Scheffel). Dieſe Angabe wird durch ſehr genaue Unterſuchungen beſtätigt, welche man während der Theurungsjahre 1795 und 1796 von Seiten der Obrigkeit in Suffolk angeſtellt. Den Bedarf der Pferde ſchlug Ch. Smith um 1765 auf 2,461,500 Q. Hafer an; den der Brauereien auf 3,417,000 Q. Gerſte. Alles zuſammengerechnet, ſollen zu jener Zeit die 6 Millionen Einwohner von England und Wales (richtiger wenigſtens 7 Mill.) jährlich 13,555,000 Q. Korn verzehrt haben. Wenn wir den Bedarf der Ausſaat auf $\frac{1}{7}$ ſchätzen, ſo ſteigert ſich die Summe zu beinahe $15\frac{1}{2}$ Mill. Um 1812 und 1814 ſchlagen Weſtern und Colquhoun die Geſammtconſumtion des vereinigten Königreichs, bei einer Volksmenge von ungefähr 19 Mill., auf 35 Mill. Q. an, ohne das Saatkorn: nämlich 18,750,000 zur Nahrung der Menſchen, 11,829,000 für das Vieh, 4,250,000 zum Brauen und Brennen, 171,000 zu anderweitiger Verarbeitung; eine Angabe, die M'Culloch um $\frac{1}{2}$ Q. Hafer per Kopf erhöht wiſſen will. Dies beträgt bei $4\frac{1}{2}$ Mill. Haferеſſern 2,250,000 Q. Dazu $5\frac{1}{2}$ Mill. Q. Saatkorn. Im Ganzen alſo 42,750,000 Q. Für das Jahr 1834 endlich, alſo bei einer Bevölkerung von $25\frac{1}{4}$ Mill. Menſchen, beträgt die Schätzung von M'Culloch 52 Mill. Q., d. h. in jedem Monate $4\frac{1}{3}$ Mill., in jeder Woche 1,083,000, an jedem Tage 154,762 Q. Necker legt bei ſeiner Rechnung die tägliche Brodration eines franzöſiſchen Soldaten = $1\frac{1}{2}$ Pfd. zu Grunde; er ſchätzt hiernach den Verbrauch an Brodkorn auf 2 Septiers jährlich per Kopf, d. h. 5,66 preuß. Scheffel; nach den Recherches statistiques sur la ville de Paris kamen zwiſchen 1800 und 1820 nur 336 Pfd. Brod jährlich auf den Kopf, d. h. etwa $3\frac{1}{2}$ preuß. Scheffel; Moreau de Jonnès rechnet für ganz Frankreich an Weizen jährlich $3\frac{1}{5}$ preuß. Scheffel auf den Kopf. Die Pferdezahl iſt in Frankreich ſo gering, daß man den Kornverbrauch derſelben nur auf 2 Scheffel für den Kopf der

Bevölkerung anschlägt. Bier wird bekanntlich nur in unbedeutender Menge gebraut, daher wir im Ganzen wohl bei der Angabe von Fournel verharren können, welcher das Gesammtbedürfniß Frankreichs auf 60 Millionen Septiers veranschlagt[1] (170 Mill. preuß. Scheffel). In Bayern rechnet man, ohne Hafer, etwas über 6 preuß. Scheffel auf den Kopf; in Schweden, sicher mit dem Bedarfe des Viehstapels, 7½ (Forsell).

Man wird hiernach in der gemäßigten Zone die Kornverzehrung von einer Million Menschen auf ungefähr 5 — 10 Mill. preuß. Scheffel anschlagen müssen.

II.

Der Preis des Kornes hängt im Allgemeinen natürlich von denselben Elementen ab, wie der Preis jedes andern Gutes: von dem Verhältniß also zwischen Angebot und Nachfrage. Nur wird dieses Verhältniß in unserm Falle durch mehrere wichtige Eigenthümlichkeiten der Waare selbst eigenthümlich gestaltet.

In Bezug auf die Nachfrage unterscheidet sich das Korn durch seine unzweifelhafte Unentbehrlichkeit. Wenn ein Luxusgegenstand — man denke z. B. an kostbare Weine oder Gewürze — seltener geworden ist, und deßhalb im Preise steigt, so wird eine Menge von Menschen, welche sich bisher diesen Genuß erlauben konnten, jetzt zur Einschränkung oder völligen Aufgebung desselben genöthigt seyn. Mit dem Angebot also nimmt auch die Nachfrage ab, und der Preis kann niemals in demselben Grade steigen, wie die Masse gesunken ist. Anders beim Korne. Viel mehr, als sich satt essen, kann der Mensch doch, selbst beim größten Ueberflusse, nicht; aber auch umgekehrt, wenn Mangel eintritt, so brechen wir uns lieber von allen übrigen Consumtionen etwas ab, als daß wir am Korn sparten. Deßhalb können die Kornpreise viel höher steigen und viel tiefer sinken, als bei entbehrlichen Gegenständen irgend möglich wäre. Als Paris um 1590 von Heinrich IV. belagert wurde, stieg der Kornpreis auf das Fünfzigfache des

[1] Dureau de la Malle schätzt den täglichen Verbrauch des platten Landes auf 1,5 Pfd. Brod per Kopf, in gewöhnlichen Städten auf 1,25 Pfd., in Paris jährlich auf 343 Pfd. Dies entspricht nach Rau 6 pr. Scheffeln, 5 und 3,72. Die Angabe von Paucton ist höher: 6,36 Scheffel.

gewöhnlichen; die Vanille wird ſich damals ſchwerlich in demſelben Grade vertheuert haben. Den Grund dieſer Erſcheinungen hat ſchon Necker durch eine recht paſſende Hypotheſe zu veranſchaulichen gewußt. Man denke ſich 100,000 Menſchen in einem geſchloſſenen Raume, die jeden Tag von einigen Kaufleuten mit den zu ihrem Unterhalte nothwendigen 100,000 Broden verſorgt werden. Wenn nun hier, auch nur wenige Tage lang, ein paar Brode an der Lieferung gefehlt haben, alſo ein paar Menſchen verhungert ſind, ſo wird ſich alsbald ein ſo ängſtlicher Wetteifer unter den Käufern einſtellen, um nicht demſelben Schickſale zu erliegen, daß die Verkäufer im Stande ſind, eine ganz unverhältnißmäßige Preiserhöhung darauf zu gründen. Sollten die letzteren vielleicht ihre Waare ſo angeordnet haben, daß die Quantität geringer ſcheint, als ſie wirklich iſt, ſo kann jener ängſtliche Wetteifer der Conſumenten weit länger fortdauern, als die eigentliche Urſache der Beſorgniß. [1]

Man erkennt hieraus leicht, daß die Kornpreiſe für gewöhnlich in einem ganz andern Verhältniſſe ſchwanken müſſen, als im einfach umgekehrten des Ernteertrages. So ergaben z. B. in England die Ernten der Jahre 1795 und 1796 einen Ausfall von $\frac{1}{8}$ des Durchſchnittsgewinnes; der Preis aber ſtieg keineswegs nur um 12 bis 13 Procent, ſondern von 48 Schill. 11 Den. auf 75 Schill. 8 Den. (Tooke). Wenn alſo die franzöſiſchen Weizenpreiſe 1708 auf 8 Livres für den Septier ſtanden, 1709 auf 50 L., ſo darf man ja nicht glauben, daß in dem letztern Jahre nur $\frac{1}{6}$ ſoviel geerntet wäre, wie im erſtern. Es iſt hiernach gar nichts Ungewöhnliches, daß der viel geringere Kornertrag ſchlechter Ernten insgeſammt einen höhern Tauſchwerth beſitzt, als der viel bedeutendere guter Jahre. Nach Cordier lieferte der franzöſiſche Weizenbau

---

[1] Um übrigens den nachtheiligen Schlüſſen, die Necker ſelbſt aus ſeiner Hypotheſe gegen die Macht des ſogenannten Kornwuchers zieht, bei Zeiten vorzubeugen, weiſe ich darauf hin, daß in unſerm Fall die Preiserhöhung eine ſehr enge Gränze finden würde. Sobald dieſe erreicht wäre, könnte man ſicher ſeyn, daß ſich ein Brodhandel im Kleinen unter den Conſumenten ſelbſt bildete. Für Geld und gute Worte wäre Mancher bereit, von ſeiner Ration ein bischen abzugeben.

		zum Durchschnittspreis von	im Gesammtwerth von
1817 = 48	Mill. Hektoliter	42½ Frk.	2040 Mill. Frk.
1818 = 53	" "	27¼ "	1444 " "
1819 = 64	" "	18⅓ "	1173 " "
1820 = 44½	" "	20 "	890 " "

Der paradoxe Satz, daß reiche Ernten für den Landmann unvortheilhafter sind, als arme, hat daher unter Umständen volle Richtigkeit. Cherté foisonne!

Ein älterer englischer Nationalökonom, Gregory King, hat versucht, das Verhältniß der Ernte zum Kornpreise einem bestimmten Calcul zu unterwerfen. Er behauptete, nach mannigfachen Beobachtungen gefunden zu haben, wenn am Durchschnittsbetrage der Ernte fehlten: ein Steigen des Preises um:

10 Procent	30 Procent
20 "	80 "
30 "	160 "
40 "	280 "
50 "	450 "

Obschon diese King'sche Regel vormals in großem Ansehen gestanden hat, so bedarf es doch nur eines geringen Nachdenkens, um ihre Trüglichkeit einzusehen. Nirgends in der Welt bringen die Landleute ihren ganzen Kornvorrath zu Markte: einen großen Theil müssen sie zur neuen Aussaat, zum Bedarfe ihres Hauses ꝛc. zurückbehalten. Hiervon werden sie nur im allerdringendsten Nothfalle etwas abknappen wollen. Nun ist aber das Verhältniß dieses Theils zum Ganzen in verschiedenen Ländern sehr verschieden. Wo sich der Verkehr, die Arbeitstheilung noch nicht sehr entwickelt haben, da pflegt der Landwirth seine Taglöhner, oder wenigstens doch sein Gesinde, im eigenen Hause zu beköstigen; es existirt daneben noch eine große Menge von Naturalabgaben, Naturalbesoldungen ꝛc., deren Betrag gleichfalls unveränderlich bleibt. Auf den höheren Kulturstufen, z. B. in England, sind diese letzteren sämmtlich in Geldzahlungen verwandelt; auch seine Arbeiter pflegt der Bauer in Geld abzulohnen, so daß sie ihren Brodbedarf, wie das übrige Publikum, auf dem Markte einkaufen. Unter solchen Umständen muß sich natürlich ein gegebenes Deficit der Ernte über einen viel größeren Marktvorrath

vertheilen, und die Preise werden bei weitem weniger in die Höhe gehen, als im ersten Falle. Ebenso leuchtet von selbst ein, daß eine Mißernte, vielleicht von 10 Procent Ausfall, sehr verschieden auf die Preise wirken muß, wenn ein paar überreiche, und wenn ein paar mittelmäßige oder schlechte Kornjahre vorangegangen sind; wenn eine starke Einfuhr oder gar Ausfuhr von Lebensmitteln stattfindet u. s. w. Je wohlhabender die Landwirthe einer Gegend sind, desto weniger braucht nach einer reichen Ernte der Kornpreis zu sinken, weil die Verkäufer bessere Conjunkturen abwarten können. Ganz vornehmlich aber hängt das Steigen der Kornpreise von der Zahlungsfähigkeit der Käufer ab. Ein Volk, das beinahe ganz aus Proletariern besteht, wird nach einer Mißernte vielleicht Todesfälle durch Hunger sehen, aber die zahlungsfähige Nachfrage nach Korn, also der Preis desselben, wird nur wenig zunehmen. Wo dagegen die Mehrzahl der Einwohner begütert ist, wo die Reichen durch Wohlthätigkeit, Armensteuer ꝛc. den Proletariern nach Bedürfniß aushelfen, da ist für das Steigen der Kornpreise kaum eine Gränze anzugeben.

Mit der größern Unentbehrlichkeit des Korns hängt es zusammen, daß wohl bei keiner andern Waare die bloße Furcht eines zukünftigen Mangels so gewaltig auf die Preise wirkt. Mag die Ernte noch so reichlich ausfallen und noch so glücklich eingebracht seyn, wenn unmittelbar nachher die Bestellungsarbeiten durch allzufeuchtes oder allzutrockenes Wetter gehindert werden, so geht der Kornpreis gewiß in die Höhe, weil die Aussichten auf die nächste Ernte dadurch immer ein wenig getrübt erscheinen. Bei Austern oder indianischen Vogelnestern wird die bloße Furcht des Publikums, seinen Appetit einmal nicht vollständig befriedigen zu können, unmöglich so lange im voraus die Preise erheben. Daher kann mitunter Theurung entstehen ohne wirklichen Mangel, indem ein Ausfall an den gewöhnlich zu Markte kommenden Vorräthen allgemeine Besorgniß erregt. Die Consumenten setzen wahren Mangel voraus, und steigern dadurch den Preis, indem sie noch höhere Preise fürchten; die Producenten halten aus demselben Grunde zurück. Am stärksten ist jenes der Fall, wenn Viele das Korn zu weiterer Verarbeitung aufkaufen, zu Graupen, Gries, Bier,

Branntwein ꝛc. Dieſe mögen alsdann, auch wenn ſie den Irrthum einſehen, ihre theuer bezahlten Vorräthe nicht gleich wohlfeil wieder losſchlagen, und halten ſomit das Sinken des Preiſes noch eine Zeitlang auf. Freilich ein Unglück! Man darf aber nicht vergeſſen, ſo lange noch keine vollkommene Aſſociation aller Menſchen errichtet, alſo das höchſte, kaum geträumte Ideal der Gütergemeinſchaft verwirklicht iſt, ſo lange bildet das Meiſtgebot den einzigen Weg, die widerſtreitenden Wünſche Mehrerer in Bezug auf dieſelbe Waare friedlich auszugleichen.

Das Angebot des Getreides zeichnet ſich vor demjenigen der meiſten andern Waaren durch ſeine große Abhängigkeit von der Natur aus. Der menſchlichen Willkür ſteht hier ein verhältnißmäßig nur geringer Spielraum offen. Wenn es z. B. an Taſchenuhren fehlt, ſo würde die einzige Stadt Genf in einer Woche leicht anderthalbtauſend Stück neue verfertigen können. Dagegen iſt die Kornproduktion unwandelbar an die Natur der Jahrszeiten gebunden; zwiſchen Saat und Ernte liegt eine Anzahl von Monaten, welche kein Kapital, keine Geſchicklichkeit beſchleunigt. Eine bedeutende Vermehrung des Anbaues, wenn ſie zugleich eine nachhaltige ſeyn will, ſetzt eine ſolche Menge von Bedingungen, Vermehrung des Viehſtandes, der Gebäude ꝛc. voraus, daß ſie erſt in einer Reihe von Jahren vollzogen werden kann. Die Nothwendigkeit, mit dem gegebenen Vorrathe hauszuhalten, iſt daher beim Korn beſonders dringend.

Im Laufe eines gewöhnlichen Jahres pflegen die Oktober-, November- und Decemberpreiſe, wenn der eingeerntete Vorrath gedroſchen zu Markte kommt, am niedrigſten zu ſtehen; während des Frühjahres ſteigen ſie allmählig empor, und erreichen im April, Mai, Juni oder Juli ihren höchſten Standpunkt. Gute Erntehoffnungen erniedrigen den Preis in der Regel ſchon voraus, weil Jeder alsdann ſeine Vorräthe noch zur rechten Zeit loszuſchlagen ſucht. So iſt zu Hannover in dem Jahrhundert zwiſchen 1648 und 1748 der Weizen von Martini bis Oſtern 69mal geſtiegen, 19mal gefallen, 12mal gleich geblieben; von Oſtern bis zur neuen Ernte 14mal geſtiegen, 50mal gefallen, 36mal gleich geblieben. Uebrigens iſt dieſes Schwanken in einer ausgebildeten Volkswirthſchaft regelmäßig nicht ſehr bedeutend.

In den 50 Jahren von 1700 bis 1750 haben zu Hannover die durchschnittlichen Monatspreise des Weizens betragen:

im Januar	26,04	Mgr.
„ Februar	26,25	„
„ März	26,98	„
„ April	27,55	„
„ Mai	27,69	„
„ Juni	27,5	„
„ Juli	27,7	„
„ August	26,52	„
„ September	25,41	„
„ Oktober	25,23	„
„ November	25,46	„
„ December	25,85	„ (Unger.)

Nach alle diesem wird man es natürlich finden, wenn die Preise des Korns von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr bei weitem stärkeren Schwankungen unterworfen sind, als die der meisten andern Waaren. Auf ganze Jahrhunderte freilich besitzen umgekehrt sehr wenige Güter einen so constanten Preis. Dies beruht schon auf seiner Unentbehrlichkeit, wonach es folglich seinen Gebrauchswerth nie verlieren kann; es beruht ferner darauf, daß einer Vermehrung oder Verminderung des Getreideangebots gar bald eine entsprechende Veränderung der Volkszahl, also der Getreidenachfrage zu folgen pflegt; auf dem starken Einflusse, welchen die Kornpreise auf den Preis der Arbeit und der meisten Rohstoffe ausüben ꝛc. — Mit den edlen Metallen verhält sich die Sache bekanntlich gerade umgekehrt: auf kurze Perioden schwankt der Preis derselben äußerst wenig, auf lange dagegen im höchsten Grade. Die edlen Metalle sind fast in jeder Handelseigenschaft dem Getreide diametrisch entgegengesetzt, unmittelbar ebenso entbehrlich, wie dieses unentbehrlich; ebenso leicht zu versenden und aufzubewahren, wie dieses schwer; durch ihre Unzerstörbarkeit und Transportfähigkeit auf einem bestimmten Markte fast beliebig zu vermehren. Während das Angebot des Korns fast allein vom Ergebnisse der letzten Ernte abhängt, ist bei den edlen Metallen selbst die größte Ausbeute eines Jahrs, gegenüber dem unermeßlichen, seit Jahrtausenden aufgehäuften Gesammtvorrathe, nicht viel mehr als ein Tropfen im Eimer.

Wenn solchergestalt die edlen Metalle und das Korn gleichsam die äußersten, entgegengesetzten Gränzen des Preisgebietes ausmachen, so muß eine zweckmäßige Combination derselben dem in der Nationalökonomie von jeher empfundenen Bedürfnisse eines sogenannten constanten Preismaßes natürlich am meisten entsprechend seyn.

III.

Von allen Arten des Handels ist der Kornhandel eine der schwierigsten, und kommt deßhalb mit am spätesten zu voller Entwicklung.[1] — Das Wesentliche jedes Handelsgeschäfts besteht in einem Transporte der Güter, und zwar entweder aus einem Orte, oder aus einem Zeitraume in den andern.

Hier tritt dann beim Korn sogleich das große Hinderniß in den Weg, daß es, mit seinem Werthe verglichen, ein größeres Volumen besitzt, als die meisten andern Waaren. Es gehört zu den für den Transport ungünstigsten. Wenn der Frachtlohn zu Lande für 12 bis 20 Meilen einen Gulden per Centner beträgt, so wird durch einen solchen Transport

das Gold	ungefähr	um 0,00014
das Silber	„	„ 0,0021
die Baumwolle		„ 1,42
das Blei		„ 2,777
der Zink		„ 6,555
der Roggen dagegen		um 25 Procent

vertheuert.[2] Jakob stellt in seinen Considerations on the protection required by British agriculture folgende Rechnung an. England verzehrt jährlich 50 Mill. Quarters Getreide. Von solchen Quarters gehen 5 auf eine Tonne, und die ganze britische Handelsflotte zählt 2½ Mill. Tonnen Gehalt. Wollte man nun allen übrigen Verkehr aufgeben, und die ganze Flotte mit Korn befrachten, so würde sie doch nicht über 12½ Mill. Quarters transportiren können, d. h. nur für den Bedarf von drei

---

[1] Vergl. besonders Galiani Dialogues sur le commerce des bleds, No. 7.

[2] Zum Durchschnittspreise von 4 fl. für 100 Pfd. gerechnet.

Monaten. Wo also der Kornhandel blühen soll, da müssen die Communikationsmittel jeder Art, Straßen, Kanäle, Frachtgewerbe u. s. w. in hohem Grade ausgebildet seyn.[1] Auch setzt jeder weitere Korntransport einen ungemein starken Unterschied zwischen den Preisen der aus- und einführenden Gegend voraus.

Nun sind freilich auch manche andere Waaren bei geringem Werthe schwer ins Gewicht fallend: Steine, Kohlen, Holz ꝛc. Aber die Versendung derselben ist doch wenigstens von den Gefahren des Korntransportes frei: sie haben nichts von Insekten zu fürchten, von Raubversuchen hungriger Proletarier ꝛc. Eine Hauptgefahr des Kornes droht von der Hitze: es kann dadurch binnen Kurzem in ein fast gänzlich unbrauchbares Pulver verwandelt werden. Dieser Umstand war bisher ein wichtiger Grund, weßhalb die atlantischen Küsten, z. B. England, so äußerst selten vom schwarzen Meere her Kornzufuhr erhielten. Die Straße von Gibraltar ist für Segelschiffe, die ins atlantische Meer wollen, nur bei günstigem Winde zu passiren; in Ermanglung desselben haben sie oft Wochen lang vor dem Eingange kreuzen müssen. Da gehen dann nicht bloß die schönsten Absatzconjunkturen verloren, sondern die Waare selber läuft durch Hitze, Mangel an Raum ꝛc. die äußerste Gefahr. Im Jahre 1829 führte England über London 877,000 Q. Weizen ein, wovon nicht volle 60,000 aus dem mittelländischen Meere kamen.

Auch die Aufspeicherung des Getreides ist mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten und Kosten verbunden. Es gehören dazu besonders große, festgebaute Magazine, mit besonders guten Ventilationsvorrichtungen; von Zeit zu Zeit ist ein Umstechen der Vorräthe, also eine Menge fortwährender Arbeit nöthig. Die Kosten der Staatsmagazine wurden ehemals zu Paris, und zwar ohne die Zinsen des Getreidekapitals, auf 10 Procent jährlich gerechnet; in Hannover schätzte man die jährlichen Administrationskosten auf 8 Pfennige per Himten (= 0,567 preuß.

[1] Im südlichen Rußland sind die Straßen allerdings noch sehr unvollkommen, die Flüsse vielfach durch Stromschnellen ꝛc. gehemmt, aber der Transport doch sehr wohlfeil. Zu beiden Seiten des Weges liegt Gemeinweide für das Zugvieh; die Fuhrleute, meistens Einer für ziemlich viele Wagen, nehmen ihren Mundvorrath mit, schlafen im Freien ꝛc.

Scheffel). Durch alles dies werden die Auslagen des Kornhändlers bedeutend vergrößert, derjenige Theil seines Kapitals, mit welchem er eigentlich spekuliren kann, verkleinert. Wenn der Q. Weizen in der Umgegend von Warschau 28 Schillinge kostet, so ist nach Jakob der Transport desselben auf den Londoner Markt nicht unter 20 Sch. zu besorgen: nämlich 6 D. für Einladung und Verpackung in Stromkähne, 5 Sch. Fracht nach Danzig, 3 Sch. Verlust während der Reise durch Auswachsen des Getreides und Diebstahl, 2 Sch. für Lagerung, Umwenden, Messen ꝛc. in Danzig, 1 Sch. 6 D. Commissionsgebühren des Danziger Kaufmanns, 8 Sch. Fracht- und Assecuranzkosten bis London. — Wenn auch der sogenannte Schwand des Korns, d. h. die Verminderung seines Volumens durch Austrocknen,[1] nicht als wahrer Verlust gelten kann, so ist um so mehr von Mäusen, Kornwürmern ꝛc. zu fürchten. Man begreift hiernach von selbst, warum in der Regel nur sehr ansehnliche Kapitalisten den Kornhandel im Großen betreiben können. Dies wird dadurch noch verstärkt, daß gar nicht selten mehrere gute Ernten unmittelbar auf einander folgen, wo sich der Kornhändler also genöthigt sieht, mehrere Jahre hindurch auf jeden Zins von seinem Kapitale zu verzichten.

Von besonderem Gewichte ist hier die ungemeine Unregelmäßigkeit der Getreidespekulationen. Es gibt wenige Länder in der Welt, die nicht in guten Jahren genug Korn bauten, aber ebenso wenige, die nicht in Folge einer Mißernte Kornzufuhr nöthig hätten. Dem Kornhändler fällt es daher äußerst schwer, seinen Operationsplan lange im voraus zu entwerfen. Wenn irgendwo Mangel eintritt, so verlangt man die schleunigste Hülfe. Das Getreide kann zum Transport keine günstige Jahreszeit abwarten, sondern muß gehen, wann es begehrt wird, oft genug im Spätherbst oder gar im Winter. Man vergleiche nur den Kornhandel z. B. mit dem Weinhandel. Für seine Weine kann der französische Kaufmann etwa in Schweden

[1] Beim Weizen rechnen die Hamburger, daß der Schwand im ersten Jahre 3 bis 4, in den folgenden Jahren $1\frac{1}{2}$ bis 2 Procent beträgt. Es hängt dies natürlich von dem Zustande ab, in welchem das Korn eingebracht worden ist. Beim Hafer ist der Schwand am stärksten, zuweilen bis 14 Proc. im ersten Jahre.

ganz regelmäßige Correſpondenten und Abnehmer halten; jeder größere Gaſtwirth läßt ſich dazu bereit finden. Da in Schweden ſelbſt gar kein Weinbau getrieben wird, ſo iſt der Einfuhrbedarf in jedem Jahre ungefähr derſelbe; ſollte ja einmal zu viel hingeſchickt ſeyn, nun, ſo braucht man nur die nächſte Sendung etwas kleiner einzurichten. Für den Weintransport kann die bequemſte Zeit und Gelegenheit ohne irgend welche Gefahr abgewartet werden. Dagegen mag es in jedem Menſchenalter kaum einmal vorkommen, daß franzöſiſches Korn nach Schweden verlangt wird. Der franzöſiſche Kornhändler iſt alſo nicht im Stande, regelmäßige Geſchäftsverbindungen mit Schweden einzugehen. Wenn man ſeiner hier bedarf, ſo heißt es gewöhnlich: Sie müſſen zu jedem Preiſe kaufen, ſo ſchnell wie möglich, aber vor Ende des Frühlings, denn ſonſt iſt alles unnütz.[1] Eine langſamere Fahrt, Windſtille ꝛc. kann die Spekulation vereiteln; da beim auswärtigen Kornhandel Angebot und Nachfrage der ganzen Welt berückſichtigt werden, ſo muß der Kaufmann überall Correſpondenten haben. Das kann aber nur ein koloſſales Haus, namentlich die großen Bankiers. Hierher rührt es, wo vom Kornhandel die Rede iſt, daß man ſo häufig dem banalen Worte „Monopol" begegnet. Zugleich aber der merkwürdige Gegenſatz, daß der Kornhandel im Innern des Staates gewöhnlich mehr zerſplittert iſt, als die meiſten ähnlichen Geſchäfte, unter zahlloſe Müller, Bäcker, Branntweinbrenner, Bierbrauer, Landwirthe ꝛc., die ihn jedoch ſämmtlich nur als Nebenſache treiben. Ein ſehr unzweideutiges Zeichen geringer Arbeitstheilung!

Denken wir jetzt noch an die oben erwähnten, ſo ganz ungewöhnlich ſtarken Schwankungen der Kornpreiſe zurück, ſo wird uns die beſondere Gefährlichkeit dieſes Handels von ſelbſt einleuchten. Nichts in der Welt iſt ungewiſſer als die Witterung,

---

[1] Als die Engländer 1817 alle Märkte der Welt nach Korn durchſtöberten, kauften ſie auch mehrere Schiffsladungen Odeſſa-Weizen in Genua und Livorno auf. Diejenigen Spekulanten, welche ſchon im Juni oder Juli mit ihrer Waare in England eintrafen, machten großen Gewinn, die ſich aber bis zum Auguſt oder September verzögert hatten, mußten froh ſeyn, mit einem mäßigen Verluſt davon zu kommen; vergl. Jacob Notices respecting the commerce of the Black Sea and the Sea of Azoff, p. 29.

von welcher die Kornspekulationen doch so wesentlich abhängen. Ich erinnere nur an das Jahr 1844. Erst wegen des kalten Frühlings, wo nichts recht aufgehen wollte, große Besorgniß; nachher ein überaus schöner Mai, warm und feucht im höchsten Grade; dann im Juni sehr rauhes Wetter, das erst im Juli durch milden Regen beseitigt wurde. Gegen die Ernte hin fing die Nässe an drohend zu werden; indessen kam das Getreide, wenn gleich etwas spät, doch gut ein. Wer mit einem solchen Geschäfte nicht Lotterie spielen, sondern einen soliden Handel treiben will, der muß ihm nothwendig eine so große Ausdehnung geben, daß die Menge der Operationen jede einzelne assecurirt. Die Gefahr wird noch vermehrt durch den blinden Argwohn und Haß, mit welchem der große Haufen überall den Kornhandel betrachtet, wenn er sich noch nicht vollkommnen an den Anblick desselben gewöhnt hat. Bringt man ohne weiteres Kornvorräthe in eine Stadt, welche noch keinen regelmäßigen Verkehr damit kennt, so werden sie oft, wenigstens für den Augenblick, geradezu unverkäuflich seyn. Doch aber muß sie der Eigenthümer nothwendig schnell in Speicher lagern, wenn sie nicht verderben sollen. Daher empfingen z. B. die meisten französischen Häfen nur im Falle sehr hoher Preise direkte Zufuhr, außer Marseille, wo regelmäßig Bedarf ist. So heißt es in einem Schreiben aus Havre vom 10. Oktober 1789: Nous avons, crainte de mauvaises interprétations, renoncé à recevoir en consignation des comestibles. Le désagrément auquel on s'expose en suivant cette branche de commerce nous y a porté, et nous nous contenterons d'affecter aux ordres pour le gouvernement les envoys qui nous seront faits de la part de nos amis (Reimarus). Staaten, wie Holland und Genua, welche des fremden Korns in keinem Jahre entbehren konnten, gelangten in diesem Punkte natürlich am frühesten zu wahrer Aufklärung.

Aus den obigen Gründen ist die Masse der umgesetzten Waaren im Kornhandel verhältnißmäßig weit geringer, als die Laien der Nationalökonomie gewöhnlich annehmen. Von allen Reichen der Welt besitzt England die größte Handelsflotte, die vielseitigsten Handelsverbindungen, die ansehnlichsten Kapitalien, die vollkommensten Straßen jeder Art; es kann also verhältnißmäßig auch die stärksten Korneinfuhren bewerkstelligen.

Gleichwohl ſind während der ſehr theuren Jahre 1800 und 1801 zuſammen nicht über 4½ Millionen Quarters importirt worden, d. h. alſo wenig mehr als die Verzehrung eines einzigen Monats erforderte. In den Jahren 1817 und 1818 hat die Einfuhr betragen: 2,784,000 Q. Weizen, 218,000 Q. Roggen, 884,600 Q. Gerſte, 3,149,000 Q. Hafer, zuſammen 7,035,600 Q., alſo kaum den 15ten Theil des Bedarfes (Tooke). Die vornehmſten ſogenannten Kornländer Europas haben in der Zeit von 1816 bis 1827 durchſchnittlich des Jahrs ausgeführt:

Preußen	219,000	Q.
Mecklenburg	66,450	„
Dänemark	104,760	„
Hamburg	43,400	„
Bremen	1,850	„
Summa	435,460	Q.

wovon das britiſche Publikum nur wenig über drei Tage würde leben können. Vor der Ernte von 1827 fanden ſich in den Vorrathshäuſern von Hamburg, Lübeck, Wismar, Roſtock, Kiel, Bremen, Tönningen und Oldenburg nur etwa 120,000 Q. Weizen, 38,000 Q. Roggen, 10,600 Q. Gerſte und 5400 Q. Hafer, alſo nicht einmal genug um die Bevölkerung von England anderthalb Tage lang zu ernähren (Jakob). Frankreich hat im vorigen Jahre eine ſtärkere Getreideeinfuhr gehabt, als in irgend einem frühern: nämlich 5,658,000 Hektoliter, d. h. nicht den 16ten Theil des Jahresbedarfs. Während der Theurung von 1817 ſollen nur für 2½ Tage Lebensmittel eingeführt worden ſeyn (Lagrange). Rußland hat in demſelben Jahre, das für ſeine Ausfuhr ſo ungemein günſtig war, doch nur 1,85 Procent ſeiner Ernte ins Ausland verkauft (Schubert).

IV.

Die Pathologie unſeres Gegenſtandes muß vor allen Dingen ſcheinbare und wirkliche Theurung unterſcheiden. Dieſe wird veranlaßt am Korn ſelbſt durch eine Verminderung des Angebots oder eine Vermehrung der Nachfrage, jene hingegen nur am Gelde, durch eine Depretiation der im Lande üblichen Tauſchwerkzeuge. Ob eine Theurung zu den bloß ſcheinbaren

gehört, kann am sichersten aus dem Zustande der übrigen Waarenpreise beurtheilt werden; steigen diese, mit Geld verglichen, sämmtlich, so haben in der Regel nicht sie ihren Standort gewechselt, sondern das Geld. Die wirklichen Theurungen lassen sich wiederum in natürliche und künstliche eintheilen; die letzteren durch Zurückhaltung des Vorraths von Seite der Producenten oder Aufkäufer bewirkt, die ersteren durch Mißwachs, Hagelschlag und andere Zerstörungen, ebenso durch Aufruhr, Krieg ꝛc., welche den Verbrauch gesteigert oder den gewohnten Verkehr mit Getreide unterbrochen haben. Auch die scheinbare Theurung kann eine ernstliche Krankheit der Volkswirthschaft seyn; indessen gehört ihre Behandlung offenbar nicht in das Gebiet der Kornpolizei, sondern der Geldpolizei. Von den wirklichen, aber künstlichen Theurungen werden wir weiter unten sehen, daß sie niemals langwierig, selten gefährlich sind. Für unsere Betrachtung bleibt also nur die dritte wichtigste Klasse übrig.

Daß in bedeutenden Kriegen, äußeren oder inneren, der Preis des Kornes zu steigen pflegt, ist eine hinlänglich bekannte Thatsache. Großentheils freilich darf man hier eine scheinbare Theurung annehmen, weil fast jeder Krieg von einem Stocken des Geldpreises begleitet ist. Vieles jedoch muß einer wahren Theurung zugerechnet werden. Abgesehen von eigentlicher Verwüstung auf dem Kriegsschauplatze selbst, pflegt während des Kampfes auch im übrigen Lande der Ackerbau zu leiden; die kräftigsten Arbeiter und Pferde werden ihm entzogen, alle Kapitalien, Assecuranzen, Frachten ꝛc. vertheuert. Auch ist es klar, wenn 100,000 Männer und 20,000 Pferde, die sonst über das ganze Reich verbreitet waren, jetzt an der Gränze als Heer vereinigt stehen, so wird schon hiermit der Kornvorrath des Landes zu einer Menge von Transporten gezwungen, was den Preis im Allgemeinen sehr erhöhen muß.

Indessen die gewöhnlichste Ursache von Theurungen ist die Schlechtigkeit der Ernte. In der Regel wechseln gute, mittlere und schlechte Jahre ziemlich rasch mit einander ab. Frankreich z. B. pflegt alle zehn Jahre eine sehr schlechte Ernte zu haben, zwei sehr mittelmäßige, fünf durchschnittliche und zwei sehr reiche (Herbert). In Schweden rechnet man unter fünf Ernten eine gute, eine schlechte und drei mittelmäßige; es versteht

ſich von ſelbſt, daß man hier genügſamer iſt, bereitwilliger, die Ernte für gut zu erklären (Forſell). — Ein ſolches einigermaßen geregeltes Schwanken des Ernteertrages kann nur heilſam genannt werden. Hätten wir immer reiche Ernten, ſo würde gar bald eine vermehrte Volksmenge jeden Einzelnen doch wieder nur in dieſelbe Nahrungslage verſetzen, wie gegenwärtig in einem Mitteljahre. Stehen jetzt die Preiſe niedrig, ſo vermindert der Landwirth ſeinen Kornbau, vermehrt ſeine Viehzucht; dies iſt aber die einzige Grundlage, worauf nach ſchlechten Ernten wieder ein vergrößerter Kornbau getrieben, und ſo die höheren Preiſe recht benutzt werden. Auch haben wir oben erkannt, daß ſchlechte Ernten dem Landmanne oft ebenſo nützlich ſind, wie gute Ernten dem Städter. — Leider gibt es aber auch ſehr bedeutende Ausnahmen von dieſer Regelmäßigkeit des Erntewechſels, und daraus entſtehen dann immer ſchwere Prüfungen der ganzen Volkswirthſchaft. Von den zwanzig Ernten 1793 bis 1812 waren für England nur drei gut (1796, 1798, 1801), ſechs mittelmäßig (1793, 1797, 1802, 1803, 1805, 1806), alle übrigen mehr oder weniger ſchlecht. Umgekehrt hatte Frankreich von 1684 an acht vorzügliche Ernten hinter einander. So waren für den größten Theil des nordweſtlichen Europas die Jahre 1692 bis 1699, und wiederum von 1765 bis 1776 faſt ununterbrochen ſchlecht oder mittelmäßig; dagegen von 1730 bis 1764 nur zwei Mißjahre. Der Durchſchnittspreis des Scheffels Roggen auf dem Münchener Markte betrug zwiſchen 1750 und 1760 nur $6\frac{3}{4}$ Gulden, zwiſchen 1810 und 1819 dagegen $17\frac{3}{4}$, zwiſchen 1819 und 1825 wieder nur $8\frac{1}{2}$. In Bremen koſtete der Quarter Weizen 1700 bis 1725 durchſchnittlich faſt 44 Schillinge, 1726 bis 1751 nur $25\frac{2}{3}$ (Jakob). So macht in der Schweizer Geſchichte die ſogenannte funfzigjährige Theurung Epoche, voll Mißernten, Epidemien, harter Winter, welche dem dreißigjährigen Kriege voraufging. Dänemark ſoll unter König Olaf Hunger († 1095) ſogar ſieben eigentliche Mißernten hinter einander gehabt haben; das Frühjahr ließ alle Halme verdorren, im Herbſt konnte wegen der Näſſe nichts reif werden; man mußte auf ganz überſchwemmten Aeckern ernten, und das Korn, ungedroſchen, als Gemüſe eſſen.[1] Freilich eine etwas mythiſche Erzählung!

[1] Saxo Grammat. XII, pr.

Man behauptet ſehr oft, daß auf der ganzen Erde niemals eine allgemeine Fehlernte ſtattfinden könne. Ich gebe dies zu; nur iſt leider, bei den großen Schwierigkeiten des Kornhandels, für die Praxis zuweilen wenig damit gewonnen. Ein Hauptgebiet, für uns ohne Frage das wichtigſte, nämlich Deutſchland, Großbritannien, Frankreich, die Niederlande, Dänemark, Preußen, Polen und die ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, hat im Großen und Ganzen meiſt dieſelbe Witterung, alſo zugleich ſchlechte oder gute Ernten.[1] Mittel- und Südrußland, ſowie Nordamerika bilden in dieſer Hinſicht allerdings Welten für ſich, und können daher oft, wie z. B. 1771, 1817 und gegenwärtig, dem Mangel des nordweſtlichen Europas kräftig zu Hülfe kommen. Nur rechne Keiner allzu feſt darauf! So traf z. B. in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution eine Reihe von europäiſchen Mißernten mit den ärgſten Kornzerſtörungen in Nordamerika zuſammen, die zwar nicht von der Witterung, wohl aber von der Heuſchreckenplage der ſogenannten heſſiſchen Fliege herrührten.

Unter den Urſachen des Mißwachſes ſtehen folgende drei oben an: zu große Trockenheit, namentlich in der Saatzeit und hernach während des Wachsthums; zu große Näſſe, insbeſondere während der Blüthe und Ernte; endlich ein zu ſtrenger Winter, der entweder unmäßig früh anfängt oder unmäßig ſpät aufhört,[2] und dadurch einen großen Theil der Beſtellungsarbeiten hindert, ſowie überhaupt ſchon heftige Kälte ohne die ſchützende Decke des Schnees. Am gefährlichſten von dieſen Urſachen iſt ohne Zweifel die letzte; es kann am wenigſten dagegen gethan werden; ſie wirkt zugleich am allgemeinſten ohne Ausnahme, während es doch faſt in jedem größern Lande einzelne Stellen und Kulturen gibt, die bei gemeinſchädlicher Dürre oder Näſſe nur um ſo reichlicher tragen. Deßhalb ſind die ſogenannten Auswinterungsjahre in der Geſchichte der Theurungen beſonders verrufen; ſo z. B. 1709 und 1740. Um 1770 wurde der Mißwachs

---

[1] Iſt die Mißernte durch übermäßigen Regen hervorgebracht, ſo können die öſtlichen Theile dieſes Gebietes, die alſo dem Weſtwinde ferner liegen, allerdings hievon freier ſeyn, ſo z. B. 1816.

[2] So lange der Roggen noch keine Aehren hat, ſchadet ihm ſelbſt die heftigſte Kälte nicht; dagegen kann er nachher durch einen einzigen Reif unberechenbar leiden.

hauptsächlich durch einen tiefen Schnee bewirkt, der im April fiel und sechs Tage liegen blieb; dies ertödtete die junge Saat um so mehr, je fröhlicher sie vorher schon gewachsen war. Im Jahre 1816 hatte schon der harte und nackte Winter dem Getreide großen Schaden gethan; der Frühling war beispiellos ungünstig; erst seit den letzten Tagen des Mai schien er sich besser zu gestalten, und das Winterkorn erstarkte sichtlich. Nun aber trat alsbald eine fast ununterbrochen kalte und regnichte Witterung ein, namentlich während der Blüthezeit, wodurch alle Hoffnungen vereitelt wurden. So ist auch in Frankreich die verrufenste Theurung des 16. Jahrhunderts, ich meine die von 1565, vornehmlich durch strenge Kälte im Frühling veranlaßt worden.

Höchst wichtig für die Nationalökonomie ist der Unterschied zwischen trockenen und feuchten Mißernten. Es gibt Länder, welche fast nur die eine von diesen Arten zu fürchten haben; so kann z. B. für Spanien das Jahr nicht leicht zu naß, für Irland nicht leicht zu trocken seyn. In Deutschland hält man gewöhnlich trockene Mißernten für sehr viel seltener, als feuchte; Quellen auf dem Acker, die nur bei großer Näße zu fließen anfangen, heißen deßhalb vorzugsweise Hungerquellen; in Wahrheit aber scheint doch auch dieses Verhältniß von großen, bis jetzt unerklärbaren Witterungscyklen abzuhängen. In den ersten drei Vierteln des vorigen Jahrhunderts rührten wirklich alle Mißernten von der Näße her; ebenso neuerdings, ungefähr seit 1812. Die zwischenliegende Zeit hingegen, von 1776 bis 1811, hat überwiegend viel dürre Fehljahre, daher unter andern in so manchen Gegenden die früher angelegten Entwässerungskanäle gänzlich in Verfall geriethen. So ist in der französischen Geschichte die große Hitze und Trockenheit der Jahre 1529 bis 1534 berühmt, wo es in fünf Jahren keine zwei Tage hinter einander gefroren haben soll. Aehnliche Schwankungen könnte ich im Mittelalter nachweisen.

Bei einem trockenen Mißwachse leidet hauptsächlich die Quantität aller Früchte; die Qualität kann um so besser seyn, vorausgesetzt, daß es nicht an der gehörigen Wärme gefehlt hat. Das Getreide z. B. fällt ungemein schwer ins Gewicht und hat verhältnißmäßig dünne Hülsen, daher dasselbe Maß nicht selten

10 bis 15 Procent mehr Mehl gibt, als in feuchten Jahren;[1] alles Obst ist besonders zuckerhaltig ꝛc. Die Einheimsung sowohl des Heues, als der Brodfrüchte geht in der Regel besonders früh und mit großer Leichtigkeit von Statten; aber deßhalb kann auch das Dreschen früh begonnen und der Markt früh befahren werden. Bei einer feuchten Mißernte verhält sich dies Alles gewöhnlich umgekehrt. Die Menge des Geernteten kann hier sehr bedeutend seyn, aber die Güte ist gering, die Körner z. B. leicht und mehlarm; wenn das Erntewetter schlecht war, zum Theil ausgewachsen oder naß eingebracht.[2] Alle Produkte eines solchen Jahres verderben weit leichter, sind auch der Gesundheit in der Regel weniger zuträglich. Das Viehfutter leidet meistens auch an Quantität, indem sehr nasse Jahre viele Ueberschwemmungen herbeiführen, und die besten Wiesen am meisten dem ausgesetzt sind. Dagegen ist freilich der Strohgewinn in nassen Jahren oft vorzüglich bedeutend. Bei großer Dürre pflegen daher die Kornpreise gleich nach der Ernte sehr hoch zu steigen, weil man den Ausfall in der Quantität augenblicklich wahrnimmt. In nassen Fehljahren wird der Mangel, d. h. also hier die geringe Nahrhaftigkeit und leichte Verderblichkeit der Speisen, von der Mehrzahl erst viel später bemerkt. Die Preise stehen deßhalb zu Anfang verhältnißmäßig weniger hoch, als nach einer trockenen Mißernte, steigen alsdann aber in der folgenden Zeit relativ viel bedeutender. So war es z. B. in England nach der Ernte von 1807 der Fall. — Die größere Stetigkeit des Preises nach dürren Jahren dauert bis zur nächsten Ernte fort. Verspricht diese nämlich gut zu werden, so schlägt jeder Kornhändler seine aus nassen Jahren herrührenden Vorräthe los, weil sie zur Aufbewahrung übel geeignet sind; bei dem in der Dürre gewachsenen Korne findet dieser Grund nicht statt. Ueberhaupt wird nach feuchten Jahren die Thätigkeit der Kornspekulanten durch die geringe Haltbarkeit der Vorräthe

---

[1] So hat ja auch namentlich der Weizen in allen warmen Ländern größere und mehlreichere Körner, als in kalten.

[2] In England war z. B. die Ernte von 1819 eine Mittelernte; das Sinken der Preise aber trat verhältnißmäßig sehr spät ein, weil das Korn großentheils naß geerntet war, also viele Zeit gebrauchte, um für den Markt geeignet zu werden.

ſehr entmuthigt; die wohlthätige Wirkung alſo des Kornhandels, im Anfang zu ſparen, damit am Ende kein völliger Mangel eintrete, die weſentlich auf eine gewiſſe Gleichmäßigkeit der Preiſe abzielt, kann ſich nur in geringerem Grade äußern.

Uebrigens bemerke ich noch zwei ſecundäre Unterſchiede. In einem ſehr trockenen Jahre ſind die Waſſertransportmittel gewöhnlich ſchlechter, die Landſtraßen hingegen beſſer, als in einem ſehr feuchten. Freilich haben die erſteren für den Kornhandel im Ganzen mehr Bedeutung. Sodann pflegt in trockenen Jahren die Mehrzahl der ſogenannten Handelsgewächſe, namentlich auch der Wein, beſonders gut zu gerathen; dies iſt ein Vortheil für den kleinern Landmann, welcher ſich gewöhnlich am meiſten damit beſchäftigt. Für den eigentlichen Proletarierſtand iſt dagegen jetzt eine feuchte Mißernte um deßwillen minder nachtheilig, weil ſie in der Regel durch gutes Gedeihen der Kartoffeln gerade ihm einigen Erſatz liefert. Dies war z. B. an den meiſten Orten 1816 der Fall, während das trockene Jahr 1846 auch der Kartoffel bedeutend geſchadet hat.

Das eigentliche Weſen unſerer Krankheit beſteht in einem Deficit der Ernte, welches ſich im Steigen der Kornpreiſe, als dem Hauptſymptome, äußert. Wie groß nun dieſes Deficit im einzelnen Falle ſey, dies genau anzugeben, iſt eine der ſchwerſten, mehrentheils unlösbaren Aufgaben der Statiſtik. Die Maſſe des Volkes läßt ſich hier in der Regel durch ihre Beſorgniſſe zu den größten Uebertreibungen hinreißen. So behauptet z. B. Crome, ein übrigens höchſt achtbarer Schriftſteller, im Jahre 1804 habe das Hildesheimiſche nur die Hälfte einer Durchſchnittsernte gehabt. Nun herrſchten damals in ganz Niederſachſen dieſelben Witterungsverhältniſſe, und es ſtieg dennoch der Preis des Quarters Weizen auf dem Bremer Markte nur von 61 Sch. 8 D. auf 67 Sch. 6 D. Wäre die Crome'ſche Behauptung irgend begründet, ſo würde ſich nach Kapitel II. allermindeſtens eine Verdreifachung des Preiſes gezeigt haben. Glücklicherweiſe iſt die Produktion des Getreides, wenigſtens in einem mittlern Klima, von allen Rohſtoffen die bei weitem regelmäßigſte. Nach den genauen Beobachtungen Jakobs findet im ſüdlichen Europa (von 45° an), z. B. Sardinien, ein Schwanken der Kornernte höchſtens wie 10 zu 5 ſtatt; zwiſchen

45 und 55° nur wie 7 zu 5.[1] Bezeichnen wir den durchschnittlichen Weizenverbrauch in England als 240, so soll die Ernte eingebracht haben:

1816 = 180
1817 = 234
1818 = 240
1819 = 250
1820 = 320
1821 = 252
1822 = 270
1823 = 220
1824 = 230
1825 = 254
1826 = 260

Hiernach hätte sich die unerhört reiche Ernte von 1820 zu der unerhört schlechten von 1816 wie 16 zu 9 verhalten, was mir sogar nach den Preisen immer noch zu hoch scheint. (Der Bushel Weizen kostete an Mariä Verkündigung 1817 = 16 Schill. 6 Den. Michaelis 1820 = 9 Schill.) In Kursachsen betrug die Gesammternte an Korn und Kartoffeln in dem sehr guten Jahre 1803= 11,379,257 Scheffel, in dem schlechten Jahre 1804 = 10,647,132 (Rössig).

Der Eindruck einer großen Mißernte auf die Volkswirthschaft läßt sich am deutlichsten aus den gleichzeitigen Schwankungen der Volkszahl ermessen. So hatte Schweden während

[1] So ist z. B. der Buchweizen, der so ungemein wenig Bodenkraft verlangt, beinahe ganz „von der Atmosphäre lebt," eben darum auch eines der unsichersten Gewächse, vollkommen abhängig von der Witterung. Sein Ertrag, als erste Frucht, schwankt nach Burger zwischen 13 und 43, als zweite Frucht sogar zwischen 0 und 26,6. Auch der Mais ist ungemein veränderlich in seinem Ertrage; er variirt nach Humboldt zwischen dem 40- und 300fachen der Aussaat; sein Preis in Mexiko zwischen 2½ und 25 Livres per Fanega. Man wird es hiernach begreiflich finden, daß in Mexiko auf dem üppigsten Boden die Mißernte von 1784 gegen 300,000 Menschen das Leben kostete. Sehr ansprechend ist der Vorschlag, welchen ich so eben in der Deutschen Vierteljahrschrift (Nro. 37, S. 72) finde, Mais- und Kartoffelbau neben einander zu treiben. Nasse Jahre sind dem letztern, trockene dem erstern in der Regel besonders günstig; es würde hierin also eine heilsame Assecuranz liegen. Auch der Reis ist viel schwankender als das Getreide.

der beiden fruchtbarſten Jahre des vorigen Jahrhunderts 46,000 Trauungen, 182,000 Geburten und 122,000 Todesfälle; während der beiden unfruchtbarſten Jahre 38,000 Trauungen, 165,000 Geburten und 142,000 Todesfälle (Wargentin). In ſieben engliſchen Grafſchaften koſtete der Quarter Weizen

1801	1804
118 Sch. 3 Den.	60 Sch. 1 Den.

und es fanden Todesfälle Statt

55,965	44,794	(Barton).

Zu London koſtete der Weizen in den wohlfeilen Jahren 1744, 1745, 1751 und 1752 = 32 Sch. 10 Den., in den theureren Jahren 1736, 1737, 1740 und 1741 durchſchnittlich 52 Sch. 6 Den. In jener Periode kamen zuſammen 83,415, in dieſer 118,384 Todesfälle vor. So haben in Deutſchland faſt überall die Conſcriptionsjahre, welche der Theurung von 1816 und 1817 entſprachen, ein Minus von 25 Procent unter dem Durchſchnitt ergeben.[1] Insbeſondere pflegt jede große Theurung von Seuchen entweder begleitet zu ſeyn, oder doch Seuchen nach ſich zu ziehen: Typhus, Hungerfieber ꝛc., welche ihren Urſprung theils in mangelhafter, theils in ungeſunder, naturwidriger Nahrung haben. So wird verſichert, daß in Kurſachſen 1771 und 1772 die mittelbaren oder unmittelbaren Folgen der Hungersnoth 150,000 Menſchen hingerafft haben, in Böhmen 180,000.[2] Jedenfalls kamen dort beinahe 66,000 Todesfälle mehr vor, als Geburten (Leonhardi). Appenzell a. Rh. verlor 1816 und 1817 gegen 6 Proc. der Bevölkerung in Folge des Hungers (Zollikofer). — Auf ein anderes, aber doch verwandtes Gebiet weiſen folgende Zahlen hin. Die fünf theuren Jahre 1828 bis 1832 hatten im Umfange von ganz Frankreich 95,810 beſtrafte Diebſtähle; die fünf wohlfeilen 1826, 1827, 1833, 1834 und 1835 dagegen nur 88,351 (Melier). Auf den niedern Kulturſtufen äußert ſich dieſelbe Erſcheinung durch eine ſehr vermehrte Anzahl von Räubereien.

Im Ganzen darf ich glücklicherweiſe behaupten, daß die

---

[1] Ich würde hier noch mehr dergleichen Thatſachen zuſammenſtellen, wenn nicht die Deutſche Vierteljahrsſchrift Nr. 37 einen ſehr beachtungswürdigen Aufſatz darüber mitgetheilt hätte.

[2] Vgl. Langsvert Historia medica anni 1771—1772. Pragae 1775.

Mißernten selbst und ihre nächste Folge, die Kornheurungen, mit dem Steigen der nationalökonomischen Bildung immer seltener und milder geworden sind. Der Ackerbau der niedern Kulturstufen ist in hohem Grade einseitig; das strenge Dreifeldersystem z. B. schränkt seine ganze Produktion auf Winterkorn, Sommerkorn und natürlichen Graswuchs ein. Hier ist es denn freilich denkbar, daß ein Mißwachs alle Nahrungsquellen zugleich verstopft. Dagegen auf den höhern Wirthschaftsstufen, beim Systeme des Fruchtwechsels wird eine solche Mannichfaltigkeit von Gewächsen neben einander gebaut, so verschieden an Zeit, Weise und Bedingungen der Kultur, daß unmöglich alle auf einmal mißrathen können. So betrug z. B. im ehemaligen Scheldedepartement (Flandern) die Bodenfläche 357,706 Hektaren. Davon waren 1801 bestellt

mit	Weizen	32161
„	Roggen	49229
„	Gerste	16173
„	Hafer	21118
„	Bohnen, Buchweizen, Krapp	30858
„	Hopfen ꝛc.	
„	Flachs	14759
„	Hanf	2577
„	Tabak	1138
„	Kartoffeln	20216
„	Gemüse	13184
„	Raps	9583
„	Holz	42656
„	Gärten	8570
„	Wiesen	37327
„	Weiden	2236 (Schwerz).

Dies ist eine förmliche Selbstassecuranz des Ackerbaues! Wo Entwässerungs- oder Bewässerungsanstalten existiren, wo man den Boden tief umschlägt, ihn wohl gar in hohen, schmalen Beeten mit Rigolen dazwischen zusammenhäuft, da kann ein großer Theil der üblen Folgen von Dürre und Nässe verhütet werden. Aber freilich, das sind lauter Maßregeln, die sich nur bei großer Geschicklichkeit und großem Reichthum an Kapitalien

und Arbeitern bewerkſtelligen laſſen.[1] — Dazu kommt nun vor Allem noch, daß auf den niedern Kulturſtufen die Transportmittel nothwendig ſehr unvollkommen, der Kornhandel kaum vorhanden iſt. So wenig ein armes Individuum große Kornvorräthe aufſpeichern kann, ebenſo wenig ein armes Volk. Wie unglaublich klein ſind nicht z. B. die Getreidemaſſen, welche die Viſitationsberichte der Domänen Karls des Großen nachweiſen! Es iſt noch gar nicht lange her, daß die Ueberſchüſſe reicher Ernten von Preußen, Liefland, Polen ꝛc. nicht am Erzeugungsorte, ſondern in Holland aufgeſtapelt wurden. Rußland, dieſe ungeheure Kornkammer, pflegt in jedem Mißjahre der Zufuhr zu bedürfen, weil ſeine Seeſtädte, aus Mangel an Kapital, keine großen Vorräthe halten können. Es fehlt alſo auf den niedern Wirthſchaftsſtufen die Möglichkeit, den Ueberfluß reicher und den Mangel ſchlechter Ernten von Jahr zu Jahr und von Diſtrikt zu Diſtrikt auszugleichen. Rechnet man hierzu endlich, wie viel verwüſtender zwiſchen rohen Völkern die Kriege geführt werden, ſo kann die Entſetzlichkeit der mittelalterlichen Hungersnöthe nicht mehr befremden. Selbſt in Kornländern, wie z. B. Preußen, hören wir da gar häufig, daß Leichen ausgegraben und verzehrt werden, daß Eltern ihre Kinder ſchlachten und Kinder ihre Aeltern (Voigt). Im innern Deutſchlands iſt es nichts Seltenes, bei den Chroniſten zu finden, daß von einer einzigen Stadt viele hundert Menſchen Hungers geſtorben, ſich aus Verzweiflung erhenkt ꝛc. haben. Wenn in Toscana Theurung war, ſo pflegten die Städte, mit Ausnahme jedoch von Florenz, ihre Armen und Bettler hinauszuwerfen (Villani). — Da bei der geringen Arbeitstheilung nur wenig Korn für den eigentlichen Markt gebaut wurde, ſo ſtanden in guten Jahren die Kornpreiſe viel tiefer, als gegenwärtig, in ſchlechten viel höher. So galt z. B. in Frankreich der Septier Weizen nach heutigem Gelde 1351 = 39 Livres 9 Sous, 1356 = 4 Livres (Herbert). In Andaluſien koſtete die Fanega Weizen

---

[1] In Rußland werden die meiſten Fehlernten durch Trockenheit bewirkt, theils weil dieſes Reich ſo ganz vorzugsweiſe vom Oſtwinde beherrſcht iſt, theils aber auch, weil man hier allgemein ſehr ungründlich pflügt (Pallas).

1488 = 50 Maravedi
1489 = 100
1505 = 375, ja bis 600,
1508 = 306
1509 = 85 [1]

Nach heutigem Gelde berechnet, galt der Quarter Weizen in England

1238 = 14 Schill. 11 Den.
1246 = 158 „ 9 „
1257 = 198 „ 5 „
1302 = 39 „ 8 „
1315 = 198 „ 5 „
1316 = 317 „ 5 „
1317 = 436 „ 6 „ (Stowe).

Und ich habe die äußersten Extreme, weil sie mir zweifelhaft scheinen, sogar noch weggelassen! Nicht selten kostete der Weizen damals im Juni oder Juli 4 bis 5mal so viel, wie im September oder Oktober. Dergleichen wäre im heutigen England schlechterdings unmöglich. Von 1700 bis 1750 sind die Etonpreise des Bushels Weizen höchstens 11 Schill. 6 Den. gewesen, mindestens 2 Schill. 11 Den.; von 1750 bis 1800 höchstens 16 Schill., mindestens 3 Schill. 9 Den.; von 1800 bis 1835 (nach den Durchschnittspreisen der London Gazette) höchstens 15 Schill. 4 Den., mindestens 4 Schill. 11 Den. Man sieht, wie die Schwankungen immer geringer werden. Zu Hannover hat ehemals im Verlaufe derselben hundert Jahre der Himten Weizen einmal 8 Mgr. gegolten, (1656) einmal 63 Mgr. (1740). Neuerdings hingegen ist der Preis in dem sehr theuern Jahre 1817 nur etwa 4mal so hoch gestiegen, als in dem sehr wohlfeilen Jahre 1826. Wo eine Gegend alljährlich zur Korneinfuhr gezwungen ist, wie z. B. Holland — natürlich Länder auf hoher Kulturstufe — da steht der Preis allerdings ziemlich hoch, aber sehr constant, weil die sämmtlichen Produktionsländer nicht wohl zugleich eine Mißernte haben. Solchen Ländern ist eine weit verbreitete Theurung sogar nützlich, indem sie ihnen als Kaufleuten, Schiffern ꝛc. am meisten zu thun gibt.

---

[1] Memor. de la Acad. de Historia VI, 551.

So viel von dem eigentlichen Kerne der Krankheit und ihrer Hauptwirkung. Es bleiben uns aber noch einige secundäre Wirkungen zu betrachten übrig, deren Unbequemlichkeit kaum geringer ist, als die des Hauptübels.

1) Wie werden die Preise aller übrigen Waaren durch die Korntheurung afficirt? Wir müssen hier die nothwendigen und überflüssigen Güter unterscheiden. Nach allen Lebensmitteln, welche durch Nahrhaftigkeit und Wohlfeilheit als Surrogat des Getreides gelten können, ist natürlich eine sehr verstärkte Nachfrage; so z. B. werden Kartoffeln in der Regel verhältnißmäßig ebenso theuer werden, wie Korn. Dagegen ist dies mit feinern Speisen, Leckerbissen durchaus anders. Marcipan wird Niemand kaufen, um seinem Brodmangel abzuhelfen; ja, der Preis des Marcipans fällt wohl gar, weil manche Personen, die sonst davon gegessen hätten, jetzt ihre Nachfrage auf das Nothdürftigste einschränken. Während sich z. B. neuerdings in vielen Gegenden von Deutschland die Getreidepreise verdoppelt haben, ist der Preis des Rindfleisches nur um 5 bis 6 Procent gestiegen. Je gleichmäßiger indessen das Vermögen der Nation vertheilt ist, je mehr der Mittelstand überwiegt, desto mehr kann auch das Fleisch als Brodsurrogat betrachtet werden.[1] — Eben daher rührt es auch, daß unter übrigens gleichen Umständen der Roggen weit mehr im Preise steigt, als der Weizen, indem viele Weizenesser zu Roggenbrod übergehen, nicht aber umgekehrt. Alle Kleidungsstücke, Hausgeräthe ꝛc. haben am Ende nur eine sehr bedingte Nothwendigkeit; die Befriedigung solcher Bedürfnisse läßt sich in der Regel wenigstens hinausschieben. Es ist deßhalb sehr begreiflich, daß in Theurungszeiten die Nachfrage nach diesen Waaren abnimmt, und der Preis unter Umständen demgemäß sinken kann. Wenn zugleich die Frachtpreise bedeutend

---

[1] Ein gewisses Höherwerden der Fleischpreise findet sich übrigens in und ganz besonders nach den meisten Theurungsjahren. Die Mästung ist da gewaltig erschwert; viele Bauern darben ihrem Viehstande an der nöthigen Nahrung ab. Da entstehen denn gar leicht Viehseuchen. In Ostfriesland starben allein 1770 und 1771 über 51,000 Rinder; vom Oktober 1769 bis März 1782 hat diese kleine Provinz über 127,000 Stück Rindvieh verloren, deren Werth auf mindestens 1¼ Million Thaler geschätzt wurde (Wiarda).

in die Höhe gehen, so bedarf dieser Umstand keiner besondern Erklärung: es können dadurch aber auch die Preise vieler ausländischen, zumal überseeischen Rohstoffe mitgesteigert werden.

2) Mit der letzterwähnten Thatsache hängt es zusammen, daß beinahe jede Theurung von sogenannten Geld- oder Handelskrisen, richtiger Produktionskrisen begleitet ist. Man versteht darunter bekanntlich Stockungen des Verkehrs, welche aus einem zeitweilig bedeutenden Uebergewichte der Produktion über die Consumtion herrühren. In unserm Falle ist die Ursache zwiefacher Art. Durch den geringern Ertrag der Ernte, sowie durch die vielen, sonst nicht nothwendigen Korntransporte und Handelsoperationen, wird das Nationaleinkommen überhaupt vermindert; das Volk im Ganzen, also z. B. fremden Völkern gegenüber, kann weniger kaufen, als gewöhnlich. Dazu kommt dann noch, in Folge der hohen Kornpreise, eine Umwälzung in der Vertheilung des Einkommens, welche nicht ohne Einfluß auf die übliche Waarennachfrage bleiben kann. Zwar gewinnen durch diesen zweiten Umstand die Getreideproducenten genau ebenso viel, wie die Getreideconsumenten verloren haben; aber es ist sehr zweifelhaft, ob jene nun ihre Mehrnachfrage gerade denselben Waaren zuwenden, von welchen diese, in Folge ihrer verringerten Zahlungsfähigkeit, sich zurückgezogen haben. Jedenfalls kann die Mehrzahl der Kornproducenten ihren Gewinn erst vollständig überschlagen, wenn die Theurung beinahe zu Ende ist, während die Consumenten ihren Verlust sogleich fühlen. — In theurer Zeit empfangen die Banken, diese großen Reservoirs der nationalen Ersparnisse, weniger Zufluß, als gewöhnlich; eine Menge Depositen wird ihnen wohl gar aufgekündigt. Natürlich können sie nun ihrerseits Handel und Gewerbe nicht mehr wie bisher unterstützen: sie erhöhen ihren Discont, beschränken den Kreis ihres Creditgebens ꝛc. Nun tritt gewöhnlich noch die Nothwendigkeit hinzu, für eingekauftes Getreide starke Baarsendungen ins Ausland zu machen. Da ist denn meistens der Sturz sehr vieler unsoliden Spekulanten nicht länger zu vermeiden, und die Krise stellt sich ein, unabsehbares Elend in ihrem Gefolge.

3) Wer die Elemente des Arbeitslohnes kennt, der weiß, daß eine dauernde Vertheurung des Getreides in der Regel auch

eine entſprechende Lohnerhöhung nach ſich zieht. Bei vorübergehenden Theurungen iſt dies leider nicht der Fall. Der Arbeiter kann ſeinen Lohn nur durch Verminderung des Angebotes ſteigern. Das iſt nun auf die Dauer von Generationen ſehr wohl möglich durch Auswanderung, Verminderung der Ehenzahl, Ausſterben der arbeitenden Klaſſe. Für den Augenblick dagegen iſt der Arbeiter meiſtens gezwungen, ſeine ganze Arbeitskraft zu Markte zu tragen; im Momente der Theurung kann er am wenigſten davon zurückziehen. Ja, es iſt eine ihrer ſchlimmſten Seiten, daß ſie den Lohn poſitiv herabzudrücken ſucht. Eine Menge von Perſonen, die ſonſt viele Arbeit kaufen konnten, ſind nunmehr durch die Theurung der Lebensmittel davon abgehalten. Wer ſonſt vielleicht zwei Dienſtboten hatte, muß nun den einen entlaſſen; wer ſonſt drei Anzüge im Jahr verbrauchte, ſchränkt ſich jetzt auf zwei derſelben ein, und nöthigt ſo den Schneider, einen Geſellen weniger zu halten. Auch die obenerwähnte Produktionskriſe verringert die Nachfrage nach Arbeitern.[1] Und auf der andern Seite vergrößert ſich das Angebot: viele Menſchen, die ſonſt eben nicht für Geld arbeiteten, ſehen ſich jetzt dazu gezwungen; die bisherigen Arbeiter ſtrengen ſich in der Noth ſtärker an. So koſtete denn in England, eine Elle Muſſelin weben zu laſſen, 1790, wo der Weizenpreis 56 Schill. für den Quarter betrug, 15 Den.; 1812 dagegen, bei einem Weizenpreiſe von 120 Schill., nur 6 Den. (Torrens). In beſonders wohlfeilen Jahren natürlich Alles umgekehrt.

Vergleichen wir hiermit noch die allgemeine Erfahrung, daß, je ärmer jemand iſt, ein deſto größerer Theil ſeines Einkommens auf Lebensmittel verwandt werden muß, ſo wird die große politiſche Gefahr jeder bedeutenden Theurung, zur Genüge einleuchten. An und für ſich freilich kann ſie höchſtens lokale Aufſtände ꝛc. veranlaſſen; aber was irgend an ſonſtigen Gährungsſtoffen vorhanden iſt, wird durch ſie ungemein viel entzündlicher. Umwälzungspläne finden eine Unzahl bereitwilliger Hände. So war in England 1648 u. fg., in Frankreich 1788 eine ſchwere

[1] Rührt die Theurung von ſehr ſtarker Kornausfuhr her, ſo kann der gewöhnliche Erfolg durch die alsdann überaus günſtige Lage der Landwirthe und deren Nachfrage nach Arbeit aufgewogen werden.

Theurung. So haben in Rußland mehrere Fehlernten zu Anfang des 17ten Jahrhunderts wesentlich dazu beigetragen, daß die Herrschaft des Boris Godunow untergraben wurde, und die Umtriebe des falschen Demetrius Anklang erhielten. So ist auch in unsern Tagen sehr zu fürchten, daß die überall zerstreuten Samenkörner des Socialismus und Communismus während der Theurungsjahre mächtigen Zuwachs erhalten. Ein Grund mehr zur äußersten Vorsicht in der Behandlung des Uebels.

Wir sahen vorhin, daß der Kornmangel und die Kortheurung gegenwärtig minder gefährlich sind als während des Mittelalters, überhaupt auf den niedern Kulturstufen. Mit den letztgenannten secundären Uebeln ist es natürlich umgekehrt: je complicirter die Arbeitstheilung, desto häufiger und ärger eine solche Krise.

Uebrigens leuchtet von selbst ein, wie sehr ein strenger Winter sowohl die primären als die secundären Uebel der Theurung verschlimmern müsse. Die Kälte an sich vergrößert den Speisebedarf für Menschen und Vieh; sie zwingt das letztere, früher die Weide zu verlassen und später zu ihr zurückzukehren. Indem sie der Nahrungsnoth noch eine andere, die Feuerungsnoth, hinzufügt, muß sie den Arbeitslohn verhältnißmäßig noch tiefer herabdrücken; viele Arbeiten, zu denen ökonomisch allenfalls Gelegenheit wäre, werden physisch von ihr unterbrochen. Der so dringend nothwendige und ohnehin so schwierige Korntransport, namentlich die überseeischen Einfuhren werden noch mehr gehindert. Man wird hiernach beurtheilen können, wie sehr es die Mißernten am Ende des vorigen Jahrhunderts erschweren mußte, daß vier strenge Winter fast unmittelbar auf einander folgten: 1794/95, 1796/97, 1798/99 und 1799/800.

V.

An die Spitze der ganzen Therapie muß ich einen wichtigen, unzweifelhaften, aber doch unzähligemal verkannten Satz stellen: Das Uebel, welches wir bekämpfen wollen, besteht im Mangel des Korns; der hohe Preis desselben ist nur ein Symptom, und zwar ein wohlthätiges Symptom, eine heilsame Krise. Da die Zufuhr aus der Fremde, wie wir gesehen haben, selbst im besten Fall eine sehr geringe Quote bildet, so kann der

Hungertod des ganzen Volkes nur durch sparsamere Consumtion im Innern verhütet werden. Der überwiegenden Mehrzahl aber läßt sich die Sparsamkeit nur durch theure Preise einschärfen, sehr theure, weil es sich hier um eine so schwer entbehrliche Waare handelt. Es ist daher im höchsten Grade wünschenswerth, daß die Preise jeder Schwankung von Bedarf und Vorrath genau entsprechen, beides natürlich vom Standpunkte einer weisen Vorsicht aus beurtheilt. Wo der Bedarf bis zur nächsten Ernte groß, der Vorrath aber klein ist, da sind hohe Preise nicht bloß nothwendig, sondern auch nützlich; trüben sich die Ernteaussichten, so müssen sie, im wahren Interesse des Volkes, noch höher werden. Ein Staatsmann also, welcher die Preise künstlich zu drücken sucht, anstatt das Verhältniß zwischen Bedarf und Vorrath günstiger zu gestalten, ist genau in demselben Sinne Quacksalber, wie ein Arzt, welcher heilsame kritische Ausscheidungen mit roher Gewalt zurückdrängt; so z. B. bei der Epilepsie die Krämpfe, beim Podagra die Gichtknoten, bei Hämorrhoiden die Blutergüsse.

Für das natürlichste und wirksamste Heilmittel gegen Theurungen muß ein lebhafter, kapitalreicher und intelligenter Kornhandel gelten. Der Pöbel freilich, auch der vornehme Pöbel, urtheilt in der Regel umgekehrt; ihm sind die Kornwucherer oft die einzige, jedenfalls die mitwirkende, verschlimmernde Ursache der Theurung. Daher das heftigste Odium gegen den Kornhandel überhaupt, welchem jede Bewegung erschwert, jeder Gewinn beneidet wird. Ich denke, dies ist ganz etwas Aehnliches, als wenn einem Kinde vielleicht ein Schaden soll verbunden werden; auch das Kind glaubt da wohl, der Chirurg sey die Ursache seiner Schmerzen, es schilt und schlägt ihn, weil er zunächst damit in Berührung kommt.

So viel leuchtet gewiß Jedem ein, daß nur der Kornhandel im Stande ist, den Ueberfluß guter und den Mangel schlechter Ernten gegen einander auszugleichen, und so die nothwendige wechselseitige Assecuranz der Distrikte und Jahre zu bewerkstelligen. Wenn der Staat selbst oder die Grundbesitzer dies Geschäft übernehmen, so thun sie es eben auch als Kornhändler. Ohne Kornhandel würde nach einer guten Ernte der Preis viel tiefer sinken, oft zum schweren Drucke des Landvolks; eine Menge Nahrungs-

mittel würden muthwillig vergeudet werden, schon durch stärkeres Aussieben des Mehls, sorgloseres Aehrenlesen ꝛc. In Fehljahren dagegen würde der Mangel noch viel größer seyn, von außen her keine Zufuhr erfolgen, und der Preis viel höher steigen. Wie sehr der Kornhandel dazu beiträgt, die Preise gleichmäßiger zu gestalten, sieht man recht deutlich in Spanien, wo er noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in den schwersten Fesseln lag. Auf dem Markte von Medina di Rio Seco in Leon galt die Fanega Weizen im Mai 1800 = 28¾ Realen

" 1801 = 43 "
" 1802 = 65¾ "
" 1803 = 64 "
" 1804 = 155 "

Nun ist aber ein starkes Schwanken der Preise bei jeder Waare ein Unglück, entweder für die Producenten oder für die Consumenten; wie viel mehr bei der wichtigsten Waare der ganzen Volkswirthschaft!

Ja, werfen manche ein (z. B. Necker), gleichmäßiger mögen die Preise durch den Kornhandel immerhin werden, aber auch im Durchschnitte höher, weil nun der Arbeitslohn und Kapitalzins einer Menge von Mittelspersonen muß darauf geschlagen werden. Die meisten Gesetzgebungen haben deßhalb noch im 17ten und 18ten Jahrhundert geradezu den Zweck verfolgt, den Kornhandel zu verhüten; jeder Consument sollte nur unmittelbar vom Producenten kaufen. In England erklärte Eduard VI. (5. u. 6. Edw. VI., c. 14) jeden Ankauf von Getreide zum Wiederverkauf für ungesetzlich; im Wiederholungsfalle standen Pranger, ewiges Gefängniß und Confiskation des Vermögens darauf. Späterhin wurde das Gesetz milder, bis endlich unter Karl II. (15. Charles II., c. 7) das Aufspeichern und Wiederverkaufen von Getreide erlaubt wurde, doch unter der Beschränkung, daß man nur bei einer gewissen Niedrigkeit des Preises kaufen, und nicht vor Ablauf von drei Monaten auf demselben Markte wieder verkaufen durfte. Diese Bestimmungen, wenn auch praktisch längst außer Kraft, waren doch juristisch, wenigstens noch vor kurzem, nicht aufgehoben. Die Ansicht der Pandekten (L. 6. D. 47,11.), daß eigentlich jeder Kornhandel Wucher sey, wird noch von unsern Reichspolizeiordnungen und

ſelbſt vom preußiſchen Landrechte getheilt. Wie viele Geſetze reden von der „Aufkäuferei" als etwas unbedingt Verwerflichem![1] Schon Adam Smith hat die Zweckwidrigkeit ſolcher Maßregeln bewieſen. Sie widerſprechen geradezu dem großen Principe der Arbeitstheilung. Wie mangelhaft werden ſich jetzt Angebot und Nachfrage begegnen! Die Noth hier vielleicht des Producenten, dort des Conſumenten wird die Preiſe lediglich zur Sache des Zufalls machen, ohne alle vernünftige Rückſicht auf Bedarf und Vorrath im Allgemeinen. Welche Unzahl vergeblicher Wege und Transporte wird dem ganzen Geſchäfte dadurch aufgebürdet! was den Preis der Waare bedeutend ſteigern muß, wenn nicht nominell, an Gelde geſchätzt, ſo doch reell. Vermehren natürlich kann das Geſetz weder die Zeit und Geſchicklichkeit, noch das Kapital des Landmanns. Er wird alſo gezwungen, einen Theil ſeines Vermögens und ſeiner Arbeit einem Geſchäfte zuzuwenden, das er weder verſteht noch liebt, und ſeine Wirthſchaft im Ganzen dadurch zu zerſplittern. Denn ich wiederhole es, wenn der Bauer Korn aufſpeichert, ſo thut er eben nur das Geſchäft des Kaufmanns; aber mit dem großen Unterſchiede, daß jener gezwungen, ohne Sachkenntniß und Gelegenheit, vielleicht mit 10 Procent jährlicher Unkoſten das Publikum bedient, dieſer als Mann von Fach und vielleicht mit 5 Procent Koſten. Jede neue Mittelsperſon, die als ſolche und freiwillig vom Verkehre anerkannt wird, begründet einen Fortſchritt der Arbeitstheilung, und macht hiermit den Preis niedriger.[2] Gerade wo die großen Gutsbeſitzer ihre Produkte ſelbſt verſchließen, wie vormals in Spanien, wird am blindeſten und rückſichtsloſeſten das Princip verfolgt, beim Steigen des Preiſes die Vorräthe zurückzuhalten. Da man überdies noch die Bäcker und Müller unmöglich dem Verbote der „Aufkäuferei"

---

[1] So heißt es im preußiſchen Landrecht: „Wer durch Auf- und Verkäuferei Lebensmittel... vertheuert,.... ſoll.. nachdrücklich geſtraft werden. Bei gleicher Strafe darf kein Mäkler.... zur Steigerung des Preiſes der gemeinen Lebensbedürfniſſe ſich gebrauchen laſſen." Alle dergleichen Verordnungen ſind am 20. November 1810 aufgehoben.

[2] Sollten ſich jemals zu viele Menſchen auf den Kornhandel werfen, und ſo dem Publikum unnütze Dienſte aufdrängen, ſo kann dieſes ja immer an die Quelle unmittelbar gehen.

ſtrenge unterwerfen kann, ſo haben alle jene Geſetze faktiſch nur den Erfolg gehabt, dieſen kleinern, aber zunftmäßig verbundenen Kornhändlern eine Art Monopol zu ſichern.

Viele, Schriftſteller wie Regierungen, haben deßhalb für gewöhnliche Zeiten den Nutzen des Kornhandels anerkannt; in Theurungsjahren aber, behaupten ſie, habe derſelbe regelmäßig das Beſtreben, zu hohe, unbillige Preiſe anzuſetzen. Namentlich ſey das Aufkaufen während der Theurung ſelbſt doch nur aus unſittlicher Spekulation auf die allgemeine Noth zu erklären. Es war daher in Frankreich, zur Zeit des ancien régime, eine ſehr gewöhnliche Maßregel, während der Theurung Commiſſäre auszuſenden, die alle Kornvorräthe aufſtöbern und auf den Markt führen mußten; nur ſoviel durften die Eigenthümer zurückbehalten, als für ihren eigenen Hausbedarf bis zur nächſten Ernte nöthig war.[1]

Ich will es dahingeſtellt ſeyn laſſen, ob die ſogenannte öffentliche Meinung, wenn ſie von unbillig hohen Preiſen redet, jedesmal Recht hat. Nur zu leicht vergißt man dabei die ſchweren Auslagen und die große Gefahr des Kornhandels. Waren vielleicht die ſechs vorhergehenden Jahre mit guter Ernte geſegnet, ſo mußte er jedesmal froh ſeyn, wenn er ſeinen Vorrath zum Einkaufspreiſe wieder losſchlagen konnte. Macht er nun auch im ſiebenten Jahre vielleicht 70 Procent Gewinn, ſo iſt das in Wahrheit doch nur ein ſehr mäßiger Handelsgewinn von nicht einmal 10 Procent jährlich. Jedenfalls aber iſt kein Grund, die Kornhändler für ſchlechtere Menſchen zu halten als die übrigen Kaufleute. Sie alle, wie auch die Gewerbetreibenden, die Landleute, kurz wie jeder im Verkehr beſchäftigte Menſch, ſuchen zunächſt ihren Vortheil; ſie wollen möglichſt wohlfeil kaufen, möglichſt theuer verkaufen. Nun hat es aber der Schöpfer der menſchlichen Geſellſchaft ſo eingerichtet, daß jedes Mitglied derſelben in der Regel ſeine eigenen Bedürfniſſe um ſo beſſer befriedigt, je mehr es Andern zur Befriedigung der ihrigen verhilft. Wer die beſten Fabrikwaaren am wohlfeilſten liefert, wird auf die Länge der reichſte Fabrikant werden u. ſ. w. Dies iſt

[1] Im Jahre 1804 hörte man nicht ſelten den Vorſchlag, die Kornvorräthe mit ſchweren Steuern zu belegen.

die nationalökonomiſche Verſöhnung von Eigennutz und Gemeinſinn! So läuft denn auch zum Glück der wahre Nutzen des Kornhändlers mit dem des Publikums in derſelben Richtung. Beide ſind gleichmäßig dabei intereſſirt, daß immer die geeigneten Kornmaſſen auf den Markt kommen und zum geeigneten Preiſe vertheilt werden. Die Frage, was denn „geeignet" iſt, beantwortet ſich aus dem Verhältniſſe des Vorraths zum augenblicklichen und vorausſichtlichen Bedarfe. Brächte der Kaufmann aus irriger Spekulation oder falſch verſtandener Menſchenliebe mehr auf den Markt und zu wohlfeileren Preiſen, ſo würde das Publikum zwar augenblicklich davon Genuß haben, nachher aber ſtatt der Theurung eine Hungersnoth leiden; der Kaufmann zugleich verlöre an ſeinem Gewinn. Käme zu wenig auf den Markt und zu theuer, ſo behielte der Spekulant einen zu großen Theil ſeines Vorraths für ſich, der alsdann in Folge der nächſten Ernte faſt preislos werden könnte. So müſſen beide Theile auf dieſelbe Art wünſchen, daß die tägliche, wöchentliche, monatliche Verzehrung genau dem wirklichen und muthmaßlichen Vorrathe entſpricht. Sollte ja ein Irrthum unvermeidlich ſeyn, ſo iſt es gewiß zehnmal beſſer, etwas zu viel als zu wenig Vorſicht zu üben, gerade wie ein Schiffskapitän, welchen auf der See eine tiefe Windſtille überfällt, und der nun ſeine Mannſchaft auf kleinere Portionen ſetzen muß, trotz alles Gemurres beſſer daran thut, auf eine ungewöhnlich lange, als eine ungewöhnlich kurze Dauer des Uebels zu rechnen. Ein Fehler im erſten Falle wird freilich durch unnöthige Entbehrungen, im zweiten Falle aber durch Hungertod beſtraft. [1]

Allerdings haben wir oben geſehen, daß eine Verminderung des Kornvorraths ſeinen Beſitzern zuweilen abſolut vortheilhaft

---

[1] Necker ſtellt folgende Rechnung auf. Geſetzt, in einem Lande mit 24 Millionen Einwohnern, das alſo 48 Millionen Septiers Getreide nöthig hat, fehlen an der Ernte 400,000 Septiers, d. h. der jährliche Bedarf von 200,000 Menſchen. Bemerkt man dies gleich im Anfange, ſo laſſen ſich die 200,000 Portionen leicht auf das Ganze vertheilen; bemerkt man es am Ende des vorletzten Monats, ſo hält dies mit 2,400,000 Portionen ſchon ſehr viel ſchwerer; noch ſchwerer am Ende der vorletzten Woche, wo 10,400,000 Menſchen hungern würden. Käme dagegen das Minus erſt am vierten Tage vor Jahresſchluß zum Vorſchein, ſo müßte die ganze Nation verhungern.

seyn kann, daher man wohl fürchtet, es möchten die Kornhändler insgeheim eine Verabredung treffen, wodurch ein Theil des Getreides ganz dem Verkehr entzogen, wohl gar künstlich vernichtet würde. Gewiß eine unbegründete Furcht! Vergesse doch Niemand, daß es sich hier um eine Waare handelt, die für je eine Million Menschen leicht 20 und mehr Millionen Thaler werth ist. Wenn nicht alle Kornbesitzer, auch die ausländischen mitgerechnet, dieser Verschwörung beitreten, so würden die Theilnehmer ganz gewiß mehr Schaden als Gewinn haben. Auch kann von einer so voluminösen Waare, wie das Getreide, unmöglich eine große Quantität insgeheim vernichtet werden. Wenn man in Theurungsjahren so oft verdorbenes Korn auf den Böden gefunden hat, so ist dies selten genug einer bösen Absicht zuzuschreiben. In der Regel haben die Besitzer, geängstigt durch die Inquisitionen und Zwangsmaßregeln der Behörde, oder durch den Haß des Pöbels, ihre Waare versteckt und darüber ist sie zu Grunde gegangen. Sollte irgendwo eine Conspiration der Kornhändler die Preise künstlich erhöhen, so würde ja an dem so überlandesüblichen Gewinne jeder andere Kapitalist Theil nehmen können, und diese Concurrenz die Preise wiederum erniedrigen. Träten alle Kapitalisten bei, so müßte sich die Volksconsumtion in jedem andern Zweige vermindern; dies würde den Zinsfuß von Seiten der übrigen Kapitalverwendungen her ebenso stark drücken, wie er sich von Seiten des Kornhandels gehoben hätte.

Aus diesem Gesichtspunkte läßt sich auch das Aufkaufen während der Theurung selbst vollkommen rechtfertigen. Die Preise stehen zwar hoch, aber nach der Ansicht des Spekulanten noch nicht so hoch, wie es die wahre Lage des Marktes erforderte. Er kauft nur, weil er ein Steigen erwartet, d. h. weil er vorauszusehen glaubt, daß die Fortdauer der gegenwärtigen Consumtion die Noth vergrößern müsse. Der Verkäufer natürlich hat die entgegenstehende Ansicht. Wer von beiden Recht gehabt, wird sich vollständig erst zur Zeit der Ernte entscheiden. Die falsche Spekulation wird beim ersten durch ein Damnum emergens, beim zweiten durch ein Lucrum cessans geahndet. Das Publikum hat auf die Dauer in keinem Falle Schaden: wenn vielleicht augenblicklich der Preis zu sehr in die Höhe

steigt, so werden die so gesparten Vorräthe ihm nach der Ernte durch ein entsprechendes Sinken zu gute kommen. Alles Aufkaufen geschieht ja nur in Rücksicht auf den Wiederverkauf; und je größer die Vorräthe sind, welche die Aufkäufer zusammengebracht haben, desto mehr wird ihre Concurrenz dermaleinst den Preis herabdrücken.

Man sieht hiernach ein, daß die Furcht des Volkes vor dem sogenannten Kornwucher eben nur eine Abart der Gespensterfurcht ist. Die römischen Zwölftafelgesetze verboten bei Strafe das Bezaubern fremder Kornfelder.[1] Karl der Große schrieb die Theurung von 795 bösen Geistern zu, welche die Körner aus der Aehre verzehrt hätten; als Hülfsmittel dagegen wurde strenge Einhaltung der Zehntpflicht anbefohlen.[2] Hagelschlag sollten gewöhnlich Hexenmeister, die sogenannten Tempestarii, veranlaßt haben. Wenn die alten Russen im 11ten Jahrhundert Theurung hatten, so pflegten sie es gleichfalls Zauberern oder Hexen zuzuschreiben. Es zogen dann Aufruhrprediger umher mit der Behauptung, die alten Weiber hätten das Korn, die Fische ꝛc. in sich hinein gehext; sie schnitten die Kleider solcher Unglücklichen auf, holten durch Taschenspielerkünste etwas Korn heraus, und erschlugen sie endlich, erpreßten Geld von ihnen ꝛc. (Karamsin). Seit dem Abkommen der Hexenprocesse hält man sich an die Kornhändler. So verfehlt z. B. der berühmte Polizeischriftsteller de la Mare fast bei keiner Theurung anzugeben, die Ernte freilich sey recht übel gewesen, aber noch so große Vorräthe in den Magazinen, daß nur der schändliche Kornwucher die Preise habe so hoch treiben können. Bei einem andern französischen Schriftsteller entsinne ich mich des bezeichnenden Ausdrucks: „Schwärme von Monopolisten.“ Welch eine contradictio in adjecto! Nichts war in dieser Hinsicht widerlicher als die zahllosen Deklamationen gegen Kornwucher, mit denen im Vorsommer 1846 so viele deutsche Zeitungen erfüllt wurden. Die ganze Theurung sollte künstlich seyn, die Natur in üppigster Gabenfülle prangen, während doch schon damals die wahrlich nicht günstigen Aussichten für die Ernte

---

[1] Seneca Nat. Quaest. 4.

[2] Capit. I, 267. Baluz.

ſparſame Conſumtion dringend hätten gebieten ſollen. Ich erfahre jetzt aus Bremen, daß viele dortige Kaufleute früher und ſtärker an Zufuhr würden gedacht haben, wenn ſie nicht eben durch dies Geſchrei über den wahren Ausfall der Ernte ganz irre gemacht worden wären. Die Mehrzahl der Laien kann ſich gar nicht denken, daß nach ein paar guten Ernten nicht ungeheure Kornvorräthe übrig ſeyn müßten. Und doch iſt ſogar in England, alſo dem kapitalreichſten, handelsgeübteſten Staate der Welt, zur neuen Erntezeit der Ueberreſt der frühern Jahre höchſt ſelten größer, als die Conſumtion von drei Monaten erfordert (Tooke). Als Jacob 1825 die Kornländer im nordöſtlichen Europa bereiste, hörte er faſt von jedem Landwirthe die Ueberzeugung ausſprechen, daß für mehrere Jahre Vorrath da ſeyn müßte; ſelbſt freilich hatte keiner irgend bedeutende Kornmaſſen, aber jeder ſetzte ſie bei ſeinen Nachbarn voraus. Im Vaterlande Adam Smiths iſt die öffentliche Meinung hierüber viel aufgeklärter. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts ſchrieb man auch dort jede Theurung den wucheriſchen Verabredungen der Pächter zu, [1] während 1818 das Edinburgh Review mit gerechtem Stolze verſichern konnte, ſolche Anſichten würden ſelbſt im Munde eines Schulknaben nicht mehr geduldet werden. [2]

Der Nutzen der Wahrheit iſt im vorliegenden Falle deutlich genug. Jedes nothwendige Gewerbe, das von der Volksmeinung beſchimpft, von der Polizei gefeſſelt, wohl gar durch Pöbelaufſtände gefährdet wird, verlangt und erhält unfehlbar einen höhern Arbeitslohn und Kapitalzins. Auch iſt es gewiß nicht gleichgültig, wenn das öffentliche Odium — das übrigens in England, Holland, Hamburg, kurz allen wahrhaft ausgebildeten Handelsländern gar nicht exiſtirt — die ehrenwerthen Kaufleute

---

[1] Wilberforce meinte namentlich, die Ernte von 1799 ſey nur um ein Viertel geringer, als im Durchſchnitt, der Preis aber um ein Drittel höher, alſo —. Viele beſchuldigten die Pächter des Jacobinismus!

[2] Leider iſt in dieſen Tagen ein arger, obwohl Gottlob nur iſolirter Rückſchritt gethan worden, indem ein Hauptführer der Agrikulturpartei, Lord George Bentinck, ſich nicht geſchämt hat, den craſſeſten Vorurtheilen über Kornwucher, und noch dazu in der roheſten Form, vor dem verſammelten Unterhauſe das Wort zu reden. Indeſſen hat dieſe Blame bisher, wie geſagt, noch keinen weitern Anklang gefunden.

aus einem hochwichtigen Gewerbe vertreibt, und nur Schwindler, Schacherer und ehrlose Menschen darin zurückläßt.

VI.

Ob der Kornhandel zur Erfüllung seiner großen Aufgabe schon reif ist; ob Geschicklichkeit, Kapital und Concurrenz der Kaufleute, Theilnahme des Publikums hinreichend entwickelt sind: das erhellt mit Sicherheit aus einer ziemlich leichten Beobachtung des Marktes. Sieht man gleich nach der Ernte bis zum vollendeten Ausdrusch des Kornes übermäßige Vorräthe auf den Markt strömen, hernach aber bis zur neuen Ernte so gut wie nichts, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß sich zwischen Producenten und Consumenten noch kein vermittelnder Handelsstand gebildet hat. In diesem Falle muß die Fürsorge des Staates mit Magazinen aushelfen. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich in gar vielen Zweigen der Volkswirthschaft, daß nothwendige Anstalten, für welche die Privatindustrie noch nicht reif ist, vorläufig durch den Staat müssen getroffen werden. Ich erinnere nur an die bekannten Beispiele des Mühlen-, Fahrpost- und Wegeregals. Bei allen dergleichen Anstalten ist der Uebergang in Privathände nicht bloß Symptom eines großen Fortschrittes, sondern auch wieder Ursache eines neuen. Privatunternehmer, weil sie unmittelbarer bei dem Erfolge ihrer Arbeit interessirt sind, als Staatsbeamte, pflegen die Marktverhältnisse richtiger zu beurtheilen, und das Bedürfniß des Publikums nicht bloß sorgfältiger,[1] sondern auch wohlfeiler zu befriedigen. Man täusche sich nicht über die scheinbar größere Wohlfeilheit der Kornverkäufe aus Regierungsmagazinen: sie sind wohlfeiler gewöhnlich für den Käufer, weil der Verkäufer dabei verlieren will; allein wer bezahlt am Ende diesen Verlust? doch nur das Volk im Allgemeinen.

So kann ich denn Staatsmagazine, überhaupt Staatskornhandel, nur auf den mittlern und niedern Stufen der Volkswirthschaft für recht indicirt halten. Hier

---

[1] So wird das Landvolk z. B. durch Privatkaufleute weit strenger zur Lieferung guter Waare angehalten, als durch Staatsbehörden.

aber mögen ſie ungemein wohlthätig ſeyn. Im ſpätern Mittelalter war beſonders die Unſicherheit des Landfriedens eine Veranlaſſung dazu: jede Stadt beinahe mußte Magazine halten, zunächſt gegen Belagerungen, dann auch gegen Theurung. Späterhin beruhte das Magazinweſen vorzugsweiſe auf den landesherrlichen Domänen, die meiſtens nicht verpachtet, ſondern nur adminiſtrirt werden konnten. Wo es noch heutzutage Regierungsmagazine gibt, da werden ſie regelmäßig aus den Naturalabgaben des pflichtigen Bauernſtandes gefüllt, alſo gleichfalls einem Reſiduum mittelalterlicher Verhältniſſe. Freilich ſind die Unkoſten insgemein ſehr bedeutend; wie Turgot ſagt, iſt Niemand dabei intereſſirt, daß der Staat wohlfeil, Jedermann, daß er theuer bedient werde. Wenn für Deutſchland auch nur ein Fünftel des Kornbedarfs aufgeſpeichert werden ſollte, ſo wären dies nach Rau 54 Mill. Scheffel; alſo beim Einkaufspreiſe von 150 Mill. Gulden mindeſtens 6 Mill. jährlicher Zinſenverluſt. Wie viel aber mit Hülfe einer tüchtigen Magazinverwaltung genützt werden kann, davon hat der große Friedrich 1771 ein glänzendes Beiſpiel gegeben.[1] Die techniſche Einrichtung ſolcher Magazine (wo ſich unterirdiſche Silos nach dem Vorbilde des Barons Terneaux zu St. Ouen am meiſten empfehlen, zumal in einer trockenen Gegend) darf hier übergangen werden. Wohl aber muß ich den nationalökonomiſchen Wunſch ausſprechen, daß die Regierung ihre größten Magazine da aufſtelle, wo man von der Zufuhr, namentlich der überſeeiſchen, am weiteſten entfernt iſt. Hiernach hatte z. B. Hannover ehemals ſeine meiſten und anſehnlichſten Magazine in den Fürſtenthümern Göttingen und Grubenhagen. Ob der Staat beſſer daran thäte, dieſe ganze

[1] Während der Scheffel Roggen damals in Böhmen und Sachſen 5 Thaler koſtete, ſoll er in Preußen meiſt nur 2 Thaler gegolten haben. An 40,000 Bauern flüchteten ſich, um der Hungersnoth zu entgehen, aus den Nachbarländern nach Preußen (Oeuvres posthumes V, 148). Friedrichs Magazine ſollten urſprünglich nur den Bedarf des Heeres befriedigen, ſpäterhin erklärte er ſie für einen Hauptgegenſtand jeder guten Staatsverwaltung (O. P. VI, 80). — Uebrigens werden ſelbſt die größten Magazine für zwei Mißernten hinter einander ſchwerlich ausreichen. In Heſſen z. B. gelang es mit ungeheuren Opfern 1771 allerdings, ein Jahr lang die Preiſe niederzuhalten; alsdann aber ſtellte ſich auch hier die volle Theurung ein (Zarthier).

Angelegenheit den Gemeinden zu überlaſſen,[1] iſt ſehr zweifelhaft. Größere Wohlfeilheit der Adminiſtration wäre dadurch allerdings erreichbar, aber nur auf Koſten der Planmäßigkeit und Conſequenz. Gar leicht könnte ſo ein allgemeiner Korn- und Sperrekrieg der Gemeinden unter einander entzündet werden, der alle Uebel der Theurung verdoppelte, und wobei die ärmſten, alſo hülfsbedürftigſten Theile des Staats am meiſten bedrängt würden.

Jedenfalls darf die Regierung nie vergeſſen, daß ihre Magazine ein bloßer Nothbehelf ſind, ein Surrogat des freien Privathandels. Es wäre ein großes Unglück, wenn ſie dem allmähligen Heranwachſen des letztern damit in den Weg treten wollte. Und dies geſchieht nur allzu leicht! Da ſich die Staatskaſſe für etwaige Verluſte am Beutel des Volkes ſchadlos halten kann, ſo werden Mangel gehöriger Kenntniß, blinde Gutmüthigkeit, Streben nach augenblicklicher Popularität immer ſtarke Verſuchungen bilden, daß von Seiten des Magazins ein zu niedriger Preis geſtellt werde. Der Staat als Kornhändler, wie Burke ſagt, will häufig Bankerott machen, und treibt ſomit jeden andern Verkäufer vom Markte weg. Nun gibt aber doch jeder Vernünftige zu, daß dieſe Andern neben dem Staate mindeſtens auch nöthig ſind. Wer wird Luſt haben zu dem ſo ſchon gefährlichen Kornhandel, wenn er jeden Augenblick fürchten muß, die richtigſten Spekulationen durch falſche, aber von überlegener Macht begleitete Staatsmaßregeln durchkreuzt zu ſehen? Deßhalb iſt es ſchlechterdings unerläßlich, mag der Staat nun viel oder wenig verkaufen, daß er nur zum laufenden Marktpreiſe verkauft.[2] Sollten ja die Kornhändler, über die Vorräthe der Regierung im Irrthum, oder gar aus Bosheit den Preis zu hoch geſetzt haben, ſo wird dies jedenfalls nicht lange dauern können, weil das für einen ſolchen Preis zu ſtarke Angebot ſehr bald eine Erniedrigung herbeiführen muß. Bei einem gegebenen Verhältniſſe von Bedarf und Vorrath iſt der Preis auf die Dauer, und wenn man nicht

[1] Württembergiſche Getreidemagazine ſchon ſeit dem 16. Jahrhundert den Gemeinden anbefohlen; vgl. Berg Polizeirecht III, 172.

[2] Das im Ganzen ſehr zweckmäßig eingerichtete Hamburgiſche Magazin verkaufte für gewöhnlich zum laufenden Preiſe, bei großer Theurung etwas darunter; vgl. Reimarus die Freiheit des Getreidehandels S. 133.

verſchenken will, keineswegs etwas Willkürliches. Dieſen wahren, zweckmäßigen Preis können die Kornhändler viel beſſer ausmitteln als die Regierung; und wir haben vorhin geſehen, daß im Fall des Irrthums ein zu hoher Preis immer noch weniger ſchädlich iſt, als ein zu niedriger. Denken wir uns, die Kornhändler verlangten für die 1000 Scheffel, mit welchen ſie allwöchentlich den Markt zu verſehen pflegen, 3000 Thaler. Hat die Regierung nun die Anſicht, der wahre Preis, im obigen Sinne des Worts, betrage per Scheffel nur 2 Thaler, ſo wird ſie den Zweck größerer Wohlfeilheit eben ſo gut, nur etwas langſamer, zugleich aber im Fall eines Irrthums viel ungefährlicher dadurch erreichen, daß ſie aus ihren Magazinen mehrere tauſend Scheffel zu demſelben Preiſe auf den Markt wirft, als wenn ſie ein geringes Quantum zu einem niedrigern Preiſe ausböte. Auch kann ja der Staat, was er im Augenblicke zu viel empfangen, leicht auf andere Weiſe zur Milderung der Armennoth anwenden.

Am allermeiſten ſollte ſich die Regierung bedenken, wenn ſie auf höherer Kulturſtufe einen Staatskornhandel neu einführen wollte. Das alte Rom hat die traurigen Folgen hiervon erfahren. Iſt der Pöbel, ſagt Burke, einmal daran gewöhnt, auf Staatskoſten gefüttert zu werden, ſo verlangt er die Fortdauer der Wohlthat als ein Recht, und beißt die Hand der Regierung, die ſich ihm ohne Speiſe nähert. Man hat überall gefunden, je mehr ſich die Polizei in den Kornhandel einmiſcht, deſto heftiger murrt das Volk über jede Preiserhöhung, ſo z. B. in Frankreich; da hingegen in ſolchen Staaten, wo man die Natur ſich ſelbſt überläßt, auch der unruhigſte Pöbel an derartige Forderungen nicht denkt.[1] Dies hat namentlich für ſocialiſtiſch-bewegte Zeiten die größte Bedeutung.

Wie es nun übrigens krankhafte oder ſchwächliche Körperconſtitutionen gibt, auf die ſich keineswegs alle Regeln der gewöhnlichen Diätetik und Medicin anwenden laſſen, die man in gewiſſen Punkten zeitlebens wie Kinder behandeln muß, ſo gibt

---

[1] Vrgl. die mit Recht berühmten Représentations aux magistrats contenant l'exposition raisonnée des faits relatifs à la liberté du commerce des grains (Paris 1769), p. 34, 46, 94 sq.

es auch entsprechende Volksconstitutionen. Bereits Galiani hat auf einige der wichtigsten von diesen Ausnahmen aufmerksam gemacht. So z. B. ganz kleine Handelsstaaten ohne Territorium — ich erinnere an Genf[1] — werden oft nicht umhin können, schon der militärischen Vertheidigung wegen Staatsmagazine zu halten. Privatspekulationen würden die Möglichkeit einer Mißernte gewiß hinreichend berücksichtigen, schwerlich aber die einer Belagerung. Hier sind natürlich in theurer Zeit Ausfuhrverbote ganz am Platze; der Staatskornhandel ist immer eine sehr kostspielige Maßregel, die man dem Auslande gewiß nicht schuldig.

So muß ferner in allen unfreien Staaten die obrigkeitliche Fürsorge gegen Hungersnoth eine Hauptfrage seyn. Je mehr wir die Freiheit eines Wesens beschränken, selbst eines Thieres, desto umfassender und detaillirter zugleich müssen wir für dasselbe Sorge tragen. In Despotien, wie z. B. der römischen Imperatoren oder der osmanischen Sultane, in Geldaristokratien, wie der späteren römischen Republik, ist es zu jeder Zeit Grundsatz gewesen, denjenigen Theil des Volkes, den die Regierung fürchtet, d. h. also die tumultuirende Menge der großen Hauptstädte, auf Kosten der übrigen Unterthanen, zumal des platten Landes, bei guter Laune zu erhalten. Dies geschieht dann am leichtesten durch künstliche Herabdrückung der Kornpreise. Ganz dasselbe ist auch in tyrannischen Demokratien üblich, wo jede Wechselstimmung der Masse als Gesetz gilt; freilich werden die Leidenschaften des Pöbels durch Hungerfurcht am stärksten erregt, und dem gemeinen, wissenschaftlich also nicht ausgebildeten Menschenverstande sagt die sogenannte Kornwucherpolizei vortrefflich zu. So war es in Frankreich unter der Schreckensherrschaft. In Athen stand der Tod darauf, wenn man über 50 Trachten Korn zugleich aufkaufte; die Kornausfuhr war beständig untersagt. Kein Athener durfte Korn anders wohin als nach Attika führen; von jedem Kornschiffe, das in Athen anlangte,

---

[1] Uebrigens darf ich nicht verschweigen, daß dieses Staatsmonopol im Anfange der französischen Revolution für Genf sehr gefährlich wurde. Jedes Steigen der Kornpreise vermehrte nur das Odium, welches ohnehin auf der Regierung lastete.

mußte ein bestimmter Theil (bis $^2/_3$) der Ladung hier aufgestapelt werden. Daneben natürlich Getreidemagazine der Regierung.[1]

Uebrigens wird auch ein guter Staat, wo es sich um die Brodzufuhr ganz kolossaler Städte handelt, oft nicht umhin können, dieselbe neben dem freien Kornhandel auch polizeilich für alle Fälle sicher zu stellen. Hier könnte ja die geringste Stockung unter Umständen die gefährlichsten politischen Krämpfe veranlassen. So ist in den ersten Jahren der französischen Revolution beinahe jeder Aufruhr entweder durch absichtlich ausgesprengte Gerüchte von Brodmangel, oder auch durch künstlich bewirkte Preiserhöhungen vorbereitet worden. Wäre die Frage rein ökonomisch, so könnte man sie ruhig dem freien Mitwerben der Kaufleute anheimstellen. Wie dann aber, wenn einzelne große Staatsverbrecher, durch ein Opfer von 100,000 Thalern im Kornhandel, die Verfassung umstürzen und sich der Herrschaft bemeistern wollten? Je ungleicher die Vertheilung des Besitzes, desto leichter möglich ist diese Gefahr. Unter solchen Umständen mag die Regierung entweder durch regelmäßige Polizeikontrakte mit den Bäckern, Müllern und sonstigen Kornhändlern, oder durch kleine Reservemagazine, die aber den Privatverkehr möglichst wenig stören sollten, einer temporär bedenklichen Entblößung des Marktes vorbeugen. So waren die Pariser Bäcker noch vor Kurzem verpflichtet, je 20 Säcke Mehl von der besten Qualität im Grenier de Réserve vorräthig zu halten; dies gab im December 1828, wo man zur Beruhigung des Publikums die Lebensmittelvorräthe öffentlich bekannt machte, 12,000 Säcke zu 159 Kilogrammen, also jeden einzelnen entsprechend 408 Pfd. Brod. 50,000 Säcke mußten die Bäcker in ihren Häusern vorräthig halten. Diese 62,000 Säcke würden nach der gewöhnlichen Annahme, daß Paris damals 2 Mill. Hektoliter, d. h. 166 Mill. Kilogramme Korn jährlich verzehrte, für etwa 4 Wochen hingereicht haben (100 Pfd. Korn gleich 74 Pfd. Mehl gerechnet. Rau).[2]

---

[1] Die Beweisstellen in den Reden von Lysias und Demosthenes.

[2] Eine höchst merkwürdige und während der letzten drei Jahrhunderte in Italien sehr verbreitete Anstalt ist die sogenannte Annona. Nicht allein die Ausfuhr der Lebensmittel, sondern auch der inländische Verkehr mit ihnen zwischen Provinz und Provinz war im Kirchenstaate, Neapel,

Die oben erwähnten secundären Uebel, welche die Theurung begleiten, darf und muß die Regierung unter allen Umständen zu mildern suchen.

Die Gefahr einer Produktionskrise kann am zweckmäßigsten durch Kapitalvorschüsse an die bedrängten Gewerbsunternehmer bekämpft werden. Eine Last, welche das einzelne Jahr zerdrückt hätte, läßt sich hierdurch auf mehrere Jahre vertheilen. Bei andern allgemeinen Calamitäten ist derselbe Versuch öfter gemacht worden; so in England nach dem Ausbruche des großen französischen Krieges, in Frankreich nach der Juliusrevolution. Zahllose Bankerotte, Kapitalzerstörungen, Arbeiterentlassungen werden auf diese Art verhütet, ja die furchtbare Krankheit allgemeiner Creditlosigkeit; und das Ganze kostet dem Staate bei zweckmäßiger Anwendung nichts. Wo übrigens ein gutes Bankwesen besteht, da thut man wohl, die Unterstützung diesem zukommen zu lassen. Man ist so einer sachkundigen Vertheilung sicherer, und vermeidet die Bedenklichkeiten der bloßen Gnadenverwilligung.

Toskana an die besondere Erlaubniß der Obrigkeit gebunden. Regelmäßig mußten die Landwirthe ihren Vorrath von gröberen Lebensmitteln jeder Art deklariren, und Niemand durfte, bei schwerer Strafe, etwas davon ohne Licenz verkaufen. Auch der Preis wurde allenthalben von der Obrigkeit festgestellt, und es konnte namentlich jeder Bauer gezwungen werden, zu diesem Preise Korn in die Staatsmagazine zu liefern. Ebenso unbedingt waren die Bäcker ꝛc. der Annona unterworfen. — Alles dieß hatte ursprünglich nur eine sehr weitgetriebene Staatssorge für die Verproviantirung der Hauptstädte seyn sollen, die entweder durch ihre historisch-politische Stellung oder durch ihre Volkszahl den Anspruch begründeten, auf Kosten des platten Landes mit wohlfeilem Korn versehen zu werden. Man begreift, wie gerade eine geistliche Regierung zu „populären" Maßregeln auf dem Gebiete der Kornpolizei, Festhaltung „billiger" Preise ꝛc. geneigt seyn kann. Allmählig indessen hat sich aus dieser Polizeianstalt ein Finanzregal entwickelt, ein überaus gewinnreiches Staatsmonopol, für die Volkswirthschaft zwar im höchsten Grade lähmend, aber doch um so länger beibehalten, als auch eine große Anzahl mächtiger Privatpersonen, Gutsherrn, Beamte ꝛc., am Gewinne Theil nahmen. Vgl. die Schriften von Cantalupo, Caraccioli und Scrofani im 40. Bande der Economisti classici Italiani, Parte moderna. — Während der Mißernte von 1764 hatte die Stadt Neapel eigentlich nur 350,000 Einwohner; jetzt aber, weil der Staat für die Hauptstadt so fast ausschließlich sorgte, waren 500,000 dorthin zusammengeströmt, und 600,000 Andere holten ihr Brod daher.

Der absoluten Erniedrigung des Arbeitslohnes läßt sich durch außerordentliche Vornahme von Arbeiten wehren. Auf solche Art hat die englische Regierung, nach Ministerialangaben vom 25. Januar 1847, in Irland gegenwärtig schon beinahe $2^1/_2$ Millionen Pfund Sterling verwendet. Daß es an sich nothwendige oder doch nützliche Arbeiten seyn müssen, versteht sich von selbst. Also Chausseen, Eisenbahnen, Kanäle, Festungswerke, Holzkulturen ꝛc., die wohl überhaupt, aber erst für die folgenden Jahre beschlossen waren, können, sofort begonnen, der Theurungszeit zum größten Segen werden. Eben darauf sollten die Gemeindebehörden ihr Augenmerk richten, und vom Staate durch Erleichterung der Anleihen, Erlaubniß, die Schuldtilgung zu suspendiren u. dgl. mehr unterstützt werden. Wenn Privatpersonen, durch die Theurungsnoth der Armen gerührt, ein außerordentliches Almosen von 100 Thalern geben und dagegen vielleicht einen Dienstboten weniger halten, oder an Handwerksarbeiten für 100 Thaler weniger einkaufen, so sollte man doch wohl bedenken, daß ein solches Verfahren gerade so viel nimmt, wie gibt. Und noch dazu, wie? Dem redlichen, nützlichen Arbeiter wird sein Brod entzogen, um es dem unnützen, oft sogar faulen und sittenlosen Armen zuzuwerfen. Häufig genug sind die ersteren dadurch gezwungen, dasselbe Geld, das sie erarbeiten könnten und wollten, zum nachhaltigen Schaden ihres Ehrgefühls als Almosen in Empfang zu nehmen. Gewiß eine sehr kurzsichtige Wohlthätigkeit!

Die eigentliche Armenpflege muß natürlich während der Theurung intensiv und extensiv sehr viel thätiger werden.[1] Das Ideal würde erreicht seyn, wenn durch freiwillige Opfer der Wohlhabenderen die Last der Theurung über das ganze Volk gleichmäßig vertheilt würde. Nur darf die Mildthätigkeit nie vergessen, daß ein wirkliches Minus der Ernte vorhanden ist, daß an Korn also gespart werden muß, namentlich von der ärmeren Klasse, weil diese die überwiegende Mehrzahl der Consumenten bildet. Hieraus ergibt sich eine wichtige Regel. Für

---

[1] Hiermit hängt die Nothwendigkeit zusammen, den geringer besoldeten Staatsdienern ꝛc. Theurungszulagen zu bewilligen; denn ihren Lebensunterhalt muß ihnen der Staat doch gewähren.

gewöhnliche Zeiten empfiehlt man der Armenpflege mit vollem Recht das Naturalalmosen; in Theurungsjahren ist's umgekehrt, wenigstens anstatt der Brod- und Kornvertheilungen das Geldalmosen vorzuziehen, womit sich die Armen auf dem Markte ihren Bedarf selber einkaufen mögen. Es ist nämlich, wie wir oben gesehen haben, im höchsten Grade wünschenswerth, daß sich jede, auch die leiseste Schattirung des Verhältnisses zwischen Vorrath und Bedarf im Preise des Kornes abspiegelt, und dies geschieht offenbar am vollkommensten, wenn sich die Obrigkeit am wenigsten einmischt. Auch werden die Meisten mit gekauftem Brode sparsamer haushalten, als mit geschenktem.[1] Eben deßhalb kann ich es nicht ganz billigen, wenn man der arbeitenden Klasse durch sogenannte Brodkarten Gelegenheit verschafft, ihren Bedarf unter dem Marktpreise zu kaufen. Immer werden hierdurch die Operationen des Kornhandels, dieses einzigen wahren Helfers und Führers in der Noth, die ohnehin schon gefährlich genug sind, noch mehr irre gemacht, der wahre, zweckmäßige Preis, ohnehin schon so schwer zu ermitteln, noch mehr verdunkelt. Jedenfalls sollte man dergleichen Brodlieferungen nur in so weit unter dem Marktpreise geben, wie durch Zubereitung im Großen und ähnliche Hülfsmittel wirklich daran gespart worden ist. Fährt die Theurung zu steigen fort, so müssen natürlich auch die Geldalmosen wachsen; aber stets nur in einem geringern Verhältnisse, da der sehr hohe Preis einen vergleichungsweise sehr geringen Vorrath anzeigt, und somit verdoppelte Sparsamkeit gebietet.[2]

---

[1] Aus diesem Grunde ist es auch, wo Brodtaren bestehen, rathsamer, beim Wachsen der Theurung den Laib zu verkleinern, als den Preis aufschlagen zu lassen. Dies ist nicht bloß unmerklicher, also minder aufregend, sondern es treibt auch die meisten Consumenten wirksamer zum Sparen an (v. Münchhausen).

[2] Wo übrigens Zwangsarmentaxen bestehen, da ist es im höchsten Grade bedenklich, ihren Betrag mit den Kornpreisen analog steigen zu lassen. So geschah es in England 1795, 1799 und 1808. Die Gutsherren empfingen natürlich, was sie jetzt mehr ausgaben, in den höheren Kornpreisen reichlich wieder, die Fabrikanten in dem niederen Arbeitslohne. Desto schlimmer waren diejenigen daran, welche nicht zu diesen beiden Klassen, aber auch nicht zu den Armen gehörten, zumal die nichtgewerbetreibenden Hauseigenthümer; diese mußten jetzt doppelt zahlen, einmal an

Wenn Staatspolizei oder Privatwohlthätigkeit ihre Mittel vergeuden, um die Kornpreiſe künſtlich herabzudrücken, ſo werden ſie natürlich zu der von mir empfohlenen, direkten Linderung der Noth in der Regel außer Stande ſeyn. Alſo entweder, — oder! Im erſtern Falle iſt gar nicht zu vermeiden, daß auch die höheren Klaſſen, die man doch gewiß nicht unterſtützen will, von dem Opfer des Staates oder der Kornproducenten Vortheil ziehen; ebenſo wenig kann die andere, unvermeidliche Folge beabſichtigt ſeyn, daß der Kornhandel, d. h. alſo die Zufuhr, Aufbewahrung und Vertheilung des Kornes, gelähmt wird, das Volk zugleich den wahren Vorrath überſchätzt und verſchwenderiſch damit wirthſchaftet. — Mich erinnert dieſe Alternative im Getreideweſen an eine ganz entſprechende in der Geldpolitik. Ein Staat iſt durch Kriegsnoth oder ſonſtige Unglücksfälle in den Zuſtand der Inſolvenz gerathen; er kann ſeinen Gläubigern, ſeinen Beamten nur halb gerecht werden. Soll er dies nun ehrlich eingeſtehen, die Gehalte ꝛc. auf 50 Procent herabſetzen, und nach dem Friedensſchluſſe Entſchädigung verſprechen; oder ſoll er die Umlaufsmittel durch Papieremiſſion, Münzverringerung ꝛc. um die Hälfte verſchlechtern? Auch hier iſt von Kurzſichtigen nur allzu häufig der letztere, indirekte Weg gewählt; das Uebel ſelbſt konnte dadurch höchſtens ein paar Wochen lang maskirt werden, und es ward noch überdies, wovon der Staat nicht den mindeſten Vortheil zog, der ganze Privatverkehr mit in den Strudel geriſſen, alle Schuldner auf Koſten der Gläubiger bereichert.

Uebrigens verſteht ſich von ſelbſt, daß jede Maßregel, die Produktionskriſe, Arbeitsſtockung und Armennoth zu erleichtern, eine Steigerung der Kornpreiſe zur Folge haben muß. Viele Käufer, die ſonſt hätten den Getreidemarkt verlaſſen müſſen, werden dadurch im Stand erhalten, fortwährend auf demſelben zu erſcheinen.[1] Indeſſen erinnere ich noch einmal daran, daß die

---

die Armen, um ſie zur Aufbietung der Kornpreiſe in Stand zu ſetzen, und ſodann die erhöhten Kornpreiſe ſelbſt. Zugleich wirkte die ganze Maßregel gerade ſo, als wenn man beföhle, die große Mehrzahl ſolle in theurer Zeit ebenſo viel eſſen, wie im Ueberfluſſe.

[1] Vgl. Malthus An investigation of the cause of the present high price of provisions. 1800.

hohen Preiſe nur ein Symptom der Krankheit ſind, und zwar an ſich ein durchaus wohlthätiges, das nur bei ſehr ungleicher Vertheilung des Nationalvermögens Schaden bringt.

Wo die Regierung im Stande iſt, ohne außerordentliche, eben deßhalb leicht erſchreckende oder gehäſſige Anſtalten, den Betrag der Ernte und des übrigen Vorrathes ſtatiſtiſch auszumitteln, da wird die vollkommenſte Oeffentlichkeit in dieſem Punkte jedenfalls ſehr nützlich ſeyn. Die Wahrheit verhindert alsdann ſowohl die zu günſtigen Anſichten des Publikums, die aus dem Mangel wohl gar eine Hungersnoth machen könnten, als auch die zu ungünſtigen, wodurch die Preiſe ohne Noth übertrieben würden. Freilich darf man ſich auf das Ergebniß jener Ausmittelungen nur da verlaſſen, wo die Kornbeſitzer das feſte Zutrauen haben, es werde ihr Eigenthum der Regierung ebenſo heilig ſeyn, wie jedes andere, rechtmäßig erworbene.

Ich ſchließe das vorliegende Kapitel ohne viel Rückſicht auf die Praxis, nur der theoretiſchen Vollſtändigkeit wegen, mit einer Aeußerung von R. Mohl. „Iſt aber die Theurung in eigentliche Hungersnoth übergegangen, dann iſt allerdings der Staat nicht nur berechtigt, ſondern auch verpflichtet, alle Mittel, welche irgend zur Erhaltung des bedrohten Lebens ſeiner Bürger dienen können, zu ergreifen, ohne Rückſicht darauf, ob ſie vielleicht Eigenthumsrechte verletzen und dem Volkswohlſtande zuwider ſind. Alle poſitiven Rechte müſſen der unmittelbaren Erhaltung des Lebens Aller weichen, und es wäre eine ebenſo offenbare, als empörende Verkehrtheit, für den künftigen Reichthum von Menſchen ſorgen zu wollen, welche man vorläufig verhungern läßt. Eine ſolche Noth mag aber nicht nur in einzelnen, z. B. belagerten Städten, ſondern auch in größern Bezirken eintreten, in Folge gänzlicher Kriegsverwüſtungen, mehrjähriger Mißernten ꝛc. Das einzige wirkſame Mittel, welches Allen ſoweit Rettung verſpricht, als die phyſiſchen Mittel zu ſolcher irgend vorhanden ſind, iſt hier die Beſchlagnahme aller noch vorhandenen Lebensmittel (natürlich gegen ſpätere Entſchädigung), Eintheilung derſelben in Portionen, welche zur Erhaltung des Lebens hinreichen, und tägliche Vertheilung derſelben entweder von der Polizei ſelbſt, oder durch die betreffenden Gewerbsleute gegen Vorzeigung einer zu dieſem Behuf ertheilten Karte. Keiner darf vor dem Andern

begünstigt werden; durch genaue Haussuchungen überzeugt man sich von der richtigen Angabe und Ablieferung der vorhandenen Vorräthe, und strenge Strafen haben die Verheimlicher zu treffen. Eine solche gezwungene Eintheilung mag dann, wie auf einem in Wassersnoth befindlichen Schiffe, eine längere Zeit das Leben Aller fristen, als wenn die Vertheilung dem guten Willen oder dem Eigennutze überlassen bliebe. Freilich darf man sich die vielen Schwierigkeiten nicht verhehlen, und namentlich in einem größern Bezirke nicht auf eine vollständige Durchsetzung der Maßregeln rechnen; Schlauheit, Reichthum und Bestechung werden sich immer einen unverhältnißmäßig großen Theil des Vorraths zu verschaffen wissen, allein doch bleibt eine unvollständige Hülfe besser als die gänzliche Unthätigkeit der Muthlosigkeit." Es versteht sich von selbst, daß ein Mann wie Mohl so furchtbare Maßregeln nur durch die äußerste Noth und Verzweiflung entschuldigt wissen will.

VII.

Wenn die beiden vorigen Kapitel versucht haben, einen zusammenhängenden Kurplan auseinander zu setzen, so bleibt uns schließlich noch die Kritik einer Anzahl von Einzelmitteln übrig, zu welchen, theilweise bis auf diesen Tag, die Praktiker mit mehr oder weniger Vertrauen zu greifen lieben; oft freilich auch ohne alle eigene Ueberzeugung, nur weil sie dem Geschrei des verblendeten Haufens wenigstens in etwas nachzugeben wünschen. So rieth z. B. im Jahre 1790 ein englisches Geheimeraths-committee, nachdem es allerlei Gründe für Protektion des Ackerbaus angeführt, nichts destoweniger die Kornausfuhr zu verbieten, die Einfuhr frei zu lassen, offenbar nur wegen der Vorurtheile des großen Haufens, von dem man ähnliche Dinge fürchtete, wie damals in Frankreich. Unter diesen Einzelmitteln sind am unschädlichsten diejenigen, welche doch wenigstens die Ursache der Krankheit bekämpfen, d. h. also das Verhältniß von Bedarf und Vorrath günstiger machen wollen; am nachtheiligsten die, welche nur auf die hohen Preise loskuriren.

1) Künstliche Vermehrung des Vorraths.

Obenan stehen hier die Einfuhrprämien. So wurde z. B. in England 1795 eine Prämie von 16 bis 20 Schill. für

den Quarter Weizen aus Südeuropa oder Amerika bestimmt, bis zum Belaufe von respektive 400,000 und 500,000 Q.; 12 bis 15 Schill. für den Quarter aus einem andern Theile Europas, bis zum Belaufe von 500,000 Q. Sobald die Einfuhr diese Gränze überschritten hätte, sollte die Prämie auf 8 bis 10 Schill. herabsinken, auf dieser Höhe aber bis zum 30. September 1796 fortdauern (Comber). Ein anderes System wurde 1800 beliebt: man garantirte den einführenden Kaufleuten bis zum 1. Oktober 1801 für den Quarter Weizen von 424 Pfd. Gewicht einen Preis von 100 Schill., und bei den übrigen Getreidearten verhältnißmäßig. Ich halte dergleichen in der Regel für unnütz. Wen der Handelsgewinn vielleicht von 100 und mehr Procenten nicht anlockt, auf den wird auch die Staatsprämie von schwerlich viel über 20 Procent keinen großen Reiz üben. Das Volk, welchem der Preis erniedrigt werden soll, muß ja zuletzt auch die Prämie zahlen. Mir scheint deßhalb diese Methode nur insofern rathsam als Gefahr im Verzuge ist, wo man also durch eine Prämie auf die ersten Einfuhren den Handelsstand zu wetteifernder Schnelligkeit anspornen will. Die Aufhebung aller etwanigen Einfuhrzölle auf Lebensmittel, wenigstens auf Korn und Kornsurrogate, empfiehlt sich nach Mißernten von selbst.

Auswärtige Getreidekäufe der Regierung können für ein Land, welches keine regelmäßige Korneinfuhr besitzt, äußerst wohlthätig seyn; natürlich unter der Voraussetzung, daß die Vorräthe nachher nicht verschwenderisch, sondern kaufmännisch behandelt werden. Nur fragt es sich, auf welchem Wege soll die Regierung einkaufen? Necker beging im Jahre 1789 die Unklugheit, einer Menge von Commissionären zugleich, und zwar zu unbeschränktem Preise Auftrag zu geben. Natürlich trieben sich diese wechselseitig in die Höhe. Im Oktober war das Getreide zu Havre und Bordeaux beträchtlich wohlfeiler als in Hamburg, so daß man es von dort hätte hierher ziehen, und trotz aller Fracht- und Assecuranzkosten mit Gewinn absetzen können. Gleichwohl fuhr die Regierung fort, immer neue Kornvorräthe aus Hamburg nach Frankreich kommen zu lassen (Norrmann). Einheit der Operationen ist eine Hauptbedingung des Erfolgs. Aus diesem Grunde scheint es auch wenig rathsam, die einzelnen Gemeinden im Auslande kaufen zu lassen. Ob

man übrigens beſſer thut, einen kaufmänniſch durchgebildeten Staatsbeamten oder ein zutrauenswerthes Handelshaus vom erſten Range mit dem Geſchäfte zu beauftragen, hängt von Umſtänden ab. Das letztere kann natürlich wohlfeiler operiren, iſt aber insgemein weniger uneigennützig. Wo ſich der Staat ohnehin ſchon und regelmäßig auf Getreidekäufe einläßt, für den Bedarf etwa des Heeres oder der Flotte, da iſt es in Theurungsjahren ganz unbedenklich, dieſe Vorräthe vom Auslande zu entnehmen. So hat es z. B. Frankreich im Jahre 1846 gemacht.

Zu den gewöhnlichſten Theurungsheilmitteln gehört das Verbot der Kornausfuhr. Im Mittelalter war die Ausfuhr, ſelbſt nach guten Ernten, regelmäßig verboten; [1] und bei der großen Selbſtſtändigkeit der meiſten damaligen Provinzen, die förmlich kleine Status in Statu bildeten, ſperrten ſich gar häufig die einzelnen Theile deſſelben Landes wie Ausland gegen einander ab. In Frankreich dauerte die Provinzialſperre ſelbſt noch im 18ten Jahrhundert bis 25. Mai 1763 fort. Die Wirkungen dieſes Syſtems laſſen ſich am beſten in Spanien beobachten. Gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts bewirkte eine Theurung zu Madrid einen Tumult, dieſer wiederum eine Oeffnung des Marktes gegen die umliegenden Provinzen, wodurch ſofort der Preis unter die gewöhnliche Höhe ermäßigt wurde. Auf einer Reiſe von 20 engliſchen Meilen fand man Brodpreiſe, die bis 300 Procent differirten. [2] Ein ſolches Uebermaß hat natürlich auf den höhern Kulturſtufen dem Geiſte der Centraliſation und lebendigeren Nationalität weichen müſſen. Im Jahre

[1] Wenn dies mittelalterliche Verbot zunächſt ohne Zweifel die Abſicht hatte, den Kornpreis zu erniedrigen, ſo konnte der einzige dauernde Erfolg doch nur darin beſtehen, daß die verringerte Nachfrage auch ein verringertes Angebot, ein Sinken alſo der Kornproduktion veranlaßte. Hierdurch wurden Kapitalien und Arbeiter, die ſich ohne allen Zwang mit dem Ackerbau beſchäftigt hätten, zur Aufſuchung anderweitiger Anlagsplätze, zumal im Gewerbfleiße, genöthigt; ein wichtiges Moment in der wirthſchaftlichen Erziehung der Nationen, ganz entſprechend dem Verbote der Manufakteneinfuhr! — Als zu Anfang dieſes Jahrhunderts Preußen die Weizenausfuhr geſtattete, die Ausfuhr anderer Getreidearten aber wegen Unentbehrlichkeit derſelben unterſagte, nahm der Anbau des Weizens bald ſo zu, daß ſein Preis, mit dem übrigen Korn verglichen, ſehr viel niedriger wurde; vgl. „Ueber die gegenwärtige Theurung.“ (Berlin 1805.)

[2] Willoughby in Harris Collection II, 202.

1771 war Deutschland so entsetzlich durch Sperrmaßregeln zerrissen, daß selbst den Urhebern darüber Angst wurde. Seit dem 31. Januar 1772 kam die Sache auf dem Reichstage zur Verhandlung; hier erklärte man sich fast einstimmig gegen die Sperren; wenigstens jeder Kreis sollte in Bezug auf den Kornhandel ein Ganzes bilden. Am 20. Februar genehmigte selbst der Kaiser das betreffende Reichsgutachten. Gleichwohl dauerten die Sperren ruhig fort; und sowohl 1804 wie 1817 waren sie fast das Erste, wozu die Regierungen abermals griffen. Wenn man dagegen bedenkt, wie doch in der gegenwärtigen Theurung kein Bundesstaat gewagt hat, seinen Mitverbündeten die Zufuhr der Lebensmittel abzuschneiden, so ist das ein unschätzbarer Beweis von wirklichen, nicht bloß papiernen Fortschritten der deutschen Volkseintracht. Gott erhalte uns auf diesem Wege!

Was ich oben von der unentbehrlichen Freiheit des inländischen Kornhandels gezeigt habe, das muß sich, der reinen Theorie nach, vom internationalen Kornhandel ebenso gut behaupten lassen. Je größer die Sphäre des freien Verkehrs, desto sichernder die Assecuranz der Theile unter einander, desto ansehnlicher die Ersparung, Magazinirung, Arbeitstheilung, desto geringer das Risiko des Kaufmanns, der nun auch natürlich mit einem geringern Profite vorlieb nehmen kann. So waren früher die holländischen Kornpreise im höchsten Grade constant, und der Mitteldurchschnitt der europäischen im Allgemeinen. Wäre dies System überall das herrschende, so würden die Kornpreise nur in Gemäßheit der Transportkosten schwanken, nicht zunächst in Gemäßheit der Ernten.

Ein Land, welches die Kornausfuhr untersagt, verbietet faktisch in der Regel auch die Korneinfuhr. Wenigstens gegen Binnenländer wird von den Nachbaren gewiß Retorsion geübt werden.[1] Welch eine furchtbare neue Last für den ohnehin so schwierigen Getreidehandel! So verbot z. B. Kursachsen 1804 alle Kornausfuhr, auch nach Altenburg, und Altenburg erwiederte

[1] So sprach Crome zu Anfang dieses Jahrhunderts den dringenden Wunsch aus, Hildesheim und Hannover möchten einen Vertrag schließen, worin jenes gelobte, nie die Ausfuhr seines Korns nach Hannover, dieses hingegen, nie die Ausfuhr des überseeischen Korns nach Hildesheim verhindern zu wollen.

das Verbot. Bisher war das Erzgebirge fast ausschließlich von Altenburg aus mit Getreide versorgt worden, um so wohlfeiler, als man durch den Holzhandel immer Gelegenheit zur Rückfracht hatte. Jetzt hingegen mußten sich die armen Bergleute aus dem weit entlegenen Norden des Kurstaates ihr Getreide holen, ohne alle Rückfracht, also zu fast unerschwinglichen Preisen; ihr alter Produktenabsatz nach Altenburg empfing zugleich den heftigsten Stoß (Heinse). So kann in Frankreich die Pyrenäengegend eine Mißernte haben, während Lothringen im Ueberflusse zu ersticken droht. Hier würde ein Ausfuhrverbot den Lothringern sehr schaden, ohne gleichwohl den Pyrenäenbewohnern irgend nützen zu können, da ein Transport des Getreides von dort hierher den Preis doch unerschwinglich machen würde. [1] Um 1816 sollen die Kornpreise in den verschiedenen Provinzen Frankreichs wie 1 zu 10 differirt haben.

Noch ein Bedenken! In ein Land, welches die Ausfuhr verbietet, wird sich jeder Fremde einigermaßen scheuen Korn einzuführen. Er könnte ja möglicher Weise zu spät kommen oder sonst Absatzhindernisse erfahren, und dürfte nun seine Waare nicht beliebig wieder zurücknehmen. In Holland, wo die Ausfuhr jederzeit frei stand, ist deßhalb die Einfuhr immer besonders reichlich gewesen. So hat der Septier Weizen nicht selten zu Amsterdam 20 Livres gegolten, während er in den Holland nächstgelegenen französischen Provinzen 30 Livres kostete. [2] Einst verbreitete sich, zur Zeit der Theurung von 1789, das Gerücht, als ob in Holland die Kornausfuhr demnächst verboten werden sollte. Dies veranlaßte in Hamburg sofort mehrere Kaufleute, ihre nach Holland bestimmten Schiffe zurückzuhalten. Die Stadt Amsterdam ließ daher bekannt machen, daß ihr niemals ein solcher Gedanke in den Sinn gekommen. Aehnliche Erfahrungen hat man zu Hamburg gemacht. Als 1770 im Magistrate Zweifel erhoben wurden, ob man auch wohl ohne Gefahr die ungemein starke Ausfuhr gewähren lassen dürfte, so erklärte die Kaufmannschaft, bei völliger Handelsfreiheit für jeden Mangel einstehen

[1] So hatte in Böhmen 1775 das Verbot der Kornausfuhr Mißvergnügen und Unruhen auf dem platten Lande zur Folge; vgl. Schlözers N. Briefwechsel 1, S. 18.

[2] Représentation etc. p. 16.

zu wollen, nicht aber, wenn die Ausfuhr beschränkt würde. Im Jahre 1771 haben Köln und Neuwied, obschon ringsum von Sperren eingeschlossen, mit dem besten Erfolge dies Beispiel nachgeahmt, da ihnen die Rheinstraße nicht verwehrt werden konnte. Selbst in Osnabrück, wo man 1772 den Kornhandel „gleichsam aus Desperation" freigab, zeigte sich bald ein ungleich besseres Nahrungsverhältniß als in den benachbarten Gegenden (Koch, Sternfeld). Ist ein Land auf solche Art der Mittelpunkt eines bedeutenden Zwischenhandels geworden, so kann es gegen eigene Noth als beinahe vollkommen assecurirt gelten. In Amsterdam ließ sich die Obrigkeit jede Woche von den Kornmäklern Bericht erstatten, wie viel Getreide in der Stadt vorhanden sey, und man hat bei aller freien Ausfuhr noch immer überflüssigen Vorrath gefunden (Reimarus). [1]

Am leichtesten war man früher mit Ausfuhrbeschränkungen bei der Hand in kleinen Territorien, welche einen großen Getreidemarkt, vielleicht mit ansehnlichen Brantweinbrennereien, in ihrer Nähe hatten, z. B. Nordhausen, Erfurt, Mühlhausen ꝛc. Hierdurch wurde übrigens der Hauptzweck, im eigenen Lande mäßige Kornpreise zu erhalten, gewöhnlich sehr schlecht erreicht. Der Marktpreis jener Metropolen des Getreidehandels fuhr immer noch fort, den Preisen für ganz Thüringen als Norm zu dienen; und der stieg natürlich, durch die Erschwerung der Zufuhr, immer höher und höher.

In der Regel müssen wir uns also gegen jedes Verbot der Kornausfuhr erklären. Aber freilich, es gibt von dieser Regel Ausnahmen, ganz analoge Ausnahmen, wie von der entsprechenden Regel freier Einfuhr der Gewerbserzeugnisse. Die sehr kapitalreichen, handelsklugen, seemächtigen Völker würden sich bei dem ganz freien Weltkornhandel gewiß am besten befinden, aber oft genug zum Schaden ihrer weniger entwickelten Nebenbuhler. Gesetzt z. B. in England und in Dänemark hätte eine gleich große Mißernte stattgefunden. Die edlen Metalle, überhaupt fast alle andern Waaren, mit Korn verglichen, haben

[1] So war in Danzig vormals die freie Ausfuhr allerdings Regel; es mußten aber in jedem Augenblicke 1850 bis 2000 Last Getreide vorräthig seyn. Sank der Vorrath unter diese Höhe, so wurde, bis er wieder ergänzt war, die Ausfuhr einstweilen unterbrochen (Norrmann).

in England einen viel geringern Tauschwerth als in Dänemark; auch ihre Masse ist dort ungleich bedeutender. Wo es sich also um Vermeidung einer Hungersnoth handelt, da wird das englische Volk auch relativ sehr viel größere Anstrengungen machen können als das dänische. Hier würden nun die dänischen Kornbesitzer, wenn sie bloß ihren Eigennutz im Auge hätten, am zweckmäßigsten thun, ihren ganzen Vorrath nach England zu führen, und nur etwa für den Bedarf ihres Hauses zurückzubehalten. Dieser für Dänemark ohne Zweifel gemeinschädliche Egoismus hätte um so leichteres Spiel, je größer und beweglicher die englische Handelsflotte ist. Da überhaupt in armen Ländern der absolute Kornpreis nie so hoch steigen kann wie in reichen, so haben jene, unter sonst gleichen Verhältnissen, weit eher eine bedeutende Ausfuhr als Einfuhr von Getreide zu erwarten. Selbst bloßer Irrthum der Kornbesitzer kann dieselbe Folge haben wie überlegter Eigennutz. Man wird in hochkultivirten Ländern viel eher vom wahren Zustande der Ernte ꝛc. unterrichtet seyn als in niedrig kultivirten. Und selbst in England hat dies seine Schwierigkeit, z. B. im Herbste 1837 bemerkte man die Schlechtigkeit der Ernte so spät, daß die Preise noch eine Zeitlang zu sinken fortfuhren. Denken wir uns gar ein mittelalterlich vertheiltes und bewirthschaftetes Land, so kann dasselbe nach guten Ernten sehr bedeutende Vorräthe in wenig Händen concentrirt besitzen.[1] Dies erleichtert die Ausfuhr durch fremde Kaufleute, die sich des Transportes wegen ꝛc. einen hohen Gewinn vorbehalten, und die Gutsherren doch leicht verführen, den für etwanige Mißernten nöthigen Vorrath gegen Luxusartikel ꝛc. hinzugeben. Die Frohnbauern erhalten durch einen solchen Handel fast gar keinen Reiz zu verstärkter Produktion, weil der Kaufmann ihre in kleiner Quantität zerstreuten Vorräthe nicht wohl mit schweren Transportkosten sammeln kann. Indeß werden sie dieselben für Mißernten doch selten aufsparen. Wenn daher zwei schlechte Jahre auf einander folgen, so kann es leicht an dem gehörigen Saatkorne fehlen. Nun müssen wieder, um aus der Fremde Korn zu erhalten, die ungeheuren Transportkosten getragen werden; um so mehr, als der Handel gar nicht

[1] Vgl. Eiselen Volkswirthschaft, §. 754 ff.

darauf gerechnet hat, ins Kornland zu importiren, also die Speicher wahrscheinlich in großer Ferne besitzt. Hier wird, unter übrigens gleichen Umständen, der ausländische Absatz dem inländischen gemeiniglich vorgezogen werden. Jener geschieht mehr im Großen; er bedarf weniger Magazine, da man gleich in die Schiffe einladet; auf der See hat man keine Wirthshäuser, Schlagbäume, Intendanten zu scheuen. Rechnet man hierzu noch die Thatsache, daß der Binnenhandel regelmäßig später aufblüht als der auswärtige, so wird man das mittelalterliche Verbot der Kornausfuhr ganz in der Ordnung finden.[1] Am meisten Beachtung verdient die angegebene Rücksicht in solchen Ländern, welche ihre Häfen den Winter hindurch vom Eise gesperrt sehen, oder auch deren Ströme einen sehr raschen Fall haben. Beidemal ist die Ausfuhr des Korns sehr leicht, die Wiedereinfuhr hingegen, wenn sie nöthig werden sollte, ungemein schwierig. So traf z. B. 1818 das von Seiten Frankreichs für 54 Mill. Fr. gekaufte Getreide erst nach der Ernte ein, und mußte mit Schaden verkauft werden. Auch in den preußischen Rheinlanden, sowie theilweise in Württemberg langten 1817 die Getreidesendungen zu spät an. Es versteht sich von selbst, daß gerade in diesem Punkte die steigende Kultur mit ihren immer vollkommeneren Transportmitteln alle früheren Verhältnisse wesentlich geändert hat.[2]

Mitunter haben sich die Staaten vor dem gänzlichen Verbote der Ausfuhr gescheut, und denselben Zweck auf dem mildern Wege eines Ausfuhrzolles zu erreichen gesucht. So namentlich Frankreich gegenwärtig. Oder es ist auch wohl die Ausfuhr des Mehles und Brodes freigegeben, die des Rohkornes

---

[1] Für die ganz rohen Zeiten des Mittelalters, wo eigentlich noch gar kein Getreidehandel existirt, sind die Ausfuhrverbote, wie das so oft geht, nur juristische Ausdrücke einer Thatsache, die sich ohnedieß von selber gemacht hätte.

[2] Galiani (Nr. 1.) macht noch den Unterschied, ob in einem großen Lande die Kornprovinzen an der Gränze liegen, oder im Innern, wie z. B. in Spanien. Dort sey die Ausfuhr zu verbieten, hier frei zu lassen; gerade wie ein Landgut, welches an einem Hügel liegt, die bewässernden Quellen verschieden behandeln muß, wenn sie an der obern oder untern Gränze entspringen.

hingegen untersagt.[1] Ich halte aus dem Gesichtspunkte der Theurungspolizei beide Maßregeln für irrig; höchstens könnte sich die letztere damit empfehlen, daß eine allzu rasche plötzliche Ausfuhr der Cerealien durch sie verzögert würde. Wenn aber z. B. der Zollverein auf der schweizerischen Gränze dergleichen Maßregeln ergreift, so werden die reichen Schweizer bei der völligen Unentbehrlichkeit des Korns schwerlich glauben, ihre Nachfrage sehr beschränken, sondern nur sich zu dem erhöhten Preise verstehen zu müssen. Die Verminderung also des süddeutschen Kornvorraths wird nicht verhütet; das einzige Resultat ist ein erhöhter Gewinn, im ersten Falle der Staatskasse, im zweiten der Müller, Bäcker ꝛc., welchen die Theurungspolizei als solche unmöglich kann beabsichtigt haben. Leicht werden die Nachbarn zu der bedauerlichen Meinung kommen, als wenn das Gesetz ihre Bedrängniß zu gewinnsüchtigen Spekulationen gemißbraucht hätte. Dergleichen vergißt sich oft langsam! Da war es doch consequenter, obschon nicht weniger tadelnswerth, daß man in den preußischen Elbgegenden 1801 den Ertrag des Zolls dazu anwandte, den Städten wohlfeileres Brot zu liefern.

2) Künstliche Verminderung des Bedarfs.

Das vornehmste Mittel hierzu ist die Suspension vieler Gewerbe, welche das Korn als Rohstoff verarbeiten, der Branntwein-, Bier-, Stärke-, Puderfabrikation ꝛc. In Frankreich zum Theil schon seit dem Jahre 1236 üblich. In England war die Korndestillation u. a. von 1795 bis 1797, von 1800 bis 1802, von 1808 bis 1811 verboten; freilich mit der Nebenabsicht, dem von traurigen Conjunkturen hartgedrückten Westindien zu einem bessern Absatze des Rums zu verhelfen.

Ist die Theurung wirklich sehr groß, so kann es nicht fehlen, die Nachfrage nach jenen Luxusartikeln muß abnehmen, während die Produktionskosten zugenommen haben. Alsdann werden die Fabrikanten schon durch ihren eigenen Vortheil zur Beschränkung, vielleicht gar zum Stillestehen ihres Gewerbes angetrieben. Bis zu einer gewissen Höhe des Kornpreises wird allerdings die Abneigung, ihre Maschinen ꝛc. ungenutzt liegen zu lassen, ein Gegengewicht bilden, aber nicht darüber hinaus. Und zwar pflegt

[1] Idee von Necker.

das scharfe Auge des Privatinteresses weit eher zu erkennen, daß die Umstände wirklich einen solchen Charakter angenommen haben, als die Regierung. Wenn diese letztere, auf das sogenannte Jus eminens gestützt, eine Menge erlaubter und nützlicher Gewerbe — gerade für die Sicherheit der Volksernährung sind sie nützlich, weil sie immer eine Mehrproduktion über den allerdringendsten Bedarf hinaus veranlassen, und somit eine Zuflucht für den Hunger, einen Nothpfennig begründen — zum Stillstande zwingt, so wird sie billigerweise nicht umhin können, eine bedeutende Entschädigung zu gewähren. Welcher Ausfall zugleich in der Steuereinnahme! Hätte man dieselbe Summe auf Einfuhrprämien verwandt, man wäre vermuthlich dem Kornvorrathe des Landes stärker zu Hülfe gekommen. Denn es ist ja z. B. bei der Branntweinbrennerei gar nicht die ganze Nahrhaftigkeit des Rohstoffes zerstört worden; ich erinnere nur an den engen Zusammenhang derselben mit der Viehmästung. Eine Menge sonst unbrauchbarer Körner und Kartoffeln leisten zur Destillation noch gute Dienste u. s. w. Welch ein Gedanke endlich, alle Unterthanen von Polizeiwegen zur Sparsamkeit und Vernunft zu zwingen! So gern man hiernach einer allwissenden und allweisen Regierung die Befugniß einräumen würde, solche Gewerbe nach Umständen zu suspendiren, so würde jedenfalls doch, bei einer gewöhnlich menschlichen Leitung des Staats, ein so ungeheurer Eingriff in die Freiheit des Privatverkehrs zehnmal mehr nachtheilige als vortheilhafte Chancen darbieten. [1]

In England wurden gegen die Theurung von 1801 noch folgende kleinere Maßregeln getroffen. Man verminderte den Hopfenzoll, erlaubte durchnäßten Weizen als Malz zu gebrauchen; selbst Zucker sollte gegen den Geist der Korngesetze statt des Malzes dienen können. Den Bäckern wurde alles feinere Mehl untersagt, höchstens sollten 4 Pfd. Kleie vom Bushel ausgesiebt werden. Auch durften sie kein frisches Brod verkaufen. Der König empfahl in einer Proklamation, sowie durch sein eigenes

---

[1] Er ergibt sich hieraus von selbst, was von J. Mösers Plane zu halten ist, der in Theurungsfällen eine Erhöhung der Branntweinsteuer vorschlägt (P. Ph. I, 364 ff.); ebenso von der ältern französischen Praxis, das Bier alsdann kraftloser brauen zu lassen ꝛc.

Beispiel, den Gebrauch des aus Roggen und Weizen gemischten Brods. Mehrere Vornehme aßen gar kein Brod mehr, sondern statt dessen geröstete Kartoffeln. Die Fischereien wurden auf jede Art ermuntert. So hat man auch wohl vorgeschlagen, im Fall eines großen Kornmangels die jungen Halme zu verpflanzen, was sonst zu kostspielig wäre, nun aber eine beträchtliche Saaterspariß bewirken könnte. Alle dergleichen Mittel schaden im ungünstigen Falle wenig; aber auch ihr Nutzen kann nur gering seyn. Es ist beinahe so, als wenn jemand einen Crouphusten mit Bonbons heilen wollte.

Noch muß ich eine große gemeinschaftliche Schattenseite aller officiellen Aussprüche, daß Mangel zu befürchten sey, hervorheben. Dergleichen ist immer eine Art von Alarmruf, ein Geständniß, daß sich das Land in höchster Noth befindet. Es verbreitet sich dadurch unter den Einheimischen die größte Bestürzung, alle Verkäufer halten zurück in Hoffnung noch höherer Preise, alle Käufer suchen einander zu überbieten, wobei die reicheren ihren Bedarf lieber zu hoch als zu niedrig veranschlagen. So geht der Preis in der Regel noch mehr in die Höhe, als der Zustand des Marktes an sich erheischen würde. Und ich wiederhole es, alle diese Folgen beruhen keineswegs darauf, daß der Regierungsausspruch von besonders richtiger Einsicht herrührte, sondern nur darauf, daß er wegen der Macht des Staats besonders laut und eindringlich gegeben wird. Namentlich wirkt jedes Ausfuhrverbot wie ein elektrischer Schlag. In Deutschland begannen 1816 die sehr hohen Preise fast überall am Tage der Sperre; ähnlich 1771. In England führte 1789 die Sperre ganz plötzlich eine Preiserhöhung von 20 Procent herbei. Die Theurung von 1756 war in manchen Theilen von Deutschland eine ganz künstliche, durch die Vorbeugungsanstalten der Obrigkeit veranlaßt. Manche dieser Uebelstände könnten freilich vermieden werden, indem statt besonderer Verfügungen für jeden einzelnen Fall ein allgemeines Gesetz erlassen würde, daß von einer gewissen Preishöhe an die Kornausfuhr, Branntweinbrennerei ꝛc. verboten seyn sollten. Nur würde hierdurch eine Menge künstlicher Operationen veranlaßt werden, um den Preis zu erhöhen oder zu erniedrigen.

3) Halboffizielles Depotsystem.

Das halboffizielle Depotsystem sucht zugleich und unmittelbar die Vorräthe und die Preise günstiger zu gestalten. So mannichfach die Modifikationen dieses Systems seyn können, das Wesentliche besteht immer darin, daß man die Gutsherren, Bauern, Brenner ꝛc. zur Haltung gewisser Vorräthe verpflichtet, welche alsdann im Nothfalle zu gewissen Preisen vom Staate können requirirt werden.[1]

In dieser Weise hat z. B. Oesterreich 1788 einen „Contributionskörnerfonds" für Böhmen und Mähren errichtet: die Landwirthe mußten ein Getreidequantum, gleich der einmaligen Aussaat, auf einen in jeder Herrschaft errichteten Schuttboden abliefern, woraus dann in theurer Zeit die Unterthanen unterstützt werden sollten; nach der Ernte wurden die Vorräthe zurückerstattet. Im Jahre 1805 soll dasselbe Oesterreich den Bäckern bei Strafe von 25 Stockprügeln die allzeitfertige Bereithaltung eines 14tägigen Mehlvorrathes befohlen haben (Mohl). So wurde im Hildesheim'schen 1803, gleich nach der preußischen Besitznahme, eine sogenannte Asservationsanstalt getroffen, wonach jeder größere Landbesitzer, Pächter oder Zehntherr eine Quote seiner Getreideernte zur Verfügung des Staates gegen einen bestimmten Preis aufheben sollte. Diese Quote durfte nicht eher verkauft werden, als bis der Ersatz durch das Ausdreschen der nächsten Ernte nachgewiesen war.[2] Nach der Mißernte von 1804 begehrte man die wirkliche Ablieferung. In Spanien gab es zu Ende des vorigen Jahrhunderts in mehr als 5000 Gemeinden sogenannte Positos: jeder Landmann war verpflichtet, eine seinem Besitz entsprechende Getreidemenge dahin abzuliefern; im nächsten Jahre bekam er diese zurück, mußte aber noch mehr neues Korn liefern u. s. w., bis das Magazin die beabsichtigte Größe erreicht hatte, und von jetzt an bloß stationär gehalten wurde. — Auf etwas Aehnliches geht das von Soden enthusiastisch empfohlene Projekt der sogenannten idealischen Kornmagazine hinaus.[3]

---

[1] Vgl. J. Möser P. Ph. II, 50 ff.

[2] Vrgl. die mit besonderer Rücksicht hierauf abgefaßte Schrift von Crome: „Ueber Ackerbau, Getreidehandel, Kornsperren und Landmagazine." 1808.

[3] Vgl. v. Soden „Die annonarische Gesetzgebung," 1828. Dagegen

Alle die Gründe, welche gegen Staatsmagazine, obrigkeitliche Zwangspreise, überhaupt Bedrückung des Privathandels sprechen, lassen sich natürlich auch gegen diese Anstalt geltend machen. Und noch mehr! Welch eine despotische Controle wird nicht dabei vorausgesetzt, die einer Stadt im Belagerungszustande angemessen seyn kann, in ruhigen, friedlichen Zeiten aber durchaus unmöglich ist. Ein Befehl, daß die Landleute vielleicht 100,000 Scheffel Korn immer vorräthig halten sollen, ist genau ebenso lästig, als wenn ihnen eine Gelderspariß von etlichen hunderttausend Thalern, und zwar ohne Zinsen, befohlen würde. Ja, wegen der großen Aufbewahrungskosten des Getreides ist jenes noch viel lästiger. Die Meisten also werden das Gesetz umgehen. Tritt nun einmal Theurung ein, und der Staat will seine Anstalt wirklich in Bewegung setzen, so findet er zwar überreiche Gelegenheit zu Strafen ꝛc., aber die Vorräthe, auf die er rechnete, existiren gar nicht. Der freie Privathandel, der wohl aushelfen würde, hat neben einem solchen Systeme natürlich verkümmern müssen. Dazu kommt noch die völlige Ungerechtigkeit des Ganzen. Warum sollen die Grundbesitzer die Last der Theurung allein tragen? Denn ich finde nirgends hinzugefügt, daß ihnen nach guter Ernte eine gewisse Höhe des Preises garantirt worden. Wie schwer ist diese Auflage zu kataſtriren!

Ganz anders verhält sich die Sache in solchen Ländern, wo die Gutsbesitzer nach mittelalterlicher Weise entweder die ganze Staatsgewalt in Händen haben, oder wenigstens eine strenge Vormundschaft gegen die Mehrzahl des Volkes, zumal auf dem Lande, ausüben. Hier ist das Depotsystem in der Regel ein freiwilliges Zugeständniß der Herrscherklasse; jedenfalls beruht es hier auf dem Naturgesetze: „wen du bevormunden willst, für den mußt du auch sorgen.“ So ward in Esthland, nachdem 1762 der Kornhandel frei gegeben war, 1763 befohlen, daß jeder Gutsherr außer der doppelten Saat für jeden Haken 5 Tonnen Brodroggen zurückbehalten sollte, um damit im Nothfalle seine Bauern zu unterstützen. Zu einer ähnlichen Quote

---

Lotz „Staatswirthschaft“ II, 353. Gervais „Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete,“ S. 174 ff.

verpflichtete sich 1800 die mecklenburgische Ritterschaft, und der Landesherr mit seinen Domänen ging noch weiter. Man konnte dies um so eher thun, als die Ernte sehr günstig ausgefallen war, und die überaus starke, gewinnreiche Ausfuhr die Theurung verursacht hatte. [1]

4) Künstliche Erniedrigung des Preises selbst.

Alle die Maßregeln, welche den innern Kornhandel unmittelbar zu fesseln, und dadurch eine Erniedrigung der Preise herbeizuführen suchen, können auf die Dauer nur das Gegentheil bewirken.

So war es in Frankreich sonst etwas bei Theurungen sehr Gewöhnliches, die Kornhändler zur polizeilichen Angabe ihres Namens und Kapitals, ihrer Einkaufsörter, Magazinplätze ꝛc. zu nöthigen. Was konnte dies anderes zur Folge haben, als eine beständige Furcht der Kaufleute vor Gewaltmaßregeln und zugleich ein allgemeines Streben, die Wahrheit zu verheimlichen? — Vieler Orten war der Kornhandel im Allgemeinen verboten: nur solche durften sich damit befassen, die von der Regierung, und zwar gewöhnlich für einen bestimmten Kreis, eine bestimmte Waarenmenge, speciell bevollmächtigt waren. Jedermann sieht ein, daß gerade hierdurch ein wahres Monopol, das man verhüten will, begründet werden mußte; überdies benutzten die Provinzialbehörden, z. B. in Frankreich, das Licenzenwesen oft zu den schamlosesten Erpressungen, indem sie förmlich damit Handel trieben. Ein Hauptgrund vieler spätern Deklamationen gegen den freien Kornverkehr! — Noch heute ist in mehreren deutschen Ländern verordnet worden, daß während der Theurung wenigstens keine neuen Spekulanten in den Kornhandel eindringen sollen; nur Solchen will man die Theilnahme daran gestatten, welche auch früher schon diesem Berufe angehört. Es beruht

---

[1] J. B. Say macht den Vorschlag, es sollte in jeder Commune jedes Haus einem begüterten Kaufmanne alljährlich eine kleine Summe als Assecuranzprämie gegen Hungersnoth bezahlen, wofür dieser nun das in Theurungen erforderliche Getreidequantum zu billigem Preise immer bereit hielte. Auch hier ist sehr zu fürchten, daß der Kaufmann in ruhigen Jahren die Prämie nimmt, zur Zeit der Theurung aber seine Speicher leer gefunden werden. Jedenfalls will mir nicht einleuchten, weßhalb der Say'sche Weg besser seyn sollte als der natürliche.

dieſe Maßregel offenbar auf der Anſicht, welche wir oben zu widerlegen geſucht haben, daß die kaufmänniſche Vermittlung zwiſchen Produktion und Conſumtion den Preis der Waare ſteigere, daß er ſo viel wie möglich vereinfacht werden müſſe. In Wahrheit aber kann dadurch nur die Concurrenz der Kaufleute vermindert, und der Preis ihrer Vermittlung erhöht werden, zum wenigſten auf die Dauer. — Ueberhaupt, wie ſchwer ſind dergleichen Maßregeln wider die Kornhändler aufrecht zu halten! Verbietet man z. B. das Magaziniren, ſo laſſen ſie ihre Vorräthe bei den Gutsherren aufſtapeln, und zahlen dieſen Lagergeld. Daß in Spanien die Fuhrleute, Tragineros, den Kornhandel beſorgten, war darin begründet, daß die Regierung den Korntransport nicht hindern wollte, zugleich aber das ſogenannte Monopol der Kornhändler fürchtete. Indeſſen waren die Fuhrleute doch nur verkappte Agenten der letzteren, weil der Handel ſonſt wegen ihres geringen Kapitals ganz hätte untergehen müſſen. [1]

Alle Marktreglements pflegten in Frankreich zur Zeit der Theurung von Neuem eingeſchärft, und beſonders ſtrenge beobachtet zu werden. So namentlich die Beſtimmung, daß die Höker den zu Markte fahrenden Wagen oder Schiffen nicht entgegen gehen, überhaupt aber in einem gewiſſen Umkreiſe um die Stadt keine Lebensmittel aufkaufen durften. Oft war den Landleuten unterſagt, durch andere Perſonen als die Mitglieder ihres Hauſes den Markt verſorgen zu laſſen. In der Regel hatten bis zu einer gewiſſen Stunde, vielleicht 11 Uhr Vormittags, allein die unmittelbaren Conſumenten das Recht, auf dem Markte zu kaufen; nachher durften erſt die Bäcker, ganz zuletzt die Höker daran Theil nehmen, Auswärtige in der Regel gar nicht. [2] So war auch den Bäckern, Paſtetenköchen ꝛc.

---

[1] Nicht ſelten kommt es in ſolchen Fällen zu der von Galiani ſogenannten falſchen Kornausfuhr, wo man Getreide über die Gränze ſchafft, um es vor den Polizeimaßregeln des Staates ſicher zu ſtellen, und dann beim höchſten Stande der Preiſe wieder einzuführen. Außer dem Gewinne hat der Kaufmann hier noch die Annehmlichkeit, als Retter des Volkes geprieſen zu werden.

[2] Welch eine Unbilligkeit gegen alle nichtackerbautreibenden Bewohner des platten Landes, die oft in viel größerer Verlegenheit ſind, Korn zu

vielfach ein Maximum gestellt, welches sie mit ihrem Einkaufe nicht überschreiten sollten. — Durch alle solche Gesetze wird den Landwirthen natürlich der Besuch des Marktes ungemein erschwert. Einen übermäßigen Profit der Höker würden sie ohnedies schon zu verhindern wissen; jetzt aber geht der große Nutzen der Hökerei, ihnen das kostspielige Warten in der Stadt zu ersparen, für sie verloren. Dies trifft sie um so empfindlicher, als ja zugleich der Ausweg versperrt ist, daß etwa mehrere Landleute einen gemeinschaftlichen Agenten zur Stadt schickten. Wo deßhalb ein anderer Markt in der Nähe liegt, der von solchen Beschränkungen frei ist, da werden sie diesen bei weitem lieber und reichlicher versehen. So haben z. B. die Hildesheimischen Bauern regelmäßig lieber in Hannover, als in Hildesheim selbst verkauft; vornehmlich, weil sie dort, wo die Bäcker mehr als Kornhändler ausgebildet sind, einen größern und schnellern Absatz erwarten. Dies pflegt auf die hannover'schen Brodpreise, ungeachtet der Größe der Stadt, den vortheilhaftesten Einfluß zu äußern (Crome). Sind freilich alle Märkte derselben Polizei unterworfen, so fällt dieser Trost für die Landleute weg. Sie werden nun aber jedenfalls nur dann zu Markte kommen, wenn sie entweder überflüssige Zeit haben, oder in dringender Geldverlegenheit sind. D. h. also, die Preise, statt niedriger zu werden, gerathen nur in das stärkste, nachtheiligste Schwanken. Während der Bestellungsarbeiten, während des Dreschens ꝛc. ist gar nichts zu haben, während allgemeiner Zahlungstermine überflüssig viel, zu Spottpreisen. Was heißt dies anders, als die ungünstigen Verhältnisse des Mittelalters künstlich erneuern?

Die Bestimmung, daß keinerlei Getreidehandel außerhalb des Marktortes und der Marktzeit vorgenommen werden sollte, könnte sehr zweckmäßig seyn, wenn dadurch wirklich der ganze Bedarf und der ganze Vorrath, wie die Schalen einer Wage, dicht neben einander gestellt würden. Aber dies wird leider nicht

---

erhalten, als die Städter! Und zugleich wie schwer zu handhaben, da wohl kein Polizeidiener jeden Bewohner einer größern Stadt persönlich kennt. Nicht selten verfehlt diese Bestimmung ihren Zweck auf eine fast komische Weise: die einheimischen Bäcker ꝛc. dürfen erst von 11 Uhr an kaufen, während die fremden, eben weil sie unbekannt sind, den ganzen Morgen gekauft haben.

bloß durch die Vielheit der Marktplätze in jedem größern Lande erschwert, sondern es erscheint sogar unmöglich wegen der Zersplitterung des jährlichen Marktverkehrs in 50, 100 oder mehr Markttage, wo Niemand sagen kann, daß an jedem einzelnen gleiche Quoten des Gesammtbedarfs und Gesammtvorrathes einander entgegentreten. So bleibt denn fast nur eine schlimme Folge übrig. Die Landleute versorgen den Markt gewöhnlich nur gerade nach Bedarf; so kaufen auch die Städter gewöhnlich nur auf kurze Zeit ein. Die kleinste Mehrnachfrage erhöht jetzt die Preise ungemein und erregt panischen Schrecken, während sie, auf dem Hofe des Gutsherrn abgemacht, den Preis gar nicht berührt hätte. Ungemein oft endlich kam früher die Verordnung vor, daß kein Verkäufer während des Marktes einen höhern Preis fordern durfte, als womit der Markt begonnen hatte; selbst ganze Schiffe durften den letzten Scheffel nicht theurer verkaufen als den ersten. Und doch war es in der Regel verboten, das einmal hergeführte Korn unverkauft wieder zurückzunehmen. Durch die zweite dieser Vorschriften wird der Bauer offenbar gezwungen, jeden Markt lieber zu kärglich, als zu reichlich zu versehen; durch die erste, seine ursprünglichen Preisforderungen lieber zu hoch, als zu niedrig anzusetzen. Beides also kann die Theurung, abgesehen von einzelnen zufälligen Irrthümern, natürlich nur noch höher treiben.

Die unnatürlichste und verderblichste von allen hierher gehörigen Maßregeln ist das sogenannte Maximum, die obrigkeitliche Feststellung eines Zwangspreises: in ihrer Weise nicht viel anders, als wenn der Arzt einem Kranken, der am Blutspeien leidet, den Mund zustopfen oder zunähen wollte. So gewiß $2 \times 2 = 4$ ist, eben so gewiß hängt der Preis der Waaren auf die Dauer von keiner menschlichen Gewalt ab, die nicht im Stande ist, das Verhältniß von Angebot und Nachfrage zu bestimmen. Es gibt allerdings Fälle, wo eine obrigkeitliche Taxe nicht allein möglich, sondern auch wünschenswerth ist: man denke nur an das Beispiel der Scheidemünzen, der Fiaker und Lastträger in großen Städten, der Postwirthshäuser, der Brod- und Fleischverkäufer unter der Herrschaft des Zunftwesens. Aber dies sind immer ganz isolirte Verhältnisse, in welchen keine wahre Concurrenz stattfindet; und auch hier wird sich die Taxe

bloß dann haltbar zeigen, wenn sie den Preis nicht etwa gegen die Natur bestimmen, sondern nur die natürliche Höhe desselben unzweifelhaft ausdrücken will. Setzt die Regierung vorsichtshalber das Getreidemaximum höher an als der laufende Marktpreis, so pflegt dieser auf der Stelle bis zu jener Gränze emporzusteigen. Ist hingegen das Maximum darauf berechnet, die Preise schon jetzt herabzudrücken, so halten sich natürlich alle Kornbesitzer, die irgend warten können, vom Markte zurück. Nun werden also, wenn nicht das Ganze illusorisch bleiben soll, neue Gesetze nöthig, daß Niemand Vorräthe halten darf ꝛc. Die wirkliche Ausführung aber dieser beiden Maßregeln setzt ein Schreckenssystem von Inquisitionen und Strafen voraus; und man ist doch zuletzt außer Stande, der zahllosen Privaten, die ihr Eigenthum vertheidigen wollen, Herr zu werden. Die Märkte bleiben leer; hat ja die Noth oder Angst einen Kornbesitzer zum öffentlichen Verkaufe gezwungen, so kommen die reichern Consumenten, um von der unverhofften Wohlfeilheit zu profitiren, den ärmern sicherlich zuvor, und das Ganze schlägt nur zu ihren Gunsten aus. Die meisten Korngeschäfte werden heimlich abgeschlossen, zu dem höhern natürlichen Preise, welcher nun aber noch durch die Assekuranzprämie für den Fall der Entdeckung und Bestrafung außerordentlich gesteigert wird.[1]

Solche Erfahrungen hat z. B. das römische Kaiserreich zu wiederholten Malen unter Diocletian und Julian gemacht; gesteigerte Noth und Empörung war die Folge der bestgemeinten Anstalten, und die großartigen Kornvorräthe, welche z. B. Julian aus eigenen Mitteln und zu niedrigem Preise auf den Markt von Antiochia brachte, dienten nur dazu, von reichen Spekulanten weggekauft zu werden. So ist den Engländern noch jetzt das Maximum von 1315 in schrecklichem Andenken. Die Folgen desselben wurden übrigens damals so bald klar, daß es schon im nächsten Jahre aufgehoben wurde, obschon die Theurung immer noch fortdauerte. Am bekanntesten sind die Maxima der französischen Schreckenszeit. Es war zunächst in Folge der großen

[1] Vgl. die zahlreichen Beispiele, wie solche Taxen den Preis nur vertheuern können, in Fabroni Dei provedimenti annonari p. 24 sq.

Depretiation des Papiergeldes, daß am 3. Mai 1793 ein Conventsbeschluß gefaßt wurde, alle Kornhändler und Landwirthe sollten ihren Getreidevorrath declariren, sofort ausdreschen lassen und zu einem, von jeder Gemeinde angesetzten Preise auf dem öffentlichen Markte verkaufen. Dieses Maximum sollte sich als Grundlage nach den früheren Preisen zwischen 1. Januar und 1. Mai richten. Niemand durfte seinen Bedarf für mehr als einen Monat vorauskaufen. Wer als Käufer oder Verkäufer das Maximum überschritt, wer eine falsche Declaration machte ꝛc., wurde mit Confiscation und schwerer Geldbuße bedroht. In Paris gaben überdies noch die sogenannten Revolutionscomités Brodkarten aus, auf denen verzeichnet stand, wie viel Brod jeder Einzelne höchstens vom Bäcker kaufen dürfte. Selbst die Art, wie das Publikum vor den Bäckerläden Queue machen sollte, war polizeilich vorgeschrieben: an jeder Ladenthür wurde ein Strick befestigt, welchen die Wartenden anfassen mußten. Alle diese Maßregeln wurden von der Bergpartei gegen den heftigen Widerstand der Girondisten durchgesetzt: es war ja im Interesse des Pariser Pöbels gegen die ackerbauenden Provinzen! Nun dauerte es nicht lange, so wurde das Maximum auf alle nothwendigen Lebensbedürfnisse erweitert: Brod, Wein, Fleisch, Korn, Mehl, Gemüse, Obst, Kohlen, Holz, Butter, Salz, Leder, Talg, Hanf, Flachs, Getränke, Gesalzenes, Tuch, Wolle und alle Kleidungsstoffe, außer seidenen.[1] Wer irgend etwas von dieser Liste der Circulation entzöge, ohne es sofort wieder zum öffentlichen Verkaufe zu bringen, sollte als Accapareur hingerichtet werden. Zahllose Haussuchungen, meistens in der Nacht, wurden zur Controle gehalten, jede falsche Angabe, jede Mitschuld mit dem Tode gebüßt. Die Gemeinden bestimmten den Preis zwar nach vorgängiger Einsicht in die Handlungsbücher, immer jedoch so, „daß ihn das Volk erschwingen könnte." Bald sah man sich genöthigt, der Consequenz halber auch die Rohstoffe, aus welchen die taxirten Waaren verfertigt wurden, mit einem Zwangspreise zu belegen. Ja, es keimte der Plan auf, die ganze Verarbeitung von Staatswegen vornehmen zu lassen. Jeder

[1] Man erinnere sich wohl, daß die Theurung damals hauptsächlich eine scheinbare nach unserer früheren Definition war.

Kaufmann, der schon seit Jahresfrist Handel getrieben, nun aber denselben einstellen oder beschränken wollte, ward für verdächtig erklärt. Der Consument durfte sich nur an den Krämer, der Krämer nur an den Großhändler halten, und die Obrigkeit setzte fest, wie viel Jeder zur Zeit kaufen durfte: so z. B. ein Krämer nur 25 Pfund Zucker auf einmal, ein Limonadier nur 12 Pfund. Auch sollten die Bäcker nur Eine Sorte Brod verfertigen: in Paris zu $^3/_4$ Weizen und $^1/_4$ Roggen. Eine Proklamation von Chaumette spricht die furchtbare Drohung aus: Quand le peuple n'aura plus rien à manger, il mangera le riche (14. Oktober 1793). Es sind Bäuerinnen guillotinirt worden, in deren Kehricht man faule Eier gefunden hatte; man hielt sie für Aristokraten, welche die Theurung vermehren wollten. Erst ein halbes Jahr nach dem Sturze Robespierres wurde das Maximum abgeschafft: leicht die schlimmste Seite des Terrorismus! Wie damals das Uebermaß der Demokratie den Gränzen des Communismus nahe[1] rückte, so wurden auch, wenigstens näherungsweise, die schrecklichen Folgen der Gütergemeinschaft erreicht.

Den schönsten Contrast hierzu bildet die toskanische Gesetzgebung seit 1766. Zwei Jahre früher hatte der Staat eine schwere Hungersnoth mit den gewöhnlichen Mitteln zu bekämpfen gesucht, durchaus lege artis, wie sie damals verstanden wurde, mit gewaltigen Kosten, aber ohne den mindesten Erfolg. Der neue Großherzog (seit 1765) Leopold versuchte deßhalb 1766 den umgekehrten Weg: allen Nahrungsmitteln wurde vollkommen freie Cirkulation gestattet, die Zölle, welche früher darauf lasteten, abgeschafft, und Jedermann erhielt die Freiheit, aus jeder Getreideart zu jedem Preise und Gewichte Brod zu backen. Selbst die Ausfuhr wurde freigegeben. Kaum waren auf diese Art dem Handel seine Ketten abgenommen, so zeigte sich auf allen Märkten des Landes ein verhältnißmäßiger Ueberfluß, und obschon es in der nächsten Zeit noch drei schlechte Ernten gab,

---

[1] Ich erinnere an die Aufhebung jedes Wahlcensus, an die Besoldung derjenigen, welche die Urversammlungen besuchten, die ungeheure Ausdehnung der Confiscationen und Zwangsanleihen, die Umwälzung aller Vermögensverhaltnisse durch das Assignatenwesen, die Abschaffung aller Reallasten, aller indirekten Steuern u. s. w.

so waren doch ihre Folgen, mit dem frühern Zustande verglichen, kaum der Rede werth. Der Ackerbau, seit Ende des 15. Jahrhunderts tief gesunken durch übelverstandene Bevorzugung des städtischen Interesses, Fixirung der Kornpreise, Monopolisirung des Kornhandels ꝛc., lebte wieder auf; und nicht bloß die Gutsherren, sondern auch die Gewerbetreibenden sahen ihren Wohlstand zunehmen. Es versteht sich von selbst, daß andere zweckmäßige Gesetze, zur Verbesserung der Communikationsmittel, Ablösung der Feudallasten ꝛc., mit der Freiheit des Getreideverkehrs Hand in Hand gingen.

Weit entfernt, den Kornhandel in theurer Zeit zu belästigen, sollte man ihn gerade dann auf das sorgfältigste beschützen, das Militär sollte zu Schildwachen für Kornmagazine, zu Eskorten für Kornsendungen gerne bereit seyn, die Fluren gegen Felddiebstahl vorzüglich geschützt werden u. s. w. Es ist hiermit vollkommen vereinbar, wenn alle diejenigen Polizeianstalten, welche dem Betruge mit Lebensmitteln wehren sollen, in theurer Zeit besonders kräftig gehandhabt werden, so z. B. die Aufsicht über Maß und Gewicht auf den Märkten, über die Ehrlichkeit der Müller, die Gesundheitsmäßigkeit des feilgebotenen Brodes und Fleisches ꝛc.[1] Die Versuchung zu derartigen Vergehen ist jetzt besonders groß. So mögen auch falsche Gerüchte, Scheinkäufe, Verschwörungen, welche die Theurung zu erhöhen suchen, wo sie nachzuweisen stehen, gebührend bestraft werden. Ueberhaupt bin ich weit entfernt, die vorhin getadelten Einschränkungen der Handelsfreiheit unbedingt zu verwerfen. In allen jenen Fällen, wo der Kornhandel noch unreif ist, wo also Regierungsvorräthe indicirt sind, da kann auch eine sonstige Staatsbevormundung, wenn sie nur von richtigen Grundsätzen ausgeht, sehr zweckmäßig seyn. Namentlich sind Verschwörungen der Kornhändler um so eher zu fürchten, je geringer ihre Zahl ist, je mehr im Lande das Latifuntienwesen vorherrscht. Als Pompejus[2] durch die lex Gabinia den Oberbefehl des

---

[1] Unter Ludwig XIV. war es üblich, während der Theurung den Bäckerzunftzwang aufzuheben.

[2] Dessen Familie immer eine Menge Verbindungen mit der See, Afrika, Sicilien ꝛc. hatte.

Seeräuberkrieges erhalten hatte, wurde an demſelben Tage das Korn nach dem äußerſten Mangel ſo wohlfeil, wie mitten im Frieden nach der reichſten Ernte. Aehnlich ſpäter, als Ciceros Rückkehr aus dem Exil durchgeſetzt werden ſollte.[1] Wer mag es in einer ſolchen Zeit dem Auguſtus verargen, daß er jede Verſchwörung zum Höhertreiben der Kornpreiſe, ſowie jede böswillige Verzögerung der Kornſchiffe bei Strafe unterſagte? Gottlob! daß im heutigen Europa ſchwerlich irgendwo bedeutendere Gefahren dieſer Art zu fürchten ſind.

[1] Cicero Manil. 15. Plut. Pomp. 26.

Die Temperatur- und Witterungsverhältnisse

in Deutschland und Oberitalien

während der Wintermonate von 1846/47.

Ein meteorologischer Beitrag.

Die Mittheilungen, welche ich in meinem Buche „Briefe aus und über Tyrol" über die klimatischen Verhältnisse von Südtyrol gegeben habe, fanden bei den ersten Männern der Wissenschaft eine so unerwartet günstige Anerkennung, daß ich mich dadurch aufgemuntert fühlte, während meines vierten Winteraufenthalts in dieser Gegend die begonnenen meteorologischen Beobachtungen fortzusetzen. Um indeß denselben einen praktischen Werth zu geben, knüpfte ich daran einen Vergleich mit den entsprechenden Beobachtungen in den drei ersten Hauptstädten Deutschlands: Berlin, Wien, München, welche durch ihre Lage gewisse klimatische Stufen bezeichnen, und mit denen der beiden Hauptorte von Ober-Italien Mailand und Venedig. Wenn ich das Resultat meiner Arbeit über die drei Wintermonate December, Januar und Februar hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, so wünsche ich damit zur Sammlung von Erfahrungen im Gebiete der Meteorologie nach meinen Kräften beigetragen zu haben.

Auf die Erfahrung früherer Beobachtungen gestützt, wurde von vielen Meteorologen die Vorhersagung gemacht, daß, nach

einem so abnorm milden Winter, wie der von 1845 bis 1846 war, und nach dem darauf folgenden heißen und trockenen Sommer ein ungewöhnlich strenger Winter folgen müsse; und diese Meinung hat sich bestätigt, wenn gleich die Kälte nicht überall gleichzeitig und gleichmäßig in Europa eintrat. Während in Deutschland und Italien gegen Ende Oktober und Anfangs November zwar Regenwetter vorherrschend war, aber immer noch eine mittlere Temperatur von 5 bis 8 Grad Wärme stattfand, tritt im äußersten Südosten Europa's der Winter in ungewöhnlicher Strenge auf. Bereits am 30. Oktober waren die Rheden von Taganrog, Marinpol und der Don bis Rostow mit Eis belegt; am 17. November fiel in Konstantinopel Schnee. Vielleicht standen mit diesen Erscheinungen die in ganz Süd- und Mitteleuropa vorherrschenden Regengüsse im Monate November, welche an mehreren Orten, namentlich bei Orleans, furchtbare Ueberschwemmungen hervorriefen, im Zusammenhange. Gegen Ende November machte sich überall ein auffallend hoher Thermometerstand bemerklich, der in Italien auch noch bis in die ersten Tage des December hineinreichte; am 4. December stand in Florenz der Thermometer bei starkem Regen auf + 20 Grad R. In diesen Tagen scheint indeß eine allgemeine Krisis eingetreten zu seyn, denn schon zu Anfang der zweiten Woche des December hört man von allen Seiten Nachrichten über das frühe und schnelle Eintreten eines strengen Winters. — Auffallend ist hierbei der Unterschied der Temperatur zwischen den, sonst durch mildes und den durch ein kaltes Klima ausgezeichneten Ländern in Süd- und Mitteleuropa.

Während in Frankreich bereits am 9. December in Lyon der Thermometer bei Schneefall unter Null, am 15. auf 8 Grad R. unter dem Gefrierpunkt steht, in Marseille, im Languedoc, in der Dauphiné, Roussillon, Béarn überall tiefer Schnee liegt, und der Kältegrad so bedeutend ist, daß man im Fürstenthum Monaco für Citronen- und Oelbäume ernstlich besorgt ist; während in England bei starkem Frost so ungewöhnlich viel Schnee fällt, daß er in Wales bis 11 Fuß hoch liegt; während in Italien nach vorhergegangenen furchtbaren Ueberschwemmungen in Rom und nach den Stürmen, welche an der ganzen Westküste des Mittelmeeres verheerend wütheten, gegen Mitte December

der Thermometer ſelbſt in Neapel bis auf 4 Grad unter dem Gefrierpunkt ſteht, der Schnee den ganzen Tag über in der Ebene liegen bleibt und der Veſuv noch am 19. von oben bis unten tief in Schnee gehüllt iſt; im Toſcaniſchen an vielen Orten Citronen-, Orangen- und Olivenbäume ſtark gelitten haben, und die Gemüſe faſt alle erfroren ſind, die Lagunen von Venedig Eis trieben; während endlich die ganze pyrenäiſche Halbinſel gegen Ende December in Eis und Schnee begraben liegt, ſo daß ſogar die Eröffnung der Cortes deßhalb verſchoben werden muß; während das in Süden geſchieht, hört man in Deutſchland zwar auch über einen ſchnellen Anfang des Winters klagen, jedoch iſt ſchon am 18. December in Hamburg Thauwetter und Regen eingetreten, und ſelbſt von Petersburg erfährt man, daß am 15., an welchem Tage in Neapel 4 Grad unter Null waren, milde Lüfte wehten. Der Monat December wird daher im Allgemeinen die Anomalie eines ziemlich gleichmäßigen Thermometerſtandes in Mittel- und Südeuropa darbieten.

Vielleicht ſteht damit der, faſt in ganz Europa verbreitete, ungewöhnlich ſtarke Schneefall in Verbindung, indem der anhaltende Niederſchlag, welcher im Spätherbſt als Regen erſchien, ſich in den erſten Wochen des Winters als Schnee fortgeſetzt zu haben ſcheint. Nur aus Schleſien, ſo wie aus dem ruſſiſchen Polen lauten alle Berichte dahin, daß der Winter zwar ſtrenge Kälte, aber keinen Schnee gebracht habe, und andererſeits hört man, daß während die pyrenäiſche und die italieniſche Halbinſel, wie ſchon erwähnt, einen ungewöhnlich ſtrengen Winter mit vielem Schnee hatten, die griechiſche gerade im Gegenſatze davon ſich eines äußerſt milden Winters mit Sonnenſchein erfreute, (Ende Jänner war kaum auf den Gipfeln des Pentelicon und des Parnaß Schnee zu ſehen).

Inzwiſchen ſcheint mit dem Anfang des neuen Jahres, beſonders im Lauf des Jänner wieder ein ziemlich normales Verhältniß der Temperatur ſowohl im Süden, wie im Norden eingetreten zu ſeyn. Nur von der pyrenäiſchen Halbinſel hört man fortwährend Klagen über den andauernd ſtrengen Winter. In Liſſabon hatte man in den erſten Tagen des Februar ziemlich ſtarken Froſt, (hier um dieſe Zeit etwas unerhörtes), in Madrid am 4. Februar 5 Grad unter dem Gefrierpunkte, und

der Schnee auf den umliegenden Höhen lag Schuhtief. Schneefall fand indeß in der ersten Hälfte des Februar sowohl in Deutschland als in Italien statt. Am 13. Februar war der Vesuv bis Resina herab in Schnee gehüllt und in Florenz blieb am 12. der Schnee den ganzen Tag über in der Ebene liegen.

Mitte Februar scheint endlich, nach einer ziemlich gleichzeitig eintretenden warmen Luftströmung, eine allgemeine Veränderung des Klimas stattgefunden zu haben. Am 14. Februar trat in Paris, in der Nacht vom 14. zum 15. in Carlsruhe, Frankfurt a. M., Leipzig, Thauwetter mit Regen und milde Witterung ein, in Italien athmete man schon Frühlingslüfte, als plötzlich in den letzten Tagen des Monats von allen Seiten wieder Klagen über Erneuerung des Winters einlaufen. In Florenz, Neapel, Rom fiel am 26. bis 28. Schnee, der Thermometer stand unter dem Nullpunkt. Auch in Schlesien trat strenge Kälte mit Schneefall ein, und die Hochgebirge, welche ohnedieß ungewöhnlich tief herab in gewaltige Schneemassen gehüllt waren, erhielten dadurch einen neuen Zuwachs, so daß man leider einen späten Eintritt der warmen Witterung, und wohl noch sehr lange Nachtfröste besorgen muß.

Diese allgemeinen, freilich sehr lückenhaften Grundzüge der klimatischen Verhältnisse im Verlaufe des jüngst verflossenen Winters lassen sich nun in überraschender Analogie aus den von mir hier zusammengestellten Beobachtungen durch bestimmte Zahlen nachweisen. Bevor ich jedoch näher auf die beigefügten tabellarischen Uebersichten eingehe, sey es mir erlaubt folgende Erläuterungen vorauszuschicken.

Mein Aufenthalts- und Beobachtungsort war in diesem Winter zu Gries bei Botzen. Am Zusammenflusse des Eisack mit der Etsch bildet sich eine ziemlich bedeutende fruchtbare Thalebene von einer halben Meile in der Breite, rings von Thalwänden umschlossen, die 3000 bis 5000 Fuß hoch unmittelbar aus der Ebene aufsteigen. Nach drei Richtungen hin öffnet sich dieser Thalkessel (einst vielleicht die Sohle eines prächtigen Alpensees, der von der Töll bei Meran bis Salurn 8 Meilen lang ausgebreitet lag), und zwar gegen NNW. durch die ¼ Meile breite Einsenkung des obern Etschthals, gegen Ost durch das Engthal des Eisack und gegen Süden durch die breite Thalebene

des untern Etschlandes gebildet. Diese drei Oeffnungen geben auch die Richtung der Luftströmungen an, welche die Botzner und Grieser Au treffen, und es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß die Winde aus dem obern Etsch- und dem Eisackthale diejenigen sind, welche Kälte, und daß die aus dem untern Etschlande — die italienischen Winde — diejenigen sind, welche laue Lüfte, aber freilich auch ebenso gewöhnlich Niederschlag (Regen, Schnee), wie jene heitern Himmel bringen. Meine Wohnung lag am Stadtrande dieser Ebene, unmittelbar am Fuße des Steilabfalles vom Guntschnaher Berge. Sie war dadurch zwar gegen die kalten Luftströmungen aus dem obern Etschthale geschützt, dagegen denen aus dem Eisackthale um so mehr bloßgestellt; gegen Süden war die Lage völlig frei. Beobachtet habe ich an der Schattenseite, an einem gewöhnlichen und an einem den neuesten Greiner'schen vereinigten Minimum- und Maximumthermometer nach Reaumür.

Meran, vier Meilen das Etschthal aufwärts am Fuße der hohen Centralkette Tyrols, hat am steilen Südabhange des 500 bis 600 Fuß hohen Küchelberges, gegen die kalten Luftströmungen aus dem Passeyerthale geschützt, eine vorzugsweise günstige Lage. Die Beobachtungen werden hier schon seit mehreren Jahren von einem sehr zuverlässigen und verständigen Manne ebenfalls an einem mit dem meinigen verglichenen Greiner'schen Thermometer gemacht.

Die Beobachtungen von Mailand und Venedig erhielt ich von der Redaktion der Gazzetta privilegiata di Milano e di Venezia. Ueber Wien fand ich sie in den täglichen officiellen Mittheilungen der Wiener Sternwarte, über Berlin sind sie mir durch die Güte des Herrn Schneider, des sorgsamen Beobachters für Alexander v. Humboldt, über München aus den amtlichen Tagebüchern der königl. Sternwarte zu Bogenhausen geworden.

Auf der Beilage I. sind die Temperaturverhältnisse der drei Wintermonate $18^{46}/_{47}$, December, Januar und Februar, in ihren wöchentlichen Mitteln für sieben Orte: Gries bei Botzen, Meran, Berlin, Wien, München, Mailand und Venedig übersichtlich zusammengestellt. Beilage II. enthält die Berechnung der mittlern Temperatur des ganzen Winters $18^{46}/_{47}$ aus der mittlern Temperatur der einzelnen Monate; ferner den Vergleich dieser

Uebersicht der mitt[illegible]n, Berlin, Wien, München,

	Beobachtungsstunden.	Tagesmittel.	[illegible]ri-Mm.	Der Winter 18⁴⁶/₄₇. Tagesmittel.	Morgens.	Mittags.	Abends.	Minimum.	Maximum.
Gries	7. 2. 9.	(−0,5) −0,7	[illegible],2	(−0,2) −0,2	−2,0	2,3	−0,9	−10,0	10,2
Meran	7. 2. 9.	0,6	[illegible],0	0,7	−0,8	2,5	0,4	−7,0	11,0
Berlin	6. 2. 10.	(−2,2) −2,6	[illegible],6	(−2,3) −1,5	−2,7	−0,9	−1,9	−10,7	7,6
Wien	8. 2. 10.	(−1,3) −1,2	[illegible],1	(−1,7) −1,4	−2,2	−0,6	−1,6	−11,4	10,1
München	7. 2. 10	(−3,1) −3,0	[illegible],9	−2,7	−3,8	−1,2	−3,1	−14,5	8,9
Mailand	9. 12. 3.	(−0,1)	[illegible],3	(1,2)	0,5	2,4	2,9	−7,6	12,3
Venedig	7. 2. 9.	2,3	[illegible],2	2,6	1,5	3,3	2,8	−4,6	8,2

[illegible]eratur.

	Februar. Meran.	Berlin.	München.
Nor[illegible]	3,0	−0,2	−0,7
Win[illegible]	1,1	−0,4	−1,7
Diffe[illegible]	1,9	0,2	1,0

[illegible]ter 18⁴⁶/₄₇.

[illegible]scht.	Regen.	Schnee.
[illegible]	8	9
[illegible]	9	4
[illegible]	12	26
[illegible]	10	15
[illegible]	12	25
[illegible]	14	4
[illegible]	9	3

[illegible]eien Himmel hatten.
[illegible]iner Beobachtungs-

ıt. Die Grade über dem Gefrierpunkt sind ohne Bezeichnung. Das Thermometers innerhalb der Beobachtungsstunden. Die in Klammern den berechnet; für Mailand gelten nur diese als Tagesmittel.

846.

che (vom 16. bis 23.).				Vierte Woche (vom 24. bis 31.).						Der ganze Monat.					
Mittags.	Abends	Minimum.	Maximum.	Tagesmittel.	Morgens.	Mittags.	Abends	Minimum.	Maximum.	Tagesmittel.	Morgens.	Mittags.	Abends	Minimum.	Maximum.
- 1,8	— 4,5	— 9,6	1,7	(— 1,8) — 2,0	— 3,8	0,1	— 2,3	— 9,0	5,3	(—0,5) — 0,7	— 2,0	1,2	— 1,0	—10,0	8,0
- 0,8	— 2,2	— 5,5	1,0	— 0,8	— 2,2	0,8	— 1,0	— 5,7	3,0	0,6	— 0,4	1,7	0,4	— 7,0	7,5
- 1,7	— 1,8	— 9,2	3,4	(—5,3) — 4,6	— 4,9	— 3,8	— 5,2	— 8,2	— 1,1	(—2,2) — 2,6	— 3,1	— 1,8	— 2,3	— 9,2	3,4
- 1,4	— 2,5	— 7,1	2,0	(—3,0) — 2,7	— 3,5	— 1,9	— 2,8	— 6,5	5,7	(— 1,3) — 1,2	— 1,8	— 0,6	— 1,2	—11,4	5,7
- 0,2	— 1,6	—11,2	5,7	(— 5,5) — 5,2	— 5,4	— 3,9	— 6,2	—11,0	3,0	(—3,1) — 3,0	— 3,6	— 1,8	— 3,6	—14,5	5,7
- 2,0	— 1,4	— 7,6	— 0,1	(—1,6)	— 2,6	— 0,3	— 0,2	— 5,5	2,6	(0,1)	— 0,7	1,1	1,4	— 7,6	7,2
0,7	— 0,7	— 4,6	2,8	0,8	— 0,1	1,4	1,1	— 2,5	4,5	2,3	1,3	2,9	2,5	— 4,6	8,2

47.

che (vom 16. bis 23.).				Vierte Woche (vom 24. bis 31.).						Der ganze Monat.					
1,8	— 2,3	— 7,5	3,8	(—0,2) — 0,0	— 1,6	2,3	— 0,7	— 4,0	5,0	(—0,7) — 0,8	— 2,4	1,7	— 1,6	— 7,5	3,8
2,0	— 0,5	— 3,0	3,3	0,7	— 0,6	2,3	0,5	— 3,0	3,7	0,4	— 0,9	2,1	— 0,1	— 5,3	4,5
2,5	— 3,5	— 5,8	— 1,6	(—0,9) 1,2	— 0,1	2,7	1,1	— 6,0	5,1	(— 3,5) — 2,6	— 3,6	— 1,8	— 2,7	—10,7	5,1
5,0	— 5,8	— 9,0	— 3,0	(—0,5) 0.6	— 0,8	0,4	1,0	— 4,4	6,7	(—3,5) — 3,0	— 3,7	— 2,5	— 2,9	— 9,0	6,7
2,1	— 2,6	—12,9	0,9	0,7	— 1,3	2,3	0,9	— 6,9	6,5	— 3,4	— 4,8	— 1,9	— 3,4	—13,0	6,5
3,2	3,4	1,4	4,5	(1,5)	1,3	2,1	2,3	0,1	4,3	(1,4)	1,0	2,1	2,3	— 1,9	4,5
4,4	3,9	1,2	5,7	3,9	2,6	4,6	4,5	0,8	7,2	2,9	1,8	3,8	3,2	— 1,0	7,2

47.

he (vom 15. bis 21.).				Vierte Woche (vom 22. bis 28.).						Der ganze Monat.					
7,3	3,0	— 3,0	10,2	(1,6) 1,2	— 1,5	4,4	0,3	— 3,0	7,9	(0,7) 0,7	— 1,6	3,9	—.0,1	— 6,3	10,2
6,9	3,2	— 1,5	11,0	1,9	— 0,2	4,6	1,3	— 2,3	7,0	1,1	— 1,2	3,8	0,9	— 5,7	11,0
4,1	3,0	1,1	7,6	(—1,8) — 0,6	— 2,2	0,7	— 1,1	— 4,2	5,3	(—1,0) — 0,4	— 1,3	0,8	— 0,8	— 8,5	7,6
5,5	3,9	— 3,6	10,1	(—1,5) — 1,7	— 2,4	— 0,7	— 2,3	— 6,1	3,8	(—0,2) — 0,1	— 1,0	1,2	— 0,6	— 6,8	10,1
5,0	3,2	— 1,1	8,9	— 3,3	— 5,0	— 1,1	— 3,8	— 8,8	5,0	— 1,7	— 3,0	0,1	— 2,2	—12,0	8,9
7,4	9,4	— 3,1	12,3	(2,6)	1,5	3,7	4,5	— 1,5	10,2	(2,2)	1,2	4,0	5,0	— 4,5	12,3
5,0	4,7	— 0,7	7,2	1,9	1,2	2,4	2,1	— 0,4	4,4	2,5	1,4	3,3	2,7	— 2,4	7,2

Wintertemperatur $18^{46}/_{47}$ mit der normalen; endlich eine Zusammenstellung der Witterungsverhältnisse der gedachten sieben Orte während des jüngst verflossenen Winters.

Verfolgt man nun zunächst die Schwankungen des Thermometers, so stellen sich dieselben an den sieben Beobachtungsorten im Allgemeinen in folgender Weise dar:

Nachdem in der letzten Woche des November ein gleichmäßig hoher Temperaturstand — zwischen + 4 und + 7 Grad R. — stattgefunden hatte, trat mit Ende November und Anfangs December ein eben so gleichmäßiges Fallen des Thermometers ein, welches sich durchschnittlich bis in die dritte Woche des December fortsetzte. Während indeß in den südlichen Gegenden, Meran, Mailand, Venedig, ungefähr vom 20. December an ein allgemeines Steigen des Wärmegrades an dessen Stelle trat, fuhr das Fallen in den nördlichen Gegenden, Berlin, Wien, München, mit ziemlich bedeutenden Schwankungen weiter fort, so daß dort um die Mitte des Januar durchschnittlich der größte Kältegrad eingetreten war. Aber auch an diesen Orten stieg der Thermometer bis zur letzten Woche des Januar schnell bis zu einigen Zehntheilen über 0 Grad R.

Von nun an traten überall zwei große Schwankungen ein; bis zur zweiten Woche des Februar nämlich ein gleichmäßiges Fallen, dann schnell und plötzlich in der dritten Woche ein unverhältnißmäßiges Steigen, und zwar zu einer Höhe von + $3^1/_2$ bis + 5 Grad R., welches dann gegen Ende des Monats wieder in ein Fallen endet, wobei jedoch die mittlere Temperatur in den südlichen Gegenden nur bis gegen + 2 Grad R., die der nördlichen bis 3 Grad unter dem Gefrierpunkte herabsinkt.

Was nun das Verhältniß der sechs Orte (Gries ist ziemlich übereinstimmend mit Meran) in Beziehung auf diese Schwankungen unter sich betrifft, so findet bei dem allgemeinen Fallen der Temperatur Anfangs December ein ziemlich normaler Unterschied zwischen dem Süden und dem Norden statt; dagegen wird dieser Unterschied gegen Mitte Januar so bedeutend, daß, während die mittlere Temperatur der südlichen Orte allgemein über 0 bis gegen + 3 Grad R. aufsteigt, die der nördlichen zwischen 5,5 und 8 Grad unter den Gefrierpunkt herabsinkt. Bei den

ſchon erwähnten beiden allgemeinen Schwankungen des Thermometers im Monate Februar bemerkt man ziemlich deutlich den normalen Abſtand der Temperatur des Nordens und des Südens. Auffallend iſt aber das zweimalige Zuſammentreffen der mittlern Temperatur aller ſechs Orte.

Zum erſtenmal tritt dieſe Erſcheinung in der dritten Woche des December, etwa um den 20., ein. Die mittlere Temperatur der dritten Decemberwoche ſchwankt nämlich nur zwiſchen —1 und —3,5 Grad R., und dabei iſt es merkwürdig, daß ſie gerade an dem ſüdlichen Orte Mailand mit — 3,5 Grad R. den tiefſten, und dagegen in dem, durch die kälteſte Normaltemperatur ausgezeichneten München mit — 1,5 beinahe den höchſten Stand einnimmt.

Zum zweitenmal findet jenes Zuſammentreffen der mittlern Temperatur aller ſechs Orte in der dritten Woche des Februar ſtatt, und zwar diesmal (wenn man von Mailand abſieht, welches eine mittlere Temperatur von + 5,2 Grad R. erreicht) innerhalb + 3,4 und 4,2 Grad R.; alſo innerhalb 0,8 Grad.

Vergleicht man ferner die mittlere Temperatur des jüngſt vergangenen Winters mit der Winter-Normaltemperatur, ſo ergibt die Ueberſicht auf Beilage II., daß dieſelbe an allen Orten, mit Ausnahme von Venedig, durchſchnittlich geringer war als dieſe (zwiſchen 0,5 und 1,7 Grad R.). Indeß zeigt ein näheres Eingehen auf die Temperatur der einzelnen Monate merkwürdige Abweichungen. Im December war die Differenz der mittlern und der Normaltemperatur an den drei Orten Meran, Berlin und München 2,0, 3,7 und 3,3 Grad R., auch ſind in dieſem Monate in den ſüdlichen Orten, Mailand und Venedig, die tiefſten Temperaturſtände des ganzen Winters (leider fehlt mir die Normaltemperatur für den December). Im Monate Januar iſt jene Differenz viel geringer, ſie ſtellt ſich wie folgt heraus:

	Normaltemperat.	Winter 1846/47.	Differenz.
für Meran	+ 0,9	+ 0,4	0,5 G. unt. d. Normaltemp.
„ Berlin	— 1,8	— 2,6	0,8 „ „ „ „
„ München	— 2,7	— 3,4	0,7 „ „ „ „
dagegen			
„ Mailand	+ 0,5	+ 1,4	0,9 G. über „ „
„ Venedig	+ 1,4	+ 2,9	1,5 „ „ „ „

Im Monate Februar endlich zeigte sich in Berlin der geringe Unterschied von 0,2 Grad unter der Normaltemperatur, in München von 1,0 Grad, in Meran dagegen von 1,9 Grad, sowie auch in Mailand und Venedig in der ersten Hälfte des Februar eine ungewöhnliche Kälte eintrat.

Der dießjährige Winter von 1846—1847 war also, wenn man bloß die mittlere Temperatur des ganzen Vierteljahrs berücksichtigt, in der lombardischen Ebene nicht abnorm zu nennen; da indeß der Januar bedeutend milder als die Norm war, so ist dadurch die strengere und durch die ungewöhnliche Zeit um so empfindlichere Kälte in die erste Hälfte des December und Februar übertragen worden. Ebenso hatten die drei nördlichen Orte, Berlin, Wien, München, keinen ungewöhnlich strengen Winter, wogegen die Meraner Gegend durch einen solchen ausnahmsweise heimgesucht wurde. — Es muß indeß hierbei bemerkt werden, daß in Meran wie in Gries die Berechnung der Tagesmittel deßhalb so niedrig ausfällt, weil hier des Morgens vor Sonnenaufgang ein so tiefer Thermometerstand vorherrschend ist, daß derselbe mit der durchschnittlich milden Temperatur während der Stunden von 11 bis 4 Uhr Nachmittags gar nicht im Verhältniß steht. Man vergleiche nur die mittlere Wintertemperatur in den drei Beobachtungsstunden: Morgens, Mittags und Abends in Meran mit Berlin.

	Morgens	Mittags	Abends
In Berlin . .	— 2,7 Grad	— 0,9 Grad	— 1,9 Grad R.
„ Meran . .	— 0,8 „	+ 2,5 „	+ 0,4 „ „

Es findet also in den Mittagsstunden eine Differenz von durchschnittlich $3\frac{1}{2}$ Grad zu Gunsten von Meran statt, ein Umstand, der für solche, welche sich ihrer Gesundheit wegen in der Meraner Gegend aufhalten, um so weniger ohne Bedeutung ist, als sehr günstige Witterungsverhältnisse hinzu kommen.

Stellt man endlich die sieben Orte nach der Reihenfolge ihres geringsten Wärmegrades im Verlaufe des Winters 1846—1847 zusammen, so findet man folgende Scala:

	das Minimum	
in Venedig . . .	— 4,6	am 18. December,
in Meran . . .	— 7,0 „	15. „
in Mailand . . .	— 7,6 „	16. „

in Gries bei Bozen — 10,0 „ 15. December,
in Berlin . . . — 10,7 „ 15. Jan. (16. Dec. — 9—2 G.)
in Wien . . . . — 11,4 „ 15. December,
in München . . . — 14,0 „ 15. „

ſo daß das Minimum der Wärme im verfloſſenen Winter ziemlich allgemein auf den 15. December fiel. Man ſieht auch hieraus, daß die drei letzteren Orte keinen außergewöhnlichen tiefen Thermometerſtand hatten. Selbſt im Winter 1844—1845 waren in Berlin — 14,4 Grad, in München — 20,0 Grad R.

Eigenthümlich iſt, daß ſich die Temperatur von Meran während der Wintermonate um beinahe 1 Grad günſtiger wie in Gries herausſtellt, obwohl beide in derſelben Thalebene und erſteres gegen vier Meilen nördlicher und der hohen Centralkette der Alpen um ſo näher liegt. Die Einwirkung der örtlichen Lage, wie ich ſie im Anfange charakteriſirte (ich habe in dem, kaum zehn Minuten außerhalb des Schutzes des Küchelberges gelegenen Obermais, im Frühling und Herbſt, früh Morgens einen Unterſchied von 2 bis 3 Grade gegen Meran beobachtet), gibt hiefür allein keinen vollſtändigen Aufſchluß. Man vergleiche nämlich die mittlere Temperatur der einzelnen Monate, ſo findet man:

im December	Meran + 0,6	Gries — 0,7	Differenz 1,3 Grad,
im Januar	Meran + 0,4	Gries — 0,8	Differenz 1,2 Grad,
im Februar	Meran + 1,1	Gries + 0,7	Differenz 0,4 Grad R.

Es zeigt ſich alſo im Monat Februar, wo man doch von den tief in Eis und Schnee gehüllten Gebirgen und bei den vorherrſchend kalten Winden eher eine Zunahme jener Differenz erwarten ſollte, vielmehr ein bedeutendes Abnehmen. Auch iſt mir dieſes Verhältniß ſchon aus meinen Beobachtungen in den Jahren 1844 und 1845 genau bekannt; ebenſo, daß im April die mittlere Temperatur von Meran ſchon tiefer ſteht wie die von Gries, und daß ich Anfangs Mai die Vegetation dort um acht bis zehn Tage gegen hier zurück fand. Uebrigens iſt es bei den Landleuten, welche auf den Berghöfen wohnen, eine allbekannte Regel,

daß es im Winter bis „Lichtmeß" auf den Bergen wärmer sey, wie in den Thalebenen.

Die Witterungs-Verhältnisse haben sich im verflossenen Winter vorzugsweise in der Meraner Gegend in so fern ungünstig gestellt, als die Zahl der vollkommen heiteren Tage bedeutend geringer als gewöhnlich war. Während nämlich in Meran die Normalzahl der heiteren Tage ist: December über 13 Tage, Januar beinahe 14 Tage, Februar beinahe 11 Tage, im ganzen Winter also 39 Tage, zeigt der verflossene Winter 1846—1847: December 8 Tage, Januar 11 Tage, Februar 8 Tage; zusammen nur 27 vollkommen heitere Tage. Dagegen ist das Verhältniß in Berlin, wo während des Winters 1846 bis 1847 8 Tage (mittlere Zahl 8,4), und in München, wo im ganzen Winter kein einziger Tag vollkommen heiter war (mittlere Zahl 1,2), ziemlich normal gewesen.

Demnach ergibt sich für die Meraner Gegend selbst für diesen Winter in jener Hinsicht im Vergleich mit den nordischen Orten und selbst mit dem nebeligen Venedig, wo nur acht Tage als vollkommen heiter bezeichnet werden konnten, ein sehr günstiges Verhältniß (wie 27 zu 8), und es ist gerade dieser heitere Winterhimmel ein so großer Vorzug der Meraner Gegend.

Im Verhältniß damit steht dann auch der Niederschlag. Während in Berlin an 26 Tagen Schnee fiel, erreichte in Meran der Schneefall nur viermal die Ebene. Von dem starken Schneefall in Deutschland hat man daher in den südlichen Gegenden, Meran, Mailand, Venedig, wenig gespürt. Natürlich ist es auf den Bergen etwas anders, dort liegt der Schnee ungewöhnlich hoch.

Weniger ungleich waren die Regentage vertheilt; sie schwanken zwischen 8 (Gries) und 14 (Mailand).

Das Volksbewußtseyn und die Philosophie.

Der Chor der antiken Tragödie ist der Träger des Volksbewußtseyns. Wie auch die Stimmen der Einzelnen wanken und in unklarer Schwäche erscheinen mögen, sobald sie sich zum Ganzen verbinden, spricht die gediegenste Lebensweisheit maßvoll den edelsten Inhalt aus. Während die Helden in ihren Thaten ein Recht, ein Gesetz dem andern gegenüber geltend machen, und in diesem Widerstreite schuldig werden und einander zu Grunde richten, preist der Chor alle Götter der Reihe nach, da nur sie alle zusammen den Kreis geistiger Mächte zu einem harmonischen Schlusse bringen. Der Chor sagt zu Kreon, daß er ein weises Wort gesprochen, wenn derselbe dem verkündeten Gebot gegen die Feinde des Vaterlandes ohne Ansehn der Person und unerbittlich Nachdruck geben will, weil nur so der Staat nach Verwirrung und Sturmesnoth geordnet und gerettet werden könne; ebenso preist er Antigone's aufopfernde Schwesterliebe, und räth dem König nicht minder zur Mäßigung, als er ihr zuruft:

Die Pflicht der Lieb' ist fromme Pflicht,
Doch auch des Machtbegabten Macht
Geziemet zu mißachten nicht;
Des eignen Herzens Trieb verdarb dich.

Und wenn Kreon und Antigone dem Verhängnisse verfallen sind, der Chor bleibt und zeigt uns, daß der Kern des Volkes alle Conflikte überdauert, und aus dem Ausgange derselben die

Lehre zieht, daß Familie und bürgerliche Rechtsordnung zum Gedeihen des Staats übereinstimmen müssen; über alle Kämpfe und Schmerzen hält er unerschütterlich die Ueberzeugung fest:

Viel Müh' und Beschwer und entsetzendes Leid,
Doch in all dem Zeus und allein Zeus.

Von dem Volk als Ganzem gilt der Spruch: Vox populi vox Dei, und der Goethe'sche Vers ist keineswegs ein Widerspruch:

Zuschlagen soll die Menge, da ist sie respektabel,
Urtheilen gelingt ihr miserabel.

So verkehrt auch in besondern Dingen die Meinungen der Einzelnen, so beschränkt auch ihr Gesichtskreis seyn mag, in dem was noth thut besitzt das Volk den richtigen Instinkt, und weiß darum auch den wesentlichen Knoten sicher zu treffen, wenn oft der Verstand der Verständigen an Nebenumständen sich klügelnd abarbeitet; als Goethe an der Möglichkeit verzweifelte den Napoleon zu bezwingen, ging die Menge mit siegesgewissem Muth in den Kampf für ihre Nationalität, und gab zuschlagend das rechte Urtheil.

Das Volk philosophirt nicht, es vermag den scharfsinnigen dialektischen Beweisen in ihrem haarspaltenden Für und Wider nicht zu folgen, es hat wenig Sinn für die kunstreiche Systematik eines Lehrgebäudes, und dennoch wag' ich zu behaupten, daß in seiner Zustimmung das einzig sichere Kriterium für die volle Wahrheit eines wissenschaftlichen Systemes liegt; die Gelehrten mögen für geistreiche Einseitigkeiten gewonnen werden, eine Schule mag an dem Spiele der Formeln ihre Lust haben, und doch werden solche nur als Mittel zur Weiterentwicklung nur ein flüchtiges Daseyn haben, wenn die Resultate nicht geeignet sind unter die Massen zu kommen und diesen eine dauernde Befriedigung zu gewähren. Denn das Volk hat ein unwandelbar Gewisses in seinem Gewissen, dieser Gottesstimme im Menschen, welche in unserer Brust allen zeitlichen Meinungen und Gelüsten gegenüber den ewigen und allgemeinen Willen verkündigt und unzerbrechlich aufrecht erhält; und in der Stärkung, Erhebung und Beseligung, welche es durch eine geistige Nahrung empfängt, hat es den lebendigen Beweis der Wahrheit, den es sich durch kein Einreden ersetzen oder stören läßt. Der Bauer,

der bei den Schlägen des Schickſals fromm die Hände faltet und ſpricht: Was Gott thut das iſt wohlgethan! — er wird alle Verhandlungen über Zufall und Nothwendigkeit an ſich vorübergehen laſſen, wenn ſie nicht in dem Beweis ausmünden, daß denen die Gott lieben alle Dinge zum Beſten dienen. Und was man ihm vordemonſtriren mag, etwa um den Determinismus zu beweiſen oder darzuthun, daß die Freiheit des Willens mit Gottes Allmacht und Allwiſſenheit nicht zuſammen beſtehen könne, er wird daran feſt halten, daß er Herr ſeiner Handlungen und für ſie verantwortlich ſey, und wird es der Philoſophie anheim geben ein Syſtem zu begründen, das für die Vernunft jene Widerſprüche löst, die in ſeinem Gemüth nicht vorhanden oder überwunden ſind.

Dieſe volksthümliche Philoſophie ſcheint mir die Aufgabe der Gegenwart. Sie rettet die Wiſſenſchaft von der öden Sandbank herzloſer Abſtraktionen, auf die ſie ſich in anmaßlicher Abkehr von der Menge — multitudinem consulto ipsa fugiens, wie Hegel einem Cicero nachbetete — verfahren hat; ſie wird ihr das verlorene Anſehen wieder geben, und den gebührenden Einfluß auf die Geſtaltung der Lebensverhältniſſe erringen. Von ihr aus muß die Wiſſenſchaft ſich mit dem Glauben des Volks verſöhnen, wenn ſie denſelben aufklären will, von ihr aus die Bedürfniſſe des Volks befriedigen, wenn ſie in ihm wirkſam und mächtig werden will. Und das heißt nicht den Dienſt der Wahrheit äußeren Forderungen unterordnen, ſondern die Wahrheit nur im Bunde der Sittlichkeit und Schönheit ſuchen, und ein Syſtem ſtatt auf Einfälle des Augenblicks auf die ſichere Grundlage der Jahrtauſende bauen.

Das Ganze iſt eher aus dem Keim als aus einer Entwicklungsſtufe zu erkennen, denn dort liegt es noch verhüllt, aber auch unzerſplittert vor, während hier nur ein Beſonderes einſeitig auftritt; Machiavelli fand darum eine vollendende That der Geſchichte darin, daß ein Volk zu ſeinem Urſprung zurückkehre, das heißt, daß es das Anfängliche nun mit geſteigerter Kraft und Bildung aufnehme und durchführe. Fragen wir nun nach den Erzvätern der deutſchen Spekulation, um aus dem Keime die Frucht zu erſchließen, der wir nachſtreben, ſo finden wir in ihnen Männer des Volks, prieſterliche Geiſter im edelſten

Sinne des Worts; es sind die sogenannten Mystiker von Meister Eckart und Tauler bis auf Jakob Böhme. Bedeutungsvoll genug ward dieser von seinen Zeitgenossen der philosophus Teutonicus genannt, bedeutungsvoll genug arbeitet unser Jahrhundert daran, ihn mit seinen Vorgängern in die gebührenden Rechte einzusetzen.[1] Sie gedachten wie Christus, daß den Armen das Evangelium gepredigt werden müsse, und kein Reicher wird edleren Wein des Geistes finden als bei ihnen, wenn sie ihn auch nicht in kunstvollem Becher kredenzen.

Diese Männer hatten das neue Lebensprincip des Christenthums in ein reines und starkes Herz aufgenommen, und der lateinischen Scholastik gegenüber redeten sie deutsch zum deutschen Volk, und während der Klerus sich die Himmelsschlüssel und ein Mittleramt zwischen Gott und den Menschen anmaßte, ergriffen sie die Freiheit des Christenmenschen, versetzten sie sich mit frischem Muth in die Tiefen der Gottheit, und suchten sie aus der Freude des versöhnten Gemüths darzuthun wie in den Wundern des Glaubens das Räthsel des Lebens dem gelöst werde, der sich dieselben in That und Wahrheit zu eigen mache. Sie ergriffen die Freiheit, aber ohne sie mit der Zügellosigkeit und Ungebundenheit zu verwechseln; ohne die Eigenrichtigkeit der Willkür und des Beliebens an ihre Stelle zu setzen, sahen sie die Freiheit in der Selbstbestimmung des göttlichen Geistes, und verlangten sie, daß der Mensch darum seine Selbstsucht als die Mutter der Sünde brechen, daß er sich selbst erst entwerden und durch die Wiedergeburt sein Ich in Gott finden müsse, um dadurch frei zu sein, daß er seinen Willen mit dem göttlichen Willen in Uebereinstimmung setze. Daß der Mensch seine Endlichkeit zum Opfer bringen solle, um sich in Gott zu gewinnen, dies ist der Grundtext von Taulers Predigten, und Eckart entbindet den Menschen nur dann von äußerer Satzung, wenn er das Gesetz in sich trägt. Hast du Gott lieb, sagte er, dann kannst du thun was du willst, denn dann willst du nur das Ewige und das

[1] Siehe außer den Monographien von Schmidt, Michelsen, Engelhardt, Hamberger die zusammenfassende Darstellung in dem Buche: Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1847. — Franz Pfeiffer hat eine gute Ausgabe der Deutschen Mystiker (Leipzig bei Göschen) begonnen.

Eine, was Gott auch will, und was du thuſt, das thuſt du in Gott und Gott thut es in dir. Die deutſche Theologie nennt Hoffahrt und falſche Freiheit zwei böſe Geſchwiſter; die ſoll der Menſch aufgeben um des Lebens der Liebe willen, und in dieſem den wahren Adel der Freiheit mit Chriſtus darin finden, daß er ſein eigenes ewiges Weſen, das Göttliche, verwirklicht.

Gott aber iſt den Myſtikern kein jenſeitiger, denn in ihm leben, weben und ſind wir; ebenſo wenig iſt er ihnen aufgegangen in der Vielheit der Dinge, ſondern er bleibt der Eine bei ſich ſelbſt Seyende; ebenſo wenig iſt er ihnen bloße Subſtanz und Weſenheit, ſondern ſelbſtbewußter Geiſt, und die einzelnen Geiſter ſind Offenbarungen ſeines Lebens, die er von ſich unterſcheidet und dennoch in ſich hält und trägt, die der Sünde verfallen, wenn ſie ſich von ihm löſen und ohne ihn für ſich ſeyn wollen, die er erlöſet, wenn ſie ihre Weſeneinheit mit ihm auch freiwillig bethätigen, wie Chriſtus. Die Myſtiker ſtehen in der vollen Anſchauung des neuen Elements und Heils, das durch dieſen in die Welt gekommen; darum geben ſie ihm die Ehre, darum ſuchen ſie nicht in einem ſelbſtgefällig eiteln Widerſpruch, ſondern in einem innigen Verſtändniß ſeiner Lehre und ſeines Lebens und der völligen Aneignung deſſelben ihr Verdienſt, und darum konnte auch das Volk ihre Rede verſtehen und ward erſchüttert, gebeſſert, fortgebildet durch ſie. Niemand aber bis auf dieſen Tag hat einen Jakob Böhme an Tiefe und Klarheit in der Erfaſſung und Deutung des Volksglaubens übertroffen, darum auch Niemand die wichtigſten ſittlichen Fragen in edlerem Gemüthe gelöst als er. Er will kein Dunkel der Gefühle, ſondern er arbeitet dem Lichte zu; um ein deutſcher Platon zu ſeyn, fehlt ihm allerdings die Reife der Bildung und die Herrſchaft der Form, aber es ruhte auf ihm die erhabene Weihe des Platoniſchen Geiſtes, der Erkennen und Wollen nicht ſcheiden mochte, und in der Philoſophie die Gottähnlichkeit auch in ſittlicher Beziehung feſthielt.

Luther ſtand inmitten dieſes Stromes volksthümlicher Philoſophie, er nannte Tauler einen Mann Gottes, und hatte nicht bloß „an den ungefränzten ungekränzten Worten" der deutſchen Theologie ſeine Luſt, ſondern rühmte auch von dem Inhalt dieſes Büchleins, daß er nächſt der Bibel am beſten daraus erlernt

habe, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seyen. Und was half ihm zum Sieg, was machte sein Bestreben zu einer Reformation, was anders als daß er auf das Volk sich stützte, daß er das Gewissen des Volks sowohl befreite als die sittlichen Processe desselben, Unschuld, Sünde und Erlösung, zum Mittelpunkt seiner Lehre machte, die nicht in kahler Oberflächlichkeit sich gefiel, sondern die Substanz des Glaubens im Sinne jener ursprünglichen deutschen Philosophie ergriff und predigte.

Ein volles Jahrhundert lang währte der Streit um die Freiheit des Glaubens und Gewissens. Kein Wunder, daß Deutschland, welches ihn für die Menschheit ähnlich auszufechten hatte, wie Frankreich das Märtyrerthum der politischen Revolution auf sich nehmen mußte, daß unser Vaterland, sage ich, dadurch und namentlich durch den dreißigjährigen Krieg so in seiner besten Volkskraft gebrochen und für lange geschwächt wurde; eher ist es erstaunlich, daß es sich wieder erhob, daß es so bald auf idealem Gebiet unverwelkliche Kränze errang, und nun auch nach solchen der staatlichen Entwicklung und der Nationalwohlfahrt trachtet. Damals aber geschah es, daß der Bürger- und Bauernstand unter die heilsame Leitung und Zucht einer höhern Schicht der Gesellschaft kam, weil jene die Ehre ihres Namens und die Kraft der Selbstverwaltung eingebüßt; zugleich war es Zeit, daß die verschiedenen Lebenskreise und Genossenschaften, die im Mittelalter viele Einzelrechte, aber wenig gemeinsame Interessen gehabt, in der Staatseinheit aufgingen, welche alle Menschen als freie Glieder und Träger für den einen öffentlichen Zweck des Gemeinwohls verbinden sollte. Und während der fürstliche Absolutismus in Frankreich nur das Seine sucht, und der König sich als den Staat und das Gesetz als sein Belieben proklamirte, wollte in Deutschland der intelligente große Friedrich nur des Staats oberster Diener seyn. „Der alte Fritz," sagt der geistvoll patriotische Theolog, welcher das gute Buch über „den deutschen Protestantismus" geschrieben hat, „welcher nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland in begeisterter Volkserinnerung lebt, er lebt nicht darin *ungeachtet*, sondern *wegen* des in seiner Hand ruhenden Krückenstocks, denn mit diesem schlug er die *Philister*! Man halte uns diesen Ausdruck zu gut, der ja längst in den weitern Kreisen unserer Nation eine

Art von Bürgerrecht erhalten hat, zur Bezeichnung einer dumpfen engen Weltanschauung, eines kleinlichen Egoismus, der Gebundenheit an die Scholle, der spröden Abschließung gegen alles was nicht auf dem eigenen Mist gewachsen ist. Und er ist wohl auch die treffendste Benennung für die gesteifte und gepuderte Freiheit unserer paar tausend Privilegirten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, mochten sie nun von Schlössern oder Patrizierhäusern, von Kabinetten oder großen und kleinen Räthen, von Landständen oder gefürsteten Prälaturen, von Nürnberg oder von Kuhschnappel aus gegen den Helden der neuen Staatsideen Opposition machen. Jenes Wort in seiner prägnanten Bedeutung ist das Symbol des sich gegenständlich gewordenen, aus der alten in eine neue Entwicklungsphase übergehenden Nationalgeistes. Wir Deutsche haben es erfunden und dürfen uns diese Erfindung, die so ehrenvoll ist als die des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, um alle Welt nicht rauben lassen."

Im Polizeistaat war das Kirchenregiment natürlich von den Gemeinden und Synoden genommen und in Consistorien verlegt, wo das Schreiber- und Beamtenthum dann die Religion für eine sublimirte Polizeianstalt ansah. Hörte doch Varnhagen noch in Paris einmal zwei Diplomaten über das Christenthum streiten und damit endigen, daß der Eine fragte: Wer sollte ohne dasselbe die Fürsten in Schranken halten? und der Andere: wer ohne dasselbe das Volk zügeln? Die Religion des Schreiberthums aber fiel bald einem starren Dogmatismus anheim, wo es sich weniger um Belebung der Gesinnung und Thaten der Liebe als um Kenntniß des Buchstabens handelte; bald nahm sie Theil an der Verstandesbildung und Aufklärung des Beamtenstandes, und vergaß über einem Moralpredigen nach dem Princip der Nützlichkeit für das gewöhnliche Leben den tiefern Glaubensinhalt. Die Wolfische Philosophie half ehrlich mit die deutschen Geister schulen; die freien Gedanken wurden in feste Sätze eingefangen, und was man längst schon wußte und trieb, ward noch einmal in breiter Regelmäßigkeit vordemonstrirt. Wir wollen das aufräumend Heilsame, wollen das weltbürgerlich Aufhellende und menschlich Gute jener Zeit nicht verkennen, aber auch das nicht, daß sie nur ein Durchgangspunkt seyn konnte, daß ihre einseitige Cultur das Volk heranziehen und dann in

einer gesunderen Ursprünglichkeit aufgehen mußte und noch muß. In die Literatur brachen die Stürmer und Dränger ein und spotteten des Zwanges kalter Regeln, und Goethe wußte die Herzen zu rühren und zu erquicken, als er die verklungenen Töne volksthümlicher Lieder wieder anschlug. Ein Mann, der aus dem Volk hervorgegangen, ein Königsberger Sattlerssohn, Kant, blieb mit seinem gewaltigen Wirken auf dem Felde theoretischen Erkennens zwar der Menge wie der Mehrzahl der Gebildeten unfaßlich, trieb aber doch überall zu größerem Ernst und kühnerer Forschung an, und sprach auf dem praktischen Gebiete sein Jahrhundert mündig, indem er die Freiheit des Willens, der sich selber das Gesetz gibt, für die Einzelnen wie für die Staaten an die Spitze stellte. Kant wie Lessing vollendete die Aufklärungsperiode, indem er sie über sich hinausführte, indem er sittliche Kraft statt gehorsamer Legalität, innerliche Wirksamkeit der Religion statt dogmatischen Buchstabendienstes, ein tiefes Gefühl von der Heilsbedürftigkeit und der Wiedergeburt des Herzens an der Stelle der selbstgefälligen Nützlichkeitsmoral hervorhob. Schiller lieh diesem Geiste in seinen Versen einen begeisternden Widerhall. Und als die Maschine des Militär- und Beamtenstaates zusammenbrach, da war unter den Männern, welche die Tage der äußern Erniedrigung für eine baldige Erhebung zu benützen verstanden, indem sie nun sich auf das Bürgerthum stützten, die Scheidung von Volk und Regierung aufhoben und Alle zur Theilnahme am Staat beriefen, da war unter ihnen abermals ein Philosoph, ein Bauernsohn, der diesem Streben seine gewaltige Tribunenstimme lieh, der in seinen flammenden Reden an die deutsche Nation den Begriff des Vaterlandes wieder zum Bewußtseyn brachte und vom Kosmopolitismus zum Patriotismus hinführte, der es verstand, die strenge Sprache der Wissenschaft mit der lebendigen des Gefühls zu vertauschen und seine Gedanken voll Gesinnungshoheit, voll Gemüthswärme auch in religiösem Gewande für Alle verständlich zu machen. Fichte hat außer seinen politischen Verdiensten um das Vaterland auch mit Schleiermacher das religiöse, daß er dem frommen Gefühl und den Urkunden des christlichen Glaubens auch unter den Gebildeten wieder Eingang verschaffte, daß er so seinerseits die Kluft ausfüllen half, welche in der Civilisation

der obern Stände dieſe von den untern ſchied, daß er zeigte wie im Evangelium für Alle Geiſtesnahrung und Herzensſtärkung, wie nur im Gemeinſinn und im Vaterlandsgefühl Aller die Rettung zu finden ſey.

Schiller und Fichte, es iſt nicht zu viel geſagt, wenn wir ſie die idealen Faktoren der Befreiungskriege nennen; wenn dieſer die innerſte Tiefe des deutſchen Weſens heraufbeſchwor, ſo gab jener ihm den Ton ſeiner Begeiſterung an, einer Begeiſterung, die Himmel und Erde verknüpfte, die das Volk nach Jahrhunderten ſich wieder einmal als Volk fühlen ließ.

„Es iſt kein Krieg, von dem die Kronen wiſſen,
Es iſt ein Kreuzzug, iſt ein heiliger Krieg!“

ſang Theodor Körner. Die Einheit von Philoſophie und Nationalbewußtſeyn hat uns die neue Zeit geboren, hat uns abermals gezeigt was unſer Ziel iſt, das wir nie aus den Augen verlieren dürfen.

Gleichzeitig deutete die Romantik gegenüber der Allgemeinheit und Politur der Aufklärung auf das Individuelle, das Urſprüngliche, das Naive, auf die Naturlaute der Poeſie und die Myſtik des Glaubens hin; ſie ſtärkte die Liebe zum Heimathlichen, ſie machte uns die eigene Vorzeit werth und verſtändlich, ſie ließ uns deutſcher Art und Kunſt in Gegenwart und Vergangenheit gedenken. Aber da der Gang unſerer Entwicklung ſich mächtig in die Breite erſtreckt, da er Alle mitnehmen und nicht bloß eine bevorzugte Klaſſe der Geſellſchaft weiter bringen ſoll, ſo ſchritt er langſam vor, und ſtieß manch kühneren Geiſt auf ſich ſelbſt oder auf eine bloß literariſche Wirkſamkeit zurück, zumal eine Menge von Gelehrten in ihren Studirſtuben den friſchen Wind der Oeffentlichkeit gar nicht oder unangenehm empfand, ohne höhere ethiſche Kraft in einem „Haremsdienſt“ der Wiſſenſchaft ſich ganz behaglich fühlte und durch die Schuld der Geſinnungsloſigkeit zu jenem Schmachwort die Veranlaſſung gab, daß Gelehrte und Huren überall und für Alles zu haben ſeyen.

In der Philoſophie zeigte Fries wohl einen ſchönen Sinn für die Luſt des jugendlichen Aufſchwungs, für Nationalgefühl und Charaktergröße, es fehlte ihm aber an Macht und Tiefe der Idee, und Hegel mochte ihn darum als einen Heerführer

der Seichtigkeit mißhandeln. Hegel ſelbſt hielt wieder Schule und begnügte ſich, wenn er innerhalb derſelben die Zweifel und Kämpfe der Zeit zum Frieden brachte; das Volk, meinte er, möge ſehen, wie es zurecht komme, die Philoſophie könne nichts bauen und bilden, ſondern nur erkennen. Indeß leiſtete Hegel für die Intelligenz ein Aehnliches wie der Pietismus für die untern Schichten der Geſellſchaft. Sie beſtritten den ſeichten Deismus und überwanden die rationaliſtiſche Denkweiſe, der Pietismus, indem er mit werkthätiger Liebe, mit wechſelſeitiger Erbauung das Prieſterthum aller Chriſten feſthielt und die Speiſe des göttlichen Worts ohne Waſſer wie ohne fremdes Gewürz koſten wollte, Hegel, indem er den Ideengehalt der heiligen Geſchichte nachwies, indem er Ehrfurcht vor den Formen des Glaubens lehrte, ſein Wiſſen in denſelben wiederfand, und die Immanenz, die Gegenwart Gottes in der Welt und das Einwohnen der Menſchen in Gott, der dualiſtiſchen Scheidung gegenüber geltend machte. Hegel, und der Pietismus waren indeß nicht bloß wegen des verſchiedenen Ausgangspunktes einander unverſtändlich und feindlich, ſie konnten auch deßhalb nicht zuſammenkommen, weil ſie auf halbem Wege ſtehen blieben, der Pietismus, indem er die Zeitbildung verwarf und die Wiſſenſchaft verſchmähte, indem er von dem Schmerz der Sünde nicht zur Freude der Erlöſung und zur Weltverklärung fortſchritt, Hegel, indem er das Volk nicht kannte, ja eine Rechts- und Staatsphiloſophie ſchrieb, ohne dieſen Begriff zu erörtern, und indem er ſeine Weltanſchauung dem Chriſtenthum gewaltſam anpaßte, weil dieſelbe nicht zur Erkenntniß Gottes als des ſelbſtbewußten Geiſtes ſich erhob, welcher nicht minder die Welt in ſich als ſich in der Welt erfaßt.

Die Mängel Hegels haben ſich bei einem Theile ſeiner Schüler geſteigert und überſtürzt. Der klarſte und ſchärfſte Kopf derſelben, Strauß, ſah in der Religion nur einen Gegenſtand der Wiſſenſchaft, er vergaß daß ſie Leben und That iſt, er verwechſelte ſie mit Theologie und orthodoxer Dogmatik, er gewahrte daß der Friede, den die Hegel'ſche Philoſophie mit ihr geſchloſſen, nur ſcheinbar oder übereilt war, er zerriß ihn mit kecker Hand, die Bedürfniſſe des Volks galten ihm nichts, er ſtieß es höhniſch oder doch kalt zurück und hieß die Gemeinde

der Gläubigen ihren Weg ziehen, und die Wissenden sich von ihnen trennen. Wer sich aber außerhalb des Volkes stellt und gar eine Kluft zwischen sich und ihm befestigt, der wird bei allem Reichthume des Geistes bald vereinsamen und keine nachhaltige Wirksamkeit gewinnen. Und als es gegolten hätte einen Boden zu erobern, als lange nicht so viele Teufel in Zürich als Ziegel auf den Dächern waren, da ging Strauß — nicht hinein, sondern blieb ruhig in der Ferne, um den Sturm austoben zu lassen, der ihm statt einer Professur eine Pension an den Strand warf. — Die Gleichgültigkeit gegen das Christenthum ward bald zum Haß, statt der befreienden Wahrheit sah man in der Religion den fesselnden Pfaffentrug, man griff nach dem Atheismus als dem Rettungsanker, man copirte Voltaire und Diderot ohne Witz, und meinte mit allem dem das Volk zu erlösen und zu beglücken, das Volk, dem man vornehm den Rücken gekehrt, mit dessen Bewußtseyn man sich entzweit hatte. Nicht minder ward auf der andern Seite gefehlt und eine forcirte Reaktion eingeleitet, die erst dem Antichristianismus Halt und Bundesgenossen gab, und so geschah es, daß in Deutschland der Name eines Frommen zum Spott und das Christliche zum Schrecken der aufgeklärten Philister werden konnte.

Christlicher Staat zum Beispiel; sprecht das Wort aus und die Liberalen und Lichtfreunde vom Rhein bis zum Niemen denken an Inquisition, Finsterniß, Gewissenszwang, Knechtschaft. Und was ist der christliche Staat anders als der auf die Principien des Christenthums, auf Wahrheit, Freiheit und Liebe gebaute, derjenige, welcher das gleiche Gottesrecht aller Menschen anerkennt, und nicht bloß die negative Freiheit gibt, welche sie isolirt und damit endigt, daß sie verhungern, sondern die Liebe in das Leben eintreten läßt, die den Armen nicht bloß das Evangelium predigt, sondern dadurch, daß wir uns allzumal als Glieder Eines Leibes fühlen, die Noth und das Verbrechen lindert, aufhebt und versöhnt, und dem Einzelnen im Ganzen sein Wohl und seine Freude finden läßt. Der christliche Staat ist es, dessen wir bedürfen, dem der verworrene Schrei des Elends wie der menschenfreundliche Traum der Weltbeglücker gilt. Wie werden wir ihn erreichen? Durch die Einheit von Philosophie und Volksbewußtseyn im christlichen Sinne.

Was die Theologie ihrerseits zu thun hat, soll uns der bereits erwähnte Theologe sagen; seine Worte sind zu wahr und edel, als daß sie nicht die weiteste Verbreitung verdienten. Er schreibt unter anderem:

„Wie früher der furchtgepeitschte Aberglaube annahm, daß etwas wahr seyn müsse, weil es die Kirche lehrt, so nimmt jetzt der furcht- und ehrfurchtslos gewordene Unglaube mit gleichem Verzicht auf eigenes Denken an, daß etwas unwahr seyn müsse, weil es die Kirche lehrt. In großen weiten Kreisen unserer Gesellschaft ist es dahin gekommen, daß man die Kirche als unnöthig, ohnmächtig, todt betrachtet, die kirchliche Bildung als der Unwahrheit verfallen, die alte Glaubenskraft als Illusion, als nicht mehr erweckbar. An dem Auktoritätsglauben des Unglaubens, der ebensowenig von der Wissenschaft ernste Notiz nimmt als er die religiöse Sprache mehr versteht, werden die Argumente der Wissenschaft abprallen. Dieser Klasse muß man auf anderem Wege beikommen; ihre Verachtung gegen die leblose, laue, ihr Mißtrauen gegen die lebendige Predigt des Worts muß auf andere Weise besiegt werden. Ihnen muß sich die Kirche als eine Macht im Leben zeigen, getragen nicht durch begleitende Maßregeln des weltlichen Arms, sondern durch Thaten der freien, hingebenden, aufopfernden Liebe der Diener der Kirche, nicht als kirchlicher Lehrbeamter, sondern als Diener Christi an denen, welchen der Herr vom Berge predigte. — Gerade in unsern Tagen scheint endlich der Büreaukratie ein Licht aufzugehen über die, während ihrer Alleinherrschaft und des Aufgegangenseyns der Kirche im Polizeistaat angewachsenen Folgen des Mangels an sittlicher Volkspflege. Das untere Volk ist ärmer, elender, verwahrloster geworden, dies läßt sich nicht mehr verdecken, noch läßt sich durch bloße administrative Maßregeln abhelfen. So trete denn die Kirche mit ihrem Glauben, ihrer Liebe, ihrer Hoffnung, mit ihrem getrosten Muth, ihrer ausharrenden Geduld in die Kreise des Pauperismus und der Entsittlichung; sie trete unter die durch eigene und die Gesammtschuld der Zeit arm und hilflos Gewordenen, unter die verwahrlosten Kinder, unter die leiblicher und geistiger Pflege entbehrenden Kranken, unter die entlassenen wie unter die gefangenen Sträflinge, unter die in heidnischer Zuchtlosigkeit den

Zorn Gottes herausfordernde und zu einer Zuchtruthe dieses Zornes heranwachsende Wanderjugend; sie folge den Opfern der Sünde und des Elends in ihre Schlupfwinkel, in die Armenhäuser und Gefängnisse, in die Fabriken und Werkstätten, in die Stätten heimlicher und laut auftobender Rohheit und Lüste, in die Säle der Spitäler und an die einsamen Strohlager verlassener Siechen. So verrichtet sie diejenigen Thaten, welche sie wieder zu einer Macht erheben in unserem Leben, welche ihr Geltung und Achtung verschaffen auch vor den Ungläubigen, welche zum Glauben anlocken, der sich in solchen Werken offenbart, die ihr den Dank von Tausenden verdienen, die wie zu Luthers Zeiten an die sittliche Lebensaktion mit unwiderstehlicher Zauberkraft auch die intellektuelle wieder heranziehen."

Gleichzeitig muß die Wissenschaft die Gemüther mit den religiösen und nationalen Ideen versöhnen. Die sogenannten Gebildeten müssen es hören, daß derjenige weit hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist, welcher noch meint, daß Despotenwille und Pfaffenlist den Völkern den Glauben gemacht. Denn dieser gibt je nach der Culturstufe ihnen Halt und Frieden, und der Gedanke des Göttlichen, welcher der Seele eingeboren ist, weil sie selbst in Gott geboren wird, dies Wissen des Menschen von seinem wahren Wesen entfaltet sich und wächst mit der Klarheit, welche das Bewußtseyn über sich selbst gewinnt. Hat doch Hegel schon vor vierzig Jahren in seinem genialsten Buche, der Phänomenologie des Geistes, gesagt: Messing statt Goldes, nachgemachte Würfel statt ächter mögen wohl einzeln verkauft, eine verlorene Schlacht als eine gewonnene Mehreren aufgeheftet, und sonstige Lügen über sinnliche Dinge und einzelne Begebenheiten auf eine Zeitlang glaubhaft gemacht werden; aber in dem Wissen von dem Wesen, worin das Bewußtseyn die unmittelbare Gewißheit seiner selbst hat, fällt der Gedanke der Täuschung ganz hinweg. Sie müssen es hören, daß seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in den Mythen nicht mehr Fabeln, sondern sinnvolle Darstellungen der Idee, und in der Geschichte eine ewige Wahrheit erkannt wird. Sie müssen es hören, daß es heute Philisterei ist, hinter dem warmen Ofen darüber zu politisiren, wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen, aber der Heimath und der Bedürfnisse des Tags darüber zu

vergessen; daß es Philisterei ist, vom Weltbürgerthum zu träumen, ohne erst ein Staatsbürger zu seyn, da die Menschheit nur in den Völkern und durch sie wirklich ist, und nur so ihren Reichthum erschließen und zu voller Harmonie kommen kann, wenn jede Nation ihre Gabe tüchtig und gründlich ausbildet, und die Früchte derselben den andern ebenso darbietet, als sie die Produkte derselben mitgenießt. Das Christenthum hat die Schranken der Völker aufgehoben und läßt dieselben einander nicht mehr als Barbaren und Sklaven ansehen; aber die Humanität würde zu einem geschmacklosen Brei zusammenrinnen, wenn nicht die Bestimmtheit der Volksunterschiede innerhalb des allgemein Menschlichen im Wetteifer der einzelnen Nationen so hervorträte, wie zu einem großen Vollklang sich vereinigte.

Das große Publikum macht jetzt seinen rationalistischen Cursus durch; wir wollen ihm darum weder seinen Rongejubel noch seine Lichtfreundschaft allzusehr verargen, wiewohl sich eine mächtige Urtheilsschwäche darin nicht verkennen läßt, wenn so unbedeutende Schreier eine Reformatorrolle spielen können; wir wollen lieber auch in den carricaturartigen Erscheinungen des Dranges nach Freiheit und Einsicht diesen selbst als die bewegende Seele schätzen und pflegen. Durch ihn erheben sich die Fragen der Zeit aus dem Gebiete des blinden Autoritätsglaubens und der Gewohnheit in den Kreis selbstbewußter Ueberzeugung, und so gewinnt erst die Philosophie auch außerhalb der Schule den Volksboden, auf dem allein sie eine Macht und ein dauerndes Gedeihen haben und entfalten kann. Ich wünsche darum auch in dieser Hinsicht, daß die Philosophenversammlungen zu Stande kommen. Daß auf ihnen viel wissenschaftliche Resultate gewonnen werden, hoffe ich nicht; allein da doch einmal der Glaube an alleinseligmachende Systeme schwindet, so wird es gut seyn, wenn die Männer verschiedener Richtungen aus ihren entgegengesetzten Lagern herausgehen, sich persönlich begrüßen, einsehen, daß sie alle Menschen sind, sie alle der gleiche Ernst und Eifer für die Wissenschaft beseelt. Dann vergegenwärtigt man bei einzelnen Leistungen und Ansichten auch später sich den ganzen Menschen, der sie hervorbrachte; dann gibt man die eitle Eigenrichtigkeit auf und nimmt gern und dankbar an, was ein Anderer gefunden und bearbeitet hat; denn die Erkenntniß des Geistes wie die der

Natur kann nicht das Werk des Einzelnen seyn, und wie hier der Astronom, der Chemiker, der Physiologe sich die Hand bieten, so müssen es dort der Psycholog, der Aesthetiker, der Geschichtsforscher. Dann aber kann eine unmittelbare Bedeutung für das Leben und ein Einfluß auf die Gestaltung seiner Zustände für diese Versammlungen dadurch erstehen, daß sie die religiösen, politischen und socialen Fragen nicht ausschließen, wie Fichte vorschlug, sondern gerade vorzugsweise berücksichtigen.

Viele Leute haben sich aus einigen Sätzen von Hegel, Strauß und Feuerbach ganz gegen den Geist dieser Männer ein Dogma des Unglaubens zurechtgemacht; sie werden dieser Verkehrtheit dadurch inne, daß sie wahrnehmen, wie das Räthsel der Welt von Andern auf andere Weise gelöst wird, wie jene Sätze selbst in Frage gestellt und nur ein Moment unsrer Gedankenentwicklung sind, das seine relative, aber keine ausschließliche Berechtigung hat. Dann aber ist es hohe Zeit, daß die Wissenschaft das Verbrechen und die Armuth, daß sie die Sache des Proletariats in ernstliche Betrachtung zieht. Welche Formen des geselligen Lebens fordert die menschliche Natur? Muß das Privateigenthum den Angriffen der Socialisten erliegen oder verlangt die individuelle Persönlichkeit des Menschen auch für ihre Bethätigung einen eigenthümlichen Besitz? Und wenn dieses der Fall ist, wie wird der Staat alle seine Glieder zu besitzenden machen können? Ist nicht jedes Verbrechen ein Krankheitssymptom der mitschuldigen Gesellschaft? Ist es nicht immer etwas Unvernünftiges und läßt sich irgendwie die Gränze ziehen, wo die zu zügelnde Leidenschaft aufhört und die nicht mehr zuzurechnende Monomanie angeht? Und müssen demnach nicht die Kerker und Hochgerichte geistigen Heilungsanstalten weichen, in welchen die Zucht- und Irrenhäuser nahe an einander stoßen, und die verirrten, verwilderten, erkrankten Gemüther zur rechten Einsicht, zur Klarheit, zur Versöhnung mit dem Recht, zu geordneter Thätigkeit geführt werden, um als gesunde Glieder aufs Neue in den Organismus des Staats werkthätig eingreifen zu können?

Ueber diese und ähnliche Fragen wollen wir öffentlich debattiren. Da wird im Kampf der Ansichten jeder die seinige läutern, da wird das Volk inne werden, daß die Philosophie ein Interesse an ihm hat und dafür ihr seine Theilnahme

zuwenden, da wird es aufgeklärt werden über seine wichtigsten Angelegenheiten, und gegen die Formelfertigkeit eines unreifen Radikalismus wie gegen den Schlendrian einer Praxis, die das Bestehende halten will bis es zerbrochen ist, gleich mißtrauisch werden und dem besonnenen Fortschritt einer vernünftigen Lebensgestaltung sich ergeben.

Es mochte früher richtig seyn, daß der erkennende Gedanke den Ereignissen nachfolge, daß die Lösung des Räthsels einer Zeit erst, wenn sie verflossen, auf ihren Denkstein geschrieben werde; sicherlich aber ist dies anders geworden, seit Cartesius das Losungswort einer neuen Periode der Menschheit dadurch philosophisch aussprach, daß er das Seyn auf das Denken begründete und dieses an die Spitze stellte: Cogito ergo sum! Seitdem liegt die Initiative der That in der Idee, im freien Selbstbewußtseyn. Rousseaus Contrât social ging der Revolution voraus, wie Fichtes Reden der Schilderhebung Deutschlands für eine Verfassung aus dem ureignen Geist unsrer Nationalität. Schon Rahel schrieb einmal in einem Briefe: „Die Welt ist nicht mehr so roh, daß die Thaten sie gestalten und sie denken lehrten; dies müssen unsere besten Dichter und Denker thun: die Edelsten der Nationen! Wie sie es schon thaten. An unsere Dichter, unsere Weisen knüpft sich alles Zusammenhängende an, die Thaten selbst, langsam; und hier erst ist verständlicher Akt, was vorher Ringen und Begebenheit war. Die geistige Entwicklung der Völker ist ihre Geschichte, und die bringen Sterbliche, wie Goethe, hervor, und sie sind es, die die Welt umbilden. — Das Schöne und Große unseres jetzigen Zustandes besteht darin, daß das Gute und Heilsame bewiesen werden kann und also bewiesen werden muß, und daß das für recht Erkannte uns zum Höchsten in uns führt, und so von uns geehrt wird wie die unerwartetste Offenbarung, von Engelschören aus Wolken gereicht. Diese unumstößlich gewordene Anerkennung des Rechten ist jetzt religiös. Das ist das heilige Antlitz Gottes, welches wir erkennen."

Es bewahrheitet sich immer mehr, wie klar der Seherblick eines Platon schon vor Jahrtausenden das Menschenthum durchschaute. Seine so berühmten als verkannten Worte sind: „Wenn nicht die Philosophen zur Herrschaft in den Staaten kommen, oder die jetzt so genannten Könige und Machthaber aufrichtig

und gründlich Philosophie treiben, so ist kein Ende für die Leiden der Staaten zu hoffen, ich denke aber auch nicht für die Menschheit." Philosophie aber war einem Platon keine Schulweisheit, sondern das freie Denken, welches das Wahrheitsgewissen in sich trägt und Eins ist mit dem sittlichen Selbstbewußtseyn; dieses sollte das Leben nach dem Musterbilde der göttlichen Idee gestalten. Das Volk, durch Gymnastik und Musik gestärkt und gesänftigt, zu Kraft und Harmonie erzogen, es sollte durch den Geist und die Einsicht geleitet werden. Wenn wir mit Ernst und Liebe das Unsere thun, so wird das Ideal des Hellenen an dem Tage erreicht werden, an welchem Volksbewußtseyn und Philosophie einander durchdringen und Eins werden.

Die Beachtung des Instinkts in Krankheiten.

Mit dem Namen Instinkt belegen wir bekanntlich jene räthselhafte Form des Begehrungsvermögens, welche wir bei den Thieren in lebendiger Thätigkeit und unbeschränkter Freiheit herrschen sehen, die im Menschen hingegen nur dunkel und gleichsam verschleiert wirkt, im Urzustande der Menschheit verständlicher sprach, mit der Ausbildung des menschlichen Vorstellungsvermögens und Willens beinahe ganz in den Hintergrund tritt, jedoch zuweilen, und dann meist nur in krankhaften Zuständen ihr Daseyn durch deutlichere Aeußerungen zu erkennen gibt.

Mit Recht hat man den Instinkt ein Wunder, etwas Göttliches genannt. Es herrscht ein in die Augen fallendes Verhältniß zwischen den allgemeinen Gesetzen der Natur und den Instinkthandlungen der Thiere. Man denke nur an die Wanderungen unserer Zugvögel, an den Winterschlaf so vieler andern. Aber welche Art von Verbindung zwischen beiden stattfindet, das ist ein bis jetzt noch unaufgelöstes Räthsel. Die Beachtung jener göttlichen, in der Thierpsyche prophetisch waltenden Stimme war wohl die erste Ursache des Thierkultus überhaupt und der Orakel insbesondere, die das Alterthum aus Flug, Richtung, Stimme und Nahrung der Vögel herleitete.

Es entspringt dieser mächtige Naturtrieb wohl zunächst aus dem Gemein- oder Selbstgefühl der Thiere. Ein jedes sucht das ihm verliehene Leben zu verlängern, den Schmerz zu fliehen

und ihn, ist er vorhanden, wenigstens erträglicher zu machen. Er ist der Ausdruck des Selbsterhaltungstriebes, der Wächter der Gesundheit in der gesammten lebenden Natur. Daher nennt Cabanis mit Recht den Instinkt den ersten der Aerzte. Unwillkürlich werden wir durch ihn von den heilsamen oder schädlichen Beziehungen der Außenwelt zu unserer Individualität unterrichtet, vor deren Nachtheilen gewarnt und, ist bereits eine Störung eingetreten, zu ihrer Beseitigung angetrieben. Daher darf man ihn bei der Ausübung der Arzneikunst nicht aus den Augen verlieren, da er nicht selten als Führer und Leiter dienen kann und den erkrankten Menschen häufig und unwillkürlich zu heilsamen Einflüssen treibt.

Unrecht würde man handeln, wollte man den Instinkt als ausschließendes Attribut der Thierpsyche ansehen. Auch in der menschlichen Natur spricht diese Stimme, wiewohl nur in leiseren Tönen. Die Entwickelung der Vernunft, der Selbstständigkeit und des freien Willens hat sie zwar zurückgedrängt, jedoch nicht völlig unterdrückt. So lange das Leben des Individuums nirgends von Gefahren bedroht ist; so lange es nach den Gesetzen der Harmonie und der individuellen Normalität erfolgt, so lange mit einem Worte Gesundheit existirt, so lange schlummert auch der Instinkt und wird sich wenig oder gar nicht offenbaren. Treten aber Fälle ein, wo diese individuelle Zweckmäßigkeit des Organismus bedroht ist, so werden wir auch den Instinkt in bestimmteren Aeußerungen wahrnehmen.

Und zwar erscheint uns auf der untersten Stufe der Bildung, der geistigen Ohnmacht, im Naturzustande des von allen Seiten bedrohten Wilden der Instinkt als erste Spur der Gewerbthätigkeit. Hier verfährt der Mensch zur Abwehrung von Gefahren, zur Linderung der Noth des Lebens, zur Befriedigung der ersten uns nothwendigsten Bedürfnisse zum Theil ganz instinktartig. Auf dieser untersten Stufe steht der Mensch der Mutter Erde wie den übrigen Naturwesen noch näher und hat darum an jener Naturgabe noch einen größern, ihm zugemessenen Antheil. Jeder Einzelne unter den Wilden repräsentirt so in seinen Leistungen die Gewerbthätigkeit seines ganzen Stammes, um sich vor den drohenden Gefahren der entfesselten Naturkräfte erst zu schützen, dann das so gesicherte Leben ferner unverletzt zu erhalten.

Viele Heilmittel erlernte der Mensch in jenem Naturzustande von den Thieren. Gewiß waren die Thiere die ersten Lehrer der Heilkunst. Bei ihnen ist die innere Stimme des Instinkts in Krankheiten so laut, daß hier die Bären uns richtiger als Professoren zu unterrichten vermögen.

Nach Aristoteles und Plinius lernte der Mensch die Kraft des Diptams vom Hirsche, von der Bärin das Schröpfen, von der Ziege das Oeffnen der Geschwüre, vom Ibis die Erfindung des Klystiers, von dem Meerpferde das Aderlassen. Aber auch in anderer Hinsicht sind oft die Thiere unsere Lehrer. Noch in den neuesten Zeiten ließen sich die Ingenieure der Vereinigten Staaten vom Instinkte der Bisonochsen in Anlegung von Verbindungsstraßen leiten. Diese Thiere entdecken auf das genaueste in den Gebirgen die sichersten Uebergänge. Die Wege in den Wildnissen, von diesen Thieren gebahnt, sind fest und eben wie in einem bevölkerten, kultivirten Lande. Namentlich verdanken die Ingenieure den Bisonochsen die Straße von Cumberland nach Kentucky, eine der frequentesten in den Vereinigten Staaten.

Wir sehen die Thiere in Krankheiten instinktmäßig gewisse Kräuter aufsuchen, die sie in gesundem Zustande verschmähen. Melampus suchte bei einer Krankheit, geleitet durch jenen göttlichen Naturtrieb, den Helleborus und ward geheilt. Fast in allen hitzigen Fiebern finden wir ein großes Verlangen nach dem Genusse des kalten Wassers selbst bei solchen, die früher nicht daran gewöhnt waren.

In den meisten Fällen ist es gerathen, diesen Wink der Natur unbedingt zu erfüllen. Der in der Höhe eines hitzigen Fiebers fast ohne Hoffnung darniederliegende Benvenuto Cellini rettete sich gegen den Rath seiner Aerzte, die ihm nur heißes Getränk gestattet hatten, dadurch daß er hinter ihrem Rücken eine Kufe kalten Wassers austrank, ruhiger wurde, in Schweiß und Schlaf gerieth und gebessert erwachte. So erzählt Professor Dr. Vogel, daß seine Mutter, die an einem hitzigen Fieber lag und der man aus zu großer Sorgfalt alles kalte Getränke untersagt hatte, in der Nacht ihre Wärterin durch vieles Bitten bewog, ihr kaltes Wasser zu reichen. Dies hatte die gute Wirkung, daß sie von Stund an besser wurde. Dieser

gute Erfolg bestimmte sie auch ihrem Manne, der länger als gewöhnlich an einem hitzigen Gallenfieber lag, das zu keiner Krise kommen wollte, kaltes Getränke in so reichlichem Maße zu geben, als er es nur verlangte. Es entstand eine kritische Ausleerung, die ihn rettete. Nervenfieberkranke entsprangen mitten im Winter ihren Wärtern, wälzten sich im Schnee und genaßen. Auffallend ist die Begier der Cholerakranken nach kalten Getränken, Eis und Eiswasser, während sie die heißen Getränke nur mit Widerwillen nehmen. Im Faulfieber finden wir einen ausgesprochenen Hang zu sauern Getränken. Mancher Kranke auf dem Lande, von aller ärztlichen Hülfe entfernt, ward oft durch den reichlichen Genuß von Sauerkrautbrühe, wie sie aus der Kufe kam, vom Nervenfieber geheilt. — Keine Mittel sind allgemeiner und werden selbst bei den unkultivirtesten Völkern instinktartig gegen gichtische und rheumatische Beschwerden in Gebrauch gezogen, als die schweißtreibenden. — Säure in den ersten Wegen bringt einen oft unwiderstehlichen Trieb nach säuretilgenden Mitteln, Gyps, Kalk, Eierschalen, Magnesia hervor.

Wer weiß, welche verborgene körperliche Bedingungen den sonderbaren Appetiten und bizarren Gelüsten der Schwangern zum Grunde liegen! Wie oft und wohlthätig in langwierigen kalten Fiebern, die allen Arzneien trotzten, der Instinkt sich bewährt hat, ist allgemein bekannt. Es erwachte ein unbezwingliches Gelüste nach irgend einer Speise, an der sich die Kranken das Fieber, wie man zu sagen pflegt, abaßen.

Bei allen Formen der Wasseranhäufungen, besonders aber bei der Bauchwassersucht ist bekanntlich die gesunkene Verdauung eine höchst unangenehme Complikation. Bittere Mittel werden hier nicht gut vertragen, geistige regen mehr als wünschenswerth auf. Hier gibt es Fälle, wo der Kranke durch eine Art Instinkt geleitet oft etwas Besonderes zum Genusse wünscht, wodurch die Thätigkeit der Verdauungsorgane von neuem geweckt und eine wohlthätige Umstimmung dadurch erreicht wird. Sardellen, Häringssalat, Austern, Kaviar, Käse, Eis, Früchte aller Art, theils erfrischende, theils reizende, werden oft mit besonderer Begierde verlangt. Man gehorche diesem Rufe als einer Stimme der eigenen Naturthätigkeit, und man wird stets Nutzen davon sehen.

In Pérons Mémoire sur la dysenterie des pays chauds wird das im Orient gewöhnliche Betelkauen als ein instinktmäßiges Verfahren betrachtet, die Eingeweide zu stärken, weil die darin enthaltene Arekanuß die stärkste adstringirende Kraft gegen den schwächenden Einfluß des tropischen Klimas auf die Verdauungswerkzeuge besitzt. Daher verliert sich auch im heißen Sommer und in heißen Klimaten die Luft an Fleischspeisen und die Begier nach saftigen, kühlenden Früchten und säuerlichen Getränken erwacht instinktartig. — Wie oft sind nicht Kranke von den allgefährlichsten Leiden ohne alle medicinische Hülfe genesen, indem sie bloß ihren Instinkten folgten und sich aller der Speisen und Getränke enthielten, welche sie aus innerem Triebe verabscheuten, und dagegen bloß solche zu sich nahmen, nach welchen sie ein unbezwingliches Verlangen trugen. Selbst in dem Falle, wo alles weggebrochen wurde, blieb öfters die Speise oder das Getränke, wornach der Kranke sich besonders gesehnt, allein zurück, obgleich man ihrer Beschaffenheit nach zu urtheilen gerade das Gegentheil hätte erwarten sollen. So behandelte Vogel einen Kranken, der gegen alle seine sonstigen Lieblingsspeisen und Getränke, wie auch gegen den Tabak einen unbezwinglichen Ekel gefaßt hatte. Dabei schmeckte ihm alles widerlich sauer. Dagegen nahm er schwere Speisen, wie durchgeschlagene Erbsen mit Schweinewürsten, begierig zu sich, ohne bei seinen krankhaft verstimmten Digestionsorganen die geringste Beschwerde darauf zu empfinden. Eine meiner Kranken, die an Intumescenz der Leber litt und gegen alle Arzneien eine entschiedene Abneigung bewies, äußerte auf einmal eine unbezwingliche Begierde nach rohem Sauerkraut. Auf meine Erlaubniß aß sie eine starke Schüssel davon und trank unmittelbar viel kaltes Wasser darauf. Es entstand eine heilsame Ausleerung und die Kranke besserte sich von dieser Zeit an. — Eine Dame lag an der Trommelsucht gefährlich krank. Alle Mittel waren vergeblich angewendet worden und die Kranke von den Aerzten aufgegeben. In diesem trostlosen Zustande äußerte sie endlich ein ungemessenes Verlangen Tabak zu rauchen. Man gehorchte dieser Stimme der Natur. Kurze Zeit nach dem Rauchen gingen eine Menge von Flatus ab. Die Kranke ward gerettet. Selbst Rückfälle der Krankheit wichen dem Tabakrauchen.

Solche Winke der Natur in akuten und chronischen Krankheiten verdienen von dem Arzte wohl berücksichtigt zu werden, und heilsam ist es, dem Kranken die verlangten Genüsse nicht zu versagen. Besonders werden akute Kranke selten etwas Nachtheiliges fordern. Die verlangten Genüsse beruhen hier gewöhnlich in palliativen Erleichterungsmitteln, mehr diätetischer als arzneilicher Natur. Beinahe alle Aerzte beachten, soviel mir wenigstens bekannt, diese Triebe. Nur Horn räth in einer seiner frühesten Schriften, nicht viel auf diesen Instinkt zu bauen, und gibt sogar die entgegengesetzte Regel, ihn nicht zu befriedigen. Doch da er damals dem Brownianismus huldigte, so hat er auch wohl mit ihm diese einseitige Meinung schon längst abgelegt.

Auch auf die nächste Umgebung des Kranken hat der Arzt ein aufmerksames Auge zu richten, denn es ist erstaunlich wie viele Fehler in Pflege und Wartung des Kranken vermieden würden, wollte man mehr auf Sympathie und Antipathie des Kranken achten. Freilich gehört hierzu ein großer Scharfblick des Arztes, besonders bei gebildeten Ständen, um die eigenthümliche Stimmung des Kranken gegen Einzelne der Umgebung zu erforschen. Heimliches Zucken um die Mundwinkel, ein flüchtiges Runzeln der Stirn, eine momentane Erregung im Pulse, ein leiser halbunterdrückter Ausruf dienen hier als Fingerzeige, da solche Personen gewohnt sind ihre Gefühle zu verbergen. Bei akuten Kranken sind hysterische Frauen, die vor zärtlicher Sorgfalt gegen den Kranken gleichsam überfließen, die allerschlimmsten Wärterinnen. Die armen Kranken seufzen innerlich unter der Last einer allzuängstlichen Pflege, die ihnen keine ruhige Minute gönnt. Sie sehnen sich nach indifferenteren Personen, die ihnen pünktlich die Arzneien reichen, die Kissen zurechtrücken und sie dann ruhig lassen. Noch wichtiger ist die lebendige Umgebung bei Nervenkrankheiten, die in einer gesteigerten Sensibilität ihren Grund haben, besonders bei Frauenzimmern. Hier spricht sich der Instinkt in Sympathie und Antipathie so unverkennbar aus, daß der Arzt nach manchen Besuchen auf Besserung oder Verschlimmerung bei seinen Kranken oft mit mathematischer Gewißheit rechnen kann. Was bleibt ihm anders übrig, als die einen zuzulassen, die andern so viel als möglich zu

beschränken? Auf ältere Personen wirkt der Besuch jüngerer wohlthätig. Großeltern sehnen sich instinktartig nach Besuchen ihrer Enkel, die sie nicht selten denen ihrer eigenen Kinder vorziehen.

Wie es aber instinktartige Triebe gibt, so sehen wir auch in manchen Krankheiten instinktartige Bewegungen entstehen, bestimmt irgend eine Verrichtung des Organismus zu unterstützen, irgend ein Leiden des Körpers zu erleichtern. Die Dehnung und der Druck, den die Zusammenziehung und Ausdehnung der Muskelfasern auf eine entzündete seröse Membran ausübt, muß nothwendig den Schmerz verstärken. Hieraus erhellt, warum sich die Kranken instinktmäßig hüten, die Muskeln in Thätigkeit zu setzen, die in der Nähe kranker Organe liegen und dem Willen ganz oder zum Theil unterworfen sind. So wird bei verschiedenen Formen der Bauchfellentzündung beobachtet, daß der Athem ohne Mitwirkung des Zwerchfells vollzogen wird. Umgekehrt zieht der an Kolik Leidende sich krümmend den Unterleib zusammen und drückt die flachen Hände gegen die Bauchwandungen. Bei starkem nervösen Kopfschmerze fahren wir mit der flachen Hand besänftigend über die Stirn, drücken mit den Händen gegen die Schläfen oder gegen Stirne und Hinterhaupt. — Sind wir im Begriffe eine bedeutende Anstrengung zu machen, so heben wir die Rippen und dehnen tief athemholend die Brust aus. — Horcht der Mensch auf entfernte, undeutliche Töne, so öffnet er instinktmäßig den Mund und erweitert dadurch, und zwar zunächst durch Herabziehen der Weichtheile den äußern Gehörgang, wodurch den Tönen ein freierer Zutritt zum Trommelfelle gestattet wird. — Hindernisse im Kreislaufe des Blutes durch die Lungen werden durch tiefes Einathmen, durch Seufzen und Gähnen unwillkürlich und instinktartig beseitigt. Fremde Körper in den Inspirationswegen werden eben so unwillkürlich durch schnellen Husten ausgestoßen. — In einer verdorbenen Atmosphäre halten wir sogleich den Athem an. Bei der Brustbräune erweitert der Kranke instinktartig seinen Brustkasten, indem er die Hände fest an seinen Körper stemmt, Brust und Haupt nach hinten wirft und auf diese Weise tief athmet. Oder er drückt sich, seine Qual zu lindern, mit der Brust fest an einen harten Körper an.

Nach Dubois liegt selbst der gewöhnlichen Kopflage des Fötus nach unten ein Naturbedürfniß zu Grunde, entspringend aus einer instinktartigen Selbstbestimmung, von der wir freilich noch nicht mit Gewißheit sagen können, wodurch sie bewirkt wird, und zu welcher Zeit sie eintritt. So viel ist gewiß, daß die Ursachen der vorwaltenden Kopflage nicht im Gewichte des Kopfes selbst liegen, da ein todter, in's Wasser getauchter Fötus nicht mit dem Kopfe zuerst untersinkt. Auch die Anencephalen zeigen dieselbe Lage und Frauen, die krankheitshalber ihre ganze Schwangerschaft in horizontaler Lage zubrachten, werden doch von ihrer Frucht mit dem Kopfe nach unten entbunden. Selbst Thiere, deren Gebärmutter anders geneigt, zeigen gleich vorwaltende Kopflagen ihrer Frucht. Warum sollte man überhaupt dem Fötus eine instinktive Bewegung absprechen, da man sie doch den Zoophyten, Polypen und Medusen zuerkennen muß?

Gall setzte den Instinkt irrig in's Gehirn. Er befindet sich vielmehr im sympathischen Nerven, im Gangliensystem. Insekten und hirnlose Thiere zeigen den größten Instinkt. Je überwiegender das Gangliensystem ist, um so mehr treten die instinktiven Handlungen hervor. Im Somnambulismus, dem idiopathischen sowohl als dem durch den Magnetismus hervorgerufenen, wo das Gangliensystem die Stelle des Gehirns vertritt, finden wir deßhalb ein deutlich ausgesprochenes, entschiedenes Walten des animalischen Instinkts. Ja, sollten wir diesen räthselhaften Zustand mit einem Worte bezeichnen, so würden wir ihn das Instinktleben im Gegensatze zum (wachen) Vernunftleben nennen. Hier steigert sich das Gemeingefühl, im wachen Zustande nur dunkel wirkend, zur deutlichen Anschauung erst der eignen, später fremder Zustände. Der Instinkt lehrt dann deutlich Mittel und Wege kennen, durch welche Störungen des Organismus ausgeglichen werden. Er spricht sich in Sympathien und Antipathien, Vorgefühlen und Ahnungen zu deutlich aus, um nicht in seiner ganzen Stärke erkannt zu werden. Man hat so viel über die Wunder des animalischen Magnetismus gesagt und geschrieben, ja wohl ihre Wahrheit in Zweifel zu setzen gesucht. Ist aber diese freiere Aeußerung des Instinkts im Menschen wunderbarer, als das instinktartige Vor- oder Erngefühl anderer Thiere? Der Hamster sieht sich auf den Winter

mit Frucht vor; die Schnecke, der Regenwurm, die Ameiſe graben ſich um ſo tiefer in die Erde, je ſtrenger die Kälte des kommenden Winters ſeyn wird. Die Vorrathskammern der Biber verkünden Strenge und Dauer des nahenden Winters richtiger, als es je menſchliche Meteorologen zu thun im Stande ſind. Zu den untrüglichſten Wetterpropheten gehören die Spinnen, wie beinahe alle Inſekten. Wer ſagt den Zugvögeln die Zeit ihres Abzugs? Wer beſtimmt den Thieren, die dem Winterſchlaf unterworfen, den Termin ihrer Monate dauernden Erſtarrung? Wer anders, als jene göttliche Stimme, die ſich auch im Menſchen äußert, durch Verſtand und Kultur zurückgedrängt iſt, in krankhaften Zuſtänden aber vernehmlicher und zum Heile des Körpers ſpricht? Der unbefangene Forſcher der Natur wird auf dieſe Stimme hören und ſie um nichts wunderbarer finden, als die übrigen Wunder der Natur, die uns aufgehört haben Wunder zu dünken, weil ſie uns alltäglich geworden ſind.

„Wir finden," ſagt Zimmermann mit Recht, „die Natur in der Natur, wenn wir mit dem Allgemeinen das Beſondere, mit der Kraft, in das Ganze zu ſchauen, die Genauigkeit in der Beobachtung der Theile verbinden."

Kurze Notizen.

Deutschland.

Literatur.

Wenn es für unsere Zeit überhaupt charakteristisch ist, daß sich Alles dem praktischen Nutzen zuwendet und vielleicht nur ein paar Stunden, welche das Geschäft übrig läßt, der Erholung und Unterhaltung widmet, aber nicht wie früher dem ästhetischen Genuß sich wie einem Kultus hingibt und das Kunstschöne an sich in seiner priesterlichen Weihe verehrt, so drückt sich dieser Charakter ganz besonders auch in unserer Literatur, in ihrer Stellung zum Publikum und wieder im Verhalten des Publikums zur Literatur aus. Unsere Zeit geht mit geflügelten Riesenschritten vorwärts: politische Ereignisse hüben und drüben des Oceans, diplomatische Zänkereien, die bevorstehende Gründung einer Europa das Gleichgewicht haltenden Weltmacht in Nordamerika, das immer tiefere Eindringen civilisirter Nationen in Continente, die der Civilisation sonst verschlossen waren, die Auswanderungen, die Noth, das Proletariat, die Eisenbahnen, die religiösen Streitigkeiten und Zerwürfnisse, die Bemühungen um Welter- und Umbildung der staatlichen Einrichtungen, die zum Theil mißglückten, zum Theil geglückten, zum Theil nur versuchten oder vorbereiteten Revolutionen in allen Gebieten des geistigen, geselligen und politischen Lebens, in der Rechtspflege, in der Medicin, in der Theologie, in der Pädagogik, in der Geographie und Geologie, in der Geschichtschreibung, in der Linguistik, die Einverleibung Krakaus mitten im Frieden mit Oesterreich, die Debatten darüber, das Verfassungswerk in Preußen, die Entdeckung der Schießwolle, die Anwendung des Schwefeläthers zur süßtraumhaften Betäubung bei chirurgischen Operationen, die mannigfaltigen Entdeckungen im Gebiete der Kunst, des Gewerbes und ihrer Hilfsmittel, die Bereicherung des Sternenhimmels mit zwei neuen Planeten — diese und hundert andere Gegenstände erheischen Aufmerksamkeit und Belehrung, man will sich unterrichten, man hat keine Zeit und keine Stimmung mehr, sich für rein ästhetische Genüsse und literarische Studien zu sammeln; daher hat man namentlich keine Neigung mehr zur Lectüre umfassender epischer und dramatischer Dichtungen; man blättert in einer Gedichtsammlung, man merkt sich hier und da ein schönes Lied, man besucht auch wohl das Theater, aber nur um ein paar Stunden sich zu erholen und zu unterhalten, höchstens noch um zu kritisiren, nicht aber eines höhern ästhetischen Zweckes wegen. Sogar der Roman und die Novelle verlieren immer mehr Terrain, und doch sind die poetischen Produktionen an keinem Volke und zu keiner Zeit gering zu achten, denn neben der Forschung, neben der Gelehrsamkeit muß es noch eine Thätigkeit des Geistes geben, in der sich die Blüthe oder der Blüthenduft des feineren Geisteslebens, gleichsam der ideale Gehalt einer Nation darstellt, und dieß kann eben nur die poetische Produktion seyn.

Diese hat nun jetzt freilich keinen leichten Stand, und gerade über den besseren Erscheinungen auf diesem Gebiet lagert eine gewisse Trübe, Schwere und Verstimmung, oder sie schmiegen sich geradezu den Tendenzen der Zeit an und stellen sich den Parteien zur Verfügung. Durch diese Eigenschaften mögen sie namentlich insofern von Werth sein, als sie den Charakter unserer ungenügsamen, in geistigem Streit und Gegenstreit hin und her fahrenden und an unbefriedigten Wünschen, Hoffnungen und Forderungen nur allzureichen Zeit ziemlich treu wiederspiegeln, aber nur selten gewähren sie den Genuß, den man mit Recht von einem ächten Dichtwerk fordern darf, und gern wendet man sich wieder zur Lektüre der

poetischen Schöpfungen zurück, welche einer ungetrübteren und zufriedeneren Zeit ihre Entstehung verdanken. Da wir jedoch in und mit unserer Zeit leben, sollen wir auch in und mit unsern neuern Dichtern, den Kindern unserer Zeit, einige Stunden zu verleben nicht verschmähen. Manches schöne Streben, manches bedeutende Talent fordert uns dringend dazu auf, und so Vieles, was wir selbst im Innersten fühlen, wünschen und hoffen, tritt uns aus ihren Dichtungen in lebhafter und ansprechender Form entgegen.

Ein Roman scheint uns vorzugsweise Erwähnung zu verdienen: „Die Hosen des Herrn von Bredow," von W. Alexis, einem unserer ausgezeichnetsten Romanschriftsteller, der zum Theil etwas herb und schroff in Form und Sprache, doch immer lebendig, kräftig, anschaulich und objectiv zu erzählen und darzustellen weiß. Der gegenwärtige Roman bewegt sich in glücklicher Mittelstellung zwischen Idylle und Epos, Geschichts- und Familienleben, und darf namentlich wegen der sorgsamen Ausarbeitung, die auf das kleinste Detail wie besonders auch auf die Charakteristik der darin auftretenden Personen verwandt ist, als Muster aufgestellt werden, gegenüber den vielen neuern Romanschriftstellern, welche ihre Gemälde nur flüchtig anlegen und sich höchstens mit geistvoller Skizzirung begnügen. W. Alexis hat sich vorzüglich die Mark ausersehen, um aus dieser Sandscholle seine Romanstoffe zu ziehen, wie bereits sein „Cabanis," sein „Roland von Berlin" und sein „falscher Waldemar" beweisen, und was sich Poetisches aus den Märkischen Zuständen früherer Zeit machen läßt, hat er redlich daraus gemacht. Diese Vorliebe ist keine Caprice dieses durch und durch männlichen, immer noch zu wenig anerkannten Schriftstellers, sondern ein Resultat ächter historischer Erkenntniß, indem diese verrufene sandige Mark trotz ihrer auswärts so wenig beliebten modernen Berliner auch jetzt noch der lebensvolle gediegene Kern der preußischen Monarchie ist, die sich in wenigen Jahrhunderten durch die Weisheit ihrer Herrscher und die nachhaltige Kraft ihrer Bewohner aus einem Reiche letzten Ranges zu einem Weltreiche emporarbeitete und gewiß noch eine sehr großartige Aufgabe zu lösen hat und lösen wird. Eine solche Erscheinung ist allerdings sehr geeignet den Dichter zu ihrer poetischen Verherrlichung aufzufordern, und mit Vergnügen sehen wir den künftigen märkischen Romanen des Verf. entgegen, in denen er die interessante Reformationsperiode des Landes zu behandeln gedenkt. Ton und Haltung des genannten Romans sind durchaus gesund, kräftig, zum Theil wohlthuend humoristisch. Doch ist auch W. Alexis von Verstimmung nicht frei; er hat sie jedoch aus dem Roman in die Vorrede verwiesen.

Die Salonromantik der Gräfin Hahn-Hahn, die sich in immer dünnere Fäden ausspinnt und Faden aus Faden zieht, fängt allmählig trotz einzelner blendend geistreicher Partien an, selbst ihre Verehrer zu ermüden; auch des feingewandten geschmackvollen Freiherrn von Sternberg neueste Romane scheinen sich nicht mehr der früheren großen Theilnahme zu erfreuen. Wie nun ein Extrem das andere hervorzurufen pflegt, scheint sich die Vorliebe von dieser Toilettenliteratur gegenwärtig der Dorfnovellistik zugewandt zu haben, die seit Immermanns Dorfschulzenepisode im Münchhausen, seit Willkomm und namentlich Auerbach vielfach und auch in neuester Zeit noch mit Glück angebaut wurde. Dahin gehört das ethnographisch interessante, aber auch an dichterischer Gestaltungskraft reiche Buch von dem Deutschböhmen Rank: „Neue Geschichten aus dem Böhmerwald," worin sich in künstlerischer Hinsicht ein bedeutender Fortschritt gegen des Verf. frühere Arbeiten ähnlicher Gattung bekundet, obschon ihm im Ganzen mehr schöne Naturkraft als ästhetisch geläuterter Sinn zuzuerkennen ist. Auch sollte sich der Verfasser im Dialog vor zu großer, oft weichlicher Breite und in der Erzählung selbst vor der Steigerung der Effekte bis zum Unwahrscheinlichen hüten. Meisterhaft angelegt und gesteigert ist die Dorfnovelle von Kinkel „Margarethe," mitgetheilt in dem „Vom Rhein" betitelten schönen Taschenbuch. Nur ist zu fürchten, daß, wie es in Deutschland mit literarischen Modegegenständen gewöhnlich geschieht, diese Gattung der Novellistik durch übermäßigen Anbau nur zu bald discreditirt werden möchte; denn schon wimmelt es in allen Journalen von Dorfnovellen und Dorferzählungen, Großknechten und Großmägden und allerlei denn doch oft zu rohen bäuerlichen Redensarten.

Zu den eigentlichen Tendenz- oder sogenannten socialen Romanen gehört ein Buch von Louise Mühlbach: „Frauenromane; ein Roman in Berlin," wodurch der Geschmack an dieser ohnehin schlüpferigen und gefährlichen Gattung Jedermann für immer verleidet werden könnte, so sehr verirrt sich das sonst unläugbare Talent der Verfasserin auf das Gebiet der Prostitution, der Sinnlichkeit und des Grausigen. Wem es daher um den milden Gegensatz eines so wüsten Buches zu thun ist, der greife zu E. Möricke's lieblicher Idylle: „Fischer Martin oder die Glockendiebe," einer Dichtung, der es selbst in unserer idyllischen Stimmungen und idyllischer Lektüre so wenig günstigen Zeit gelungen ist, den Beifall der Kritik und des lesenden Publikums zu erwerben. Einen stürmischen Charakter trägt Alfred Meißner's epische Dichtung „Ziska." Meißner ist ein Landsmann Rank's, des tief poetischen Adalbert Stifter's, der lyrischen Dichter Hartmann, Rollett u. s. w. Der Geist der

Opposition, der Drang nach Freiheit hat sich in österreichischen Landen in die Lyrik geworfen, hinter der die Prosa der Oesterreicher in weitem Rückstande geblieben ist. Anastasius Grün und Lenau bahnten den Weg, den die Jüngeren, hierunter der Sänger des Ziska, betraten. Meißner gehört zu den talentvollsten unter diesen österreichischen Sängern, seine Verse haben melodischen Fluß, seine Anschauungen Leben, seine Gleichnisse Schwung. Dies hat er mit seinen lyrischen Landsleuten gemein, vor denen ihn jedoch tieferes Colorit und größere Energie des Gedankens auszeichnen. An Tiefe der Spekulation, an geistiger Innerlichkeit und Eigenthümlichkeit steht er jedoch weit hinter Lenau zurück. Sein „Ziska" hat schwungreiche, beredte, glänzende Stellen. aber der Held ist nicht richtig gezeichnet, die Verhältnisse der Parteien sind nicht mit geschichtlichem Geiste erfaßt, der Dichter verwechselt wildes Hin- und Herfahren mit Genialität.

Unter den dramatischen Dichtungen haben namentlich drei die Kritik in Bewegung gesetzt: Laube's Karlsschüler, Gutzkow's Uriel Acosta und Hebbel's Maria Magdalena. Die beiden ersten fanden fast überall, wo sie aufgeführt wurden, großen Beifall, Hebbel's Maria Magdalena nur in Leipzig, während sie in Köln entschieden mißfiel. Laube's Karlsschüler, die übrigens in den preußischen Blättern sehr herbe Urtheile erfuhren, sind im Morgenblatt ausführlich und erschöpfend besprochen worden, weßhalb hier nur bemerkt werden mag, daß zwar die drei ersten Akte bei aller Gewandtheit hier und da etwas flüchtig lustspielartig behandelt sind, daß jedoch der vierte Akt durch erhöhtes Pathos dafür reichlichen Ersatz bietet, daß überhaupt das Stück, ein Tendenzstück der edleren Art, reich an den beherzigenswerthesten Wahrheiten ist. Gutzkow bewies durch seinen Uriel Acosta, daß einzelne frühere Bühnenerfolge ihn der gründlichen deutschen Art tieferer Gedankenentwickelung nicht untreu machen konnten. Hebbel hat vielleicht für das Drama, wenn man es als reine Dichtung betrachtet, die ursprünglichere Begabung voraus; auch in der Maria Magdalena ist die Sprache eigenthümlich markig, die Charakteristik kräftig, aber das psychologisch gänzlich nicht zu rechtfertigende Motiv, welches dem Stücke als Ausgangs- und Schwerpunkt dient, scheint durch das ganze Drama zu wirken und sämmtlichen Charakteren etwas Krankhaftes und Gewaltsames mitgetheilt zu haben. Nichts wirkt im Stücke versöhnend, die Summe ist falsch, weil gleich der erste Posten falsch ist. Je mehr Achtung das Talent des Dichters erweckt, um so mehr muß man ihn warnen, es nicht an die Darstellung abnormer Charaktere und Zustände zu verwenden. Endlich hat ein Drama: „Valentine," von Freytag, einem bisher ziemlich unbekannten Dichter, auf norddeutschen Bühnen Beifall und als ein eben so fein angelegtes als durchgeführtes Stück die Anerkennung der Kritik gefunden.

Mit besonderm Nachdruck muß auf Clemens Brentano's Märchen, zum Besten der Armen von Guido Görres herausgegeben und bevorwortet, hier aufmerksam gemacht werden. Einem solchen Zusammenwirken von Phantasie, Humor und Ironie wie in diesen Märchen begegnet man wohl selten. In diesem wunderbaren Gemisch von kindlichem Gemüth und verständigem Witz spiegelt sich ganz der wunderbare und wunderliche Charakter Brentano's. Uebrigens möge hier auf den Aufsatz, welchen die Allg. Z. in der Beil. zu Nr. 43 ihrer Blätter gebracht hat, verwiesen seyn. — Einen interessanten Beitrag zur Märchenliteratur bilden ferner die von F. Bresemann übersetzten und von Tieck eingeleiteten „Norwegischen Volksmärchen."

Unterdessen erfreuen sich auch bereits neuere Dichter der Sammlung ihrer Werke; so Leopold Schefer, Gutzkow, H. Laube, der Däne Andersen. Ein Glück für den letztern, daß er ein geborner Däne ist! Zwar gestehen wir seinen schönen Märchen herzlich gern alles Lob zu, das sie so reichlich verdienen; seinen größeren Romanen jedoch, selbst seinem besten „Nur ein Geiger!" möchten manche von der Kritik, den Lesern und den Verlegern nur zu bald bei Seite gelegten Romane neuerer deutscher Autoren an die Seite zu setzen und selbst vorzuziehen seyn, ohne daß man daran denkt sie zu sammeln oder auch nur eine neue Ausgabe zu veranstalten. Unter den gesammelten Werken und Gedichten verstorbener Dichter sind vorzüglich zu nennen die von Arthur Mueller gesammelten Gedichte Franz von Gaudys, vor allen aber die Werke Friederich Hölderlins, deren Herausgabe Christoph Theodor Schwab besorgt hat, welcher dem unglücklichen Dichter in dessen letzten Lebensjahren persönlich nahe stand und sein Vertrauen genoß. Der erste Band enthält die Gedichte, das dramatische Fragment „der Tod des Empedokles" in erweiterter Gestalt, und den Hyperion, der zweite seine Jugendgeschichte, namentlich aber Briefe, aus denen sich eine fortlaufende innere und äußere Lebensgeschichte Hölderlins ergibt. Diese beiden Bände wiegen schwerer als sämmtliche 90 Bände der sogenannten Concurrenzausgabe von A. Dumas sämmtlichen Werken, die man Deutschland hätte ersparen können.

In der jüngsten Zeit haben namentlich memoirenartige Schriften und Erinnerungen aus dem Leben bedeutender Personen dazu beigetragen, den Roman auf einen kleineren Leserkreis zu beschränken. Zwar denke man hier nicht an eine Gattung wie die französischen Memoiren sind, denen wir übrigens keinen so großen Werth beilegen können als dieß von manchen Seiten her geschehen ist, da sie zu einem großen, oft selbst zum größeren Theil bloßen Klatsch, pikantes Salongeschwätz und böswillige Verläumdungen enthalten und daher von dem Geschichtschreiber nur mit äußerster Vorsicht zu brauchen sind. In Deutschland sind es in der Regel entweder literarische Personen oder ehrliche Haudegen, welche ihre Erinnerungen niederschreiben. Zu den ersteren gehören die Denkwürdigkeiten von Varnhagen, Arnd, Steffens, Karl von Holtei, zu den letzteren in der jüngsten Zeit Graf Henckel von Donnersmarcks „Erinnerungen aus meinem Leben" und General Rahdens „Erinnerungen eines alten Soldaten," aus welchen letzteren die Allg. Zeit. noch vor dem Erscheinen des Buches interessante Auszüge mittheilte und mit Bemerkungen begleitete. Henckel von Donnersmarcks Erinnerungen sind für die Kenntniß einer der bedeutendsten Perioden der preußischen Geschichte von Wichtigkeit, wenn aber der französische Memoirenschreiber ohne alle Sichtung alles Gehörte ausplaudert, insofern es nur pikant erscheint, und schlimmsten Falls noch dazu erfindet, so schadet dem deutschen Memoirenschreiber dagegen eine zu weit getriebene Scheu, obschon deren Beweggründe ohne Zweifel ehrenhaft sind. Rahden führt uns mitten in das kriegerische Gewühl der Befreiungskriege, weiß lebendig und frisch zu schildern, verwendet aber zu wenig Sorgfalt auf seinen Styl, wie dieß bei solchen Schriften überhaupt der Fall zu seyn pflegt. Wenn man will gehört hieher das übel berüchtigte Buch von Marr „das junge Deutschland in der Schweiz," jenes Buch, welches den Gegnern des Liberalismus nur zu erwünscht kam, aber auch allen zur Warnung dienen kann, sich mit jedem abenteuernden Wühler einzulassen, und zugleich beweist, welche Ausgeburten des jeder grundsätzlichen Freiheit feindlichen Unsinns in den Schlünden und Abgründen des Communismus oder was sich fälschlich so nennt, geheim brüten.

Wie sich von selbst versteht, haben die kirchlichen Zerwürfnisse und Zwiespaltigkeiten einen fruchtbaren Boden für theologische Literatur abgegeben, obschon es auf der Hand liegt, daß sich in Broschüren und Flugschriften ein so ernster würdiger Gegenstand nicht erschöpfen läßt. Leider aber bemächtigt sich die literarische Industrie jetzt mehr als je jeder Zeitfrage, so schwierig sie auch sey, während Andere bloß durch Eitelkeit oder durch angeborne Zanksucht oder persönliche Gereiztheit dazu getrieben werden, ihre Stimmen abzugeben. Mit großer Achtung dagegen verdienen als bedeutungsvolle Erscheinungen auf diesem Gebiete genannt zu werden: „der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen im Zusammenhange der gesammten Nationalentwickelung, beleuchtet von einem deutschen Theologen", und die geistreich die Fragen des Staats und der Kirche hin- und herwendenden „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche," ebenfalls von einem Anonymus. Mit Recht bemerkt ein Berichterstatter über die binnen wenig Monaten nöthig gewordene dritte Auflage in der Allgem. Zeitung, daß das Erscheinen dieses scharfsinnigen und geistvollen Buches, obschon es nur in wenigen Punkten Antwort gebe auf die drängenden Fragen der Zeit, als ein wahrer Gewinn betrachtet werden müsse. Als ein solcher Gewinn ist denn auch wohl Carrière's Werk: „die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart," mit Recht anzusehen.

Werfen wir noch einen Blick auf das Zeitungs- und Journalwesen in Deutschland, so sehen wir im Norden Deutschlands die dänischerseits eingeengte und bedrückte „Neue Hamburger Zeitung" und im Süden das „Vaterland" erlöschen, welches in Darmstadt erschien und als Grund seines Aufhörens angab, daß ihm sein eigentlicher Boden, die Besprechung religiöser Zustände entzogen wurde. In München erwies sich das Terrain für die belletristische höhere Journalistik stets sehr unergiebig. Lecke's Münchner Blätter, die zugleich in Begleitung von artistischen Beilagen erschienen, nahmen einen hoffnungerregenden Aufschwung, gingen aber nach einjährigem Bestehen wieder ein, ein ihnen folgendes Journal, welches den unglücklichen Titel: „Der Literat" führte, und von einem Vetter des berühmten Kaulbach begonnen wurde, bereits nach zwei Nummern. Ein seltsames Zweigespann bildeten an der „Leipziger Revue" Oswald Marbach als Redakteur und A. Ruge als Hauptmitarbeiter; auch dieses Unternehmen, heißt es, werde nicht mehr oder nicht mehr in bisheriger Form und in bisherigem Verlage erscheinen. Das Zollvereinsblatt verlor seinen berühmten Gründer, Friedrich List, durch den Tod, wurde jedoch von Tögel, einem in seiner Schule gebildeten jungen Nationalökonomen, fortgesetzt. Struve gründete den „Deutschen Zuschauer" und das „Mannheimer Journal" ging in Obermüllers Hände über, nicht ohne seine Tendenz zu mäßigen. Widenmann stiftete ein politisches „Wochenblatt." Lewald verkaufte seine „Europa" an Gustav Kühne, unter dem sie an Gehalt und literarischer Bedeutung gar sehr gewann. Endlich rief die immer wichtiger werdende Angelegenheit der

deutschen Auswanderung gleichzeitig zwei spezielle Organe hervor: „Die Allgemeine Auswanderungszeitung" in Rudolstadt und „Der deutsche Auswanderer in Darmstadt," letzterer das Organ des deutschen Nationalvereins.

Im Allgemeinen verliert die rein belletristische Journalistik immer mehr Boden oder sieht sich gezwungen, ihre Spalten unter ästhetische und praktische Interessen gleich zu vertheilen. Noch vor 20 Jahren würde Weber's „illustrirte Theaterzeitung" mit ihren Illustrationen glänzende Geschäfte gemacht haben, während sie jetzt schnell dahin welkte und nicht wenig dazu beitrug, ihrem Verleger Verlegenheiten zu bereiten. Aus demselben Grunde ist die Taschenbuchsnovellistik immer mehr im Hinschwinden, obschon die „Urania" durch zum Theil werthvolle novellistische Beiträge des Grafen Mailáth, „Iris" durch geschmackvolle Ausstattung und Drexler-Manfreds Rheinisches Taschenbuch Anerkennung verdienen. Pröhle in Merseburg versuchte ein „Jahrbuch für Poesie und Prosa" mit Beiträgen von K. Beck, Eckermann, E. Geibel, E. Mörike u. s. w. zu gründen; den meisten Beifall aber erwarb wenigstens bei der Kritik das schon genannte Taschenbuch „Vom Rhein," mit novellistischen Beiträgen von Luise v. G., Gottfried Kinckel, Johanna Kinckel, mit kunsthistorischen und biographischen Arbeiten von Schnaase, J. W. Loebell, L. Schücking, G. Kinckel und einer reichen Sammlung von Gedichten, worunter sich auch mehrere frische Lieder des alten, aber unverwüstlich jugendlichen Ernst Moritz Arnd befinden.

Prutz hat seine zerstreuten Aufsätze gesammelt und unter dem Titel „Kleine Schriften zur Politik und Literatur" in zwei Bänden herausgegeben. Namentlich dankenswerth ist eine Charakteristik Lenaus im ersten Bande. Die Bedeutung der religiösen Vorgänge und Bewegungen in Deutschland verkennt der Verfasser und schlägt sie viel zu gering an.

Niebuhr's Werke sollen nach seinen Vorlesungen zusammengestellt und herausgegeben werden, wobei namentlich der in Berlin als Assessor lebende Sohn Niebuhr's thätig ist. Im Ganzen sind zehn Bände zu erwarten, von denen sechs die römische Geschichte bis zum Untergange des abendländischen Reichs umfassen.

Ein dankenswerther Beitrag zur Kenntniß der älteren deutschen Literatur und Volkspoesie sind Adalbert Kellers „Alte gute Schwänke," eine Sammlung altdeutscher Kernsprüche — Priameln — aus einer Handschrift der Stuttgarter Bibliothek genommen.

Unter den Jahr- und Taschenbüchern verdienen namentlich noch die von August Stöber und Friedrich Otte herausgegebenen „Elsässischen Neujahrsblätter" genannt zu werden, weil sie beweisen, daß das wälsche Wesen trotz aller Förderung von oben herab deutsches Fühlen, Dichten und Denken im alten deutschen Elsaß nicht zerstören konnte, und weil sie dazu dienen, die Theilnahme an deutscher Literatur und mithin deutscher Nationalität fortdauernd rege zu halten.

Von Dr. Philipp Marheineke's theologischen Vorlesungen, herausgegeben von Stephan Matthies und W. Vatke, erschien der erste Band, welcher das „System der theologischen Moral" enthält. Der zweite wird die Dogmatik Marheineke's, der dritte die Symbolik, der vierte die praktische Theologie, und der fünfte und letzte die Dogmengeschichte bringen.

Kunst.

Die beiden Hauptpunkte künstlerischer Thätigkeit in Deutschland bilden wie früher Berlin und München; in Berlin wird viel vorbereitet, in München ist man schneller mit der Ausführung. Dort sind es namentlich der Neubau des Doms, die Cornelius'schen Fresken, das Denkmal Friedrichs des Großen, die Marmorgruppen für die Zeughausbrücke, worauf die Aufmerksamkeit gespannt ist, hier das Siegesthor am nördlichen Ende der Ludwigsstraße, das zum Schmucke außer acht Victorienstatuen und mehreren Reliefs zur Seite und über den Durchgängen auf seiner obersten Plattform eine Bavaria erhalten wird, die auf einem mit Löwen bespannten Wagen gleichsam ihren Siegeseinzug in das neue München hält, ferner die Ruhmeshalle auf der Sendlinger Anhöhe, bestimmt 200 Porträtbüsten berühmter Bayern in sich aufzunehmen, die Schwanthalersche Bavaria, eine Riesenstatue von 54 Fuß Höhe, welche auf einem gegen 27 Fuß hohen Postamente mitten zwischen den äußersten Flügelenden der Ruhmeshalle in Erz gegossen zu stehen kommen wird, der Wittelsbacher Palast, ein grandios und originell concipirtes Bauwerk, die neue Pinakothek, bestimmt Gemälde, welche dem gegenwärtigen Jahrhundert angehören, in sich aufzunehmen, zu der jedoch freilich erst der Grundstein unter einigen treffenden Worten des Königs Ludwig gelegt worden ist.

Während in Bayern auch das was in den Provinzen auf dem Gebiete der Kunst Großes geschieht — wir nennen hier nur die Ausschmückung des Speyerer Doms mit Freskogemälden und die kühn entworfene Befreiungshalle bei Kelheim — nach dem Plan und Willen des Königs begonnen und ausgeführt wird, geschieht in Preußen was die Provinzen betrifft mehr durch den Patriotismus und die Beisteuer der Privaten. So errichten die Königsberger dem hochseligen Könige Friedrich Wilhelm III. ein Reiterstandbild, die Breslauer ein Denkmal für Friedrich den Großen. Beide Standbilder sind von dem Bildhauer Kiß, dem Meister der Amazone, die auf der Treppenrampe des neuen Museum prangt, entworfen und modellirt. Das erste ist bereits nach Lauchhammer in der Lausitz abgegangen, um in der dort befindlichen großen Gießerei, die sich durch ihre Leistungen unter den Künstlern Ruf erworben, modellirt und ciselirt zu werden, das letztere ist so weit vollendet, daß es am 30. Mai, dem Jahrestag des Regierungsantritts des großen Königs, enthüllt werden kann.

Emil Wolff aus Berlin hat die kolossale Gruppe der Victoria, welche einen Jüngling auf die Thaten heldenmüthiger Vaterlandsvertheidiger (deren Namen auf einem Schild eingezeichnet sind) hinweist, für die Berliner Zeughausbrücke im höchsten Auftrag ausgeführt und in Marmor vollendet. — Gleichfalls hat der Maler Troschel in kolossalen Verhältnissen seinen marmornen Perseus vollendet, der von der Gemahlin des Prinzen Albrecht von Preußen erworben und zum Schmuck der von ihr erkauften Villa Sommariva am Comersee bestimmt ist, wobei wir uns gelegentlich die Bemerkung erlauben, daß der deutsche und skandinavische Norden — man denke nur an Rauch und Thorwaldsen — seine künstlerische Thätigkeit mehr auf dem Gebiete der Sculptur, der deutsche Süden und Westen mehr auf dem Gebiete der Malerei zu entfalten scheint.

Aus München rühmt man vorzüglich ein im dortigen Kunstverein ausgestellt gewesenes Bild von Ruben, Direktor der Malerakademie zu Prag, Christoph Columbus darstellend in dem Augenblick, wo sich ihm der gesuchte und ersehnte neue Welttheil in der Ferne zeigt; und es ist bemerkenswerth, daß derselbe Gegenstand gleichzeitig in einem Bilde, welches in der Gallerie Luxemburg aufgestellt ist, von dem französischen Maler Alexander Colin behandelt worden. Währenddem nimmt auch die Genremalerei in München einen immer höhern Schwung. Namentlich ist es der Maler Gisbert Flüggen aus Köln, welcher die Genremalerei in eine höhere Sphäre versetzt und ihr einen dramatischen Charakter zu verleihen gewußt hat, indem er in seinen Bildern Scenen und Situationen aus dem socialen Leben behandelt. Neuerdings erst hat er einen solchen gesellschaftlichen Conflikt in einem mit vierzig Figuren belebten Bilde vorgeführt. Es ist eine Gerichtsscene, nachdem eben das Schlußurtheil gesprochen worden, und zwar zu Gunsten einer durch einen langen und ungerechten Prozeß bis fast zum Bettelstabe gebrachten Familie. Die dramatische Wirkung beruht hier auf der Darstellung der entgegengesetzten Empfindungen, welche das Urtheil auf die beiden Parteien, auf die verfolgende aristokratische Familie und auf die verfolgte arme Familie hervorgebracht hat.

Der Maler Gauermann in Wien, dem vor kurzem der König der Niederlande den Orden der Eichenkrone verlieh, hat ein Gemälde vollendet, einen in einer Gebirgsschlucht erlegten und von Fanghunden aufgefundenen Eber darstellend. In der Mitte ruft ein Jäger seine aus der Ferne herbeikommenden Gesellen; den Hintergrund bilden schneebedeckte Berge. Das Gemälde, welches dem Fürsten Auersperg gehört, wird als ein sehr bedeutendes Kunstwerk gerühmt.

Den weiter oben mitgetheilten Kunstnachrichten aus Berlin und Königsberg ist noch hinzuzufügen, daß zwar bereits am 4. December vorigen Jahres in der k. Gießerei zu Berlin das letzte Stück zu dem in der Hauptstadt aufzustellenden Denkmal Friedrichs des Großen gegossen worden, daß jedoch die Vollendung des ganzen Monuments erst in einigen Jahren zu erwarten ist. Ferner erfährt man aus Königsberg, daß das dortige neue Thor mit 8 Fuß hohen Bronzestatuen des ersten Königs von Preußen, des Königs Ottokar und des Stifters der Albertus-Universität geziert werden soll. Der Bildhauer S. Stürmer in Berlin, ein Schüler Schwanthalers, ist mit Ausführung derselben beauftragt.

Für die Kenntniß der alten westphälischen Malerschule wichtig muß ein Aufsatz über die Gemäldesammlung des Geh. Oberregierungsraths Krüger in Minden genannt werden, welchen das Förster-Kuglersche Kunstblatt (1847, Nr. 6) mitgetheilt hat.

Aus München erfährt man, daß Meister Schwanthaler mit großer Vorliebe an den Modellen der vierundzwanzig Broncestandbilder arbeitet, welche der kunstsinnige Gutsbesitzer Veith für die böhmische Ruhmeshalle in Liboch bestellt hat. Das Standbild Ottokars II. ist bereits ciselirt und soll im April nach seinem Bestimmungsort geschafft werden. Bemerkenswerth ist, daß die Vertreter der böhmischen Thatkraft nur aus der Zeit *vor* dem dreißigjährigen Kriege genommen werden.

Der einzige bedeutende Marinemaler Oesterreichs, Butti, hat im Auftrage des Kaisers zwei herrliche Seebilder von gewaltigem Umfange gemalt, welche von Triest nach Wien abgegangen sind, um die Galerie des Belvedere zu schmücken. Das eine stellt zwei im Hafen von Malamocco bei furchtbarem Sturm scheiternde Schiffe, das andere eine ruhige Hafenscene in Triest dar.

Anfangs Februar wurde die jährliche Kunstausstellung zu Hannover eröffnet, und zwar dießmal zuerst unter Leitung Oesterley's, des bekannten Historienmalers, der von Göttingen nach Hannover berufen ist, um dort die Stelle eines Hofmalers zu bekleiden.

Als eines der meisterhaftesten Porträts von dem in diesem Fache ausgezeichneten Maler Begas in Berlin gilt dessen Bildniß Alexander von Humboldt's, welches auf der letzten Kunstausstellung in Berlin allgemein bewundert wurde. Dasselbe ist jetzt in einer lithographischen Nachbildung von Wildt im Kunsthandel erschienen.

Inzwischen wächst mit jedem neuen Hefte die Theilnahme und Bewunderung für die Kaulbach'schen Illustrationen zu Goethe's Reinecke Fuchs; Phantasie, Witz, Humor und feine Ironie gehen hier Hand in Hand und eine unvergleichliche Kunst spricht sich darin aus, wie diese Thiergruppen mit menschlichem Leben erfüllt, in diesen Thiervorgängen menschliche Zustände wiedergegeben sind. Französische Zeichner haben schon früher mit Glück und Geist Aehnliches versucht; in Kaulbachs Kompositionen aber spricht sich eine Gründlichkeit in der Wiedergabe der Thierphysiognomieen und eine Tiefe der Charakteristik, zugleich aber auch eine Vollendung der Zeichnung aus, welche dem geistreich flüchtigen Franzosen abzugehen pflegen. Kaum möchte man den Kaulbachschen Zeichnungen das Prädikat historischer Kompositionen versagen.

Da wir gerade bei dem Humor und der Karikatur stehen, die von älteren deutschen Meistern in oft so phantastischer Weise kundgegeben wurden, seitdem aber lange Zeit brach gelegen haben, so möchten wir hier wohl an die so beliebten „Fliegenden Blätter" erinnern, in denen sich für die Karikatur, welche sociale und politische Thorheiten und Lächerlichkeiten in ihren Bereich zu ziehen liebt, ein für Deutschland ganz neuer Spielplatz eröffnet hat. Die Fliegenden Blätter haben in diesem Genre, obgleich sie sich in politischer Hinsicht nicht entfernt so frei bewegen dürfen als etwa der französische Charivari oder der englische Punch, oft sehr Treffliches geleistet und mit ergötzlicher Anmuth, zum Theil auch mit schneidender treffender Schärfe die Geißel der Satire geschwungen. Nur müssen wir sie vor Karikaturen warnen, die keine Karikaturen mehr sind, weil sie in geschmackloser Verzerrung gar nichts Menschliches mehr haben und keinen menschlichen Zustand mehr bedeuten noch andeuten. Wir erinnern hier nur an die Karikaturen zur parodirten Zauberflöte, Leonardo und Blandine, Ariadne auf Naxos u. s. w. Dergleichen wirkt nur widerlich und abschreckend. Ebenso ist nicht alles Witz was nach Witz aussieht, und aufrichtig gestanden, scheint uns der anfangs so lustige Scherz mit Elsele und Beisele zu weit ausgesponnen und seit langem erschöpft zu seyn. Man bringe uns lieber wieder Darstellungen wie der Staatshämorrhoidarius, Fritz Beutel, die große Oper, der langdauernde Prozeß u. s. w. oder tiefer durchgeführte Karikaturen wie der Zeitungscongreß, die ostindische Ueberlandpost, oder Miniaturen wie der Karneval, Prosit Neujahr, Alle Neun u. s. w. Solche Karikaturen werden immer einen dauernden Werth behaupten.

Im Gebiete der musikalischen Komposition herrscht ziemliche Dürre, die Produktion scheint sich erschöpft zu haben und meist sind es ausgefahrene Gleise, in denen sich die jüngeren Talente bewegen. Dieß liegt hauptsächlich daran, daß der musikalische Geschmack des Publikums durch das übermäßig wuchernde bloße Virtuosenthum, durch das süßliche Element der neuen italienischen Opernmusik ziemlich zu Grunde gerichtet ist. Marschner, der noch die deutsche, Harmonie mit Melodie verschmelzende Richtung mit Ernst pflegte, scheint ziemlich verstummt zu seyn, Lortzing, ein anmuthiges Talent für das heiter Komische, sich auf das ihm weniger zusagende ernste Genre zu verlegen. Meyerbeer ragt noch hervor. Sein Feldlager kam, für Wien eigens umgearbeitet, unter dem Titel „Vielka" im Theater an der Wien zur Aufführung, und wurde mit Enthusiasmus aufgenommen; doch schreibt man aus Wien, daß er darin hinter seinen frühern Leistungen zurückgeblieben ist, und daß man in diesem Werke mehr Meyerbeers großartig kombinirenden Verstand als seine schöpferische Phantasie bewundern muß. Von dem Hofkapell-Musikdirektor L. Schlösser kam eine Oper „die Braut des Herzogs" in Darmstadt zur Aufführung und wurde sehr beifällig aufgenommen. Von Füchs wurde in Wien und Prag eine Oper „Guttenberg" dargestellt, welche sehr gerühmt wird, obschon anderen Berichten nach der Komponist noch gar sehr zwischen deutschem, französischem und italienischem Styl schwanken soll. Der sardinische Kapellmeister Macourek erbaute das czechische Publikum in Prag durch die Oper „Zizka's Eiche" (nach Klicpera's czechischem Text) hauptsächlich dadurch, weil er einen czechischen Text

gewählt, obschon er noch ganz in der Nachahmung der neuern Italiener befangen ist. Als ein sehr tüchtiges und gründliches, wenn auch etwas monotones Werk wird Robert Schumann's lyrisches Oratorium „das Paradies und die Peri" gerühmt.

Universitäten und Akademien.

Berlin. Dem ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Stahl, ist der Charakter eines Geh. Justiz-Raths beigelegt worden.

Aus dem Lektionskatalog der hiesigen Universität ergibt sich, daß für den dießjährigen Sommercursus von 164 Lehrern 336 Vorlesungen angekündigt sind. Nur die theologische Fakultät, deren Professoren freilich gegenwärtig nur einer und derselben Richtung angehören, hat über Mangel an Studirenden zu klagen, da sie statt der in den früheren Jahren vorhandenen 643 jetzt nur noch 237 Studirende zählt.

Die königliche Akademie der Wissenschaften hat den Oberstudienrath Oberbibliothekar in Stuttgart, Stälin, zum correspondirenden Mitglied der philosophischen Klasse, den Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Dieterici, Professor und Direktor des statistischen Bureaus zu Berlin, zum ordentlichen Mitgliede derselben Klasse erwählt.

Bonn. Professor Monnard, früher Pfarrer in Montreux, wo er von seinen radikalen Pfarrkindern wegen seiner Anhänglichkeit an die freie Kirche große Kränkungen zu erdulden hatte, ist zum ordentlichen Professor der romanischen Sprachen und Literatur in der philosophischen Fakultät, der außerordentliche Professor Dr. P. J. Hilgers zum ordentlichen Professor bei der katholisch-theologischen Fakultät, und der seitherige Privatdocent und Licentiat der Theologie Dr. Sommer zum ordentlichen Professor bei der evangelisch-theologischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

Professor Ober-Consistorialrath Dr. Nietzsch ist an die Stelle des verstorbenen Professors Marheineke an die Universität von Berlin berufen worden; auch Professor Sack verläßt die Hochschule von Bonn und geht als Ober-Consistorialrath nach Magdeburg.

Freiburg. Die Zahl der auf hiesiger Universität Studirenden betrug im Winterhalbjahr 219, hierunter 44 Ausländer, die sich auf die verschiedenen Fakultäten folgendermaßen vertheilen: theologische Fakultät 93, juristische 36, medicinische 52, philosophische 38 Studirende.

Göttingen. Professor Schaumann, durch seine Geschichte des zweiten Pariser Friedens rühmlichst bekannt, verläßt die hiesige Universität, um seinen Lehrstuhl an der Universität zu Jena einzunehmen.

Gratz. An der hiesigen Universität erhielt Michael Fruhmann die Lehrkanzel des Bibelstudiums alten Testaments und der orientalischen Dialekte.

Greifswald. Der Besuch der hiesigen Universität scheint immer noch im Abnehmen zu seyn. Im Winter 1843/46 betrug die Zahl der Studirenden 227, sank im Sommer 1846 auf 212 und im Winter 1845/47 sogar auf nur 192. Die theologische Fakultät zählt nur 27 Studirende, die meisten die medicinische, nämlich 84. Etwa ein Sechstel der immatriculirten Studirenden sind zugleich Mitglieder der Akademie zu Eldena. — Der außerordentliche Professor Licentiat Dr. Graß in Breslau ist in gleicher Eigenschaft an die theologische Fakultät der hiesigen Universität versetzt worden.

Heidelberg. Das seit Creuzers Zurücktreten unbesetzte Fach der Archäologie wird von nun an durch den Privatdocenten Hettner vorgetragen werden, wozu derselbe, da er sich vier Jahre lang zu archäologischen Zwecken in Rom und Neapel aufgehalten, besonders berufen erscheint. Auch steht die Regierung mit Creuzer über den Ankauf der Creuzerschen Sammlungen in Unterhandlung.

Dem Privatdocenten Dr. Posselt wurde der Charakter eines außerordentlichen Professors der Pharmacie und pharmaceutischen Chemie verliehen.

Marburg. Der Professor der Staatswissenschaften, Benno Hildebrand, ist wegen Verbreitung der Londoner Zeitung angeklagt, suspendirt und in eine Zelle des Schlosses zu Marburg zur Untersuchungshaft abgeführt, bald darauf jedoch wieder entlassen worden. Gleich nach seiner Suspension wurde ihm von den Studirenden ein Fackelzug gebracht.

München. Hier wurde der Professor Dr. Lassaulx, der Verfasser der bekannten Würzburger Adresse in der Angelegenheit des Kölnischen Erzbischofs, quiescirt, der Regie-

rungsrath v. Braunmühl seiner Function als Ministerialcommissär der hiesigen Universität seiner Stelle entbunden und solche dem Ministerialrath von Zwehl übertragen. Die Quiescirung des Professors Lassaulx hatte den bekannten und berüchtigten Straßentumult vom 1. März zur Folge. Die Professoren Philipps, Görres, Moy und Döllinger wurden veranlaßt, ihre Hörsäle noch vor den eigentlichen Ferien zu schließen.

An die Stelle der von der hiesigen Akademie der bildenden Künste ausgeschiedenen ehemaligen Professoren Julius von Schnorr und Clemens Zimmermann sind Moritz von Schwind aus Wien und Karl Schorn aus Düsseldorf zu Professoren der Historienmalerei ernannt worden. Die neugeschaffene Stelle eines Lehrers der Maltechnik hat der hiesige Historienmaler Hermann Anschütz aus Düsseldorf erhalten und die gleichfalls neu ins Leben gerufene Funktion eines Correktors im Antikensaal ist dem bisherigen Zeichnungslehrer am Schullehrerseminar zu Altdorf, Friedrich Hohbach, übertragen worden.

Tübingen. Als Professor der Medicin wurde an der hiesigen Hochschule Dr. Breit aus Wien berufen.

Am 15. Januar starb nach anderthalbjährigem Leiden der Professor der staatswirthschaftlichen Fakultät Dr. v. Fulda im 72. Jahre seines Lebens. — Professor Dr. Zeller hat den an ihn ergangenen Ruf an die Hochschule zu Bern angenommen.

Wien. Der Dr. der Rechte J. G. Hanny ist zum Dekan für die juridische Fakultät, Dr. Karl Hock, k. k. Rath und Oberamts-Direktor des k. k. Hauptzoll- und Gefäll-Oberamts, zum Dekan der philosophischen Fakultät an der Wiener Universität ernannt worden.

Die schöne alte Studentensitte, bei feierlichen oder außerordentlichen Anlässen verehrten Lehrern Fackelzüge darzubringen, kam im ersten Vierteljahre dieses Jahrs mehrmals in Ausführung. In Berlin brachten die Studirenden dem Professor Oberkonsistorialrath Neander zu dessen Geburtstagsfeier am 16. Januar einen Fackelzug, in Tübingen bezeigte man dem abgehenden Professor Zeller seine Verehrung in derselben Weise und in Heidelberg wurde dem Professor Mittermaier in der streitigen Angelegenheit mit Professor Morstadt, welcher später auch aus dem Spruchkollegium der Juristenfakultät entfernt wurde, ein Fackelzug als Ehrenerklärung dargebracht. Die Gefeierten sprachen bei diesen Anlässen in beherzigenswerthen anregenden Worten ihren Dank aus.

Vereine.

Sehr thätig zeigt sich die „schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur," die für Schlesien eine große Bedeutung erlangt hat und häufige Versammlungen hält. Sie bildete sich nach mancherlei Schicksalen aus dem vom Minister von Carmer gestifteten Verein, der sich die „ökonomisch patriotische Gesellschaft zu Breslau" nannte. Jetzt zählt diese Gesellschaft, zu deren Präsidenten für dieses Jahr der als Naturforscher verdienstvolle Dr. Göppert gewählt worden, elf Sektionen, und zwar die naturwissenschaftliche, botanische, entomologische, die für Sudetenkunde, die medicinische, die ökonomische, pädagogische, historische, die für Kunst, die technische und musikalische. Aus der technischen Sektion ging der Breslauer Gewerbeverein hervor, welcher eine große Zahl Töchtervereine absetzte. Der schlesische Verein nimmt das Verdienst für sich in Anspruch, zuerst die Idee zu den von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Kunstausstellungen und, durch den von ihm ausgegangenen Gewerbverein, auch zu den jetzt so wichtig gewordenen Gewerbausstellungen angeregt zu haben. Unter andern hielt am 28. Januar die historische Sektion eine interessante Sitzung, indem ihr Sekretär, Roepell, über die Verhandlungen sprach, welche im Juli und August 1806 von Seiten des Berliner Kabinets eingeleitet wurden, um gegenüber dem Rheinbunde auch die norddeutschen Staaten zu einem ähnlichen Bunde zu vereinigen, an dessen Spitze der König von Preußen unter dem Titel eines Kaisers von Norddeutschland treten sollte. Die „vorläufigen Grundlinien" zur Constituirung dieses Bundes, welche am 21. Aug. 1806 Graf Haugwitz officiell dem kurfürstlichen Gesandten Grafen Görtz in Berlin übergab, wurden in extenso mitgetheilt.

Der norddeutsche Volksschriftenverein in Berlin hat bis jetzt folgende Schriften herausgegeben: „Ernsthafte und kurzweilige Geschichten" von Ruppius, 1stes Bändchen mit feinen Bildern ausstaffirt; „Schuster Müller," von E. Mücke; „der Kossäth Ruedicke" von B. Schneider. Angekündigt ist: „Morrüpel, eine Lebensgeschichte," von A. Fränckel. Zur Vertretung der Grundsätze des Vereins dient das „Organ für das gesammte deutsche Volksschriftenwesen."

In Breslau besteht ein „Verein zur Erziehung von Kindern hülfloser Proletarier," dem seiner wohlthätigen und humanen Tendenz wegen Verbreitung und Nachahmung zu wünschen ist. In der am letzten Februar abgehaltenen Generalversammlung erklärten sich mehrere Mitglieder des Vereins bereit, die Aufsicht über einzelne Kinder mit dem Vorstande zu theilen.

In der Versammlung, welche der „Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens" am 25. Januar hielt, sprach Professor Jacobi über die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Erforschung einzelner deutscher Volksmundarten und forderte zur Theilnahme an Arbeiten der Art für Schlesien auf. Es ward dabei besprochen, wie die Sprache in möglichst vollständigem Zusammenhange mit dem ganzen Leben zu fassen und das Eingehen auf geographische, kultur- und sittengeschichtliche Untersuchungen nicht vermieden werden dürfe. In einer spätern Versammlung hielt der bekannte Geschichtschreiber Stenzel einen Vortrag über die Mongolenschlacht.

Am 28. December hielt die Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen zu Basel ihre Jahresschlußsitzung. Der Personalbestand hatte sich von 612 auf 633 Mitglieder gehoben. Die Einnahmen beliefen sich auf 9092 Fr., die Ausgaben auf 8320 Fr. Zweck der Gesellschaft sind: Verpflegung von Kranken, Versorgung junger Taubstummer, Unterbringung entlassener Züchtlinge, Jugendbildung u. s. w. Auch hat die Gesellschaft eine Zeichnungs- und Modellirungsschule gegründet und viel zur Beförderung des Turnens gethan. Endlich gibt sie auch ein Neujahrsblatt heraus und veranstaltet belehrende Vorträge für junge Leute aus dem Gewerbstande. Man müßte sehr ins Detail gehen, um die segensreichen Bestrebungen dieser Gesellschaft nach allen Seiten hier zu schildern.

In Bremen gibt es einen im übrigen Deutschland bis jetzt wenig bekannten Unterstützungsverein für invalide und arbeitsunfähige Seeleute. Diese Anstalt gehört wohl zu den ältesten in Deutschland, da sie ihren Ursprung bis zum Jahr 1535 zurückführen kann. Ohne obrigkeitliche Bevormundung erhält sie sich durch den brüderlichen Zusammentritt von Kaufleuten und Seefahrern in stets noch steigender Wirksamkeit und Thätigkeit. Jährlich wird das Stiftungsfest mit einer Mahlzeit begangen, wobei Alles so angeordnet und eingerichtet ist, wie es zur Zeit der Stiftung gewesen. Um so mehr pflegen jetzt die dabei ausgebrachten Trinksprüche den Geist der neuen Zeit auszusprechen, indem sie nicht Bremen allein, sondern das ganze Deutschland im Auge haben.

In Berlin sucht sich von Frhr. von Reden angeregt ein statistischer Verein zu bilden, der sich die Aufgabe gestellt hat, Materialien zu einer Bundesstatistik und Detail-Nachrichten über die Lage der handarbeitenden Volksklassen zu sammeln, so die Ueberzeugung des Frhrn. v. Reden bethätigend, „daß Ursachen, Beschaffenheit und Heilmittel vieler Wunden unsers deutschen Vaterlandes nur an der Hand der Statistik zu erkennen sind."

Nachdem man bereits fürchten mußte, daß es dem zu diesem Zwecke unermüdlichen Diesterweg nicht gelingen würde, bei Berlin eine nach Pestalozzi's Grundsätzen und Absichten eingerichtete und geleitete Erziehungsanstalt zu gründen, da sich der von ihm ins Leben gerufene „Centralverein" zersprengt und auch sonst die in Deutschland herrschende Zersplitterung aufs schmerzlichste sich fühlbar gemacht hatte, traten am 12. Januar, dem Geburtstag Pestalozzi's, eine Anzahl von bewährten und allgemeine Achtung genießenden Männern in Berlin abermals zu einem Pestalozzivereln zusammen. Derselbe beschloß, die bei dem Centralverein eingekommenen Beiträge von etwa 8000 Thlrn. (hierunter jedoch 500 Thlr. jährliche Beiträge) zur Errichtung einer landwirthschaftlichen Waisenanstalt auf einem der ländlichen Territorien Berlins zu verwenden und diese Anstalt vorläufig mit zehn Stellen, eine für die Stadt Berlin, acht für die Provinzen der Monarchie und eine für das übrige Deutschland zu eröffnen. Es ist zu hoffen, daß sich Comité's in den Provinzen bilden und die Bestrebungen Diesterwegs und des Berliner Pestalozzivereins unterstützen werden.

Auch in Hamburg bildete sich in Folge des am 12. Januar vorigen Jahres daselbst gefeierten Pestalozzifestes ein Verein, der bereits zu seinen pädagogischen Zwecken ein sehr geräumiges Landhaus in Billwärder an der Bille angekauft hat. Zahlreiche jährliche Beiträge sind bereits gezeichnet und man hofft, daß die Anstalt noch im Laufe des Frühjahrs eröffnet werden wird. Zur Empfangnahme von Beiträgen haben sich Dr. Detmer, Vorsteher einer Privatunterrichtsanstalt, und Pastor Ritter bereit erklärt. Es wird ausdrücklich bemerkt, daß der Religionsunterricht im Gegensatze zum Rauhen Hause dem Rationalismus huldigen soll. Auch wird diese Pestalozzistiftung noch durch einen dafür gebildeten Frauenverein unterstützt, dessen Thätigkeit zunächst in einer zu Anfang Mai zu veranstaltenden Ausstellung weiblicher Handarbeiten und dem Verkauf derselben zum Besten der Anstalt bestehen soll.

Die in Hamburg begründete Gesellschaft für sociale und politische Interessen der Juden gewinnt immer mehr an Theilnahme. In einer während des Febr. in der Tonhalle stattgehabten Versammlung waren 400 Personen, Christen und Juden, gegenwärtig. Tendenz des Vereins ist: politische Gleichstellung der Juden mit den Christen, zugleich aber auch Verschmelzung in jeglicher Weise. Namentlich will man sich bemühen, die Juden dem Hausirhandel zu entfremden und sie für andere Erwerbsthätigkeiten zu gewinnen.

Am 15. Februar feierte der Hamburger „Bildungsverein für Arbeiter sein zweijähriges Stiftungsfest, bei dem auch Deputationen der Handwerkervereine von Kiel und Altona und leider auch der Communist Marr zugegen waren. Der Verein, dessen Präsident der Buchdrucker Hr. Reckahn ist, zählt bereits gegen 700 Mitglieder.

In Hamburg hat sich unter dem Namen „Verein der Branntweinfeinde" ein neuer Mäßigkeitsverein gebildet, und zwar auf andern Grundlagen als der frühere, welcher unter dem vorwiegenden Einfluß des Senators Dr. Hudtwalker, des Kandidaten Wichern und des Hrn. Jäger eine wesentliche kirchliche Grundlage hat und sich besonders durch Vertheilen von Druckschriften thätig zeigt.

Zu einer der wichtigsten und zum Theil auch bedenklichsten Angelegenheiten für Deutschland gehört die Auswanderung, indem einerseits durch das Auswandern begüterter Familien dem Lande Kapitalien entzogen werden, andererseits auswandernde Proletarier vielfach dazu beigetragen haben, den ohnehin im Auslande nicht sehr respektirten Namen des deutschen Volks noch mehr in Schatten und an den Pranger zu stellen. Man fühlt immer mehr, daß, da die Regierungen über diese wichtige Angelegenheit noch immer hinwegzuschlüpfen scheinen, die Auswanderung durch Vereine organisirt werden müsse. Ein solcher hat sich auch jetzt in Darmstadt unter dem Namen „Nationalverein für deutsche Auswanderung für das Großherzogthum Hessen" gebildet.

Der thüringisch-sächsische Verein zur Erforschung des vaterländischen Alterthums hat einen seiner emsigsten Mitarbeiter, den Dr. theol. et phil. Förstemann, Unterbibliothekar zu Halle und Sekretär des genannten Vereins, durch den Tod verloren.

Der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes zu Berlin zählt gegenwärtig, nach dem Bericht des Dr. Blesson, 330 Berliner, 530 auswärtige und 7 Ehrenmitglieder, also im Ganzen 867 Mitglieder. Er hat 16 Preisaufgaben über gewerbliche Gegenstände ausgeschrieben, für deren Lösung, außer der silbernen und goldenen Vereinsmedaille, verschiedene Prämien von 500 bis 1000 Thaler ausgesetzt sind. Einen dieser Preise, nämlich die goldene Denkmünze und 500 Thlr. hat der Kaufmann Hr. Lehnert zu Berlin gewonnen, für die Erfindung eines einfachen und sicheren Verfahrens, den Baumwollengehalt in den leinenen Geweben zu ermitteln. Außerdem erhielt der Maler Hr. A. Wagner einen Preis von 150 Thlr. für die Fabrikation von schwarzer Zeichnenkreide, welche den Pariser Fabrikaten sehr nahe steht u. s. w. Das Vermögen des Vereins beläuft sich im gegenwärtigen Augenblick auf 33000 Thlr. Die mit dem Vereine verbundene v. Seydlitz'sche Stiftung erhält von ihren Renten gegenwärtig zehn junge Leute aus den höhern Ständen, welche sich dem gewerblichen Fache widmen und außer dem freien Unterricht im k. Gewerbe-Institut jeder 300 Thlr. an jährlichen Stipendien erhalten.

Selten hatten sich wohl so viele Vereine versammelt als im Herbste v. J. In Grätz versammelten sich die deutschen Landwirthe und Forstmänner, in Gotha die Architekten, in Frankfurt a. M. die durch ihre Verhandlungen so bedeutend gewordenen Germanisten und die Gefängnißreformer, in Jena die Philologen, in Kiel die Naturforscher und Aerzte, in Rostock die Apotheker, in Hamburg die Advokaten, in Heilbronn die Oenologen und Pomologen, in Mainz endlich die Lehrer und Freunde der deutschen Realschulen.

In der ersten dießjährigen Monatsversammlung des nieder-österreichischen Gewerbevereins wurde über die von der Triester Börsen-Deputation nach Ostindien ausgesendete Mission Bericht erstattet. Diese Mission hatte, wie wir aus jenem Bericht erfahren, die Aufgabe, die Handelsverhältnisse der wichtigsten am rothen Meer gelegenen, so wie der entfernten Länder Asiens genau zu erforschen und die Aussichten festzustellen, welche sich der Schifffahrt und dem Gewerbfleiße Oesterreichs im Oriente darbieten, auch die Vortheile zu ergründen, welche die Straße über Suez den Nationalinteressen für die Zukunft eröffnen könnte. Die Mission fand in Aegypten, Arabien, Nubien, Bombay, Calcutta, Singapore und selbst in den Häfen des himmlischen Reichs österreichische Produkte, und sie berechnet, daß von der jährlichen Ausfuhr österreichischer Glaswaaren, im Werthe von 5—6 Millionen Gulden, wenigstens für 2 Millionen Gulden nach Ostindien gehen. In der entgegengesetzten Richtung dagegen empfängt Oesterreich für mehr als 6 Millionen Gulden ostindische Erzeugnisse meist als Rohstoffe für seine Fabrikate. Der Gewerbverein fühlte sich der patriotischen Triester Börsen-Deputation zu lebhaftem Dank verpflichtet, daß letztere

diese Mission, an deren Spitze Hr. Peter Erichson stand, mit so bedeutenden Kosten ins Werk gesetzt und die Ergebnisse derselben durch den vorliegenden Bericht zur öffentlichen Kenntniß gebracht habe.

Stiftungen.

Die Lutherstiftung, zu welcher Professor Nobbe in Leipzig zuerst anregte und deren Aufgabe es ist: Luthers Geist durch wohlfeile Verbreitung seiner Schriften im Volke lebendig zu erhalten und sein Andenken durch Unterstützung seiner bedürftigen Nachkommen zu ehren, befindet sich jetzt im Besitze eines Gesammtvermögens von 6566 Thlr., und hat ihre Wirksamkeit durch die Herausgabe zweier Lutherscher Schriften beginnen können. Diese Schriften sind: „Ueber die Freiheit des Christenmenschen," mit einer Einleitung von Harleß, und „an die Bürgermeister und Rathsherren allerlei Städte in deutschen Landen über die Errichtung christlicher Schulen," mit einer Einleitung von Dr. Schütz.

Preisaufgaben.

Die landwirthschaftliche Central-Direktion der preußischen Provinz Sachsen hat einen Preis von 200 Stück Dukaten für die beste Schrift ausgesetzt, welche eine kritische Zusammenstellung der wichtigsten Schriften über die Antrax-Krankheiten aller landwirthschaftlichen Thierarten: Milzbrand, Milzseuche, fliegendes oder wildes Feuer, Teufelsschuß, Erdsturz u. s. w., mit Angabe ihres wesentlichen Inhalts, systematisch geordnet und mit Beobachtung der Zeitfolge, in welcher die Werke erschienen sind, in jedem Abschnitte enthalten muß. Die Bewerbungsschriften sind in deutscher Sprache abzufassen und bis zum 1. Januar 1848 an die Central-Direktion einzusenden. Die Thierarzneischulen zu Berlin und Stuttgart haben das Preisrichteramt übernommen.

Der historische Verein für Nieder-Sachsen zu Hannover hat für das Jahr 1847 folgende Preisaufgabe gesetzt: „Eine Reihe von Darstellungen aus der hannöverschen Landesgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf die jetzige, in faßlicher, volksthümlicher Weise, um einige Kenntniß der Landesgeschichte und Theilnahme an der Vorzeit des Landes auch in den mittleren und unteren Kreisen des Volkes, namentlich in den geeigneten Abtheilungen der Bürger- und Volksschulen zu verbreiten." Für die Lösung dieser Aufgabe sind drei Preise ausgesetzt: nämlich eine goldene, zehn Dukaten schwere Medaille als Hauptpreis und zwei silberne Medaillen als zweiter und dritter Preis.

Schweiz.

Die HH. Vinet und Secretan hatten bei dem Staatsrath von Waadt um die Erlaubniß angehalten, freie Vorlesungen in den Auditorien der Akademie halten zu dürfen, sind jedoch abschläglich beschieden worden, obschon bisher die Zulassung von Privatdocenten unbedenklich gestattet war.

Der berühmte Genfer Landschaftmaler Calame hat ein neues Meisterwerk vollendet, welches nach Leipzig bestimmt ist. Es stellt den Neptunstempel in Pästum dar. Wie man hört, soll Calame entschlossen sein, das jetzt an Kunst so verarmende und von innerm politischen Unfrieden zerrüttete Genf zu verlassen und nach Berlin überzusiedeln. Auch sein würdiger Kunstgenosse Didaz verläßt Genf, um nach Petersburg zu gehen.

Frankreich.

So sehr man auch über den Verfall der schönen Literatur in Deutschland klagen mag — und insofern gewiß mit Unrecht, als sich namentlich auf lyrischem Gebiete manches hoffnungerweckende Talent rührt und Roman und Drama auch nicht brach liegen, nur daß das Bessere leicht unter dem zu großen Wust vergessen wird — so steht sie doch immer noch im Gegensatz zu der französischen in einigem Vortheil dadurch, daß sie noch bei weitem nicht wie diese in ein bloßes Handwerk, welches keinen goldenen Boden hat, aber darnach sucht, in eine selbst vor Käuflichkeit nicht zurückschreckende Spekulationsschriftstellerei ausgeartet ist. Dieser Zustand der französischen Literatur wird sich rächen, wie sich der gesammte durch Spekulationswuth untergrabene Zustand Frankreichs rächen wird. Alle diese glänzend hohlen Existenzen der modernen französischen Literatur werden über Nacht in sich selbst zusammenstürzen. Die beiden letzten Prozesse von Eugen Sue und Alexander Dumas haben

dieſe literariſche Fäulniß recht deutlich zu Tage gebracht. Von dem letztern entwirft ein Pariſer Correſpondent der Allgem. Zeitung eine charakteriſtiſche Schilderung; er macht darauf aufmerkſam, wie dieſer Marquis de la Pailleterie von Prinzen zu ihren Hochzeiten eingeladen worden, die Miniſter ihm wiſſenſchaftliche Sendungen anvertrauen, die kommandirenden Generale ihre Soldaten vor ihm aufziehen laſſen, die Admirale ihm Kriegsſchiffe zu Gebot ſtellen — und was iſt an den Produktionen dieſes gefeierten Mannes? Sie amüſiren höchſtens, ſie entlangweilen die Langweiligen, die keine geſunde Geiſteskoſt vertragen können und die den Kitzel in der Naſe für die wahre Weinprobe anſehen; es perlt, es ſchäumt hier und da — aber es iſt nichts im Glaſe. Die Feuilletons müſſen die Leute unterhalten, feſſeln, ſonſt iſt der Leſer in Verſuchung, aus dem Erdgeſchoß des Romans in den erſten Stock der Politik hinaufzuſteigen und gar zu fragen, was die Regierung macht, wie die Kammern ſchalten und walten, ob der Hr. Miniſter ſeine Pflicht thut? und dergleichen mehr, und weil Niemand beſſere Feuilleton-Romane ſchreibt, Romane die bloß amüſiren, von der Politik abziehen und nicht das Geringſte zu denken geben, darum iſt Dumas der Liebling und Schützling des Gouvernements, wenn man ihn auch gelegentlich desavouirt, um ſich nicht ſelbſt bloßzuſtellen.

Bei Anlaß der Entſchädigungsklage, welche Hr. Veron gegen Eugen Sue erhoben hat — der Roman: „das Findelkind" mißglückte ſo, daß Hr. Veron davon nur 800 Exemplare abſetzte — bringen wir in Erfahrung, daß Eugen Sue vor den Mystères de Paris einen Romanband zu 1500 Fr., ſeitdem um 10,000 Fr. verkaufte. So viel bekam er für den Juif errant noch ehe er geſchrieben war, für den Abdruck im Feuilleton, und außerdem 60,000 Fr. von dem Verleger. Bei ſolchen Summen überfällt freilich den deutſchen Schriftſteller, der im Schweiße ſeines Angeſichts arbeitet, um aus der Hand in den Mund zu leben, ein heiliger Schwindel. Andererſeits iſt es leider mit der Muſe aus, wenn ſie anfängt Geſchäfte zu machen, die einem Börſengeſchäfte ziemlich gleich kommen. Man ſoll den Dichter auf kein Stroh, aber auch auf kein ſeidenes Polſter betten.

In Paris beabſichtigt man die Herausgabe eines neuen politiſchen Journals, Le Progressif, welches, wie man vermuthet, der Oppoſition Dufaure und Billaut zum Organe dienen ſoll oder vielmehr als Mittel, ſich eine Partei zu bilden. Daß ihnen dieß gelingen werde, iſt freilich mehr als zweifelhaft, da es natürlicher iſt, daß ein Journal aus einer bereits compakten Partei hervorgeht.

Eines der geiſtreichſten und verſtändigſten Bücher, welche in franzöſiſcher Sprache über deutſche Zuſtände geſchrieben wurde, iſt das in Brüſſel unter dem einfachen Titel »De l'Allemagne moderne« erſchienene. Uebrigens iſt, wie wenigſtens die Grenzboten verſichern, der Verfaſſer deſſelben ein Deutſcher von Geburt, Hr. Emil Frensdorff, Agrégé an der Brüſſeler Univerſität, der jedoch ſchon als Jüngling ſich in die Wogen des franzöſiſchen Lebens geworfen und in Paris und Straßburg ſtudirt hat. Man bezeichnet das genannte Buch übrigens nur als Keim und Anfang einer umfaſſendern Arbeit.

Ein Werk von Bartholmès über Jordano Bruno, welches ſich den neuern Arbeiten über Abälard, Baco u. ſ. w. anſchließt, hat in den philoſophiſchen Kreiſen der franzöſiſchen Hauptſtadt großes Aufſehen erregt. Hr. Couſin hat über dieſe literariſche Erſcheinung in der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften mit großer Anerkennung Bericht erſtattet, obgleich der Philoſoph von Nola gerade nicht ſein Mann zu ſeyn ſcheint.

Kurz hinter einander erſchienen von Bignon's Geſchichte Frankreichs unter Napoleon der elfte und zwölfte Band, von Lacretelle's Geſchichte Frankreichs im 18. Jahrhundert und der Revolution von 1789 ebenfalls zwei neue Bände, von Louis Blanc's Geſchichte der franzöſiſchen Revolution der erſte Band, und von Thiers' Geſchichte des Conſulats und Kaiſerreichs der ſechste Band. Letzterer iſt in einem Artikel der Allg. Zeitung (Beilage zu Nr. 61 und 62, 1847) gut beleuchtet und heimgeleuchtet worden. Vor all den franzöſiſchen Geſchichtswerken über die Revolution und das Kaiſerreich wird man bald die Geſchichte dieſer großen Epoche ſelbſt nicht mehr ſehen können.

England.

Prinz Albert hat die auf ihn mit großer Mehrheit gefallene Kanzlerwahl der Hochſchule Cambridge angenommen. Die Times ſpricht die Hoffnung aus, daß die Kanzlerſchaft des kenntnißreichen Prinzen dazu beitragen werde, namentlich das bisher an Englands Hochſchulen ſo unverantwortlich vernachläſſigte Studium der Geſchichte, der neueren Philoſophie und der ſchönen Künſte zu fördern.

Der Novelliſt Sir Edward Bulwer Lytton hat ſich durch die gegen ſeinen Roman Lucrezia gerichteten Angriffe der engliſchen Preſſe veranlaßt geſehen, die moraliſche Seite ſeines Schriftſtellerthums in der Flugſchrift »A word to the public« zu vertheidigen. Eine eindringliche und ziemlich gerechte Kritik und Ueberſchau der Bulwer'ſchen Schriftſtellerlaufbahn lieferte E. D. Forgues in einem der letzten Hefte der Revue des deux Mondes. Die Allg. Zeitung hat ſie auszugsweiſe mitgetheilt.

Eine kleine Erzählung von dem trefflichen Charles Dickens »The battle of life; a love story« erfährt in den engliſchen Journalen das unbedingteſte Lob. Der Sun bezeichnet dieſen „Entſagungsroman" als die anmuthigſte und von Manier freieſte Dichtung, welche je aus Dickens Feder gefloſſen. Und wer verſtünde es auch beſſer als Dickens, jene Kämpfe und Siege, jene großen Selbſtaufopferungen und heroiſchen Handlungen zu ſchildern, die in der Stille des kleinbürgerlichen und häuslichen Lebens vorgehen, und die um ſo mehr Werth haben, je mehr ſie ſich vor den Augen der Menſchheit verbergen, je weniger ſie auf den Beifall der Menge Anſpruch machen! Nicht den gleichen Journalbeifall ſcheint Dickens neueſter größerer Roman »Dealings with the firm of Tombey and Son,« welcher in Lieferungen erſcheint, zu finden.

In dem an die Correktheit und Landſchaftsſchilderei früherer Zeiten erinnernden Gedichte »The Country-House« (das Landhaus) von Prior wird dem Leſer eine Reihe idylliſcher Bilder des engliſchen Landlebens vorübergeführt, womit ſich Reiſeerinnerungen aus fernen Ländern, namentlich Südafrika verweben.

Von dem hochwichtigen Werke: »Nelson's letters and dispatches,« herausgegeben von Sir Harris Nicolas, veranſtaltet die Londoner Verlagshandlung, Henry Colborn, eine neue wohlfeilere Ausgabe, in 14 Monatslieferungen zu je 5 Sh.

Ein ſehr intereſſanter Beitrag zur Geſchichte der letztvergangenen Zeit ſind die Memoiren, welche der alte General Guglielmo Pepe, das Haupt der unglücklichen neapolitaniſchen Revolution von 1820, in London und zwar in engliſcher Sprache herausgegeben hat.

Hr. Charles Hooton, Verfaſſer einiger Unterhaltungsſchriften: „Bilberry Thurland," „Colin Clink" u. ſ. w., ſo wie mehrerer werthvollen Artikel über Texas in den engliſchen Reviews, ſtarb an einer zu ſtarken Doſis Morphia, an deren Gebrauch er ſich gewöhnt hatte, da er in Texas am Sumpffieber und nach ſeiner Rückkehr von Texas häufig am kalten Fieber litt; ferner ſtarb in ſehr vorgerücktem Alter und ziemlich bedrängten Umſtänden eine „Veteranin der Literatur," Miſtreß Agnes Hall, Witwe des Dr. Hall in Jedburgh, durch eine Unzahl Novellen, auch als Mitarbeiterin an dem Old Monthly Magazine, Fraſer's Magazine und dem Weſtminſter Review bekannt; endlich der Maler William Collins, welchen die Engländer einen ihrer beſten nennen, der beſonders glücklich in Darſtellungen von ländlichen und Küſtenſcenen war.

Von dem Werke »The life and speeches of Daniel O'Connell, M. P.,« die ſein dritter Sohn John O'Connell, Parlamentsmitglied für Kilkenny herausgibt, iſt der zweite Band erſchienen, welcher bis zu den Kämpfen der Katholikenemancipationsfrage im Jahr 1829 hinaufreicht. Nur wundert ſich die engliſche Preſſe, daß John O'Connell von ſeinem Vater, der gleich gut ſchreibt und ſpricht, kein beſſeres Engliſch gelernt habe; auch iſt dieſer zweite Band vom Sektengeiſte noch ſtärker gefärbt als der erſte.

Von A. Willmot erſchien: »Bishop Jeremy Tailor, his predecessors, contemporaries and successors. A biography,« ein für die engliſche Kirchengeſchichte des 17. Jahrh. wichtiges Werk.

Italien.

Von den »Archivi storici d'Italia« iſt jetzt der elfte Band erſchienen, welcher den Briefwechſel des Pasquale Paoli und eine ausführliche Einleitung von Tommaſeo enthält. Dieſe Briefe ſind höchſt intereſſant und geſtatten einen ſo klaren Blick in den ſittlichen und politiſchen Zuſtand der Corſen von den dreißiger bis zu den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, daß man durch ſie mehr als durch irgend andere Quellen das ſo vielfach verkannte und von Romanſchreibern entſtellte Volk der Corſen kennen lernt.

Ein ſehr talentvoller Arbeiter im neapolitaniſchen Finanzminiſterium, Hr. Conſtantino Baer, welcher bereits mehrere Proben ſeiner Kenntniſſe im Gebiete der Nationalökonomie gegeben, ein großer Verehrer Liſt's, hat mit großem Eifer ſeit mehreren Jahren alles den Zollverein und Liſt Betreffende verfolgt, und arbeitet an einer Broſchüre, welche zugleich eine kurze Lebensbeſchreibung Liſt's enthalten und in Neapel erſcheinen wird.

Vielen Beifall findet die Entschließung Pius IX., die Fonds der acht Universitäten des Königreichs, bei der augenblicklichen Mittellosigkeit der Regierungskassen, durch Ueberweisung von Immobilien früher säcularisirter geistlicher Stiftungen zu vermehren. Die Lehrer an den Hochschulen sollen anständiger als bisher honorirt und ihre Wittwen mit Pensionen bedacht werden.

Von Canina's großem Werke über die christlichen Basiliken ist die zweite Auflage erschienen, mit nicht weniger als 145 Kupfertafeln und 192 Folioseiten Text. Derselbe unermüdlich fleißige Gelehrte ist gegenwärtig auch mit der beinahe zur Vollendung gediehenen Herausgabe sämmtlicher etruskischer Alterthümer beschäftigt, welche in den päpstlichen Staaten gelegen oder innerhalb ihrer Gränzen entdeckt worden sind.

Das k. k. Institut der Wissenschaften zu Venedig hat eine Bekanntmachung erlassen: daß die Municipalität dieser Stadt aus Anlaß der bevorstehenden Versammlung der Naturforscher in Venedig 10,000 Lire für Experimente bestimmt habe, die, dem Fach der induktiven oder Naturwissenschaften angehörig, während des Aufenthalts der Gäste daselbst ausgeführt werden sollen.

Wer sich über den Stand der neueren historischen Literatur in Italien unterrichten will, den verweisen wir auf einen lehrreichen und sehr gründlichen Artikel darüber, welchen die Allg. Zeitung in den Beilagen zu Nr. 21 und 22 dieses Jahrs mitgetheilt hat.

Belgien.

Die k. Akademie zu Brüssel, Klasse der schönen Künste, hat für 1838 folgende Preisbewerbung ausgeschrieben: „Wie sind die Maßverhältnisse, welche uns von modernen Autoren oder Reisenden über die in Griechenland, Sicilien und Kleinasien bis zu den Zeiten Alexanders des Großen errichteten Tempel mitgetheilt werden, auf ihre primitive Bedeutung (valeur) zurückzuführen? Wie ist nach den Ergebnissen, welche diese Untersuchung liefern wird, das System der Verhältnisse, sowohl was die Haupttheile als was die untergeordneten Partien betrifft, zu entwickeln?" Der Preis für die gelungenste Lösung dieser in sich zusammenhängenden Doppelfrage besteht in einer goldenen Medaille 600 Fr. an Werth.

Professor Gerhard in Berlin ist von der k. Akademie der Künste zu Brüssel zu ihrem Mitgliede ernannt worden.

Niederland.

Rembrandt's Standbild ist vom Bildhauer Roijer so weit vollendet, daß es sich demnächst in Metall auf dem Rembrandtsplatz vor der neuen Amsterdamer Börse erheben wird. Man rühmt an diesem Standbilde die großartige Auffassung.

Dänemark.

In Kopenhagen hat sich ein Vereinsausschuß gebildet und zur Unterstützung für ein Standbild Tycho de Brahe's aufgefordert. Die Kosten desselben sind auf 20,000 Bankthaler veranschlagt. Der König hat seine Unterstützung, der Kunstverein für die Vollendung des Modells durch Professor Bissen 2000 Bankthaler zugesagt.

Schweden.

Professor Palmblad hat mit Anfang des Jahres eine neue literarische Monatsschrift begonnen.

In Paris starb der bekannte schwedische Maler Wickenberg, der sich durch vortreffliche Winterlandschaften unter Künstlern und Laien einen bedeutenden Ruf erworben hatte.

Nach dem Muster Berlins sind auch in Stockholm Vorlesungen für sogenannte Gebildete Mode geworden. Unter andern las Wahlberg über Pflanzenkunde, Selander über Astronomie und Atterbom, vom Könige dazu aufgefordert, über schwedische Literaturgeschichte.

Im vergangenen Jahre wurden auf dem Stockholmer Theater nicht weniger als vier neue Originaldramen historischen Inhalts aufgeführt; zwei davon sind nicht nennenswerth; ein drittes „Kongslena Färden," vom Grafen Sparre, zeichnet sich durch gute Sprache aus; den Preis verdiente „Erich XIV.," von Börjesson, der bereits ein neues Stück: „Erichs XIV. Sohn," an die Stockholmer Theaterdirektion eingeschickt hat.

In seinem Streit mit Geijer und Bergfalk ließ der Geschichtschreiber Professor Fryxell das zweite Heft seiner Schrift über die schwedische Aristokratie erscheinen.

Man beabsichtigt Tegnér, diesem berühmtesten und weltkundigsten unter den schwedischen Dichtern, ein Denkmal zu errichten und hat zu diesem Zweck bereits Sammlungen veranstaltet.

Böhmen.

Die czechische Literatur blüht allenthalben kräftig auf. Klecel gab eine Dobrowida (Moralphilosophie) heraus, F. Doucha, J. L. Maly u. A. übersetzten Dramen von Shakspeare, und von Karl Sabina befindet sich etwas Dorfgeschichtliches unter dem Titel »Wesnicané« unter der Presse. Von J. G. Kolar wurde im czechischen Theater in Prag eine neue Tragödie aufgeführt, welche sehr gefiel. Die Prager Zeitung nennt diesen ersten Versuch Kolars in der dramatischen Literatur einen glücklichen Wurf und den Dichter selbst einen der ersten vaterländischen Dramatiker. Eine sehr gediegene wissenschaftliche Zeitung führt den Titel Casopis ceského Museum (Museumszeitschrift), früher eine Vierteljahrsschrift und hauptsächlich zum Abdruck alter Handschriften bestimmt, seit Anfang dieses Jahres eine Monatschrift, an der die tüchtigsten czechischen Schriftsteller mitarbeiten. Ihr Redakteur ist der bekannte Gelehrte E. Wocel. Das erste Monatsheft enthielt unter andern von W. Nebesky eine historisch-kritische Untersuchung der im Wybor abgedruckten Fragmente einiger epischen Gedichte aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert, und einen Aufsatz: „die Anfänge der griechischen Philosophie," worin der Verfasser, Dr. Franz Cupr, vom Herbart'schen Standpunkt aus die Entwickelung der griechischen Philosophie bis zu Sokrates behandelt. Cupr macht damit einen Versuch, das System Herbarts in Böhmen einzuführen, doch verargt man es ihm, daß er in seiner sonst trefflichen Arbeit die Philosophie Hegels mit einem Witze abgefertigt zu haben wähnt. Paul Safarik gibt in seiner gewohnten genialen Weise eine Abhandlung von der Verwandlung der Gutturalen in Palatale und Zischlaute. Folgt eine Kritik über den Tyl'schen Roman »Posledni Cech« („der letzte Czeche") und über Siegfried Kappers Gedichte »Ceske listy« („Böhmische Blätter") von E. Wocel, welcher beide Werke als Zierden der czechischen belletristischen Literatur bezeichnet.

Am 1. März erlitt die czechische Literatur einen herben Verlust durch den plötzlichen Tod eines ihrer ersten Förderer, des Schriftstellers Prof. Jos. Chmela. Er war erst 54 Jahre alt und ein Mähre. Er verfaßte Erzählendes, Pädagogisches, Dramatisches, arbeitete seit 1818 an den vielen seither erschienenen Zeitschriften mit, gründete und redigirte den Almanach Dennice und war besonders glücklich in der Uebersetzung und Interpretation römischer Klassiker.

Von einer Dame, Bozena Nemcowa, erschien: »Bachorky a powesti narodni« („Mährchen und Volkssagen") und von Joseph Ehrenberger »Tatari na Morawe« („die Tartaren in Mähren") ein Unterhaltungsroman von jener bloß angenehm erzählenden Art, wovon unsere deutsche moderne Literatur oder vielmehr die Schränke der Leihbibliotheken so überfüllt sind.

Sehr gerühmt wird das bei Schmidt und Busch in Wien erschienene Werk: »Tesiloth Israël: Modlitby Israëliteuw«, eine Sammlung hebräischer religiöser Gesänge in treuer schwungvoller Uebersetzung von J. Jaroslaw Kalina, wozu Hr. Ignaz Schulhof hülfreiche Hand bot.

Der böhmische Bildhauer Emanuel Max in Rom hat das Modell zu einem Standbilde Gottfrieds von Bouillon vollendet und jetzt auch das Standbild des Böhmenherzogs Bretislaw modellirt. Beide werden in weißem cararrischen Marmor ausgeführt und sind für den Fürsten Camill Rohan bestimmt. Nach deren Ausführung wird der Künstler zur Modellirung der Statuen Zizka's und Georgs von Podiebrad schreiten.

Illyrien.

Dr. Gaj, der bekannte Redakteur der slaw. dalm. Zeitung, veranstaltet eine Auswahl alter illyrischer Dichter. Das erste Bändchen soll die Dichtungen des Hannibal Lucics enthalten, welcher in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts lebte.

Digitized by Google

Kurze Notizen.

Ungarn.

In Papa ſoll ein neues ungariſches Blatt unter dem Titel »Magyar Zysnagoga« (Ungariſche Synagoge) erſcheinen, welches, wie ſchon der Titel vermuthen läßt, die Vertretung der iſraelitiſchen Intereſſen ſich zu ſeiner Aufgabe machen will.

Die öſterreichiſchen Blätter für Literatur und Kunſt enthielten vor kurzem eine gründliche und intereſſante Beurtheilung über vier neuere ungariſche Romane: »A' Falu jegyzöje« (der Dorfnotar) von B. Joſeph Eötvös, »A' meghasonlott Kedély« (das zerriſſene Gemüth) von Kelſmenffy, »Akaram és hajlam« (Willenskraft und Neigung) von B. Nikolaus Joſika, und »Hazai rejtelmek« (vaterländiſche Myſterien) von Ludwig Kuthy.

In Preßburg bei J. Kaliwoda erſcheint eine „Jugendbibliothek" (Kedélyes olvasmány, az if-juusay számára), welche eine Auswahl der beſten Erzählungen des beliebten deutſchen Jugendſchriftſtellers G. Nieritz in fünf Bändchen enthält.

Die akademiſche Buchhandlung der HH. Eggenberger und Sohn in Peſth läßt auch in dieſem Jahre den „vaterländiſch-literariſchen Anzeiger" (honi iredalmi hirdeto) erſcheinen. Dieſer Anzeiger gewährt eine fortlaufende Ueberſicht über alle im Laufe des Jahres in Ungarn und Siebenbürgen erſchienenen literariſchen und artiſtiſchen Neuigkeiten und ſoll zur Grundlage eines Katalogs dienen, der bis dahin über die Erſcheinungen der ungariſchen Literatur noch fehlte. Dieſer literariſche Anzeiger erſcheint monatlich."

„Der Freund des Volkes", Prjatel ludu, heißt eine in ſlowakiſcher Sprache von Janko Kadavi in Ofen herausgegebene periodiſche Schrift, deren Tendenz Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe unter dem Volke iſt.

Der talentvolle ungariſche Maler Eduard Engerth, welcher bereits vor einem Jahre den erſten allerhöchſten Hofpreis und die goldene große Medaille vom Kaiſer erhielt, malt jetzt an einem Bilde, welches den König Ladislaus I. im Kampfe mit dem Kumanenfürſten Akus vorſtellt.

Türkei.

Hier und da zeigen ſich hier einzelne Spuren fortſchreitender Civiliſation. Unter andern beabſichtigt die Regierung die Herausgabe einer türkiſchen Sprachlehre und eines Wörterbuchs und hat dem Unterrichtsrath hierzu die entſprechenden Aufträge ertheilt.

Im Laufe des Jahrs 1847 ſoll ferner der erſte osmaniſche Hof- und Staatskalender erſcheinen, welcher die Namen aller Civil- und Militärbeamten nebſt verſchiedenen anderen ſtatiſtiſchen Beigaben enthalten wird.

Oſtindien.

Aus einer oſtindiſchen Correſpondenz der Allgemeinen Zeitung erfährt man, daß ſich die Kenntniß des Engliſchen unter den reichern Mohammedanern, namentlich den Hindus in Calcutta und andern großen Städten ſehr verbreite; man finde ſehr häufig ganz leidliche und regelmäßige poetiſche Nachahmungen der Gedanken Byrons und Scotts, welche von Hindus verfaßt ſeyen; auch werde das Engliſche in allen von der Regierung unterhaltenen Schulen gelehrt und gelernt, zum Theil ſchon, weil es zum Staatsdienſt führe. Die Geſellſchaft für Schulbücher (School book Society) in Calcutta drucke eine große Anzahl engliſcher Bücher und verkaufe ſie zu niedrigem Preiſe; aber auch dies genüge dem Bedürfniß nicht, ſo daß ein Schmied, welcher früher in der Miſſionsdruckerei in Serampur arbeitete, es unternommen habe, engliſche Bücher nachzudrucken und ſo über ganz Bengalen zu verbreiten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google